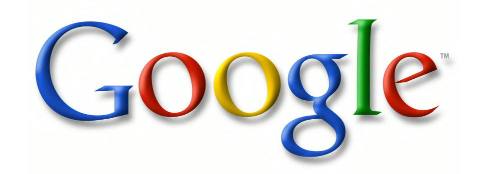




Franz Lanner, Benefiziat in Sal



Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und **G. Görres.**

Zehnter [illegible]

184[illegible]

In Comm[illegible] [illegible]rtistisch[illegible]



Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,

herausgegeben

von

G. Phillips und G. Görres.

Zehnter Band.

München, 1842.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

I.

Deutsche Briefe.

28. Mai 1842.

Wer sollte Ihnen nicht beipflichten, mein werther Freund, wenn Sie in Ihrem letzten Schreiben eine freimüthige, wahrhaft unpartheiische Critik des viel besprochenen Buches de la Prusse et de sa domination, vom katholischen Standpunkte aus, eines der dringendsten Bedürfnisse der Zeit nennen! — Da Sie aber auch den gedrückten Zustand unserer deutschen, katholischen Presse kennen, so sind Ihnen zugleich die Hindernisse gegenwärtig, auf welche ein solches Unternehmen nach allen Seiten hin stoßen müßte. Ich verkenne eben so wenig diese Schwierigkeiten der Aufgabe, die Sie stellen, will es jedoch, im Vertrauen auf Ihre Nachsicht, versuchen, in der Kürze meine Ansicht über jene merkwürdige Schrift zu entwickeln. Daß die deutsche Presse darüber bis jetzt noch durchaus gar nichts, was sich auf die Sache bezöge, zu Tage gefördert hat, mit alleiniger Ausnahme des despotisch-revolutionären, gegen Preußen schweifwedelnden, aber dennoch die wahren Interessen dieses Staates mehr als jede offene Opposition untergrabenden Gewäsches in der allgemeinen Zeitung, — dieß, mein Freund! ist zunächst kein erfreuliches Zeichen für unsre nationale, politische Bildung. Mit diesem Buche und der Bülow-Cummerow'schen Schrift beginnt, — was wir auch über den Inhalt beider denken mögen, — eine neue Aera der deutschen politischen Literatur. Deutschland und Europa waren schon längst des schaalen, doppelzüngigen

Lobsalms über Preußen mit seinen bannalen Phrasen, seinen Reticenzen, seinen arrièr-pensées herzlich satt und müde. Von jetzt an wird dieser Staat Gegenstand einer männlichen, freien Critik. — Ist aber die Discussion über die innern Angelegenheiten in Preußen selbst frei gegeben, dann wird auch die Scheu und Angst verschwinden müssen, welche in frühern Zeiten manche Staats- und Polizeimänner in Berlin ergriff, wenn im preßfreien Frankreich oder England, ein die Sache treffendes Urtheil den traditionellen Redensarten vom „deutschen Musterstaate“ keck ins Gesicht leuchtete; jene Sorgfalt wird aufhören müssen, welche an die Censur der verbündeten Länder die Anforderung stellen zu dürfen glaubte: daß jedes Attentat solcher Art vorsichtigerweise in der Geburt zu ersticken sey. Denn fortan wird Preußen, unter das gewöhnliche und landübliche Maaß der öffentlichen Meinung gestellt, das zu bestehen haben, was die Engländer a fair trial nennen. Daher war es wohl nur, haben überhaupt die Zeitungen Wahrheit berichtet, „ein Versehen in der Kanzlei“, wenn die im Eingange erwähnte, mißfällige, französische Critik in Berlin nicht etwa widerlegt, sondern kurzweg durch Confiscation „in der Lethe stillen Strom“ versenkt werden sollte, als welches Experiment noch dazu augenscheinlich mißlungen ist. — Der platte Communismus und Antichristianismus, der sich jetzt in manchen rheinischen und ostpreußischen Blättern als „preußischer Liberalismus“ hervorthun darf, wäre nur unter der Bedingung nicht gefährlich, daß auch die in entgegengesetzter Richtung excentrische Strömung frei passiren dürfte. Nur dann ließe sich hoffen, daß aus der Reibung widersprechender Kräfte die richtige Mitte hervorgehen könnte; nur dann wäre zu erwarten, daß die für Preußen nachtheiligen, irrigen Urtheile katholischer Schriftsteller auch von katholischer Seite her mit Erfolg berichtigt werden könnten. Im entgegengesetzten Falle wird ein großer Theil des Publikums jene Stimmen, die man mit machtloser Anstrengung zu unterdrücken sucht, unbesehen für Wahrheit nehmen. — Dann aber würde

die Milderung der Censur nicht nur nicht die gehofften Früchte tragen, sondern das alte Uebel bliebe, wie es war, und wäre höchstens durch die, neuerdings dem liberalen Extreme allein eingeräumte freie Rede etwas ärger geworden als zuvor.

Wie erfreulich es aber auch seyn möge, daß Preußen fortan Gegenstand einer ehrlichen Discussion geworden ist, so darf dennoch nicht, — und um so weniger! — vergessen werden, daß eben dieses Staates Volk und Regierung heilige Ansprüche auf unsre deutsche Bruderliebe hat, daß Mißbräuche und Irrthümer, die dort herrschen, zwar bekämpft werden dürfen, daß aber von einer geflissentlichen, princip-mäßigen Fehde, von einem ungerechten blinden Preußenhasse, unter Christen, geschweige denn unter den Gliedern der einen, großen deutschen Familie nicht die Rede seyn kann. Belächelt Europa die sprichwörtlich gewordene, ruhmredige Ueberhebung mancher brandenburgischen Politiker, so hat Preußen andrerseits ein gutes Recht zu fordern: Speak of me as I am. — Und im Geiste dieses Mottos müßte, meines Erachtens, heute von katholischer Seite dem Autor der Prusse ohne Haß und ohne Furcht, unpartheisch geantwortet werden. Ehe ich Ihnen jedoch in dieser Beziehung meine unvorgreiflichen Wünsche näher bezeichne, erlaube ich mir zuerst von einer Seite jenes Buches zu sprechen, die von noch allgemeinerem Interesse ist.

Wenn ich nämlich, abgesehen von Preußen und Deutschland, das tieferliegende, theoretische System dieser Schrift auf seinen kürzesten Ausdruck zu bringen suche, so stoße ich auf eine Vermischung großer, praktischer Wahrheiten, mit tiefgreifenden, höchst gefährlichen Irrthümern. Zu jenen rechne ich die Ueberzeugung: daß die Kirche ihrer Natur nach, nie und nirgends ein Bündniß mit dem Absolutismus schließen könne; daß wahre, politische Freiheit auch der Sache des christlichen Glaubens zu Gute komme; endlich: daß ohne die Kirche, die politische Freiheit, nach welcher sich Europa sehnt, ein unerreichbares Utopien sey. — In allen diesen Punkten kann

und muß, wie ich glaube, jeder Katholik, der seine Zeit begriffen hat, mit dem unbekannten Verfasser, aus ganzer Seele einverstanden seyn. — Für irrig und gefährlich erachte ich es dagegen: wenn derselbe in Hinsicht des Begriffes der Freiheit heute noch in einem Irrthume schwebt, der in Deutschland schon längst, mindestens von den Wenigen, aufgegeben ist, die in ihrer politischen Bildung mit der Geschichte fortgeschritten sind. Während die wahre Freiheit in der ungekränkten und ungeschmälerten Herrschaft über das eigene Recht besteht, sucht er dieselbe allein in dem Princip der Volkssouveränität, kraft dessen jede Gewalt und Obrigkeit auf Erden nichts seyn soll, als ein, ihr von allen im Lande lebenden Menschen übertragener, öffentlicher Dienst. Daß diese Lehre heute noch alles Ernstes und mit vollkommener Aufrichtigkeit, von einem katholischen Schriftsteller, als das alleinige Mittel des politischen Heils gepriesen werden kann, halte ich für ein betrübendes Zeichen einer, in den Grundelementen verwirrten, recht eigentlich außer sich gerathenen Zeit. Deshalb dürfte es die Pflicht aller, klar die Verhältnisse überblickenden, katholischen und deutschen Schriftsteller seyn, dieser großen Verwirrung der Begriffe alles Ernstes in Lehre und Schrift entgegen zu treten.

Das eben Gesagte ist schon häufig von den Schriftstellern der Haller'schen Schule mit so großer Ausführlichkeit entwickelt worden, daß es kaum begreiflich seyn würde, wie diese einfache, leicht faßliche Lehre noch immer von so Vielen ignorirt werden kann, wenn man nicht die Macht der Leidenschaften in Anschlag bringen müßte, welche, statt auf ruhige Gründe zu hören, sich an den Uebertreibungen der Gegner erhitzen, und einem Extreme nur durch das andere begegnen zu können glauben. Haben wir jedoch ein Recht uns über den Inconnu, der die Volksherrlichkeit predigt, zu verwundern, wenn ein ehemaliger Minister noch vor wenigen Jahren den Elbinger Kaufleuten ankündigte: des Unterthanen Gewissen gehe schlechthin in dem Befehle seines Landesherrn

auf; und: es sey frevelnder Fürwitz, sich auch nur ein sittliches Urtheil über dessen Regentenhandlungen zu erlauben? Auch in der Politik ruft ein Abgrund den anderen hervor! — Mit wahrer Betrübniß kann ich mich einer hieraus unmittelbar fließenden, naheliegenden Folgerung nicht entziehen. — Ist eine Zeit der Freiheit im praktischen Leben fähig, welche in der Theorie, nach so vielfacher Belehrung, die ihr durch die Geschichte des Tages geworden, noch immer dem Irrwische eines durchweg falschen Begriffes in der einen oder andern extremen Richtung nachläuft? Und darf man sich der Hoffnung hingeben, daß wir die Freiheit in unserm öffentlichen Leben erringen oder festhalten werden, wenn selbst geistreiche und scharfblickende Schriftsteller, sie, durch absolutistische Verkehrtheit erbittert, in so gänzlich verfehlter Richtung suchen!

Alle Formen des geselligen Lebens auf Erden lassen sich auf die beiden Grundtypen: der fürstlichen Herrschaft und der Republik (Gemeinwesen, Gesellschaft, Bündniß) zurückführen. In jedem von beiden Zuständen findet sich Macht und Befehl auf der einen, Unterordnung und Gehorsam auf der andern Seite. Dort steht die Regierung bei dem Oberhaupte einer herrschenden Familie, hier liegt sie in den Händen einer Corporation. — Nun weiß aber jeder einigermaaßen Unterrichtete, wie irrig es wäre, zu wähnen, daß alle im Staate lebenden Individuen zu dieser herrschenden Corporation gehörten, oder was dasselbe wäre, daß sie Antheil an der Souveränität hätten. Dieses Theilhaben an der herrschenden Genossenschaft setzt vielmehr, selbst in der ausgedehntesten Democratie, die Erfüllung vielfacher Bedingungen in Hinsicht des Alters, des Geschlechtes, des Vermögens, der Beschäftigung, der Zahlungsfähigkeit, des sittlichen Wandels, der häuslichen Selbstständigkeit, der Geburt im Inlande, oder wenigstens eines längern Aufenthalts im Lande voraus. Oft schließt auch die Farbe, häufiger noch die Nationalität von diesem activen Vollbürgerrechte aus. — Daraus folgt von selbst,

und die Erfahrung bestätigt es, daß die Democratie, wo sie nicht in wilde, anarchische Pöbelherrschaft umschlagen soll, in der Regel nur die Herrschaft aller mit Grund und Boden angesessenen oder sonst selbstständigen Hausväter seyn kann, die höchstens den zehnten Theil der Bevölkerung ausmachen. Alle übrigen im Lande lebenden Menschen, — Weiber, Kinder, Dienstboten, Fremde, Arme u. s. w. — sind Unterthanen dieser herrschenden Corporation; diese aber hat und besitzt ihre höchste, unabhängige Herrschaft (Souveränität) nicht aus Auftrag dieser ihrer Untergebenen; — sondern wie eine fürstliche Familie die ihrige, als eigenes, unabhängiges, ihr von Gott verliehenes Recht. — Zum tausendsten Male müssen wir es also wiederholen, und dürfen nicht müde werden es zu sagen: es gibt Einzelherrschaften, es gibt herrschende Corporationen oder Republiken (Collectivfürsten, wie Haller sie nennt), aber eine Volkssouveränität in dem Sinne: daß es in einem Lande bloß Herrschende und gar keine Gehorchenden gäbe, oder näher ausgedrückt: daß daselbst Niemand beherrscht würde, es sey denn er habe zuvor die Gewalt dazu an den ihn Beherrschenden übertragen, — eine solche Volkssouveränetät gibt es nicht, hat es nie gegeben, wird und kann es nie geben. —

Hoffentlich wird dieß auch der Unbekannte, der über Preußen schrieb, nicht behaupten wollen. — Im Gegentheil scheint er, nach manchen Stellen seines Buches, selbst monarchische Formen nicht ausschließen, und nur das Princip festhalten zu wollen: daß jede Obrigkeit sich als Verwalterin, als verantwortliche Dienerin des „Gemeinwesens" betrachten, nur aus diesem Titel ihr Recht herleiten dürfe. — Begreiflicherweise wäre hiernach also das democratisch organisirte „Volk" der wahre Souverain, der Fürst erster Beamter. — Die weitere sich von selbst ergebende Folgerung liegt so nahe, daß ich mich fast der Mühe überheben kann, sie auszusprechen: es gibt nach jenem Systeme nur zwei Hauptformen der Verfassung, die reine und die, unter irgend einer

andern Hülle verschleierte, noch nicht zum Durchbruche gekommene Republik. — Die Stellung aber, welche diese Ansicht zur historisch gegebenen Monarchie aller Zeiten und Völker, insbesondere den christlich=germanischen nehmen muß, ergibt sich von selbst. — Zwischen ihr und dem geschichtlichen Staatsrechte und Leben aller modernen Staaten, bis zu der Zeit, wo die Revolution in deren Leben griff, besteht mithin (um dieß vorläufig zu bemerken) ein unversöhnlicher Gegensatz.

Ein theoretischer Streit gegen das eben entwickelte System unseres französischen Autors würde uns zu weit und in Regionen führen, die dem größern Publikum ferner liegen; ich meine die, der Theorie des Staats, und der Frage über das Fundament alles Gehorsams und aller gesellschaftlichen Ordnung auf Erden. — Haller und nach ihm Jarcke haben ausführlich von diesem Punkte gehandelt; — wer es nöthig hat, möge sich bei diesen Raths erholen. Ich will mich hier bloß an die einfachste, rein praktische Seite der Sache halten. — Wer ist, nach dem Systeme des fürstlichen Staatsrechts, Herr im Lande? Antwort: der Landesfürst, der seine Räthe hört und seine Gewalt seinen Dienern zur Ausführung seiner Befehle überträgt. Wer ist Herr in dem Systeme der Volkssouveränetät, sey diese nun zur reinen Democratie gediehen, oder noch auf einer weniger ausgebildeten Entwickelungsstufe stehen geblieben? Antwort: die Majorität der souveränen Volkscorporation, gleichviel ob der gewählten Volksvertreter, oder der wählenden Bürger. Diese Majorität befiehlt und herrscht über die Minorität, der Sache nach eben so und, wie manche behaupten, noch unumschränkter wie der unumschränkteste Fürst über seine Unterthanen. — Darauf käme es also eigentlich und wesentlich an, nachzuweisen: daß die Majoritäten immer und in allen Fällen geneigter seyen, der von einer Minorität verfochtenen, katholischen Sache ihr Recht widerfahren zu lassen, als die Fürsten mit ihren Räthen und Dienern. Denn in der Achtung, die der Herr=

schende vor dem Rechte des Beherrschten hat, liegt die Freiheit. Einen solchen Nachweis hat aber der Inconnu nicht geliefert, und jeder Versuch dieser Art, wäre Angesichts dessen, was die Majoritäten in neuerer Zeit, von der ersten Nationalversammlung an bis auf die jüngsten Entscheidungen der würtembergischen zweiten Kammer und der spanischen Cortes der Kirche zu Leide gethan, eine wahrhaft lächerliche Versündigung an der Wahrheit.

Meint unser Autor, daß eine, die Sache der Freiheit richtig verstehende, von gutem Willen beseelte, die Gerechtigkeit liebende und suchende Democratie sich nie an dem heiligen Rechte der Kirche vergreifen werde, — so theile ich diese Ansicht vollkommen. — Allein jeder ruhig Ueberlegende wird zugeben, daß wenn ein Fürst die Monarchie und ihr wahres Interesse richtig versteht, wenn er und seine Räthe und Diener von gutem Willen beseelt, und außerdem beflissen sind Gerechtigkeit zu handhaben, nach ihrem besten Vermögen, — die Kirche von ihnen eben so wenig zu befahren habe. — Die Sache steht in beiden Fällen gleich; es kömmt darauf an, daß jene, welchen die Gewalt gegeben ist, Gott vor Augen und im Herzen haben. Wo diese Bedingung fehlt, wird die Sache Gottes auf Erden immer und unter jeder Form der Verfassung Verfolgung und Drangsal leiden.

Einen Einwand könnte der Inconnu diesem Argumente entgegen setzen, dem ich nicht widersprechen kann. In einem Lande wo öffentliche, ständische Verhandlungen vorkommen, und wo die Presse gesetzlich gesicherte Freiheit genießt, sind heimliche Gewaltthaten unmöglich. Die katholische Sache muß, selbst wenn sie in der Minorität bleibt, wenigstens gehört werden, und wenn sie sich unterdrückt sieht, kann sie laute Klage vor der Mit- und Nachwelt erheben, während stummer Beamten-Despotismus die beredetsten Bittschriften ungelesen in den Registraturen vermodern läßt. Die katholische Sache kann hier einen Schutzherrn anrufen, dem auch

der abgehärtetste Absolutismus früher oder später Rede stehen muß und der, wenn nicht gleich, so doch im Laufe der Zeit der Sache des Rechts und der Freiheit den Sieg verschaffen wird: die öffentliche Meinung. — Allein hieraus folgt bloß: daß ständische Verhandlungen und gesetzlich festgestellte Freiheit der Presse, in unserer Zeit, Schutzmittel der katholischen Gewissensfreiheit, wie der rechtlichen Freiheit überhaupt sind. Beide sind jedoch füglich ohne das System der Volkssouveränetät mit seinem sonstigen Gefolge denkbar, und alle Völker germanischer Abkunft haben ständisches Wesen gekannt, so weit unsere Geschichte reicht, anderthalbtausend Jahre vor dem Sturme auf die Bastille, ohne daß sie zur Fahne der Democratie geschworen oder ihr politisches Heil auf Rousseau's und Montesquieu's Theorien gestützt hätten. Diese naheliegenden Schutzmittel zu ihren Gunsten anzurufen, wenn sie deren bedürfen, kann also auch in unserer Zeit den deutschen Katholiken nicht verwehrt werden, und kein Billigdenkender wird es ihnen verargen, wenn sie insbesondere fordern: sich derselben Presse zu ihrer Vertheidigung bedienen zu dürfen, welche täglich ungehindert Haß und Gift gegen ihre heiligsten Interessen speit. — Aber sie würden thöricht und frevelhaft handeln, wenn sie sich systematisch einem erweislich falschen „P r i n c i p und dem ganzen Gefolge seiner gefährlichen Consequenzen in wahnsinnigem Vertrauen blindlings in die Arme würfen.

Der Fundamentalirrthum des Inconnu liegt also nicht darin, daß er den Staatsabsolutismus für den gefährlichsten Feind der Kirche, sondern darin, daß er die Lehre und Praxis der Volkssouveränität für eine Waffe gegen das Princip des Absolutismus hält, und demgemäß die Katholiken auffordert, Schutz und Hülfe an Orten und Enden zu suchen, wo weder Schutz noch Hülfe zu finden ist. Unser Autor will nicht, wie manche seiner pseudolegitimistischen Landsleute, die Kirche zu einem Mittel für die Zwecke der Politik, sondern er will umgekehrt, eine falsche, verderbliche und kurzsichtige

Politik zum Mittel für die Zwecke der Kirche machen; eine Procedur, wodurch er gerade dem Staatsabsolutismus in die Hand arbeitet. Der Staatsabsolutismus in kirchlichen Dingen beruht aber auf dem atheistischen Princip: daß die Kirche auch in geistlichen Angelegenheiten der, nicht auf das Recht, sondern lediglich durch Rücksichten auf das sogenannte Staatswohl bedingten Willkühr und Gewalt des weltlichen Armes unterworfen sey, und diesem gegenüber keine Selbstständigkeit und keine Freiheit in Anspruch zu nehmen habe. Leider ist nicht zu läugnen, daß diese Lehre und Uebung auch heute noch in monarchisch regierten Staaten gangbar ist. — Aber schwerlich ist sie irgendwo ungescheuter und frecher ausgesprochen, und schonungsloser und consequenter in Vollzug gesetzt, als in dem volkssouveränen, erzdemocratischen Canton Aargau. Daß die katholischen Unterthanen monarchischer Staaten, in denen febronianische Gesetze gelten, gewinnen würden, wenn sie statt ihrer Fürsten und Minister einem großen Rathe unterworfen wären, der sich auf „Badener Artikel“ stützte, — will mir aber schlechterdings nicht einleuchten. Auch ist nicht der leiseste Grund zu der Hoffnung vorhanden, daß eine volkssouveräne, despotische Democratie sich eher und leichter bekehren werde, wie eine absolutistische Monarchie. — Der Verfasser der Prusse verkennt die Species der Krankheit, und vergreift sich deshalb in der Medicin! Mir scheint, daß auch in der Frage über die rechtliche Freiheit der katholischen Kirche die einfache Regel festzuhalten sey: daß jeglichem Tage seine Bosheit genügt, und hier, wie überall in der Politik, soll sich der Mensch darauf beschränken: für gegenwärtige Uebelstände die entsprechenden Heilmittel aufzufinden; aber er soll nicht wollen das Gras wachsen hören, und nicht Berechnungen anstellen, die, über alle vorliegenden, thatsächlichen Voraussetzungen hinausgehend, sich in dem phantastischen Ausklügeln entfernter Möglichkeiten verlaufen.

Ein Beispiel möge das eben Gesagte in seiner Anwendung auf das Buch de la Prusse et de sa domination er-

läutern. S. 302 in der Note heißt es: Um die Wahrheit zu sagen, müsse man gestehen, daß die Rheinprovinzen die Errichtung allgemeiner Repräsentativstände für ganz Preußen auch „ein wenig“ zu fürchten hätten. Die Protestanten und die Altpreußen würden die Majorität in den Kammern haben, und den Rheinländern weder ihre Katholicität, noch ihre Gesetzgebung verzeihen. Die Constitution, sey es, daß sie aus der Berathung einer Versammlung hervorginge, deren Majorität aus altpreußischen Liberalen bestände, sey es, daß sie vom Könige frei octroyirt würde, möchte schwerlich den Rheinländern größere politische Freiheit bewilligen als die, welche sie schon gegenwärtig besitzen. Und diese würden sie durch den Verlust ihrer Gesetze und ihres gerichtlichen Verfahrens, vielleicht auch durch noch größere Beschränkung ihrer religiösen Freiheit erkaufen müssen. Die Rheinländer fürchten also, daß der Unterdrückung von Seiten des Königs (l'oppression royale) die parlamentarische Unterdrückung folgen werde, „und sie fürchten die letztere desto mehr, als diese wagen würde zu thun, wovon die erstere nur zu träumen wagt“. — Alle diese Besorgnisse, deren Erörterung und Prüfung für unsern Zweck überflüssig ist, bestreitet der Verfasser nicht etwa, sondern gibt sie ausdrücklich als wohlbegründet zu: „ich erkenne es an, die Rheinprovinz würde das Irland Preußens werden“. — Und nun, die Schlußfolge: „ich bedaure aber die Opposition der Rheinländer gegen die Errichtung von Generalständen, weil ich glaube, daß dieser Widerspruch ihren wahren Interessen schädlich ist“. — Ihr Martyrium, meint er, würde nicht, wie das dieses unglücklichen, heldenmüthigen Volkes drei Jahrhunderte dauern; ihre Unterdrückung werde nur vorübergehend seyn; es sey zwar möglich, eine zeitlang ein gutes Princip zu mißbrauchen, um daraus unglückliche Consequenzen zu ziehen, aber es habe in sich eine Kraft, welche dasselbe immer auf seine wahre Linie zurückführt, und jeden Widerstand bricht, der sich der Entwickelung seiner natürlichen Consequenzen entgegensetzt. Nun

sey aber das parlamentarische Princip ein Princip der Freiheit, und könne nicht lange dem Despotismus dienen. So möchten also die Rheinländer nur den kurzen Schmerz verbeißen, und sich kühn der Hoffnung auf die zukünftige Herrlichkeit der preußischen Generalstaaten hingeben!

Sie werden, mein verehrter Freund, mir zugeben, der Glaube an eine politische Doctrin kann schwerlich weiter getrieben werden. Denn einem solchen Ansinnen liegt nicht mehr eine gewöhnliche politische Ueberzeugung, es liegt ihr ein wirklich religiöser Glaube, und eine fast übernatürliche Hoffnung zum Grunde. Nun hat aber Christus der Herr den Gliedern seiner Kirche zwar geboten auf die unüberwindliche Kraft der katholischen Wahrheit und des Geistes zu rechnen, der da lebendig macht; — ich habe aber nie gehört oder gelesen, daß dieser religiöse und kirchliche Glaube sich bis auf das „parlamentarische Princip“ erstrecken dürfe, noch auch, daß der Blutzeugenschaft für das Repräsentativsystem die Krone des Lebens versprochen sey. — Im Gegentheil: dieß ist eine rein weltliche Sache, die in einem Falle der Kirche dienen und zu Gute kommen kann, im Andern nicht. Wo der Katholik nach menschlicher Voraussicht, von einer politischen Maaßregel Unheil und Verderben für die Kirche, und Unterdrückung und Gewalt für seinen Glauben voraussieht, darf er diese Maaßregel eben nicht herbeiwünschen, noch weniger aber durch seine eigene That sie ins Leben rufen. — Wenn also unser Verfasser wirklich Recht hat, wenn die eine und allgemeine Repräsentativconstitution für ganz Preußen wirklich die Folgen haben würde, die er voraus sieht, (eine Frage, die ich nicht aufwerfe, geschweige denn beantworte! —) so würde jeder katholische Rheinländer, der unter solchen Umständen durch seine freie, ungenöthigte Thätigkeit auf die Herbeiführung dieses Zustandes der Verfolgung hinarbeitete, — und sich dabei mit der windigen Hoffnung tröstete: das Uebermaaß der Unterdrückung werde bald in die Freiheit umschlagen, und die Verfolgung werde schwerlich wie in Irland drei Jahrhun-

derte anhalten, — jeder Katholik, sage ich, der also dächte und handelte, würde sich einer schweren Sünde schuldig machen. Er würde die Verantwortung für alle jene Seelen auf sich nehmen, die in eben dieser Verfolgung zu Grunde gingen, welche er aus theoretischer Vorliebe für ein politisches System wissentlich hätte herbeiführen helfen, und aller Sünden der Feinde der Kirche, machte er sich theilhaft, die während der Dauer dieser Uebergangsperiode gegen die Kirche und ihre Glieder begangen würden. Der Katholik soll eben nicht calculiren, wie es der Verfasser der Prusse von den Rheinländern verlangt; für diese Behauptung berufe ich mich auf das Urtheil jedes, von der Kirche anerkannten Moralisten, jedes Beichtvaters, der sich im Leben und in der Wissenschaf der Autorität des heil. Stuhles unterwirft. — Wenn aber gar die Rheinlande bereits eine, wenn auch unvollkommene provinzial-ständische Verfassung haben; wenn auf diesen Versammlungen die Stimme der katholischen Unterthanen wenigstens sich hörbar machen kann, wenn es der Plan des Königs ist, die Befugnisse der Provinzialstände zu erweitern, wenn die Lösung der Fesseln der Presse, — und folglich auch der katholischen, — theils schon begonnen hat, theils mit Grund baldigst zu erwarten ist; — dann wäre es heller Wahnsinn mit der Aussicht auf ein irländisches Helotenthum der Rheinländer hartnäckig auf allgemeine Stände für die ganze Monarchie zu bestehen, bloß damit die allein wahre Theorie vom volkssouveränen Repräsentativstaat auf Erden verwirklicht werde, und das Heil der parlamentarischen Majoritäten auch zu uns komme!

So gewiß jedoch meines Erachtens alles eben Gesagte auch seyn mag, so will ich dennoch auf der andern Seite nicht in Abrede stellen, daß möglicherweise die Thatsachen, welche im dunkeln Schooße der Zukunft liegen, die eben entwickelte Auffassung der Verhältnisse auf das entschiedenste widerlegen können. Die Strömung unserer Zeit geht unverkennbar gegen das Princip der, auf eigenem Rechte beruhenden

fürstlichen Herrschaft. Das europäische Staatsthum neigt zu einer Entwickelung im Geiste des Systemes der corporativen genossenschaftlichen Verfassung, welches der Inconnu vertritt. Daher, und weil die Wege Gottes bekanntlich nicht unsere Wege sind, kann es geschehen: daß auch in Preußen der Repräsentativstaat sich verwirklicht, daß eine Majorität allgemeiner Stände früher oder später auch das Schicksal der Rheinprovinz entscheidet. Es kann geschehen, daß gerade dieser Weg auf Uebergangsstufen, die kein menschlicher Verstand vorauszusehen vermag, zur Freiheit der Kirche führt. — Dann freilich wird die Aufgabe der Katholiken in Preußen eine andere seyn, als die oben bezeichnete. — Aber es handelt sich heute nicht darum zu ermitteln, was unter andern Voraussetzungen geschehen könnte und sollte, — sondern um den Gang, den die katholischen Unterthanen Preußens und der preußischen Rheinlande insbesondere nach sorgfältiger und gewissenhafter Erwägung ihrer wirklichen dermaligen Lage, ihrer wahrscheinlichen Aussichten, ihrer Pflichten und ihrer Rechte, und ihrer Interessen, so wie der der Kirche, in ihren Wünschen und thätigen Bestrebungen dermalen zu nehmen haben. — Dabei versteht sich der einfache Vorbehalt von selbst: daß dieser Gang sich mit den, von aussen her gegebenen Verhältnissen ändern wird und ändern muß. Nur dagegen mußte in dem Obigen protestirt werden, daß eben jene katholische Bevölkerung in Preußen sich aus freier Lust des Herzens in das gebrechliche Fahrzeug des vermeintlich liberalen, auf der Volkssouveränität beruhenden Systems einschiffen und aus eigener Wahl alle Folgerungen aus demselben über sich nehmen solle, wie es der Inconnu verlangt. — Handeln wir heute, wie wir nach Gottes Gebot, nach unserm Gewissen und nach unserm Interesse handeln müssen, und überlassen wir Gott die Sorge für den morgenden Tag, zumal in einer Zeit und einem Lande wo Niemand weiß, was der nächste Morgen bringen wird.

Ich habe in dem bisher Entwickelten den Grundfehler

des Systems bezeichnet, von welchem der Verfasser der Prusse ausgeht. Er glaubt nicht mehr an die Erlösung, welche die Legitimität, wie sie heute verstanden wird, der Kirche bringen könnte, aber er erwartet von der Volkssouveränetät das tausendjährige Reich. Ich bin dagegen der Meinung, daß die Verfechter der Kirche, in unserer Zeit mehr als jemals! ihre Hoffnung weder auf das eine noch auf das andere System, sondern allein auf den Herrn ihren Gott, und auf die stets siegreiche Kraft der Wahrheit setzend, sich nach jeder von beiden Seiten vor falschen Allianzen hüten sollen. Aus dem falschen Vordersatze des Verfassers der Prusse fließen aber eine Reihe der bedenklichsten Irrthümer und Mißgriffe in der Beurtheilung der deutschen und preußischen Verhältnisse, — von denen ich Sie ein andres Mal zu unterhalten mir vorsetze.

II.

Das Lutherthum der Stadt Hildesheim.

(Aus einem alten Manuscript.)

Bericht, wie und was Gestalt die Stadt Hildesheim bei Einführung des Lutherthums die katholischen Stiftsklöster und Pfarrkirchen occupirt, theils spoliirt, und was sie weiter dabei verübt haben, oder sonst dabei sich zugetragen hat.

(Schluß.)

Den 14. August 1546 hat schließlich der Rath alle noch versteckt gebliebenen guldenen und silbernen Ornamenta und Kleynodien weggeholt. (Hat sich belaufen auf 117 Mark und 8 Loth Silber.) Den kostbaren silbernen und übergoldeten Sarg Sti. Bernwardi ließ der Rath herfürtragen, welcher damals zerbrochen, die Reliquien auf den hohen Altar gelegt, die an dem Sarge befindlichen Edelsteine, nebst Gold und Silber übrigens nach dem Rathhause gebracht wurden.

Unter und nach diesen begangenen Spoliis und Sacrilegiis sind den

Aebten und Conventualen des Klosters S. Michaelis ferner allerhand Turbationen und Thätlichkeiten zugefügt, inmaßen dann die von dem Rath zu der Kloster Kirche verordneten Provisores, welche Sie Diaconos oder Kastenherren nennen, in die S. Michaeles 1543 den Chor occupirt, darauf zum erstenmale angefangen, mit ihren Schülern zu singen, und dem Priori nebst Conventualen geboten, auf den Chor zu kommen, ihren Schülern helfen zu singen, auch ihren Predigten beyzuwohnen; oder sie wollten ein solches Spiel mit ihnen anfangen, daß das ganze Land Sachsen davon zu sagen wissen sollte. In eben demselben Jahre sind drei Prädicanten nebst zwanzig Personen aus dem Rathe und der Gemeinde ins Kloster gekommen, welche dem Abte und Convent ihre Meinung abgefordert, ob Sie nicht die neue Religion annehmen, und den habitum religiosum, welchen Sie ein betrieglich teuflisches Kleyd genannt, ausziehen, ihre neue Kirchen Satzung acceptiren, und den Rath als ihren Oberherrn erkennen wollten? Als nun Abbas und Convent sich dessen constanter unanimiter geweigert, sind ihnen auf ein ganzes Jahr die Straßen, Mühlen, Weyde für ihr Vieh, der Markt nebst Wasser aus städtischen Brunnen zu schöpfen, verboten. Es hat auch der Rath von den Intraden nichts in das Kloster einzuführen gestattet, hat man also daselbst das Korn auf Senf-Mühlen mahlen, das Regenwasser (weil das Kloster mit einem tüchtigen Brunnen nicht versehen) zum Bierbrauen sammeln, und folglich eine geraume Zeit im großen Betruck, Kummer und Elend leben müßen.

Dero Zeit ward der Procurator Monasterii, Pater Theodorus, um deßwillen, weil er der Prädicanten Fürbringen etwas scharf widersprochen, sagend: „daß ihr Schelten und Schmähen auf den Kayser, Pabst, Churfürsten und ihren Hrn. Bischof, item das Lästern auf die heilige Messe ꝛc. keine Evangelia wären; auf das Rathhaus gefordert, schmählich abgemacht, ihme die Schlüssel genommen, und der Stadt auf zehn Meile Weges verwiesen; auch sogleich durch die Stadtknechte aus dem Thore gebracht. Mit des Procurators Schlüssel versehen, sind Sie bald darauf ins Kloster gekommen, vermeinende, große Schätze zu finden, als Sie aber nach Oefnung der Behältnisse nicht mehr als zehn Floren gefunden, haben Sie diese nebst Schlüssel im Kloster gelassen.

Im Jahre 1544 die Conversionis S. Pauli hat der Rath abermals durch Deputirte befehlen lassen: habitum religiosum abzulegen, auch ihnen ihre Kirchen Ordnungen für Sechs Floren aufdringen wollen, als jedoch der Abt selben zu bezalen Sich geweigert, hat der Rath bey den Inquilinen der Klosterhäuser diese Gelder heben laßen.

Anno 1546 feria 6ta post reminiscere ließ der Rath dem Convente anzeigen, daß das Kloster 200 fl. zur Unterhaltung eines Superintendenten contribuiren solle. Diese Summe ward bis auf 189 fl. ermäßigt, welche in gewissen Terminen mit dem ihnen gleichfalls aufgebürdeten Organisten-Gehalte erlegt werden mußte.

In die ascensionis Domini desselben Jahres haben die vermeinten Diakone oder Kastenherrn von der Conventualen Baumgarten 25 Fuß lang und breit genommen, und dem Prädicantenhause, so ebenmäßig dem Kloster zuständig, zugeeignet.

Nachmals in den letztern Jahren (1620) ließ der Rath vor dem Kirchhof, wo das Gericht nebst dem Jahrmarkt vormals gehalten, voller Tann- und Bauholz fahren, ohngeachtet dagegen protestirt wurde. Als die Kaiserliche Armee (1625) in diese Lande gekommen, wurden 1150 Obst- und andere Bäume auf des Klosters Hopfen- und Wein-Garten auf Befehl des Raths weggehauen; unter dem Schein, daß dieselben der Vestung hinderlich seyen.

Das Dominikaner-Kloster, im Brühle belegen, wurde bald nach Beginn der Religions-Veränderung occupirt, die Kirche St. Pauli genannt, und die St. Nicolai Kirche zur Pfarrkirche gemacht. Nachdem alle Kleinodien und Utensilien dieser Klosterkirche inventirt waren, ließ man sie auf das Rathhaus führen, übrigens denen Klostergeistlichen (1544) solche Bedrängnisse wiederfahren, daß Sie wegen Einziehung ihrer Einkünfte das Kloster verlassen mußten. Die geraubten Kelche, Monstranzen, Silberne Bilder ꝛc. wurden zu 800 fl. tarirt, und zu restituiren versprochen, wann Ihro kayserliche Majestät und die Reichsstände verordnet, daß die Kloster-Personen in vorigen Stand und Würden gesetzt würden, welches doch in Aeternum nit geschehen könnte. Auch hat der Rath einen messingenen herrlichen Leuchter mit vielen Röhren, so zu der Zeit 100 fl. gekostet, zerbrechen lassen unter dem Fürwande, daß daraus eine Tauf gemacht werden soll.

Anstatt destruirter St. Johannis Kirche, ward der Franziskaner oder Barrfüßer Kloster nebst der dazu gehörigen St. Martini-Kirche hinter dem Thumbhof belegen mit allen Pertinenzien ebenfalls eingezogen, und daraus eine Pfarrkirche gemacht.

Als die Werbung, welche wie bei den Dominikaner Geistlichen, fruchtlos versucht worden, hat der Rath am 4. November 1544 folgende Sachen durch seine Abgeordneten wegnehmen lassen.

1) 16 vergüldete Kelche nebst Patenne.

2) 11 Silberne,

3) 1 große Monstranz mit Glöcklein.
4) 1 großes Silbernes vergüldetes Kreutz.
5) 1 Silbernes Viaticum mit silberner Büchse.
6) 3 Silberne Kreutze mit Füßen.
7) 2 silb. Pacificalia.
8) 1 Silb. Marienbild 4 Fuß lang.
9) 5 silberne Arme.
10) Reliquie der S. Elisabeth vergüldet.
11) 1 Silbernes Rauchfaß.
12) 2 silberne Ampulen.
13) 1 silberne Roste S. Laurentii vergüldet.
14) 1 groß Pacifical an der besten Chorkappe.
15) 17 silberne Helme von Caseln und Röcken.
16) alle Spangen von den Caseln.
17) Das Geschmeide von u. lieben Frawen, der Jungfrau Catharinä und Mutter Annä.
18) 17 paar messingene Leuchter.
19) 11 größere Leuchter.

Außerdem sind noch zehn Altäre weggenommen, desgleichen ein wohlgebautes Grab Fratris Conradi, den man Beatum gehalten, destruirt, auch das Kupfer und Bley von dem Thurm, nebst einem kleinen Glöcklein fortgeführt.

Als wegen dieser erlittenen Trangsalen und Mangel der Subsistenz die Kloster und Ordensgeistlichen das Kloster verlaßen müßen, hat der Rath solches in seiner Gewalt behalten, und an alte und junge Weibspersonen zu bewohnen eingethan.

Mit dem Carthäuser Kloster hat der Rath eben so procedirt, wie mit dem Kloster Regularium zur Sülte vor Hildesheim belegen. Nehmlich anfänglich den Gottesdienst verboten, und gleich darauf Priorem et Conventuales genöthigt, daß Sie 2270 Goldfl., welche zum Bedarf der Armen bey dem Kloster fondirt, auf das Rathhaus in ein Kästlein verschlossen, liefern, die Schlüssel dazu dahin bringen, und die Gelder ausfolgen laßen müßen.

In die S. Augustini d. J. 1545 sind des Raths Abgeordnete abermals ins Kloster gekommen, und haben ein verborgen Gemach, über die Liberey, wie auch alle des Klosters Kasten mit Gewalt aufgeschlagen, briefliche Urkunden, Kelche, Monstranzen, viel Kreutze mit sich aufs Rathhaus genommen, und dem Kloster eine Monstranz, 1 Silbernes Weyrauchfaß, 4 Kelche nebst 2 silbernen Ampulen hinterlaßen.

In vigilia S. Michaelis hinterher aber auch vorhin genannte Stücke weggeholt, etliche des Klosters Register mitgenommen, ferner alle Conventuales vor sich hin auf das Refectorium getrieben, und daselbsten fünf Tage und fünf Nächte durch dreyßig Bürgern verwahren laßen, so daß Sie endlich mit Gewalt gezwungen worden, eine Lade, so am andern Orth in Verwahr gesezt, und darin noch etliche Geld-Briefe, eilf Copional Bücher und Kloster Register mit vielen Briefen und Heimlichkeiten verschlossen gewesen, liefern, und von sich geben müßen, welches alles ebenmäßig auf das Rathhaus gebracht worden.

Folgendes hat der Rath dem Priori und Convente geboten: habitum religionis abzulegen, und nach ihrer Ordination hiefürter zu leben, als sich aber der Prior dessen geweigert und solches nicht nachgeben wollen, so hat derselbe bei Sonnenschein weichen, und das Kloster räumen müssen, worauf der Rath angeordnet, daß die Prädicanten wöchentlich in dem Kloster predigen müssen, und die Ordenspersonen solchen Predigen beyzuwohnen genötigt. Endlich, und zwar den 2. August d. Jahres 1546 hat der Rath dieses Kloster, außer dem Branhause und andere klösterliche Gebäude in Grund brechen, demoliren und devastiren lassen. Nach Verlauf etzlicher Jahren darnach sind einige Gebaw neben der Kirchen, doch alles von Holzwende wieder auferbauet, und das Kloster in ziehmlichen Stand gebracht, über Anno 1626 bey Belagerung des Hauses Steurwald, nachdem der Rath dem Kloster ohne alle Ursach plötzlich, doch unter dem Schein aufgesagt, daß er das Kloster vor den Dennemarkschen Völkern nicht defendiren können, seynd die Dennemarkschen Soldaten und sonstiges Gesinde häufig ins Kloster eingefallen, haben Kirchen und Gebaw Spoliirt, zerrissen, zerschlagen, und in Grund verderbt. Nach etwas gestillter Unruhe seynd gleichwohl die Religiosi wieder ins Kloster gegangen, behalfen Sich, wie sie konnten, nachdem Sie angefangen, die alten Schäden so viel wie möglich ausbessern zu lassen.

Das Jungfrauen Kloster S. Mariä Magdalenä anlangend hat zwar der Rath diesem Kloster nichts thätliches außer dem Verbote des Gottesdienstes fürgenommen; nachdem derselbe jedoch einsmals einen üppigen ärgerlichen Tanz gewaltsam darin verrichtet, so hat jener Rath doch später practiciret das Kloster unter seine Gewalt zu bringen, und zu diesem Ende Ostern 1545 einige Mitglieder des Raths nebst Secretario Joanne Brauns in das Kloster abgefertigt, welchen aufgegeben den Klosterjungfrawen anzuzeigen, daß Sie das Kloster dem Rath übergeben, und an diejenigen, welche in die Ehe

treten würden, eine Mitgift, denen andern aber Leibgedings-Renten vermacht werden sollten. Als nun der berührte Abgeordnete dem sämmtlichen Klosterpersonale dieses für zu tragen begehrt, und sich hiemit nicht hat abweisen lassen wollen; ist endlich die Priorißa mit ihren Klosterjungfrawen vor der Kirche auf dem Kirchhof gekommen, und hat den Delegaten unerschrocken angeredet mit den Worten: „Venistis pacifice"? worauf der Secretarius ganz verstummet, und obwoll er sonst herzhaft und beredt gewesen, kein Wort herfür bringen können. Weil nun der Abgeordnete einer den andern mit Verwunderung angesehen, wie Secretario, daß er kein Wort machen könne geschehen seyn mögte, so ist die Priorißa mit ihren Klosterjungfrawen ins Kloster gegangen; der Secretarius hat aber nachher gestanden: es wäre ihm sein Lebtag nicht so angst gewesen, als damals, und gebeten, man möge ihn künftig mit dergleichen Commissionen verschonen.

Ist also dieses Kloster ferner unangetastet verblieben.

Ebenfalls den Canonicis und Stiftsherrn der Collegiat und Stiftskirche St. Crucis wurde initu mutato religionis von dem Stadtrathe befolen, ihren Gottesdienst clausis januis zu verrichten, im Jahre 1544 die Kirche indeß verschlossen. Später im J. 1547 wurden darin durch Dr. Justum Jonam die Epistolä Pauli profitirt, und den Geistlichen angedeutet, diese Lectiones zu frequentiren; nachdem jedoch die neunte Lection zu Ende gegangen, und der besagte Doctor und Professor heimlich nach Wittenberg zurückgekehrt, ward die Kirche i. J. 1548 auf kaiserlichem Befehl dem Capitulo zurückgegeben.

Nachdem die Kirchen Schätze vorher an einen sichern Ort gebracht, so hat der Rath davon nichts bekommen.

Die Collegiat und Pfarrkirche St. Joannis war ehedem vor der Stadt auf dem so genannten Damme belegen, und ist ein festes, mit Thurm und schönen Porticibus geziertes Gebäude gewesen. Ueber beide Kirchthore (das Paradies genannt) befanden sich Wohnungen für zwei Priester.

Im Jahre 1547 am Oster Abende hat der Rath, nachdem die Kirche durch die Rathsdeputirte spoliirt, auch unter andern ein guldenes, herrlich gearbeitetes Kreuz, nebst sechs stattlichen Glocken abgeführet worden, befohlen, diese Kirche abzubrechen, welches dann auch nebst der Demolirung der Wohnungen sämmtlicher Canonicorum, deren achte gewesen, ferner sieben Höfen nebst der Pfarrherrn behausung dergestalt ins Werk gerichtet, daß, weilen an dem Orte damals ein neuer

Wall- und Wassergraben angefertiget, davon keine Vestigia mehr übrig geblieben sind. Letzlich hat der Rath dem Stifte einen Garten vor dem Hagenthore, nebst acht Gärten vor dem Dammthore belegen, und etliche Morgen Landes zwischen Ochtersum und Lütkenrode belegen, entzogen.

Das Kloster der *fratrum Hieronymi* der Congregation, oder unserer lieben Frawen Leuchte Hof anlangend, so hat zwar der Rath dieses Kloster, so im Brühle, dem Dominikaner Kloster gegenüber belegen, anfänglich unter seine Gewalt gezogen, die Klostergeistlichen gezwungen ihren Habit auszuziehen, ferner alle Kirchenkleinodien nebst Vorräten in Gewarsam genommen, Copionale und Urkunden inventirt, auch endlich den Superiorem, so man Patrem genannt, als er von seiner Religion nicht abtreten wollen, aus der Stadt gewiesen, jedoch hat derselbe im Jahre 1548 die fürerwähnten Kirchengüter wiederausgeben müssen. Als aber hernach dieses Gotteshaus in große Schuldenlast geraten, so ist solches durch den Fürsten Ernestus II. Erzbischofen zu Cölln als Administrator des Stifts Hildesheim zu einem Seminario Studiosorum eingerichtet.

Die in der Stadt Hildesheim befindlichen Hospitäler, als:

1) Das Hospitale Sti. Bernwardi, zum Kloster S. Michaelis gehörig.
2) Das Hospitale majus, im vordern Brühle belegen.
3) Das Hospitale S. Godehardi (beyde unter der Aebte Verwaltung,

sind zwar noch in Esse; in dem Nro. 2 bemeldeten großen Hospitale, wovon zur Zeit zwei Seniores, Canonici et Capitulo S. Mauritii, item zwei Seniores Canonici et Capitulo S. Crucis, dann die beiden Raths Riedemeister den Vorstand ausmachten, ward auf gewisse Tage Messe lesen zu lassen verboten.

Die Brüder des Hospitales S. Alexii, welche Laici gewesen und besonders reisende Kranke aufgewartet: mußten aber ihren Habitum ablegen, und sich dem Rathe übergeben, von welchem später dieses Haus, samt den in der Stadt belegenen Kapellen als S. Cyriaci vorm Friesenstiege, 2) S. Panthaleonis, vor dem Panthaleons Thurm in hiesiger Stadt belegenen Capellen destruirt wurden.

So weit mein Gewährsmann in den mir vorliegenden treuen Ueberlieferungen! Duldung und Vergessenheit voriger Gräuel von Verwüstungen bleibt fern von des Dichters

Exoriare!!!

Der Wahlspruch womit der Ueberlieferer seine Mitbürger und Glaubensgenossen bei dem Bevorstehen des s. g. Jubelfestes in den Gefühlen der Wehmuth begrüßt!

III.

Der Protestantismus in Münster.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

VI. Die Schreckenszeit in Münster.

In der Entwickelungsgeschichte aller mystisch-protestantischen Secten tritt früher oder später ein Moment ein, wo der illegitime Verkehr mit der Geisterwelt in einen Zustand umschlägt, den der unbefangene Beobachter, je nach dem obersten Standpunkte seiner Auffassung, Wahnsinn oder Besessenheit zu nennen berechtigt ist. — Auch in Münster konnte diese Crise nicht ausbleiben. Hier aber erreichte die dämonische Ekstase, die sich sonst nur bei Einzelnen und in engern Kreisen zeigt, an Umfang und Dauer einen Grad, der den augenscheinlichen Beweis liefert, welche politische Bedeutung der protestantische Mysticismus zu gewinnen im Stande sey. — Nachdem der erste Versuch Rottmann's: zu prophezeien, verunglückt war, zeigten sich bei mehreren seiner Gefährten Spuren desselben Geistes. — Der Prädicant Roll lief schäumend und brüllend durch die Straßen, und ermahnte die Gottlosen, die noch nicht mit dem Zeichen des Bundes versiegelt wären, zur Buße, weil der Tag des Herrn nahe sey. — Durch alle Glieder der Secte ging eine düstere, wilde Begeisterung, die das Gerücht veranlaßte, daß Rottmann den Adepten seiner Lehre ein Gift beibringe, — welches sie in wüsten Tau-

mel versetze. Am eilften Februar fiel der Geist auf die sechszehnjährige Tochter eines Schneiders, die mit einer, weit über ihr Alter und Geschlecht hinausgehenden Beredsamkeit, vor dem auf die Kunde von diesem Wunderzeichen von allen Seiten herbeiströmenden Volke, zu predigen begann. — Stundenlang, ohne Aufhören fortsprechend, rief sie Wehe über Münster und dessen Bewohner, und verkündete, daß die Stadt in drei Tagen untergehen werde. — Bange Ahnung vor einem nahe bevorstehenden Unglück bemächtigte sich aller Zuhörer. Manche wollten sich jetzt eines Blutregens erinnern, der schon im vorigen October gefallen sey, und zum Beweise dessen sie blutige Tücher vorzeigten. Andere versicherten, fürchterliche Gespenster gesehen zu haben. An demselben Nachmittage liefen Knipperdolling und Johann Bockelsohn mit entblößtem Haupte und gen Himmel gerichteten Augen durch die Straßen, und riefen mit gellender Stimme ohne Aufhören nichts anderes, als: Buße! Buße! — Kaum hatten diese sich zur Ruhe begeben, als der Schneider Georg zum Berge, dessen Tochter vorher gepredigt hatte, von derselben Wuth befallen, mit entblößtem Haupte und gen Himmel ausgestreckten Armen herbeilief. „Ich sehe“, rief er, „die Herrlichkeit Gottes in den Wolken, und Jesum, der die Siegesfahne in seiner Rechten trägt, Ich sehe über mir den himmlischen Vater, von vielen tausend Engeln umgeben; ich sehe, daß er euch den Untergang droht. Thut Buße! thut Buße! Gott will jetzt seine Tenne fegen, und die Spreu mit unauslöschlichem Feuer verbrennen. Laßt ab von eurem bösen Wesen, wenn ihr der Rache Gottes entgehen wollt, und nehmt das Zeichen unseres Bundes an“. — Kerstenbroick, der nicht ganz abgeneigt scheint, diese Ekstasen für Betrug zu halten, was sie bei den meisten jener Schwärmer sicher **nicht** waren, wohnte jenen Scenen als Augenzeuge bei. — Es sey unbeschreiblich, sagt er, mit welchen Geberden der eben erwähnte Schneider seine Worte begleitet habe. „Bald sprang er auf den Steinen herum, als wollte er fliegen, und schlug dabei die Hände zusam-

men; bald drehte er den Kopf von einer Seite zur andern; bald hob er die Augen in die Höhe, bald schlug er sie nieder; bald stellte er sich ganz traurig, legte sich in Gestalt eines Kreuzes auf die Erde, bald wälzte er sich in Koth herum. — Da aber wir, die wir diesem Auftritt beiwohnten, nach Art der jungen Leute, über dieses ungewöhnliche Geschrei erstaunten, und den Himmel aufmerksam betrachteten, aber nichts dergleichen, was die Wiedertäufer zu sehen vorgaben, wahrnahmen, sondern fanden, daß der Himmel so aussah, wie gewöhnlich, fingen wir an die Rasenden zu verspotten, worauf sich diese hinweg und mit Knipperdolling in dessen Haus begaben. Hier wurde Knipperdolling von einer neuen, aber minder heftigen Art von Wuth ergriffen, stellte sich bei offener Thüre, so daß wir Alles sehen und hören konnten, in einen Winkel des Hauses, richtete sein Gesicht gegen die Mauer, und stellte sich, als rede er mit dem himmlischen Vater, stieß für den gemeinen Mann zu dunkele und schlecht zusammenhängende Reden aus, und redete bald in abgebrochenen Sätzen, so wie es die Wahnwitzigen zu thun pflegen, bald murmelte er etwas daher, bis er endlich ermüdet und mit schäumendem Munde in den äußersten Winkel des Hauses sich begab und diesem Schauspiel ein Ende machte". — Aehnliche Erscheinungen zeigten sich auch an mehreren Weibern, welche wie wüthend durch die Straßen rannten, und die jeden Augenblick zu erwartende Wiederkunft Christi verkündeten. Hier, wie bei allen schwärmerischen Secten, zeigte es sich, daß die fanatische Ekstase ansteckend sey.

Aber während diese grauenhaften Vorgänge die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen, brach eine politische Crise herein, welche das Schicksal von Münster mit einem Schlage entschied. — Die wunderähnlichen Entzückungen, von denen die ganze Stadt Zeuge gewesen war, hatten die Zahl der Mystiker so vermehrt, daß diese nunmehr ohne Gefahr einen kühnen Handstreich wagen zu können glaubten. Fünfhundert bewaffnete Wiedertäufer bemächtigten sich des Rathhauses und

der dort befindlichen Waffenvorräthe, besetzten den Markt, den Lambertithurm und die Michaeliskapelle mit schwerem Geschütz, und verschanzten sich dort mit Kirchenbänken, Fässern, Brettern und Steinen so gut, daß selbst ein geübtes Kriegsheer Mühe gehabt haben würde, sie aus dieser günstigen Stellung zu vertreiben. Die eigentliche Stadt war auf diese Weise in ihren Händen; allein die Katholiken und Lutheraner, welche wohl merkten, daß es darauf abgesehen sey, sie niederzumetzeln oder zu vertreiben, zogen sich in größter Eile nach Ueberwasser, wo sie sich ebenfalls auf dem dortigen Kirchhofe verschanzten. Hier fand es sich, daß sie den Wiedertäufern sowohl an Mannschaft, als an Geschütz überlegen waren. Diese hatten freilich die Stadtthore besetzt, allein es gelang ihren Gegnern zwei derselben wieder in ihre Gewalt zu bringen, und bei dieser Gelegenheit zwei wiedertäuferische Prädicanten und einen für die Secte gewonnenen Rathsherrn gefangen zu nehmen. — Noch war also nichts verloren, und alle Anzeichen verhießen den in Ueberwasser Versammelten um so gewisser den Sieg, als sie sofort den Bischof um Hülfe angerufen, und die Bauern in den umliegenden Dörfern aufgeboten hatten. — In dieser Spannung standen beide Theile die Nacht hindurch einander bewaffnet gegenüber, bereit mit dem ersten Grauen des Tages den entscheidenden Kampf zu beginnen. — Der Prädicant Fabritius war in Ueberwasser thätig, den Gegnern der Wiedertäufer Muth einzusprechen. Er bat, daß sie so viel wie möglich des Blutes ihrer Verwandten und Mitbürger schonen, zugleich aber, wenn sie den Sieg erfochten hätten, den Papisten, „als den Urhebern des Bürgerkrieges", niemals ihr voriges Ansehen einräumen möchten. — Im Lager der Schwärmer brachten dagegen die Weiber die Nacht im Gebet zu, und viele Begeisterte sonderten sich von den übrigen ab, sprangen auf dem Straßenpflaster herum, warfen Kopf und Arme hin und her, schlugen in die Hände, und riefen mit grausenerregender Stimme, sie sähen den himmlischen Vater, von zahllosen Engeln umgeben, in den Wol-

ken, wie er im Begriffe sey, auf die Erde herabzusteigen. Die ganze Versammlung sang unter den Waffen die ganze Nacht hindurch lutherische Psalmen.

Gegen den Morgen brachte ein glücklicher Zufall Bernhard Knipperdolling, einen Haupträdelsführer der Schwärmer, in die Gewalt der Gegner. — In wilder Raserei war dieser durch die Straßen der Stadt gelaufen, mit dem betäubenden Geschrei: thut Buße! thut Buße! Zuletzt hatte er sich nach Ueberwasser verirrt, wo er sogleich ergriffen und in den Thurm geworfen ward. Schon erhielten die Gegner der Wiedertäufer die Kunde, daß der Bischof mit auserlesener Mannschaft im Anzuge sey, und der Untergang der Schwärmer konnte kaum noch zweifelhaft seyn. Allein auch dieses Mal ereignete sich, was so oft in den, durch die Glaubensspaltung veranlaßten religiösen Kämpfen den Ausschlag gab. Der „orthodore“ Protestantismus zog, im entscheidenden Moment, die Brüderschaft mit den wildesten Fanatikern dem Frieden mit den Katholiken vor. — Schon im Laufe der Nacht hatte der, den Wiedertäufern heimlich geneigte Bürgermeister, Heinrich Tilbeck, ein Schreiben des Bischofs unterschlagen, worin dieser, den Rechten der Stadt unbeschadet, seinen baldigen Zuzug verhieß. — Als gegen Morgen mehrere vornehme Geistliche zu Ueberwasser eintrafen, und auf's Neue den Bürgermeistern Schutz und Beistand gegen die Rebellen zusagten, ward ihnen die kühle Antwort: es sey keine fremde Hülfe nöthig, um den Frieden in der Stadt wieder herzustellen. Man werde diese Sache schon allein ohne Lärmen und Blutvergießen schlichten. — Bald trafen auch zwei Abgeordnete der Wiedertäufer im Lager ihrer Gegner ein, deren Botschaft trefflich zu Fabritius und Tilbeck's Reden stimmte. Die Ihrigen hätten die Waffen nicht zum Verderben ihrer Mitbürger, sondern nur zur Uebung ergriffen, um sich dereinst desto tüchtiger auswärtigen Feinden widersetzen zu können. Auch sey es ihre Absicht gewesen, einen Ausfall auf die Dörfer zu thun, um Lebensmittel einzubringen, weil eine Belagerung von Sei-

ten des Bischofs zu besorgen sey. — Nur weil die zu Ueberwasser versammelten Bürger sie an diesem löblichen Vorhaben verhindert, sey ihnen deren Treue verdächtig geworden; und nur deßhalb hätten sie sich von jenen getrennt. — Zwar hätten sie zuerst zu den Waffen gegriffen, aber die ersten Feindseligkeiten seyen nicht von ihnen geübt. — Doch wie dem auch sey, jetzt habe man dem Bischofe erlaubt, mit feindlicher Reuterei in die Stadt zu kommen. — Was die Folgen hiervon seyn würden, bäten sie, wohl zu überlegen. Die Freiheiten und Privilegien der Bürgerschaft ständen auf dem Spiele, und ihr unwiderbringlicher Verlust sey dringend zu besorgen. Sie möchten sich erinnern, wie nachtheilig es den Fröschen gewesen sey, als sie sich mit dem Storche und den Tauben, als sie sich mit dem Habichte in Bündnisse eingelassen hätten. Die Abgeordneten wollten also, in ihrem und im Namen derer, die sie gesendet, dringend zur Eintracht und Versöhnung gerathen haben.

Die treulose Rede fand nur zu vielen Anklang im Herzen der Lutherischen. — Lange schwankten die Meinungen hin und her, endlich nahm Tilbeck das Wort, und erinnert an die Drangsale, welche der Bischof der Stadt zugefügt habe, um sie vom „Worte Gottes“ abwendig zu machen. Ihm scheine daher das, was die Bevollmächtigten der Wiedertäufer vorgetragen hätten, nicht ungereimt, und auch er finde es zuträglicher, sich christlich untereinander zu vertragen, als daß durch auswärtige Vermittlung eines Mächtigen die Eintracht wieder hergestellt werde. Als der zweite Bürgermeister, Caspar Jüdefeld, diese Ansichten als einen sehr heilsamen Rath billigte, wagte Niemand zu widersprechen, — obwohl Viele sich über die Folgen und die Dauer eines solchen Friedens nicht täuschen konnten. Von beiden Seiten ernannte man Bevollmächtigte zur weitern Verhandlung, und nachdem die Gefangenen frei gelassen und Geißeln gegeben waren, wurde festgesetzt, daß in Sachen der Religion völlige Freiheit herrschen solle; daß Jeder glauben könne, was er wolle, und

daß Niemand sich an dem, der etwas Anderes glaube vergreifen dürfe. In allen übrigen Stücken solle der Obrigkeit Gehorsam geleistet werden. —

Nach diesem Vertrage, den die Abneigung der Lutherischen gegen den Bischof und die Katholiken dictirt, und der in sich selbst seine gerechte Strafe hatte, war freilich an keine Hülfe mehr für die unglückliche Stadt zu denken. — Die Beamten des Bischofs und die Abgeordneten der Geistlichkeit verließen die in Ueberwasser versammelten Bürger mit weinenden Augen, auch die aufgebotenen Bauern kehrten in ihre Heimath zurück. Der Bischof, welcher mit seiner Reiterei schon bis nahe an die Stadt gekommen war, wandte, auf die Nachricht von dem Abschluße des Friedens, unwillig sein Pferd, und ritt mit bittern Thränen heimwärts. In der Stadt aber ereigneten sich Auftritte, welche die Raserei der vorigen Tage noch bei weitem überboten. „Die Wuth der heidnischen Bachanten", sagt Kerstenbroick, „hat nicht größer seyn können, als die Wuth dieser (wiedertäuferischen) Weiber war. Man kann sich kein thörichteres und kein lächerlicheres Schauspiel denken. Die Weiber betrugen sich in einem solchen Grad rasend, daß sie fast die Furien der Dichter an Wuth übertrafen. Denn einige liefen mit zerstreutem Haar, einige mit aufgelösten Kleidern ohne Schaam herum. Einige hoben sich durch rasende Sprünge von der Erde, gleich als wollten sie fliegen. Einige warfen sich mit dem Gesichte auf das Pflaster, streckten die Arme weit auseinander und bildeten solchergestalt ein Kreutz; einige legten sich auf den Rücken, schauten gen Himmel und riefen mit aufgehobenen Händen den himmlischen Vater an. Einige stunden aufrecht, und schlugen oft die Hände zusammen. Einige wälzten sich in dem weichen Koth herum; einige warfen sich auf die Knie und schrien aus vollem Halse; einigen funkelten die Augen im Kopfe; einigen stand der Schaum vor dem Munde; einige knirschten mit den Zähnen; einige schlugen sich die Brüste und trauerten; einige vergoßen Thränen und einige lachten.

Wir aber, die wir Augenzeugen dieses rasenden Schauspiels waren, betrübten uns mehr, als daß wir darüber lachten. Wie sich aber die Weiber durch verschiedene Bewegungen des Leibes ermüdeten, so matteten sie sich nicht weniger durch mannigfaltiges Schreien ab. Diese erbaten von dem himmlischen Vater für uns alles Uebel, jene alles Gute; diese den Untergang, jene Gnade und Barmherzigkeit. Jene wünschten uns Blindheit, diese Erleuchtung, damit wir mit dem Zeichen des Bundes bezeichnet, unter einer Fahne kämpfen möchten. Diese schrien: sie sähen den Vater mit vielen tausend Engeln umgeben, wie er die Ruthe in der Hand halte, um die Gottlosen zu züchtigen; diese: sie sähen den Vater vom Himmel herabsteigen, um ihre Sache zu richten. Diese riefen den Vater an, daß er doch sie und ihre heil. Stadt, das neue Jerusalem, gnädiglich beschützen möge. Jene träumten es regne Blut, und zeigten zum Beweis der Wahrheit dessen mit Blut besprengte Tücher vor, und fügten gräuliche Verwünschungen hinzu". — Andere behaupteten sie sähen ein großes Feuer von blauer und schwarzer Farbe vom Himmel fallen, und die ganze Stadt bedecken. Ueber diesem Feuer sey ein Mann auf einem weißen Pferde, der das Schwert gegen die Gottlosen zücke, die nicht Buße thun wollten. — Ohne Zweifel mischte sich in diesen Visionen dämonische Verblendung mit phantastischer, an Verrücktheit gränzender Einbildung. — Ein vergoldeter Wetterhahn auf einem Hause am Markte veranlaßte geraume Zeit hindurch die lächerlichsten Täuschungen. Einige glaubten, bei dessen Anblick, sie sähen den Himmel offen, andere machten, wenn ihnen der Wiederschein der Sonne in die Augen fiel, die wunderlichsten Sprünge und riefen mit gräßlichem Geschrei, o vortrefflicher König Zions! schone, ach schone deines Volkes. — Erst nachdem ein Bürger, die Ursache des immersteigenden Lärmes entdeckt, und den Wetterhahn abgenommen hatte, schlichen die Weiber beschämt, aber nicht gebessert nach Hause.

Es versteht sich bei dem bisher geschilderten Charakter

dieser schwärmerischen Secte und der Entmuthigung ihrer Gegner von selbst, daß die unabwendbare Folge der verabredeten Religionsfreiheit, dießmal wie immer, der vollständige Sieg und die absolute Herrschaft der eifrigsten, thätigsten und rücksichtslosesten unter den streitenden Partheien seyn mußte. Dieß waren ohne Frage die Wiedertäufer. — Diejenigen ihrer Anhänger, welche sich bisher noch nicht frei zu ihren Gunsten erklärt hatten, empfingen jetzt ungescheut und öffentlich das neue Bundeszeichen. Einer der ersten unter diesen Wiedergetauften, war der Bürgermeister Tilbeck. Die wohlhabenden Bürger verließen dagegen, wenn sie dem neuen Glauben nicht geneigt waren, schaarenweise die Stadt, obwohl die Wiedertäufer, welche bereits factisch das Regiment in Händen hatten, unbekümmert um den Rath, die Stadtthore besetzten und keine Lebensmittel herausließen. — Umgekehrt forderte jetzt Rottmann seine zahlreichen, in der Umgegend von Münster heimlich angeworbenen Jünger auf, mit Weib und Kind in die Stadt zu ziehen, und hier den wahren Tempel Salamonis bauen zu helfen. — Der Zuzug füllte reichlich die Lücke aus, welche durch die Auswanderer entstanden war, und die, aus den nächsten Städten und Dörfern, ja aus Holland und Friesland herbeiströmenden Wiedertäufer nahmen ungesäumt und frohen Muthes von den Häusern und Gütern der Flüchtlinge Besitz. — Seinerseits gab der Bischof seinen Beamten Befehl: den Auswanderern nach Möglichkeit Hülfe und Vorschub zu leisten. Nur der Syndikus Johannes Wyk, welcher wie früher bereits bemerkt, einer der thätigsten Beförderer der lutherischen Irrung und dadurch mittelbar, ein Hauptbeförderer des ganzen spätern Unheils gewesen war, sah sich von dieser Gnade ausgeschlossen. Als dieser nach dem Siege der consequenteren Neulehrer merkte, daß seinem fernern Treiben in Münster ein Ziel gesetzt sey, entwich auch er aus der Stadt, ward jedoch, einem schon früher gegebenen Befehle des Bischofs gemäß, ergriffen, und dem bischöflichen Drosten zu Bastenau, Eberhard von Moorien, in

Verwahrung gegeben. Mit diesem saß er, einige Tage später, am Schachbrette, als sich ein Bote des Bischofs, begleitet von einem Scharfrichter meldete. Der Droste las den Brief des Bischofs und erblaßte. Auf die Frage des Syndicus: welche Schreckenspost er empfangen habe? war er nicht im Stande zu antworten. — Nach langem Zaudern konnte er endlich dem immer ängstlicher werdenden Gefangenen die Wahrheit nicht verhehlen. „Herr Doktor", sagte er, „es ist um Euer Leben zu thun. Der Bischof hat einen Scharfrichter hergeschickt, der Euch sogleich enthaupten soll. — Vergebens waren die verzweifelten Bitten und Thränen des Unglücklichen, vergebens seine Erklärung: daß alle seine Anschläge nur die Beförderung der „evangelischen" Freiheit zum Zwecke gehabt hätten. Der Droste fiel ihm in die Rede, und bat ihn: die Schuld seines Todes nicht ihm beizumessen, denn sein Eid verbinde ihn, den Befehl des Bischofs alsogleich auszuführen. — So ward, trotz aller Ausflüchte des Syndikus, der unter fortwährendem Jammern und Betheuern seiner Unschuld den Trost eines Geistlichen verschmähte, das Bluturtheil auf der Stelle vollzogen. — Obwohl der Anstifter so großen Unheils die strenge Strafe in vollem Maaße verdient hatte, so war, nach heutigen Begriffen, die Vollstreckung derselben, ohne Urtheil und Recht, ohne Zweifel ein Justizmord. — Seinerseits aber mochte der Bischof denselben durch die damalige, anarchische Lage der Dinge im Reiche entschuldigen, wo die neugläubige Parthei, eben so unbezweifelt, den Willen und die Mittel besaß: den Lauf der Gerechtigkeit zu hemmen, und wo sie die offenkundigsten Anstifter des Verrathes und der Rebellion dem ordentlichen Recht und Gerichte, unter dem Vorwande der evangelischen Freiheit, durch List und Gewalt zu entziehen wußte, so oft nur diese Verbrechen gegen katholische Landesherren gerichtet waren.

Inzwischen legten die Wiedertäufer in Münster nach ihrem Siege über das Lutherthum einen nicht geringern Grimm

gegen die alte Kirche an den Tag, als die von ihnen so wüthend geschmähten, und so tief verachteten „orthodoxen" Anhänger der wittenbergischen Kirche es jemals gewagt hatten. Trotz ihrer pietistischen Scheinheiligkeit war die Fastnachtslust der Ungläubigen auch für sie ein geeignetes Mittel, ihren Haß gegen die Katholiken auszusprechen. — In scheußlichen Mummereien, durch die Stadt ziehend, verspotteten sie die kirchlichen Gebräuche, besonders die Ausspendung der Sacramente der Sterbenden, und ihr Verhalten gegen die katholischen Kirchengebäude und das kirchliche Eigenthum gab, an Raubsucht und Zerstörungslust, dem Religionseifer der überwundenen, lutherischen Parthei nichts nach. Nachdem die Kapelle des heil. Antonius dem Erdboden gleich gemacht war, überfiel Bernhart Mummen, mit einer Schaar Wiedertäufer am 24. Febr. den Küster des Doms, und zwang ihm die Kirchenschlüssel ab. Sofort begann ein Werk der Zerstörung, welches, da unter allen Außerkirchlichen, die Wiedertäufer die christliche Kunst am wüthendsten haßten, — uns Spätergeborne um viele der kostbarsten, altdeutschen Bilder gebracht hat. Die künstliche Domuhr wurde mit Hämmern und Beilen zerschmettert, die herrlichsten Glasmalereien zerstört, die Wandgemälde abgekratzt, die Bilder der Heiligen zu Brillen für die heimlichen Gemächer an der Stadtmauer benutzt. — Auch die, um den Markt herumgestellten Statuen der Sybillen vernichtete man, die marmornen Bildsäulen wurden verstümmelt. — Am grimmigsten äußerte sich die Wuth gegen die christlichen Sacramente; der Taufstein wurde mit besonderer Ueberlegung mißhandelt, der Leib des Herrn aus den Tabernakel gerissen, an den Boden geworfen und mit Füßen getreten. — Daß sie, wie früher bereits die Lutherischen, die kostbaren Manuscripte und Bücher feierlich verbrannten, nachdem sie dieselben zum besondern Zeichen ihres Hasses vorher inwendig mit Koth bestrichen hatten, characterisirt den Geist einer Secte, die mit der Wissenschaft, wie mit der Kunst, für immer gebrochen hatte.

Dem eben geschilderten Vandalismus wurde von Seiten der Obrigkeit auch nicht durch das leiseste Zeichen der Mißbilligung Einhalt gethan. — Dießmal lag der Grund solcher Unthätigkeit jedoch nicht bloß, wie in frühern Fällen, in der Feigheit oder Schwäche der Väter der Stadt, — denn der bisherige, lutherische Magistrat war bereits Tags vorher abgesetzt, „weil er nach den Eingebungen des Fleisches gewählt worden sey.“ — Der neue „nach der Eingebung des Geistes“ gewählte, bestand, wie sich leicht denken läßt, aus den eifrigsten Wiedertäufern, welche die im Dome verübten Gräuel wie einen Gott wohlgefälligen Dienst eher aufzumuntern als zu hintertreiben geneigt waren. Diese Abänderung des Stadtregimentes gab aber auch das Zeichen zur Durchführung einer Maaßregel, an welche die Häupter des münsterischen Mysticismus zwar schon lange gedacht, die sie aber, wie früher erwähnt, bis zu jenem Zeitpunkte verschoben hatten, wo sie die stärkern seyn würden. Kaum war nämlich der neue Rath eingesetzt, als der Prophet Matthißon aus Harlem im Hause eines wiedergetauften Bürgers eine Predigt hielt, an deren Schluß er der Secte verkündigte, es sey der Wille des Vaters: daß das neue Jerusalem von aller Unsauberkeit gereiniget werde. Sein Rath gehe also dahin: alle Papisten und Lutheraner, wie überhaupt alle, die sich nicht zur wahren Lehre bekennten, umzubringen. Dann werde ein eigenes Gottesreich übrig bleiben, in welchem lauter christliche Gesetze und Gebräuche eingeführt werden müßten, damit die neue, aus reinen Christen bestehende Gesellschaft, dem himmlischen Vater ungestört dienen könne. Vor der Hefe der Secten, und [illegible] Seuche der Gottlosen sey man aber nur dann sicher, [illegible] man die Ungläubigen von der Erde vertilge. — Diese [illegible]ung fand Beifall, und da die Uebermacht bereits entschieden in den Händen der Schwärmer war, so würde ohne Zweifel das Blutbad alsbald begonnen haben, wenn nicht, wider Erwarten, Knipperdolling für ein milderes Mittel gestimmt hätte. Würde man, so meinte dieser, das

Blut so vieler Unschuldigen vergießen, so könnten leicht alle Völker der Erde sich verbünden, solche Grausamkeit zu rächen. Sein Rath ging also dahin: die Ungläubigen, wofern sie nicht des andern Tages sich wiedertaufen ließen, sammt und sonders aus der Stadt zu jagen. — Alle Anwesenden, und der Prophet selbst, pflichteten diesem Antrage bei, und am folgenden Tage, den 27. Februar 1534, begann, trotz der einfallenden grimmigen Kälte, die Austreibung. Matthisson und seine Anhänger liefen wie Rasende, brüllend und schäumend durch die Straßen, und forderten Alle, die noch nicht wiedergetauft waren, unter den fürchterlichsten Verwünschungen auf, in dieser Stunde die Stadt zu verlassen. Auf dem Markte erwartete Rottmann Jene, die etwa, um bleiben zu dürfen, das neue Bundeszeichen empfangen wollten. Inzwischen erbrach man die Thüren, und wer sich in seine Wohnung einschloß, um seine Habseligkeiten zusammen zu raffen, wurde mit Gewalt aus dem Hause gejagt; diejenigen, welche aus Alter oder Schwäche zögernden Schrittes über die Straße gingen, mit Schlägen zur Eile getrieben. — Noch schlimmer erging es denen, die sich verspätet, oder in der Hoffnung: daß der Wahnsinn in wenigen Tagen vorüber seyn werde, versteckt hatten; sie wurden ergriffen und wider ihren Willen getauft. Rottmann aber prieß in seinem Sendschreiben an die wiedertäuferischen Prädicanten in der Umgegend, die Gnade Gottes, der die Tenne gefegt und die Ungläubigen verjagt habe. „Die Wunder des Herrn sind groß,“ schrieb er, „und so mannigfaltig, daß ich, wenn ich auch hundert Zungen hätte, solche doch nicht alle aufzählen könnte, daher bin ich auch nicht fähig, sie mit der Feder zu beschreiben. Der Herr hat uns herrlich beigestanden. Er hat uns befreiet aus der Hand unserer Feinde, und diese aus der Stadt gejagt. Schaarenweise sind sie, von panischem Schrecken ergriffen hinausgestürzt. Dieß ist es, was uns Gott durch seine Propheten hat vorher verkündigen lassen: daß nämlich in dieser unsrer Stadt alle Heiligen sollten versammelt werden. Diese haben mir befoh-

len, Dir zu schreiben, daß Du allen Brüdern befehlen mögest, zu uns zu eilen, und Alles, was sie in der Eile von Geld, Gold und Silber zusammen bringen können, mitzunehmen, das Uebrige aber den Schwestern zurückzulassen, daß diese darüber Verfügungen treffen, und alsdann gleichfalls zu uns kommen. Gebet ja fleißig Acht, daß ihr Alles nach dem Geiste thuet, und nichts nach dem Fleische. Mündlich ein Mehreres. Lebet wohl in dem Herrn.“ —

Am Tage nach der oben geschilderten Vertreibung derer, welche die Wiedertaufe verschmäht hatten, berannte der Bischof, unterstützt von den Hülfstruppen des Erzbischofs von Cöln, des Herzogs von Cleve, des Landgrafen von Hessen, und vieler andren Fürsten des Reiches, die rebellische Stadt, auf deren Bezwingung er sich seit mehreren Monaten durch Werbung von Truppen und Anschaffung von Kriegsgeräthe gebührend vorbereitet hatte. — Das Kriegsgeschichtliche dieser Belagerung, die nur vier Tage weniger als sechszehn Monate währte, liegt, wie interssant, es auch seyn möge, unserm Zwecke zu fern, als daß wir uns gestatten dürften, darauf einzugehen. Nur so viel darf, als nothwendig zur Sache gehörend, nicht verschwiegen werden, daß die, des Krieges größtentheils unerfahrnen, halbverrückten Schwärmer, an deren Spitze ein holländischer Schneider stand, den Kampf gegen die kriegsgeübten Belagerer mit einer Umsicht, Besonnenheit und Tapferkeit führten, die den erfahrensten Feldhauptleuten Ehre gemacht haben würde. — Mag immerhin die Kunst des Belagerungskrieges zu jener Zeit wenig ausgebildet gewesen seyn, so beweist dennoch der gesammte Hergang die große, nicht bloß für jene, sondern für alle Zeiten geltende Wahrheit: daß gegen Schwärmerei selbst regelrechte Kriegskunst nur eine unsichere, und keineswegs in allen Fällen ausgiebige Waffe ist. Die für Leib und Leben kämpfenden Fanatiker hatten gegen die Soldateska des Bischofs einen Vortheil, den keine Kriegsübung aufwog. — Während die überwiegende Mehrheit der Wiedertäufer für einen, wenn

auch wahnsinnigen Glauben focht, waren unter den Hülfstruppen des Bischofs viele Außerkirchliche, deren Grimm gegen die Geistlichkeit der Bosheit der Belagerten nichts nachgab. Kerstenbroick berichtet von den meißnischen Söldnern, sie seyen solche Feinde der Priester gewesen, daß sie das Landgut eines Domherrn sofort in Brand steckten. — Nach welcher Seite solche Verbündete in ihrem Herzen neigten, ließe sich, selbst ohne die Thatsachen des Erfolges zu kennen, im Voraus bestimmen. — Die Wiedertäufer verstanden ihren Vortheil, und hetzten durch Briefe und heimliche Botschaft die lutherischen Hülfstruppen nach besten Kräften, „gegen den Teufel und seine Mutter, gegen die babylonische Hure“ und gegen „den fliehenden Geist“ auf. So geschah es, daß die meißnischen Soldaten, welche Anfangs in der Hoffart ihres Sectenglaubens sich vermessen hatten: das kleine Dorf Münster ohne alles reisige Zeug in kürzester Frist allein einnehmen zu können,. — allmählig die Entdeckung machten: es sey Unrecht, gegen Christen, die Gott und seinem Evangelium so fest anhingen, Krieg zu führen. Ihr Anführer Arnold Belz pflog selbst mehrmals heimliche Unterredungen mit dem Feinde, und schickte seinen Geheimschreiber als Unterhändler in die Stadt. Als man des Handels einig geworden, brach in der Nacht, die auf den letzten Juni (1534) folgte, ein großer Theil des meißnischen Hülfsheeres auf, nachdem dasselbe noch am Tage vorher den bischöflichen Sold in Empfang genommen, und zog in aller Stille aus dem Lager ab. — Erst nach einem blutigen Gefechte gelang es den nachsetzenden Reitern des Bischofs, die Flüchtigen wieder zur Unterwerfung zu bewegen, und der Bischof sah sich genöthiget, es bei der Hinrichtung der Rädelsführer bewenden zu lassen, den Haufen der Uebrigen aber zu begnadigen. — Nach einigen Monaten wiederholte sich ein ähnlicher Fall mit den clevischen Söldnern, die wegen einer in ihrem Lager wüthenden Pest, plötzlich dasselbe anzündeten, ein benachbartes Dorf plünderten, und dann in wilder Flucht

nach allen Seiten hin auseinander liefen. Auch durch Ueberläufer erhielten die Belagerten jedwede Auskunft über die Anschläge ihrer Feinde, und die von ihnen ausgesendeten Boten gingen mit Geld und Briefen ziemlich ungehindert durch die feindlichen Posten, ja selbst, nachdem sie ihre Werbung verrichtet, wieder zurück in die Stadt.

Noch gefährlicher als diese verrätherischen Einverständnisse mit neugläubigen Geistesverwandten im Lager vor der Stadt war die bedrohliche Stimmung, die im ganzen, nördlichen Deutschlande gährte. Die Wiedertäufer bildeten eine weitverzweigte, und wie der Erfolg zeigte, unter sich eng zusammenhaltende Brüderschaft, mit welcher die in Münster eingeschlossenen Häupter in fortwährender, geheimer Verbindung standen. Mit Bestimmtheit rechnete der König Johannes darauf, daß eine allgemeine Schilderhebung erfolgen, und ein Heer von Wiedertäufern zum Entsatze herbeiziehen werde. — Und in der That war diese Hoffnung nichts weniger als eine Chimäre. Durch einen aus Münster ausgesendeten, und von den Bischöflichen aufgefangenen Apostel erfuhr man, daß heimlich zahlreiche, wiedertäuferische Gemeinden in Wesel, Amsterdam, Deventer und andern niederländischen Städten bestünden; daß diese in Kellern und an andern abgelegenen Orten verborgene Waffen vorräthig liegen hätten; daß sie den Plan hegten, alle „Ungläubigen“ niederzumetzeln, dann dem Könige des neuen Zion zu Hülfe zu eilen, und nach dem Entsatze von Münster ein großes wiedertäuferisches Reich zu gründen. — Der Ausführung dieses Vorhabens kam der Herzog von Jülich, in Wesel, durch rechtzeitige Strenge zuvor. Sechs der vornehmsten Bürger dieser Stadt, welche an der Spitze der Verschwörung standen, wurden am 5ten April 1535 enthauptet; die übrigen Verbündeten, deren Zahl sehr beträchtlich war, wurden begnadigt, nachdem sie in Kitteln von weißer Leinwand öffentliche Kirchenbuße gethan hatten. Zu Deventer war ein Aufstand der Secte, der ebenfalls den Entsatz von Münster zum Zwecke hatte, schon um Weihnachten 1534,

kurz vor dem Ausbruche, durch Hinrichtung der Rädelsführer unterdrückt. Dagegen kam es im Januar des nächstfolgenden Jahres in Holland und Friesland wirklich zur Rebellion.

Zahlreiche Haufen, an deren Spitze der Prophet Peter Schomaker stand, welcher sich für den Sohn Gottes ausgab, rotteten sich zu demselben Zwecke zusammen. Zum Glück wurden sie durch den kaiserlichen Statthalter Schenk von Teutenburg gleich im Beginn des Aufruhrs geschlagen, und auseinander gesprengt. — Eine andere zum Entsatze von Münster gerüstete Abtheilung suchte sich am 25. Januar 1535 der Stadt Leiden zu bemächtigen, deren treugesinnte Bürger jedoch den Anschlag durch tapfere Gegenwehr vereitelten. Trotz dessen erfuhren die Belagerer von Münster im März 1535, daß der Wiedertäuferkönig wiederum acht Boten mit ansehnlichen Summen nach Holland und Friesland gesendet habe, um neue Aufstände zu veranlassen. In Folge dessen hatte sich bereits ein bedeutender Haufe Wiedertäufer nach Münster aufgemacht, als der kaiserliche Statthalter die Unternehmung erfuhr, und die Sectirer in Ostfriesland zwischen Saeck und Bolwarden einholte. Dort warfen sie sich in das stark befestigte alte Kloster, wo sie sofort angegriffen, aber erst nach zehntägiger Belagerung und mehrmaliger Bestürmung gebändigt wurden. Schenck von Teutenburg ließ jetzt die Küsten der Niederlande besetzen, sowohl um die Zusammenrottungen der Wiedertäufer zu Lande, als die Landung auswärts gesammelter, zum Entsatz von Münster heranziehender Truppen zu verhindern; mehrere später ankommende Schiffe mit Mannschaft und Waffen wurden in Folge dieser heilsamen Maaßregel in den Grund gebohrt. — Der bedrohlichste aller dieser Anschläge, den Johann van Geel, ein von Münster ausgesandter, kriegskundiger und höchst verschlagener Häuptling der Secte leitete, ward am 11. Mai desselben Jahres auf die Stadt Amsterdam gemacht. Schon war das Rathhaus durch einen Handstreich genommen, und ein Bürgermeister nebst der dort befindlichen Wache ermordet. Die Stadt wäre verloren gewe-

sen, wenn nicht ein Söldner, der sich auf den Thurm des Rathhauses flüchtete, und das Seil zur Sturmglocke nach sich zog, die Aufrührer dadurch verhindert hätte, ihren Verbündeten ausserhalb der Stadt das verabredete Zeichen zu geben. Erst nach langer und verzweifelter Gegenwehr der Schwärmer gelang es dem Bürgermeister Goswin Rekalf den Aufruhr zu dämpfen, dessen Anstifter theils mit den Waffen in der Hand fielen, theils gefangen und sofort hingerichtet wurden.

Scheiterten in dieser Weise zum Heile von Deutschland und Europa die Versuche der Wiedertäufer anderer Länder dem Beispiele ihrer Glaubensgenossen in Münster zu folgen — so hatte dagegen die Vorsehung diese, durch die Belagerung von jedem äußern Einflusse abgesperrte Stadt zum Schauplatz der freiesten Entwickelung des mystischen Protestantismus Preis gegeben. — Die Welt sollte lernen, zu welchen socialen Erscheinungen die Lossagung von der Kirche führen müsse, wenn sich der Glaube an Privaterleuchtung der Individuen und unmittelbaren Verkehr derselben mit Gott, der Bewegung bemächtigte, und diese, auf solcher Grundlage sich entwickelnd, eine politisch unabhängige Gestalt gewann. — Dieß ist die große Lehre, welche in der Geschichte der münsterischen Pseudotheocratie liegt, und aus diesem Grunde ist dieselbe weder als bloß historische Curiosität, noch als zufällige Entartung einer an sich guten und wahren Sache, sondern als naturnothwendige letzte Entwickelungsstufe einer der politisch-theologischen Hauptrichtungen des Protestantismus aufzufassen, als welche sie im Nachfolgenden beleuchtet werden soll.

Obwohl bereits der neuerwählte Rath aus eifrigen Wiedertäufern bestand, so konnte er dennoch unmöglich lange eine Secte regieren, deren eigentliches Lebensprincip Visionen und geheime Offenbarungen waren. Bald war der Prophet Matthißon, ein eingewanderter Harlemer Bäcker, mächtiger und angesehener, als Rath und Bürgermeister, und sein Wille entschied über die Beschlüße der Behörden. Diese willkührliche Herrschaft in geistlichen und weltlichen Dingen, aus-

geübt durch einen Fremden, dessen Herkunft Niemand kannte, und der durch das Nichteintreffen vieler seiner Prophezeihungen jeden Anspruch auf Achtung verscherzen mußte, empörte freilich den gesunden Menschenverstand eines Theiles der Bürger, und der Schmidt Hubert Rüscher äußerte öffentlich so naheliegende Bedenken über den zweideutigen Propheten, daß ein gefährlicher Wendepunkt über die neue Theocratie hereinzubrechen drohte, wenn nicht die Gährung durch ein blutiges Exempel so fort zu Boden geschlagen wäre. Rüscher wurde durch Matthißon's Häscher ergriffen, gebunden und auf den Markt geschleppt, wo die Gemeinde in Eile zusammen berufen war. — Hier verkündete das Oberhaupt des neuen Gottesreiches den versammelten Bürgern, daß der Gefangene von einem bösen Geiste verleitet sey, den Propheten, der ihnen vom himmlischen Vater zu ihrem Troste und Besten gesendet worden, durch öffentliche Schmähworte zu entehren. Er müsse daher, damit nicht um seinetwillen das ganze Volk gestraft werde, aus der Zahl der frommen Israeliten ausgestoßen werden. Denn es stehe geschrieben: die Zeit ist da, daß das Gericht von dem Hause Gottes anfange. — Noch regte sich ein Rest von Vernunft und Ueberlegung in den Bürgern von Münster. Der Bürgermeister Tilbeck und Heinrich Redecker, ein angesehener Einwohner, widersetzten sich dem tyrannischen Verfahren, und begehrten ordentliches Recht und Urtheil über den Beklagten. Jetzt stand das Ansehen des Propheten auf dem Spiele; die Widersprechenden wurden auf seinen Befehl gebunden und in's Gefängniß geworfen, und in demselben Augenblicke sprang Johann Bockelsohn, sein Landsmann, wie ein Rasender zur Unterstützung des bedrohten Gefährten herbei. „Hubert Rüscher soll des Todes sterben“, rief er, „und keinen Tag länger leben. Denn diese Gewalt ist mir vom Vater gegeben, daß durch dieses Schwert, welches ich in der Rechten führe, ein Jeder umkomme, der sich dem Befehle Gottes widersetzt“. — Die kühne Drohung wirkte; das Volk schwieg. Matthißon aber ergriff eine Hellebarde und durch-

stieß den zu seinen Füßen liegenden Sünder. Als er davon nicht sogleich den Geist aufgab, riß er einem Danebenstehenden eine Flinte aus der Hand, und erschoß ihn. — Alsdann ermahnte er die Versammlung, sich ja nicht mit dergleichen Lastern zu beflecken. Zum Schluße wurden einige Lieder zur Ehre Gottes gesungen, und die Versammlung ging dann ruhig und still auseinander.

Dieses erste Opfer, dessen Blut ungestraft vergossen werden durfte, legte ein ungeheures Gewicht in die Schaale der neuen Gewalthaber, und steigerte ihre Macht auf einen, früher kaum für möglich gehaltenen Punkt. Auch wußte Matthißon den günstigen Augenblick zu benutzen, und ehe noch der Schrecken, den die blutige Gewaltthat dem Volke eingeflößt hatte, verraucht war, erging bei Todesstrafe der Befehl an alle Einwohner von Münster, jedwedes Alters, Standes und Geschlechts: alles und jedes, geprägte oder ungeprägte Gold und Silber, so wie allen weiblichen Schmuck der Obrigkeit einzuliefern, weil unter Christen kein Geld im Gebrauch seyn dürfe. Der Befehl ward pünktlich befolgt, und nur Wenige wagten es, Geld und Kostbarkeiten zu vergraben und den Propheten durch die Lüge zu täuschen. daß sie nichts hätten. — Bald nachher berief ein Befehl des letztern alle Einwohner auf den Domplatz. — Hier ward Allen, die sich nicht aus wahrem Glauben, sondern aus Furcht hätten wiedertaufen lassen, der Befehl, sich am 26. Februar in der Lambertikirche einzufinden, und dort den „Vater“ um Vergebung anzurufen. — Würden sie von Gott nicht zu Gnaden angenommen, so sollten sie durch das Schwert der Gerechten vertilgt werden. — Wirklich stellten sich auf diesen Befehl eine große Menge Männer und Weiber am bestimmten Tage ein, und ließen sich in der Kirche einschließen. Nachdem sie dort heulend und weinend mehrere Stunden zugebracht hatten, öffnete Matthißon, umgeben von Bewaffneten, die Thür. Alsbald fielen alle Anwesenden, die nichts anderes als ihre Hinrichtung erwarteten, ihm zu Füßen, und baten: daß er, der

Prophet und Liebling des himmlischen Vaters, für sie um Vergebung ihres Verbrechens beten möge. Der Prophet ließ sich erbitten, knieete nieder, und sprang dann nach einer Weile mit der Versicherung auf: der Vater sey zwar sehr erzürnt gewesen, habe sich aber durch seine Fürbitte erweichen lassen, und ihm eingegeben, die Gefangenen leben zu lassen. Nach Absingung einiger Lieder und Anhörung einer scharfen Ermahnung wurden diese wirklich, froh mit der bloßen Angst davon zu kommen, in Frieden entlassen.

Am fünfzehnten März (1534) erging ein neuer Befehl: kein Gläubiger dürfe ein anderes Buch als die Bibel anrühren oder lesen. Diese allein sey genügend zum Geschäfte des Heils. Alle andern Schriften wurden, demselben Befehle gemäß, auf den Domplatz gebracht, und dort auf einem großen Scheiterhaufen verbrannt. Alle Erinnerungen an die Vorzeit, jedes Gedächtniß der christlichen Tradition, jede Spur von Wissenschaft und Geschichte sollte vernichtet, die Brücke zwischen dem neuen Reiche und der Ueberlieferung aller übrigen Zeiten und Völker — allerdings folgerecht im Geiste der außerkirchlichen Neulehre! — abgeworfen werden.

Je näher es liegt, solchem Treiben gegenüber, die Motive einer so unerhörten Tyrannei in der kalt berechnenden Herrschsucht der Gewalthaber zu suchen, und die angebliche Begeisterung der Mystagogen für nichts als grobe Heuchelei und Lüge zu nehmen, desto nothwendiger ist es, daran zu erinnern, daß Matthißon's Ende offenbar für die entgegengesetzte Annahme spricht. — Wahrscheinlich haben sich, bei ihm und seinen Mitpropheten wie in allen übrigen pseudomystischen Secten, dämonische Verblendung und schlauer Betrug die Hand gereicht. Am ersten Ostertage erklärte er, daß er in Folge einer göttlichen Offenbarung, mit wenigen Gefährten, den Feind angreifen und dessen ganzes Heer in die Flucht schlagen werde. Zahllose Zuschauer eilten auf die Wälle, um ein so glorreiches Wunder mit eigenen Augen anzusehen. Matthißon aber ergriff eine Hellebarde, und ging mit weni-

gen Begleitern gerade auf den Feind los, — wo er, nachdem seine Gefährten entflohen oder getödtet waren, unverzüglich in Stücke gehauen wurde. Daß er selbst an die Wahrheit seiner Gesichte geglaubt habe, scheint aus der Zuversicht hervorzugehen, mit der er dem sichern Tode entgegenging. — Daß aber das Volk von Münster, welches sich jetzt mit eigenen Augen von der Lügenhaftigkeit seines Propheten überzeugt hatte, dennoch an dem Irrglauben festhielt, beweist die Macht des Pseudomysticismus über Jene, die einmal in dessen Irrgängen gefangen sind. Johann Bockelsohn beschwichtigte die Bedenken der Belagerten durch die Vorstellung, daß die Vorhersagung Matthißon's ohne Zweifel in Erfüllung gegangen seyn würde, wenn dieser nur allein die Ehre Gottes gesucht, und nach dem Beispiel der Judith das Volk zum Fasten und Beten ermuntert hätte. Uebrigens habe ihm Gott das über Matthißon gesprochene Todesurtheil bereits vor acht Tagen eröffnet. Er habe sich im Hause des Knipperdolling, das Gesetz des Herrn ernstlich erwägend, schlafen gelegt; da sey ihm ein Gesicht geworden, daß ein bewaffneter Mann Matthißon mit seinem Spieße durchsteche. — Ihm aber habe eine Stimme zugerufen: er möge sich nicht fürchten, sondern seinem Berufe und Vorsatz getreu bleiben, und nach Matthißon's Tode dessen Frau heirathen. — Natürlich habe ihn dieß sehr gewundert, da er bereits verheirathet sey und seine Frau in Leiden zurückgelassen habe. Deshalb habe er das Gesicht sogleich seinem Freunde Knipperdolling eröffnet, um im Nothfalle einen Zeugen für die ihm gewordene Offenbarung aufrufen zu können. — Knipperdolling sprang in der That bei diesen Worten aus dem Haufen hervor und bekräftigte Alles, was Bockelsohn so eben berichtet hatte. Jetzt war das Volk beruhigt und überzeugt: daß dieser Prophet noch erhabener und vortrefflicher sey, als Matthißon. Somit ging dessen Gewalt und Ansehen in verstärktem Maaße auf seinen Nachfolger über, unter welchem die Regierung des Volkes durch Gesichte und Weissagungen ihren Gipfel erreichte.

Am 9. April (1534) verkündigte Knipperdolling: das Hohe müsse erniedrigt, das Niedrige erhöht werden. Deshalb solle man ungesäumt alle Kirchen und Thürme der Stadt dem Erdboden gleich machen. Drei der geschicktesten Baumeister schritten sofort an's Werk, und wirklich wurden, mit Hülfe künstlicher Schrauben, sämmtliche Thurmspitzen mit großem Getöse, zum Staunen der Belagerer, herabgestürzt. — Nur die des Moritzthums widerstand den Bemühungen der Zerstörer, und als einer der Baumeister, nach einer ihm gewordenen Offenbarung (denn damals ward in Münster jedes Geschäft des Lebens auf apokalyptische Weise vollbracht! —), — mit stählernen Sporen den Thurm hinankletterte, um das Hinderniß zu erforschen, fiel der Thurm um, und begrub den Seher unter seiner Last. Uebrigens wurde auf den steinernen Fuß der Thürme Geschütz gestellt, welches den Belagerern den empfindlichsten Schaden that. So gingen auch hier, wie überall in der Geschichte dieser Secte, der helle Wahnsinn und die schlaueste Ueberlegung Hand in Hand.

Knipperdolling's Weissagung hatte noch eine andere Folge, an die er selbst schwerlich gedacht haben mochte. Weil alles Hohe erniedrigt werden sollte, ernannte Bockelsohn ihn, als den bisherigen Bürgermeister, in feierlicher Volksversammlung, zum Schwertführer. Mit diesem neuen Namen wurde die Würde des Scharfrichters bezeichnet, welche Knipperdolling auch sofort, weil es also der Wille des Vaters sey, mit Freuden übernahm. — Als Gehilfen in seinem Amte wurden ihm vier Trabanten zugeordnet. — Alles dieses aber war nur das Vorspiel einer noch viel durchgreifenderen Veränderung. — Auch diesmal leitete der Prophet dieselbe wieder dadurch ein, daß er nackt und brüllend, bei Nacht, durch die Straßen der Stadt lief, die Einwohner zur Buße ermahnte, und die Nähe des jüngsten Gerichts verkündigte. In seine Wohnung zurückgekehrt, war oder stellte er sich stumm, eröffnete aber dem Volke schriftlich, daß er am dritten Tage die Sprache wieder erhalten werde. Wie vorauszusehen strömten an

diesem Tage alle Einwohner herbei, und Bockelsohn eröffnete ihnen: der Vater habe ihm offenbart, daß das neue Israel eine neue Verfassung erhalten solle. Der vorige Rath sey durch Menschen erwählt worden, eine neue Obrigkeit müße durch göttliche Eingebung ernannt werden. In Folge dessen wählte der Prophet zwölf ihm besonders ergebene Männer, als Aelteste der zwölf Stämme Israels, und legte in deren Hände alle weltliche und geistliche Gewalt. Rottmann bewies hierauf dem Volke in einer Predigt, daß Gott diese Verfassung geordnet habe, und daß er das neue Jerusalem jetzt nicht minder werth achten werde, wie einst das erwählte Volk des alten Bundes. Jedem der Aeltesten übergab Bockelsohn ein Schwert, mit den Worten: Nimm hin das Recht über Leben und Tod, und gebrauche das Schwert, das dir der Vater durch mich anvertrauet dem Befehle Gottes gemäß. Die Rührung über diese Scene war allgemein. Herrmann Tilbeck, der einer der Aeltesten geworden war, brach in Thränen aus, betheuerte, daß er des hohen Ehrenamtes nicht würdig sey, und rief den Vater an: ihm die nöthige Kraft zur Führung des Regimentes zu verleihen. Zum Schluße der Feierlichkeit sang die Versammlung das lutherische Lied: Allein Gott in der Höh' sey Ehr'! wobei der Prophet das Amt eines Vorsängers versah.

(Schluß folgt.)

IV.

Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland.

Zweiter Artikel.

Seitdem wir unsern ersten Artikel geschrieben, ist schon eine ganze Literatur über Bülow=Cummerow in Zeitungsartikeln und Recensionen an's Licht getreten. Wenn es nur darauf ankommt, ob ein Werk unter den Zeitgenossen vielfältig und lebhaft besprochen worden, so ist jenem Namen die literarische Unsterblichkeit gesichert, wiewohl Einige dagegen in einer Weise aufgetreten sind, daß man versucht seyn möchte, die beiden Endbuchstaben des Namens mit ihrem Klagelaut zu wiederholen, wie Thibaut die Schriften von Dabelow zu allegiren pflegte. Auch diejenige Seite des Buches insbesondere, die wir dort zunächst in's Auge gefaßt, hat schon verschiedene lebhafte Erklärungen und Gegenerklärungen hervorgerufen, und fast sollte man glauben, der Verfasser, weit entfernt den angegebenen Hauptzweck seiner Schrift gefördert zu haben, trage vielmehr die Schuld der Mitwirkung, daß der vor einiger Zeit bemerkbare Aufschwung eines Gefühls deutscher Nationaleinigkeit bereits wieder der Eifersucht und einem Mißtrauen und Bangen vor den Anmaaßungen zu Gunsten *einer* deutschen Hauptmacht zu erliegen beginne. Zum Glück aber kann man die öffentliche Stimmung nicht nach solchen einzelnen Stimmen messen. Andre Zeichen deuten auf eine erfreuliche Fortdauer des Bewußtseyns, wie sehr ein festes Zusammenhalten, gegründet auf gegenseitige Achtung aller Rechte, uns Deutschen noth thue. Es hat sich bethätigt durch die Bereitwilligkeit, mit welcher Fürsten und Völker

jener durch unerhörtes Brandunglück heimgesuchten Hansestadt zu Hülfe gekommen, und rascher Millionen zur Unterstützung der Bedrängten herbeigeschafft haben, als in frühern Zeiten den Türkenpfennig, wenn der Erbfeind der Christenheit vor den Thoren des Reiches lagerte; und ein wohlklingendes Wort vernahmen wir aus dieser Veranlassung von der nachhaltigen Anhänglichkeit, welche die ehemalige Reichsstadt dem Kaiserhause bewahre. Zugleich berichteten die Zeitungen vom fernen Tiberstrande wiederholte Aeußerungen eines erhabenen Fürsten, welche jenes Gefühl der Gemeinschaft aussprachen und erfrischten, eines Fürsten, welcher freilich schon in den Zeiten der napoleonischen Gewaltherrschaft, wie in späterer Regierungszeit seinen deutschen Sinn in ausgezeichneter Weise bewährt hat. Auch in der Stiftung jenes Ordens für Auszeichnung in Wissenschaft und Kunst erkennen wir ein solches Zeichen, obwohl das Ordenszeichen seltsamer Weise durch die französische Umschrift an eine Zeit erinnert, in welcher unsre gute deutsche Muttersprache unter der Modeherrschaft der fremden ein verkümmertes Leben führte. Es ist ein guter Gedanke, daß Deutsche anderer Bundesstaaten hier nicht wie sonst als Ausländer im Gegensatz der Preußen betrachtet werden sollen, daß vielmehr die Classe der ausländischen Ritter den Gegensatz von den Rittern deutscher Nation bildet; denn wenn irgendwo noch eine wahre Gemeinschaft der deutschen Nation besteht, so ist es im Gebiete der Wissenschaft und Kunst. Zwar ist es uns aufgefallen, daß Kopitar, ein Böhme von Geburt, Professor in Wien, also der Geburt und dem Wohnsitz nach Unterthan eines deutschen Bundeslandes, der auch in deutscher Sprache schreibt, unter die ausländischen Ritter gestellt ist; aber daß nicht auch hier etwa Oesterreich außerhalb des Kreises deutscher Nation gestellt seyn sollte, das beweist die Aufnahme jenes Fürsten der Staatsmänner unter die Ritter deutscher Nation *). So hat

*) Sollte es etwa die Absicht seyn, die Qualität eines Ritters deutscher Nation nur durch die nationale Herkunft zu bestimmen?

denn auch jene kräftige Stimme, welche sich zuerst (in der allg. Ztg. Nro. 120) gegen die Prätension einer preußischen Hegemonie in Deutschland, die aus Bülow's Schrift hervorzuleuchten schien, erhob, ausdrücklich gegen die Unterstellung des Gedankens sich verwahrt, dem trefflichen Fürsten, der gegenwärtig Preußens Thron bestiegen, sey es je in den Sinn gekommen, eine solche, dem Bundesverhältniß widerstreitende Hegemonie zu erstreben, als von welcher einzelne Preußen träumen. Aber auch der Verfasser jener Schrift selbst hat sich veranlaßt gesehen, durch eine offene Erklärung (in der allg. Ztg. Nro. 160) feierlich dagegen zu protestiren, daß man ihm eine solche Eifersucht und Mißtrauen erregende Idee Schuld geben könne, wie sie der Verfasser jenes Aufsatzes in seinem Werke gefunden haben wollte. Nun müssen wir zwar gestehen, daß uns auch diese Vertheidigung an einiger Ungeschicklichkeit zu leiden scheint, daß vielleicht der Verfasser besser nur darauf sich beschränkt hätte, zu erklären, er habe nicht das aussprechen wollen, was man vielleicht mit einigem Recht in einzelnen unvorsichtigen Aeußerungen seiner Schrift gefunden habe. Uns aber, die wir nur auf die Gesinnung sehen, mag die Erklärung wohl genügen, und wollen wir aus diesem Streite nur noch die Nutzanwendung ziehen, daß besonders preußische Schriftsteller sich vor jenem eiteln Prunken

---

Wir würden dieses in so fern vollkommen billigen, als man aus diesem Grunde auch den deutschen Schweizer, ja selbst den Elsässer, der in seiner Muttersprache schreibt, für fähig ansähe, in die Classe der Ritter deutscher Nation zu treten, geschweige den Ostpreußen, der staats- und bundesrechtlich auch nicht zu Deutschland gehört, dieß aber selbst als eine unnatürliche Ausschließung beklagt und tadelt. Aber pedantisch würden wir es finden, wenn man dagegen selbst den Angehörigen eines deutschen Bundeslandes, weil er etwa slavischer oder französischer Abkunft ist, nicht unter die Ritter deutscher Nation aufnehmen wollte. Möchten wohl die Franzosen Cuvier oder Humann oder Kleber und Kellermann nicht zu den Ihrigen zählen?

und Pochen auf wirkliche und vermeintliche Vorzüge ihres Staates hüten mögen, wie es noch neulich wieder von einer andern Seite her eine gegründete und doch unerfreuliche Erwiderung hervorgerufen hat (allg. Ztg. Nro. 161). Das Streiten über Hegemonie ist in Wahrheit ganz unfruchtbar, ja verderblich, und es ist eben so unpassend, für Oesterreich dieselbe schlechthin zurückzuweisen, wie für Preußen sie vorzugsweise in Anspruch zu nehmen. Die wahre Lage der Sache ist diese, daß Oesterreich und Preußen als Hauptmächte und europäische Großmächte unter den dem Rechte nach gleichen, der Macht nach sehr ungleichen Bundesstaaten an der Spitze stehen, daß ihnen beiden nothwendig der größte Einfluß auf den Gang der gemeinschaftlichen Bundesangelegenheiten zukommt, und im Fall des Krieges im gewissen Sinne die Hegemonie des Bundes von selbst zufallen wird, daß also vor Allem Jeder Deutsche nur die Fortdauer der bestehenden Einigkeit unter diesen beiden Hauptmächten des Bundes wünschen muß, und deren treues Festhalten an der Grundlage desselben, unter welcher Voraussetzung auch von selbst die andern Bundesfürsten sich gern und willig ihnen anschließen werden. So haben wir uns in unserm ersten Artikel ausgesprochen, und nichts anders will auch, laut seiner offenen Erklärung, Herr von Bülow.

In einem andern Punkte aber erklärt derselbe wiederholt seine von der unsrigen abweichende Ansicht behaupten zu müssen. Den Anschluß Oesterreichs an den Zollverein hält er für beide Theile nicht wünschenswerth wegen der zu großen Verschiedenheit der Verhältnisse in gewerblicher und commercieller Beziehung; nur einen umfassenden Handelsvertrag mit Oesterreich räth er an, durch welchen vielleicht ein möglicher Uebergang zu einem künftigen Zollverein vorbereitet werden könnte, welchem letzten gewiß nie aus hegemonischen Rücksichten die preußische Regierung sich abgeneigt zeigen werde. Der Verfasser dieses Artikels gesteht es offen, daß er in dieser Beziehung mehr nur Wünsche und allgemeine Ansichten hegt, als ein

kompetentes Urtheil über die gegenwärtige Möglichkeit und Ausführbarkeit der Zollvereinigung mit Oestreich sich zutraut, weil er zu wenig mit dem Detail der Finanzverwaltung und Zollverhältnisse dieser Monarchie bekannt ist, und daher nicht weiß, ob er den vielen andern Gründen der Unausführbarkeit, welche alle herzuzählen auf S. 1282. der Beil. der allg. Zeitung d. J. der Raum fehlte, entscheidende Argumente entgegenzusetzen vermöchte. Unter den angeführten Gründen finden wir aber keinen, der einen bedeutenden Eindruck auf uns machte. Den einen, daß nämlich Bayern bei freier Concurrenz mit dem darin weiter fortgeschrittenen Oesterreich alle Hoffnung eines künftigen Aufblühens seiner Fabrication aufgeben müsse, hat schon die Redaction der all. Zeitung durch ein zugesetztes Fragezeichen als einen sehr unverläßlichen bezeichnet und gewiß mit Recht. Von der Unsicherheit der Supposition abgesehen, so wäre der Werth derjenigen industriellen Blüthe in Bayern, welche nur durch die künstliche Absperrung von dem stammverwandten Volke der deutschen Lande des Kaisers erzielt werden könnte, wahrlich nur sehr gering anzuschlagen, während die sonst aus der Vereinigung hervorgehenden Vortheile für die eine Hälfte des Königreiches Bayern augenscheinlich sehr beträchtlich sein würden. Auch die von der Concurrenz mit Böhmen befürchtete Beeinträchtigung Sachsens scheint uns ein kleinlicher, der Tendenz des Zollvereins unwürdiger Grund zu sein. Würde Sachsen auch in einzelnen Industriezweigen verlieren; auf der andern Seite würde es durch den erweiterten Markt sicher auch gewinnen. Und wenn der Verfasser selbst in der Vereinigung der materiellen Interessen ein so wichtiges politisches Bindungsmittel erkennt, bei welchem deutschen Bundesland wäre denn diese Verbindung wohl wichtiger für Deutschland und insbesondere für Preußen, als gerade bei Böhmen, welches durch seine großentheils slavische Nationalität nur lose an Deutschland geknüpft ist und doch mit Schlesien zusammen dereinst vielleicht gegen slavische Uebermacht die erste starke Vormauer Deutsch-

lands bilden muß? Aber selbst auch die nationell ganz verschiedene Lombardei in den Verband zu ziehen, und diesen durch Illyrien an's adriatische Meer zu erstrecken, scheint uns nicht unausführbar und unerwünscht; Ungarn aber kann davon geschieden werden, da es ohnehin schon gegen Oesterreich sein eigenes Zollsystem hat; und an dem Mißtrauen in Betreff der Controle allein würde doch hoffentlich die Ausführung einer so großartigen Maaßregel nicht scheitern. So können wir also unsern Wunsch und unsere Hoffnung nicht aufgeben gegen die Bedenken des Herrn von Cummerow, und freuen uns vielmehr von andern competenten Urtheilern wiederholt den Anschluß Oesterreichs (selbst mit seinem ganzen Machtgebiet) an den deutschen Zollverein als eine des letzten Zukunft nothwendig gegebene Erweiterung anerkannt zu finden, wie es früher von List an verschiedenen Orten geschehen, und jetzt wieder in der deutschen Vierteljahresschrift Nro. 18, S. 176. 216. fgg. angedeutet wird. Folgende Worte des letzten Aufsatzes finden wir so beherzigungswerth, daß wir ihnen gerne hier, zum Schluße dieser Bemerkungen über Preußens Verhältniß zu Deutschland, eine Stelle gönnen:

„Niemanden ist jene Politik ein Geheimniß, welche sich bemüht, unter uns schwächende Spaltung zu bewirken und der Entwickelung unsrer Macht Fesseln zu bereiten; welche nicht ansteht, ein Bündniß mit Frankreich gegen uns auszubeuten, ihr Gelüste auf Preußische Provinzen schon vor 1807 verrieth, wo sie nicht verschmähte, den eigenen Bundesgenossen zu berauben, und schon die geübten Finger nach Böhmen bis ins Herz von Deutschland ausstreckte; welche uns und unsere Salons mit Blumen und Liebkosungen überschüttet und unseren Fürsten die Hand küßt, daß wir nur die erste Pflicht, die Pflicht der Selbsterhaltung, vergessen sollen. Leider haben sich sogar deutsche Zeitungen dazu hergegeben, die Ungereimtheit aufzustellen, Oesterreich sey kein deutscher Staat mehr, sondern ein slavischer, und wir hätten nur noch Untergrabung, die Kerkermeisterei unserer „Freiheiten (!!), von

ihm zu erwarten. Aber das fremde dunkle Getriebe mahnt uns nur um so dringender an die Nothwendigkeit festen Zusammenhaltens, denn nur getrennt haben Deutschland und Oesterreich keine Sicherheit mehr. — — Eine Zerrupfung des Gesammtvaterlandes, Niedertretung der heiligsten Rechte, Mediatisirung der meisten deutschen Fürsten, Schmach und Elend — das wären die Folgen einer Entfremdung Oestreichs von Deutschland; und darum ist sie unmöglich, darum läßt kein Deutscher auch nur den Gedanken an eine Trennung vom Kaiserstaate aufkommen, ungeachtet einzelner Mißstände von Oesterreich, das schon seit einem Jahrtausend des Reiches Schutz und Schirm nach Osten und Süden gebildet hat, und durch Abstammung, Bildung und Interessen eins mit uns ist."

Durch die neuere öffentliche Besprechung dieses Gegenstandes veranlaßt, haben wir Vorstehendes unserm ersten Artikel noch hinzufügen wollen. Nun aber wollen wir uns zu einer andern Seite unsrer in der Ueberschrift bezeichneten Aufgabe wenden, zu der Betrachtung der innern Verhältnisse des preußischen Staats, deren Entwicklung kein Deutscher ohne lebhaften Antheil beobachten wird.

Unverkennbar bildet der Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV. auch in der Entwicklung der Verfassung Preußens eine bedeutende Epoche, und die jetzt gewährte, freiere Bewegung der Presse wird wahrscheinlich das Ihrige dazu beitragen, daß das neu erregte politische Leben nicht ohne Resultate wieder einschlummere. Wenn wir noch zu Anfang des ersten Artikels von einer Verwunderung über Unmerklichkeit der Wirkungen der erweiterten Preßfreiheit reden konnten, so ist dagegen jetzt schon der Beginn einer freiern Entfaltung in den politischen Zeitblättern Preußens nicht zu verkennen. Schon haben sie sich der Erörterung der wichtigsten Verfassungsfragen bemächtigt; mit Freimuth besprechen sie die Resultate der Provinziallandtage, und tragen ihre Ansichten über die

weitere Entwickelung der Verfassung vor; die verschiedenartigsten Meinungen, Wünsche, Hoffnungen machen sich da geltend; die Freunde des sogenannten Fortschritts kommen stets zurück auf die Nothwendigkeit einer reichsständischen Verfassung; die Anbeter des französischen constitutionellen Wesens möchten sobald wie möglich eine Charte nach dem Muster der französischen promulgirt sehen, ja die Tendenzen des Radicalismus treten kühn an's Tageslicht hervor und scheuen sich nicht zu behaupten, der Weg der gesetzlichen Revolution oder radicalen Reform sey derjenige, auf welchen Preußen seinem ganzen Wesen nach einzig hingewiesen sey; Andre dagegen fürchten von durchgreifenden Aenderungen Gefahr für den Bestand der monarchischen Gewalt und der Prosperität, welcher sich unter ihrem Schutze das Land bisher erfreute; sie finden eine constitutionelle Verfassung an sich unersprießlich oder mit den eigenthümlichen Verhältnissen und der politischen Stellung Preußens unverträglich; nur den Provinzialständen möchten sie höchstens eine einflußreichere Wirksamkeit gesichert sehen, wie sie der König schon zugesagt hat.

So oder so gestimmt sehen denn Alle mit gespannter Erwartung der im August dieses Jahrs berufenen gemeinsamen Versammlung der provinzialständischen Ausschüsse entgegen, in der Meinung, daß diese einen Wendepunkt in der Verfassungsangelegenheit bilden, und die Richtung, welche diese künftig nehme, entscheiden werde.

Auch uns scheint diese Zusammenkunft ein Ereigniß von Wichtigkeit, das möglicher Weise sehr bedeutende Folgen nach sich ziehen kann. Der Gedanke aber, der sich uns im Hinblick darauf zunächst aufdringt, ist dieser: daß des Königs von Preußen Majestät sich nicht durch die dabei hervortretenden Ansichten und vielleicht stürmisches Verlangen zu Schritten und Concessionen möge bestimmen lassen, welche nicht nach sorgfältig prüfender Erwägung als wahrhaft heilsame und zeitgemäße erscheinen, daß er sich die Freiheit des Beschlusses nach Vergleichung der geäußerten Wünsche und Meinun-

gen stets bewahre, so daß, was er auch immerhin als verfassungsmäßige Institution gewähren möge, als ein freier Ausfluß der königlichen Gewalt, nach Berathung mit den Stellvertretern seines Volkes, sich darstelle. Unter einem König, der es durch die That beweist, daß er nicht aus blinder Anhänglichkeit an das Bestehende jeden Fortschritt scheut, den nicht der Verdacht treffen kann, daß er aus Eigensucht jeder Beschränkung seiner absoluten Machtvollkommenheit abhold sey, von dem man vielmehr zu glauben berechtigt ist, daß ihn vor Allem der Wunsch, seinem Volke eine feste dauernde Grundlage und Garantie glücklicher innerer Zustände zu geben, beseele — unter einem solchen König mag man wohl mit Ruhe die allmählige weitere Ausbildung des Bestehenden erwarten. Dagegen würde jede abgetrotzte Concession, wenn diese auch an sich ein Gewinn wäre, schon deshalb ein Schaden seyn, weil sie ihren Ursprung dem Siege einer Parthei über die königliche Gewalt verdankte, welche in unversehrtem Ansehen zu erhalten, bei dem Ueberfluthen ultra-liberalistischer und democratischer Tendenzen, — in unserer Zeit überall, und ganz besonders für Preußen, von der größten Wichtigkeit ist.

Hiernach wäre nun zunächst für die Freunde des französischen Constitutionalismus nicht viel zu hoffen. Denn „ein fünf und zwanzig jähriges Studium hat mich von der Unverträglichkeit der neuern Constitutionen mit dem Glücke meines Volkes überzeugt, und keine Macht der Erde wird im Stande seyn, mir ein meiner Ueberzeugung zuwiderlaufendes Zugeständniß abzuzwingen“ — so ungefähr sprach der König zu den Repräsentanten der Stadt Breslau. Diese bestimmte und entschiedene Erklärung hat nicht nur allgemein überrascht, sondern auch vielfältig einen unbehaglichen Eindruck selbst bei solchen zurückgelassen, denen eine Reichsconstitution nach modernem Zuschnitt keineswegs erwünscht wäre. Man erinnerte sich, daß Friedrich Wilhelm III. mehrmals das feierliche Versprechen gegeben hatte, seinem Volke eine reichsständische Verfassung zu gewähren, und es hat einen fatalen Anschein, ein gege-

benes Versprechen nicht zu halten, ja ausdrücklich und einseitig zurückzunehmen. Auch ist es bekannt, daß der Staatskanzler Hardenberg consequent dem Ziel der Einführung einer Reichsconstitution entgegensteuerte, wie auch Herr v. B. (S. 23. fg. der ersten Aufl.) erzählt, der nur darin nicht die lautere Wahrheit sagt, wenn er S. 24 bemerkt: Hardenberg habe den König das Versprechen von Reichsständen bedingungsweise gelegentlich geben lassen, denn dieses Versprechen ist in mehrern Besitzergreifungspatenten, namentlich der Rheinlande, mit aller Bestimmtheit gegeben und späterhin wiederholt die Absicht, es zu erfüllen, in Gesetzen ausgesprochen worden. Ja, in dem bekannten Gesetze über das Staatsschuldenwesen v. J. 1820 wird noch diese Angelegenheit unter die Controle der künftigen Reichsstände gestellt, und ausdrücklich festgesetzt, daß die Aufnahme neuer Staatsanleihen nur mit Zuziehung und unter Mitgarantie der künftigen reichsständischen Versammlung solle geschehen können. Und so hat denn ein neuerer Schriftsteller (in der deutschen Vierteljahrsschtift Nro. 18 S. 118 fgg.) eine Reichsconstitution gewissermassen als schon gesetzlich begründet bezeichnen können. Gleichwohl ist es nur ein Mißverständniß, wenn man deßhalb den jetztregierenden König einer Gesetzverletzung zeihen, oder die ausdrückliche Erklärung, jenes Versprechen seines Vaters nicht erfüllen zu wollen, ihm zum Vorwurf machen wollte; vielmehr ist diese wegen ihrer Bestimmtheit und Rückhaltlosigkeit, vom sittlichen Standpunkte, nur zu loben.

Es ist eine allbekannte Rechtsregel, daß selbst die ausdrückliche Festsetzung der Unabänderlichkeit eines Gesetzes den Gesetzgeber nicht bindet; er kann nichts destoweniger späterhin andre gesetzliche Anordnungen treffen, und es ist dabei nicht einmal nothwendig, das früher für unabänderlich erklärte Gesetz ausdrücklich aufzuheben, wenn das neue seinem Inhalte nach nicht damit übereinstimmt. Dieß gilt eben so wohl von Gesetzen über die Verfassung wie von andern. Es wäre auch eine Thorheit, eine gegebene Verfassung für ewig unabänderlich

zu erklären; eine solche Thorheit, wenn wirklich begangen, kann nimmermehr die gesetzgebende Gewalt beherrschen. Freilich muß die Abänderung in der nun bestehenden verfassungsmäßigen Form verordnet werden. Wenn daher ein bisher unumschränkter Monarch seinem Volke eine Verfassung gegeben hat, nach welcher er in der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt an die Zustimmung einer ständischen Versammlung gebunden ist, und insbesondere eine Abänderung dieser Verfassung nicht ohne solche Zustimmung geschehen soll, so kann diese auch gesetzlich nicht mehr ohne diese verfassungsmäßige Mitwirkung und Einwilligung herbeigeführt werden, so ist es, wenn die Regierung gleichwohl so etwas versucht, baare Revolution, wodurch sie die sittliche und rechtliche Grundlage ihrer Macht untergräbt und erschüttert, wenn es ihr auch gelingt, zur Zeit eine Erweiterung ihrer Gränzen zu gewinnen. Es kann darin auch durchaus keinen Unterschied machen, ob die Verfassung eine octroyirte oder pactirte sey. Allein dabei wird überall vorausgesetzt, daß die Verfassung, welche die Thätigkeit der gesetzgebenden Gewalt an die Mitwirkung einer Versammlung von Volksvertretern bindet, auch schon als wirklich gegebene bestehe. So lange noch die gesetzgebende Gewalt ungebunden in der Hand des Monarchen ruht, so lange gibt es keine andere Schranke für sie, als die Achtung der schon bestehenden concreten Rechte, und die gewissenhafte Rücksicht auf das wahre Wohl und Interesse des Volkes, dessen Schicksale die Vorsehung dem Monarchen anvertraut hat, und dessen Glück nach besten Kräften zu fördern, die mit seinem Regentenrecht wesentlich verbundene Pflicht ist. Wenn also dem König von Preußen, dem bis jetzt unbestritten die gesetzgebende Gewalt ausschließlich und unbeschränkt zugestanden hat, selbst die Befugniß einseitiger Abänderung eines schon bestehenden Gesetzes nicht abgesprochen werden kann, so kann derselbe noch viel weniger an die Erfüllung eines Versprechens, gewisse Gesetze erst zu erlassen, rechtlich gebunden seyn. Ein solches Versprechen, wo es

nicht vertragsmäßig geworden oder Bedingung einer Erwerbung war, ist rechtlich nichts anderes, als eine vorläufige Ankündigung der Absicht des Gesetzgebers, in Zukunft die verheißenen Anordnungen zu treffen. Somit kann also irgend eine rechtliche Verpflichtung aus jenen früher gegebenen Versprechungen, eine reichsständische Verfassung einzuführen, nicht gefolgert werden, um so weniger; als das Maaß der staatsrechtlichen Bedeutung und Wirksamkeit, welches der Versammlung der Reichsstände eingeräumt werden sollte, und folgeweise der Beschränkung, welche die königliche Gewalt sich auferlegen wollte, noch durchaus nicht näher bezeichnet war. Wenn aber nun die ganze Sache blos auf den Standpunkt sittlicher Prüfung gestellt wird, so wird Jeder einräumen, daß der König keine Verpflichtung anerkennen könne, seinem Volke eine Institution zu gewähren, von deren Verderblichkeit er überzeugt ist, und die er, einmal eingeführt, nach dem Obigen nicht mehr ohne Rechtsverletzung willkührlich wieder zurücknehmen könnte. Der König kann sich darin irren; Andere mögen glauben, daß er durch die freilich hinreichend dunkeln Schattenseiten des französischen Staatslebens sein Urtheil zu sehr habe befangen lassen, daß die Vortheile überwiegend, die Nachtheile auch wohl zu vermeiden wären u. s. w. Aber der König kann darin sein eigenes Urtheil nicht beiseit setzen, und wenn dieses mit Entschiedenheit das Begehrte für verderblich hält, so kann sich gerade darin, daß er es nicht gewährt, wahre Pflichterfüllung und Charakterfestigkeit zeigen. Von diesem Gesichtspunkte aber ist die Erklärung, welche Seine Majestät bei der Anwesenheit in Breslau abgegeben hat, zu beurtheilen. Man könnte zwar noch einwenden, es könne wohl auch dieses mit der Pflicht nicht nur vereinbar, sondern selbst durch dieselbe geboten seyn, daß der Regent seine eigene subjective Ansicht aufopfere, und trotz entgegengesetzter Ueberzeugung dasjenige gewähre, was der allgemeine Ruf der Zeit als das Rechte und Heilsame fordere. Es kann allerdings ganz lobenswerth seyn, wenn ein Regent, sey es um grö-

zu erklären; eine solche Thorheit, wenn wirklich begangen, kann nimmermehr die gesetzgebende Gewalt beherrschen. Freilich muß die Abänderung in der nun bestehenden verfassungsmäßigen Form verordnet werden. Wenn daher ein bisher unumschränkter Monarch seinem Volke eine Verfassung gegeben hat, nach welcher er in der Ausübung der gesetzgebenden Gewalt an die Zustimmung einer ständischen Versammlung gebunden ist, und insbesondere eine Abänderung dieser Verfassung nicht ohne solche Zustimmung geschehen soll, so kann diese auch gesetzlich nicht mehr ohne diese verfassungsmäßige Mitwirkung und Einwilligung herbeigeführt werden, so ist es, wenn die Regierung gleichwohl so etwas versucht, baare Revolution, wodurch sie die sittliche und rechtliche Grundlage ihrer Macht untergräbt und erschüttert, wenn es ihr auch gelingt, zur Zeit eine Erweiterung ihrer Gränzen zu gewinnen. Es kann darin auch durchaus keinen Unterschied machen, ob die Verfassung eine octroyirte oder pactirte sey. Allein dabei wird überall vorausgesetzt, daß die Verfassung, welche die Thätigkeit der gesetzgebenden Gewalt an die Mitwirkung einer Versammlung von Volksvertretern bindet, auch schon als wirklich gegebene bestehe. So lange noch die gesetzgebende Gewalt ungebunden in der Hand des Monarchen ruht, so lange gibt es keine andere Schranke für sie, als die Achtung der schon bestehenden concreten Rechte, und die gewissenhafte Rücksicht auf das wahre Wohl und Interesse des Volkes, dessen Schicksale die Vorsehung dem Monarchen anvertraut hat, und dessen Glück nach besten Kräften zu fördern, die mit seinem **Regentenrecht** wesentlich verbundene **Pflicht** ist. Wenn also dem König von Preußen, dem bis jetzt unbestritten die gesetzgebende Gewalt ausschließlich und unbeschränkt zugestanden hat, selbst die Befugniß einseitiger Abänderung eines schon bestehenden Gesetzes nicht abgesprochen werden kann, so kann derselbe noch viel weniger an die Erfüllung eines Versprechens, gewisse Gesetze erst zu erlassen, rechtlich gebunden seyn. Ein solches Versprechen, wo es

nicht vertragsmäßig geworden oder Bedingung einer Erwerbung war, ist rechtlich nichts anderes, als eine vorläufige Ankündigung der Absicht des Gesetzgebers, in Zukunft die verheißenen Anordnungen zu treffen. Somit kann also irgend eine rechtliche Verpflichtung aus jenen früher gegebenen Versprechungen, eine reichsständische Verfassung einzuführen, nicht gefolgert werden, um so weniger; als das Maaß der staatsrechtlichen Bedeutung und Wirksamkeit, welches der Versammlung der Reichsstände eingeräumt werden sollte, und folgeweise der Beschränkung, welche die königliche Gewalt sich auferlegen wollte, noch durchaus nicht näher bezeichnet war. Wenn aber nun die ganze Sache blos auf den Standpunkt sittlicher Prüfung gestellt wird, so wird Jeder einräumen, daß der König keine Verpflichtung anerkennen könne, seinem Volke eine Institution zu gewähren, von deren Verderblichkeit er überzeugt ist, und die er, einmal eingeführt, nach dem Obigen nicht mehr ohne Rechtsverletzung willkührlich wieder zurücknehmen könnte. Der König kann sich darin irren; Andere mögen glauben, daß er durch die freilich hinreichend dunkeln Schattenseiten des französischen Staatslebens sein Urtheil zu sehr habe befangen lassen, daß die Vortheile überwiegend, die Nachtheile auch wohl zu vermeiden wären u. s. w. Aber der König kann darin sein eigenes Urtheil nicht beiseit setzen, und wenn dieses mit Entschiedenheit das Begehrte für verderblich hält, so kann sich gerade darin, daß er es nicht gewährt, wahre Pflichterfüllung und Charakterfestigkeit zeigen. Von diesem Gesichtspunkte aber ist die Erklärung, welche Seine Majestät bei der Anwesenheit in Breslau abgegeben hat, zu beurtheilen. Man könnte zwar noch einwenden, es könne wohl auch dieses mit der Pflicht nicht nur vereinbar, sondern selbst durch dieselbe geboten seyn, daß der Regent seine eigene subjective Ansicht aufopfere, und trotz entgegengesetzter Ueberzeugung dasjenige gewähre, was der allgemeine Ruf der Zeit als das Rechte und Heilsame fordere. Es kann allerdings ganz lobenswerth seyn, wenn ein Regent, sey es um grö-

ßerem Uebel vorzubeugen, sey es, weil er dem Rathe und der Einsicht verständiger Männer und dem Wunsche des Volks, der durch dessen Vertreter sich zu erkennen gibt, mehr als der eigenen Meinung vertraut, zu Entschlüssen kommt, die ihm selbst bedenklich scheinen. Aber dabei kommt so sehr Alles auf die gewissenhafte Erwägung des Einzelnen an, daß ein allgemeines objectives Urtheil darüber kaum möglich ist. Und insbesondere bei unsrer Frage, wer könnte es da sich anmaßen, wo die Meinungen einsichtsvoller, erfahrner Männer, von tadelloser Gesinnung und unzweifelhafter Vaterlandsliebe, so weit von einander abweichen? wo das, was man die öffentliche Meinung nennt, als ein so unbestimmtes, schwankendes, unzuverläßiges Wesen erscheint? Kann man denn glauben, das bei einem fünf und zwanzigjährigen Studium nicht auch der Rath und die Belehrung vieler und einsichtiger Männer benutzt worden sey? Und weiß man nicht, wie Viele jene besorgnißvolle Ansicht des Königs theilen, zu der auch die Erfahrungen jenes Zeitraums Anlaß genug, wie jeder zugibt, geboten haben?

Also — der König von Preußen ist vollkommen in seinem Rechte — und ohne Uebermuth kann Niemand es wagen, ihn deshalb zu tadeln, — wenn er offen erklärte, daß ihm verderblich scheine, was das Ziel mancher Wünsche ist, daß er daher es zu gewähren durch keine Macht bestimmt werden könne — zumal wenn, wie jetzt, zu gleicher Zeit gestattet wird, in den Schranken einer ruhigen und anständigen Discussion auch die entgegengesetzten Ansichten und Wünsche öffentlich auszusprechen und zu begründen, und nicht alsbald Rescripte der Ungnade gegen diejenigen ergehen, welche ihrerseits auch, wie die Stadt Breslau gethan, auf ganz gesetzlichem Wege, dem in entgegengesetzter Richtung hin liegenden Ziele zustreben wollen.

Nachdem wir uns durch diese Vorbemerkungen auf einen ganz neutralen Boden gestellt haben, wollen wir uns für einen spätern Artikel auch einige unmaßgebliche Andeutungen über

nicht vertragsmäßig geworden oder Bedingung einer Erwerbung war, ist rechtlich nichts anderes, als eine vorläufige Ankündigung der Absicht des Gesetzgebers, in Zukunft die verheißenen Anordnungen zu treffen. Somit kann also irgend eine rechtliche Verpflichtung aus jenen früher gegebenen Versprechungen, eine reichsständische Verfassung einzuführen, nicht gefolgert werden, um so weniger; als das Maaß der staatsrechtlichen Bedeutung und Wirksamkeit, welches der Versammlung der Reichsstände eingeräumt werden sollte, und folgeweise der Beschränkung, welche die königliche Gewalt sich auferlegen wollte, noch durchaus nicht näher bezeichnet war. Wenn aber nun die ganze Sache blos auf den Standpunkt sittlicher Prüfung gestellt wird, so wird Jeder einräumen, daß der König keine Verpflichtung anerkennen könne, seinem Volke eine Institution zu gewähren, von deren Verderblichkeit er überzeugt ist, und die er, einmal eingeführt, nach dem Obigen nicht mehr ohne Rechtsverletzung willkührlich wieder zurücknehmen könnte. Der König kann sich darin irren; Andere mögen glauben, daß er durch die freilich hinreichend dunkeln Schattenseiten des französischen Staatslebens sein Urtheil zu sehr habe befangen lassen, daß die Vortheile überwiegend, die Nachtheile auch wohl zu vermeiden wären u. s. w. Aber der König kann darin sein eigenes Urtheil nicht beiseit setzen, und wenn dieses mit Entschiedenheit das Begehrte für verderblich hält, so kann sich gerade darin, daß er es nicht gewährt, wahre Pflichterfüllung und Charakterfestigkeit zeigen. Von diesem Gesichtspunkte aber ist die Erklärung, welche Seine Majestät bei der Anwesenheit in Breslau abgegeben hat, zu beurtheilen. Man könnte zwar noch einwenden, es könne wohl auch dieses mit der Pflicht nicht nur vereinbar, sondern selbst durch dieselbe geboten seyn, daß der Regent seine eigene subjective Ansicht aufopfere, und trotz entgegengesetzter Ueberzeugung dasjenige gewähre, was der allgemeine Ruf der Zeit als das Rechte und Heilsame fordere. Es kann allerdings ganz lobenswerth seyn, wenn ein Regent, sey es um grö-

seyn, daß die Oberämter und Decanate durch Ausschreiben aufgefordert wurden, das Petitioniren zu hintertreiben, und daß demgemäß unter andern Mitteln in einer Stadt sogar die wirksame Hilfe der Gensdarmerie aufgeboten wurde. Die katholische Bevölkerung hätte demnach nur einen Kreuzzug anstellen und sich in Masse erheben müssen. Zum Glück hat dieselbe andere Begriffe von Unterthanentreue, und sieht nachgerade ein, daß der Gerechtigkeitssinn nicht von einem Plus der Stimmen abhängt, und daß, wo er nicht existirt, die Ausflüchte auch bei einem Plurimum derselben niemals fehlen. Sicher versteht man in keinem Lande außer Würtemberg das Kunststück, wenn troz jener Hindernisse 180 katholische Geistliche, und außer den Landgemeinden die größten katholischen Städte, Gmünd, Rottenburg, Riedlingen, Wangen, der katholische Theil von Biberach, wozu noch die bei der ersten Kammer eingelaufenen Petitionen zu zählen sind, petitionirt, und die Gefahr der künftigen Verfehmung (der Kirchenrath bedarf wahrlich zu dieser nicht erst einer schriftlichen Instruction des Hrn. von Schlayer) nicht gescheut haben, und wenn außerdem der Bischof fast aus allen Capiteln Dankadressen für das Einbringen seiner Motion erhalten hat, das fertige Resultat aus der Tasche zu ziehen, die katholische Bevölkerung erkläre sich nicht für die Sache ihres Bischofs. Doch jene 180 Geistliche bilden nur die moderne Schule, das heißt, man versteht das Petitionsrecht so, daß man denen, welche davon Gebrauch machen, den Schwarzen auf den Rücken zeichnet, und scheußliche Gespenster hinter ihnen einherschleichen läßt. Traut den jungen Priestern nicht! — müssen wir hier nach einem Artikel der Allg. Zeitung in Nro. 134 mit einer Variante ausrufen — fürchtet euch! Welch' ein muthiger Refrain! Im dichten Nebel des Mittelalters, wo die Abentheuer etwas Alltägliches waren, wo Voltaire noch nicht geboren, wo die Gensdarmerie noch nicht erfunden war, da mochte man es Niemand verdenken, dem es bange vor bösen Geistern wurde; aber im neunzehnten Jahrhundert, an dem hellen, lichten Tage und in dem vielgepriesenen Lande der allgemeinen Aufklärung, mitten im Schooß und Gehege einer so guten, wachsamen Polizei Gespenster zu sehen, hätten wir den Intelligenten dieses Landes nicht zugetraut. Oder ist es gerecht, Männer auf ihr jüngeres Gesicht hin zu verurtheilen? Ist es unserer Epoche würdig, die Vorurtheile, mit denen man einst Hexen und Schwarzkünstler verurtheilte, auf Priester, weil sie jünger als andere sind, zu übertragen. Es ist dieß eine neue Art Inquisition, und wenn sie auch nicht mehr so schrecklich seyn kann, als ihre Vorgängerinnen, so muß man ihr doch zuge-

stehen, daß keine abgeschmackter war, als sie. Wie, wenn man nun von euch sagte: „Ihr scheint eure Rolle ganz vergessen zu haben, da euch ja die neue Lehre und die neue Kirche so lieb und werth war, da ihr im Glanze des neunzehnten Jahrhunderts den Anblick des alten Unraths nicht mehr ertragen konntet, da ihr deshalb mit einander in die Wette aufräumtet, und Jedem, der sich nicht an diesem neuen Licht gespiegelt, Bildung und Verstand absprachet", und wenn man beisetzte: „Sehet, so üben wir nur den von euch so oft gerühmten Grundsatz der Gleichheit": was könntet ihr erwiedern? — Doch in Wirklichkeit sind unter den 180 Petenten 80, die über 38 Jahren stehen, und unter diesen 43, welche 50 Jahre und darüber alt sind. Einer findet sich sogar mit 57 Priesterjahren. Zu was macht ihr also die Wahrheit?

„Die Regierung ihrerseits ist entschlossen, den bisher eingehaltenen und von der Kammer so unzweideutig gebilligten Weg, ferner zu gehen". Hier übt der Autor eine zweite Taschenspielerei. Die zweite Kammer beschließt, die hohe Regierung möge, wenn und soweit Mißstände vorliegen, solche beseitigen, sie will also ihr Urtheil über das Bestehen oder Nichtbestehen solcher Mißstände ausgesetzt seyn lassen, erwartet aber im ersten Falle Abhilfe. Dieß nennt man natürlich für's übrige Deutschland, das sonst seine Bewunderung der absolut vollendeten Staatsform suspendiren müßte, eine unzweideutige Billigung. Den Entschluß der Regierung betreffend, hätten wir freilich zu ihrem eigenen Heil eine Aenderung gewünscht. Aber leider scheint eine solche noch sehr entfernt zu seyn. Ist ja nicht einmal Oberamtmann Binder in Gmünd, der seine Befugnisse auf merkwürdige Weise überschritten und dort, wie im ganzen Lande ein wahres Aergerniß gegeben hat. (Vgl. „Neue weitere Beiträge ꝛc.) von Gmünd versetzt worden. Nicht einmal diese kleinste und wohlfeilste Sühne wird gebracht, und man nimmt lieber die stillschweigende Billigung der Handlungsweise dieses und anderer Unterbeamten auf sich. Im Gegentheil scheint es, die Sache sey von nun an, mit weit mehr Eclat zu behandeln, und man wolle Preußen seine „heillose" Nachgiebigkeit und Schwäche durch das großartige und welthistorische Schauspiel einer vollendeten Strafconsequenz fühlbar machen. „Sollte der Bischof, sagt der Berliner Art. aus Stuttgart — sich zur Realisirung seiner Drohung fortreißen lassen, so wird ihm zunächst sein Gehalt entzogen". Die Entziehung der vom Staat verbürgten Dotation wäre also das erste Stadium der Straffentenzen, welche man nicht etwa von einem Gericht erwartet, sondern welche die Regierung als solche verhängt, und hinter diesem Vorläuf-

gen begönne erst die Anwendung der peinlichen Halsgerichtsordnung der heutigen Zeit! dieß Alles geschähe für den Fall, daß der Bischof einem Geistlichen da, wo er es für nothwendig hält, die Institution verweigerte, was nach dem Collationsrecht unsers Kirchenrechts ein ausgemachtes Staatsverbrechen ist. Mag nun solche Drohung eine wirkliche oder eine bloß berechnete seyn, gleichviel — sie bezeichnet den Geist, von dem sie ausgeht, hinreichend, wie man denn zusehen mag, ob, falls man dieselbe erfüllte, dem Bischof oder sich selbst das Strafurtheil spräche. Eine Politik, die heutzutage die Mitglieder einer Confession zum Vollgenuß der bürgerlichen Rechte zuläßt, aber mit ihrem Glauben experimentirt, ihre Institute, sie äußerlich ausstattend (die katholische Kirche lebt nicht davon, daß sie an ihrem Plätzchen an der Tafel mit andern Gästen großmüthig gespeist wird), innerlich desto ungehinderter nach eigenem Gutdünken modelt, ihre Kleriker unter die Herrschaft einer unumschränkten Bureaukratie stellt, ihre Lebensäußerungen hemmt, Bitten und Klagen als Frevel gegen die absolute Geltung eines provisorischen Staatsgesetzes mit Strafe belegt, ihren Bischof, weil er unerwartet seine oder besser die Rechte der katholischen Kirche wahrt, schnöde behandelt und eine noch schnödere Behandlung in Aussicht stellt, wird wohl von Mit- und Nachwelt gerichtet.

Wie wenig ein Abgehen von dem bisherigen Wege zu erwarten sey, beweist uns auch das Factum in Betreff der Repententen. „Die Repententen des katholischen Wilhelmstiftes in Tübingen, welche in Mißkennung ihrer Stellung, sich in einer Petition den Forderungen des Bischofs angeschlossen hatten, wurden von ihren Stellen auf Pfarrverwesereien versetzt.“ Eine Erklärung, welche Herr von Schlayer in der 98sten Sitzung der Kammer der Abgeordneten abgab, motivirt auf eine Anfrage des Freiherrn von Hornstein diese Versetzung durch die Bemerkung, die Repententen seinen ad nutum amovibel. Pitt habe bei einer ähnlichen Anfrage wegen Versetzung eines Officiers geantwortet, das habe einen ganz andern Grund, die Nase des Officiers habe nicht länger gefallen. Er sey weit entfernt, eine Antwort dieser Art zu geben, er sage ohne Anstand, daß die Repetenten das Recht gehabt haben, Petitionen einzureichen, daß aber auch die Regierung das Recht gehabt habe, so zu handeln, wie sie gehandelt habe. Die Repetenten, wenn sie meinten, als Staatsbürger hier handeln zu müssen, haben nicht ihrer Stellung gemäß gehandelt, die sie als Aufseher einer Erziehungsanstalt inne haben. Wenn der Herr Abgeordnete für seine Söhne einen Hofmeister halte und dieser Grundsätze an den Tag lege,

die geradezu denen entgegen seien, von welchen er seine Söhne unterrichtet zu sehen wünsche, so werde er einen solchen Hofmeister nicht lange beibehalten. Trauriges Petitionsrecht, das mir keinen andern Schutz gewährt, als von Andern gestraft zu werden! Erbärmliches Recht, das nicht mehr Recht ist, als um von einem andern Recht verschlungen zu werden! Erlogenes Recht, das für alle gelten soll und doch für Einzelne Ahndung begründet! Gewiß, sobald ich wegen Gebrauch eines Rechts, das Allen ohne Ausnahme verfassungsmäßig zusteht, gestraft werden kann, dann ist jede Berufung auf solches Recht eine Chimäre, eine Perfidie, ein Hohn, eine Lüge. Würden die Verhältnisse eines Erziehers, eines Vorstands, eines Vorbildes ꝛc. dieses Petitionsrecht beschränken, so wäre es nicht blos mit Rücksicht auf Einzelne, sondern für alle null und nichtig. Alle Cleriker z. B. sind Erzieher, Vorstände, Beispiele und Vorgänger ihrer Gemeinden. Wohlan, wollt ihr consequent seyn, so strafet sie alle, strafet dann aber auch eure Beamten, eure Bürger, strafet Jedermann, der bei den Kammern bittet. (Jede Petition ist eine Klage gegen die Regierung, sofern diese die vorher an sie gebrachten Wünsche und Klagen abgewiesen hat.) Denn was einer thut, ist ein Reiz und eine Mahnung für die Andern. Hier ist kein innerer Unterschied, blos der Grad ist verschieden. Nur sprechet uns nicht mehr von einem Petitions r e c h t e! Von der besondern Stellung, die den Repetenten zugetheilt wird, wollen wir gar nicht reden. Wehe der Kirche, wenn die Aufseher ihrer theologischen Bildungsanstalt bloße Hofmeister des Staates sind, und wenn dieser sie, sobald sie nicht ihren Zöglingen die von ihm aufgestellten Grundsätze einprägen, ad nutum, einseitig ohne alle Rücksprache mit einer geistlichen Oberbehörde entlassen kann; sie entlassen kann, weil sie mit ihrem Bischof die Kammer um Fürsprache für ihre Kirche gebeten haben! Ja, „die Regierung wird den bisher eingehaltenen Weg auch ferner gehen“. Sie wird bei dem alten Systeme beharren, nach dem die katholische Kirche mit all ihren Institutionen die leibeigene Dienstmagd und wohlbetraute Schleppträgerin des Staates ist. Dafür ist uns dieses Factum der sicherste Bürge. Daß auch der arme Pitt dieses Factum noch beschönigen muß!

Dieser große Staatsmann war bekanntlich ein Hauptfreund der Emanzipation der Katholiken von der unbedingten Allgewalt des Staates, und katholische Geistliche waren ihm jedenfalls keine Soldaten. Die ganz überraschende Argumentationsweise des Hr. von Schlayer zeigt sich auch in seiner Bemerkung über Prof. Mak. „Wenn dieser ein Buch gegen den Cölibat geschrieben und darin auseinandergesetzt

hätte, daß dieſe kirchliche Einrichtung mit den Geſetzen Gottes und der Natur im Widerſpruche ſtehe und wenn ihn die Regierung zum Schutze dieſer kirchlichen Anordnung verſetzt hätte! würde der Hr. Abgeordnete (Freiherr von Hornſtein) die Maßregel für vollkommen begründet gehalten haben. Er wiſſe auch, daß Mack vor ſeinem Abgange von Tübingen gegen ihn ſeinen Dank ſchriftlich ausgedrückt habe. Nein! zu einer Verſetzung würde dieſer Edle die Regierung als ſolche nicht für berechtigt gehalten haben, weil ihm bekanntlich die Anwendung der §§. 47 und 49 auf die Geiſtlichen überhaupt eine ungerechte iſt. Wohl aber wäre ihm der Contraſt nicht ſo ſchneidend vorgekommen, da im Jahre 1831 Profeſſoren (in Ehingen) und Repetenten (in Tübingen), die gegen ein allgemeines und altes Geſetz der Kirche nicht ſchrieben (denn mit gründlicher Wiſſenſchaft geſchriebene Bücher laſſen die Kirche für ihre Geſetze nichts fürchten), ſondern in aufregender Weiſe agitirten, ſtraflos ausgingen, im Jahre 1842 dagegen ein Profeſſor, der ohne Beleidigung der Regierung oder der Proteſtanten die Nothwendigkeit einer Aenderung oder Interpretation eines proviſoriſchen und genau 36 Jahre alten Staatsgeſetzes auf wiſſenſchaftliche Weiſe darlegte, ohne Weiteres verſetzt und die in gleichem Sinne bittenden Repetenten aus dem Wilhelmsſtift entfernt wurden. Gerne hätte er ſich dann dem Glauben hingegeben, die Maaßregel der Verſetzung habe ihren Ausgangspunkt bloß in einem übergroßen Begriff von den Rechten der Staatsgewalt, und ſie ruhe letzlich nicht in dem Beſtreben einer geheimen Kirchenſtaatstheorie zur irdiſchen Erſcheinung zu verhelfen. Für ſolche Maßnahmen dankt man auch wahrlich nicht, am Wenigſten der Geſtrafte, und wenn auch ſein neues Einkommen das Doppelte überſtiegen hätte. Merkwürdig, daß man das im Ernſte (nur die Wahrnehmung, daß bei gewiſſen Leuten die Anſicht herrſcht, die Fütterung ſey die Hauptwohlthat und könne für alles Andere entſchädigen, kann uns dieß begreiflich machen) meinen und ſagen mag!

(Schluß folgt.)

VI.

Der Protestantismus in Münster.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

VI. Die Schreckenszeit in Münster.

(Schluß.)

Eine der ersten Regierungshandlungen der zwölf Aeltesten war ein Edict, worin unter Berufung auf die im dreizehnten Kapitel des Römerbriefes ausgesprochene, göttliche Einsetzung aller Obrigkeit auf Erden, dreizehn Punkte als solche bezeichnet werden, auf deren Uebertretung der heiligen Schrift gemäß, die Strafe der Enthauptung gesetzt sey. Dahin gehört das Fluchen, der Ungehorsam der Kinder, der Ehefrauen und des Hausgesindes, der Ehebruch, die Hurerei und Uneinigkeit, der Geiz, Raub, Diebstahl, Betrug und jegliche Uebervortheilung, alle Lügen und Verläumdungen, schändliche Reden und faules Geschwätz, Hader, Zank, Zorn und Neid, — (denn es stehe geschrieben, wer seinen Bruder hasset, ist ein Todschläger!) endlich das Murren und der Aufruhr in dem Volke Gottes. — Außerdem ward bestimmt, daß alle Tage von Vormittags sieben bis neun, und Nachmittags von zwei bis vier Uhr sechs Aelteste zu Gericht sitzen sollten, um Streitigkeiten zu schlichten. Einhellige Beschlüsse aller Aeltesten sollte Johann von Leiden der Gemeinde vortragen. Knipperdolling der Schwertführer, welcher nie anders, als von seinen vier Trabanten begleitet, ausgehen durfte, ward zum öffentlichen Ankläger aller Laster bestellt. — Die Sorge für die Fischerei und die Schlachtbank, ward bestimmten Per-

sonen anvertraut; zwei Meister mit sechs Gesellen sollten für das neue Israel die Schuhe machen. So erhielt, wie in einer großen gemeinschaftlichen Haushaltung, jedes Geschäft, und die Sorge für jedes Bedürfniß des Einzelnen, seine bestimmten Vorsteher. Jeder Fremde, der, ohne dem neuen Glauben zugethan zu seyn, in die Stadt käme, solle dem Schwertführer Knipperdolling zum Verhör übergeben werden; — kein anderer, getaufter Christ dürfe sich, bei Strafe verdächtig zu werden, mit ihm in Gespräch oder Umgang einlassen. — Habe und Gut der Verstorbenen sollten an den Schwertführer abgeliefert werden, damit sie, durch Vermittelung der Aeltesten, den rechten Erben zukämen. — Ueber allen diesen Gesetzen und Einrichtungen stand jedoch der Prophet, an dessen übernatürlicher Erleuchtung zu zweifeln sich wenigstens Niemand öffentlich gestatten durfte. — So oft dieser von dem himmlischen Vater etwas bitten wollte, legte er sich, in Gestalt eines Kreuzes, rücklings auf die Erde. Bisweilen ward er, wie er versicherte, drei oder vier Tage lang keiner göttlichen Unterredung gewürdigt; bisweilen schrieb er, was Gott befohlen hatte, mit Kreide nieder. Immer aber fand er bei der Mehrheit blinden Gehorsam.

Eine so große Macht über die Gemüther erklärt sich nicht bloß aus der magischen Gewalt des schwärmerischen Glaubens. — Auch die Sinnlichkeit der Masse ward zur Bundesgenossin einer Lehre gemacht, die ihr eine, im christlichen Europa unerhörte und beispiellose Befriedigung verhieß. Aehnlicher Nachgiebigkeit gegen die Anforderungen des Fleisches verdankten auch die Wittenberger Reformatoren einen großen, wenn nicht den größten Theil ihrer Erfolge. Hatten diese jedoch nur leise und schüchtern an der Strenge der christlichen Monogamie zu rütteln versucht, und gaben sie fünf Jahre später bloß dispensationsweise, wegen des überwiegenden Nutzens der neuen Kirche, einem vornehmen Gönner, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit, Rath und Erlaubniß zur Bigamie, so trieb Johann von Leyden mit um so grö-

ßerem Erfolge dieselbe Praxis öffentlich und in's Große. — Bereits früher und während noch die Wiedertäufer mit dem Lutherthum um die Herrschaft rangen, waren bedenkliche Gerüchte über die Sitten der münsterischen „Erweckten" im Umlauf. Daß auch damals schon geheime Wollust unter ihnen, wie im mystischen Protestantismus überhaupt, eine wichtige Rolle spielte, dürfte schwer zu bezweifeln seyn, wenn gleich das, was Manche von der libido promiscua und der Feuertaufe „der Wiedertäufer berichten, in seinen Einzelheiten nicht streng bewiesen seyn mag, wie der argberüchtigte Seraphinenkuß in unsern Tagen. — Nachdem jedoch das neue Zion den Sieg behalten hatte, fiel jeder Grund für die Häupter der Secte weg, ihren Gelüsten Gewalt anzuthun. — Daß der Prophet auch außer seiner (bigamischen) Ehe Befriedigung suche, konnte nicht lange ein Geheimniß bleiben. Besorgt um sein Ansehen, fing dieser alsbald an mit Rottmann und andern Prädicanten Raths zu pflegen, — und da alle diese Väter der neuen Kirche denselben Pfahl im Fleische fühlten, vereinigten sie sich bald über die Canones der zu befolgenden Disciplin. Consequent weiter bauend auf der Basis des lutherischen Grundsatzes: daß es eben so sündlich als unmöglich sey, seinem Triebe zu widerstehen, fanden sie, daß strenge Monogamie dem Manne, mit oder ohne Schuld der Frau, sehr häufig diesen verbrecherischen Zwang auflege. War es gestattet die unfruchtbare Frau zu verstoßen, um eine andre zu heirathen, warum nicht auch eine zweite, neben der, aus vorübergehenden Gründen, z. B. wegen Schwangerschaft, zum ehelichen Werke untüchtigen? War einmal Luther's Grundsatz von der Unmöglichkeit, ja von der teuflischen Sündhaftigkeit der Enthaltsamkeit angenommen *), so konnte man dem weitern Schluße auf die

*) Ohne Sünde kann man der Weiber nicht entrathen", sagt Luther in seinen Tischreden. — Aus diesem obersten Grundsatze folgen dann von selbst seine laxen Absichten über die Polygamie.

Erlaubtheit der Vielweiberei um so weniger entgehen, als Luther bereits zur Rechtfertigung der letztern sich auf den

---

„Hie were auch zu reden von dem Stuck", sagt er im Jahre 1528, und zwar dießmal nicht bloß beim Weine und unter lockern Tischgesellen, sondern in einer Auslegung des sechszehnten Capitels der Genesis: „ob ein Mann auch mehr denn ein Waib haben möge. Es ist genug gesagt: was hie geschehen und geschrieben ist, muß man laßen bleiben als Gottes Geschicht, gebürt niemandts solche Historien zu straffen. Darumb muß Abram hierinnen nicht gesündigt haben. Weiter haben wir gehört, daß Abram ein rechter, ja vollkommner Christ gewesen ist, auffs allerevangelischste gelebt, im Geist Gottes und Glauben. Darumb müssen wir sein Leben so lassen gehen: daß es ein Exempel sey darnach zu thun, wo sich's begebe im selben Glauben. So fragt man nun: weil es verboten, daß er mehr denn ein Weib hatte, wie wollen wir ihn denn antworten, daß er ein Christ blieben sey? Zum ersten: wenn man will einfältig dazu reden, spricht man also: es sey durch's Evangelium auffgehoben. Da Christus spricht in Mattheo: von Anfang war es nicht also. Item Paulus zu den Corinthiern: Ein Jeglicher hab sein Weib, und eine Jegliche ihren Mann. Daß man möcht sagen: Abram hat etliche äusserliche Werk gethan, die nun aufgehoben sind. Aber das wird nicht genug thun. Denn wir müssen uns so bewahren, daß er redlich verantwortet sey. Denn das ist je wahr, daß Alles, so wir finden im alten Testament von den Vätern äusserlich gethan, frey seyn solle, nicht verboten. Als die Beschneidnng ist aufgehoben, aber nicht also, daß es Sünde were, wenn man's thet, sondern frei weder Sünde noch wohlgethan. Also das Osterlamm essen und dergleichen Alles, ohn daß man es nicht in dem Namen thue, daß man dadurch wolle rechtfertigt werden. Wie es die Väter auch nicht darum gethan haben. So muß auch unter andern Exempeln der Väter mitgehen, daß sie vil Weiber genommen, daß es auch frei gewesen". — — — — Am Schluße heißt es: „Aber nicht verbotten, daß ein Mann nicht mehr denn ein Weib thurfte haben. Ich kundt, es noch heute nicht wehren, aber rathen wollt ichs

Vorgang der Altväter Israel's berufen hatte. Nach diesen Erwägungen wurde auf Befehl des Propheten drei Tage lang über die Vielweiberei gepredigt. Viele pflichteten der neuen Lehre bei, Andern jedoch öffnete dieses Extrem der Verirrung die Augen, und führte eine Crise herbei, welche die münsterische Theocratie in ihrer Wurzel bedrohte. Am 23sten Juli (1534) versammelte sich, nach der ersten Predigt über diesen Gegenstand, eine große Menge auf dem Gottesacker. Man schloß einen Kreis und stritt mehrere Stunden lang, hitzig für und wider die Polygamie. Ohne sich vereinigen zu können, ging man auseinander. Allein am 30sten Juli erklärte der Schmidt Heinrich Mollenhecke, an der Spitze von zweihundert Gleichgesinnten: daß sie dem Feinde die Thore öffnen würden, wenn nicht das gemeine Wesen wieder in den vorigen Stand gesetzt würde. Gleichzeitig mit dieser Erklärung wurde der Prophet, nebst Knipperdolling, Rottmann, Schlachtschap, Klopris und Vinnins ergriffen, in's Gefängniß geworfen, — und der Beschluß gefaßt: den Bischof in die Stadt zu lassen, den alten Rath und die vertriebenen Bürger zurückzurufen, und das tyrannische Joch der Neulehre mit einem Schlage abzuwerfen. — Allein unglücklicherweise verschob man die Ausführung des Anschlags bis auf den andern Tag, und als Mollenhecke am Morgen desselben „alle

---

nicht. Denn damit bleibet gleichwol noth, daß man sich nicht scheiden soll, sondern seinem Weib anhangen. Darum bringen die vorigen Sprüche solches nicht. Doch wollt ichs nicht aufbringen, sondern darum sage ichs: wenn es zur Scherff keme, daß man recht wissen müßte zu antworten, daß man die Vätter nicht verwerffe, als hette sich's nicht geziemt zu thun. Wie die Manichei sagen". (Deutsche Jenaische Ausgabe Bd. 4. Fol. 95.) Von Lamech sagt er: „er habe zwei Eheweiber gehabt. Ob er auch der erste gewesen sey, weiß ich nicht. Aber damit ist nicht geschlossen, daß es unrecht sey zwei Weiber haben. Denn man hernach dasselbig hernach von vielen, euch heiligen Leuten liefet".

Liebhaber und Beschützer des Wortes Gottes“ auf den Markt zusammenberief, trat Heinrich Redecker an die Spitze der Freunde der Vielweiberei, und vereinigte seine Parthei auf einem andern Platze der Stadt. Bald zeigte es sich, daß die Neuerer ihren Gegnern an Zahl überlegen waren. Viele der letztern fielen ab, als sie sahen, daß sie die Mehrheit gegen sich hatten; der Rest warf sich in das Rathhaus, in dessen Kellern die gefangenen Häupter der Wiedertäufer saßen. — Da diese Meister des Geschützes waren, ging der ungleiche Kampf bald zu Ende. Der Prophet und die Prädicanten wurden befreit, ihre Gegner mußten die Waffen niederlegen und sich ergeben. Von diesen wurden fünf und zwanzig an einen Lindenbaum gebunden und erschossen; sechs und sechszig andere sollten enthauptet werden. Knipperdolling unterzog sich dieser Blutarbeit in den nächsten Tagen, je nach Lust und Gelegenheit; jedoch wurden manche der Gefangenen, weil sie bloß verführt seyen, durch den Spruch der Aeltesten von der Todesstrafe losgezählt. — Von einer Einwendung gegen die Befreiung aus den Banden der bisherigen Ehegesetze war hiernach begreiflicherweise keine Rede mehr, und es begann jetzt ein Leben in Münster, wie es dem Ideale unserer schöngeistigen Wortredner der Emancipation des Fleisches vielleicht entsprochen haben dürfte. Der Prophet nahm zuerst drei Weiber, ihm folgten die Prädicanten und viele der angeseheneren Einwohner der Stadt. Zugleich wurde gelehrt: daß seit der Himmelfahrt Christi kein Mensch in einer wahren Ehe gelebt habe, denn alle Ehen seyen nur nach Geld oder Schönheit, nicht nach dem Geiste geschlossen, und mithin ungültig. Die eifrigsten Anhänger der Polygamie fanden sich jedoch unter den Weibern selbst, und unter diesen waren die entsprungenen Nonnen die ausgelassensten. Mit Recht meint Kerstenbroick, daß es besser sey, von dieser tiefen Entwürdigung der menschlichen Natur zu schweigen, als die Einzelnheiten der nun hereinbrechenden, gräuelvollen Zeit ausmalend, zu berichten: wie zügellos und wüthend die Neu=

gläubigen, gleich unmäßigen und geilen Thieren, über die Weiber herfielen, und wie unerhörte Schandthaten sie begingen, ihre Lust zu büßen. — Selbst junge Mädchen von eilf bis zwölf Jahren wurden mißbraucht, und in dem Hause eines, der Heilkunde erfahrnen Weibes wurde ein eigenes Spital für die, an ihrer Gesundheit zu Grunde gerichteten Kinder angelegt. — Andererseits war nicht bloß die Todesstrafe darauf gesetzt, wenn eine Frau dem Manne die eheliche Pflicht verweigerte, sondern die unverheiratheten Weiber mußten auch dem Verlangen jedes Mannes, der ihrer begehrte, bereit seyn *). Das Rosenthaler Kloster wurde zum Gefängniß für ungehorsame Weiber eingerichtet; vier derselben wurden einmal zu gleicher Zeit enthauptet. Selbst Schwangerschaft war keine Entschuldigung mehr, und das Weib des ehemaligen Canonicus Johann von Utrecht, die sich ihrem Manne aus jener Ursache entzogen hatte, wurde verurtheilt, nach ausgestandenem Kindbette hingerichtet zu werden. Uebrigens war nur die Vielweiberei gestattet; ein Weib, welches sich zwei Männer nach einander hatte antrauen lassen, ward enthauptet. Selbst Schmähungen und Verwünschungen der Polygamie waren, wenn sie von Weibern ausgestoßen wurden, ein todeswürdiges Verbrechen. Eine Frau, die sich desselben schuldig gemacht hatte, wurde zum Tode verurtheilt; ihre Hinrichtung jedoch, da sie gerade schwanger war, bis nach ihrer Entbindung aufgeschoben. Zuletzt wurde sie begnadigt, und die Todesangst, in der sie mehrere Monate geschwebt hatte, ihr zur Strafe angerechnet. — Selbst Knipperdolling's Ehefrau, die sich verfänglicher Aeußerungen derselben Art schuldig gemacht hatte, entging der Strafe nicht. Sie mußte auf offenem Markte eine zeitlang das Schwert halten, und dann

*) „Daher“, sagt Kerstenbroick, „das schändliche, und keuschen Ohren unerträgliche Sprichwort, welches die Männer gegen die Weiber gebrauchten, in der ganzen Stadt bekannt wurde: mein Geist gelüstet wider dein Fleisch“.

öffentliche Abbitte thun. Eine Andere, die sich sogar an ihrem Manne vergriffen, weil er neben ihr eine jüngere geheirathet hatte, wurde, nach wenige Wochen vor dem Falle von Münster, ohne Gnade enthauptet.

Gleichzeitig mit dieser neuen Gestaltung der Ehe und des Familienlebens ward die schon früher begonnene Umformung der Eigenthumsverhältnisse vollendet und durchgeführt. Sollte das neue Israel eine große Familie bilden, und innerhalb dieser Gemeinschaft der Güter herrschen, so war eine Kleiderordnung eins der ersten und unerläßlichsten Bedürfnisse. Wie später in Herrnhut ward daher auch in Münster für beide Geschlechter eine absonderliche Art von einförmigen Kleidern und Schuhen vorgeschrieben, und selbst diese durfte Niemand im Ueberfluß besitzen. Ueberhaupt sollte Alles nach dem Beispiel der Apostel gemein seyn, und Niemand dem Andern, das was er begehrte, verweigern, es sey denn, daß er es selbst in seinem Hause nöthig hätte. Daß sich die Gläubigen gegenseitig ihre Schulden erlassen, und daß die desfallsigen Urkunden verbrannt werden mußten, verstand sich von selbst.

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß dem Propheten, nach wenigen Monaten schon, selbst der Form nach, die höchste Gewalt hätte zufallen müssen, allein in Münster vermittelte sich auch dieser Uebergang durch Visionen und heimliche Offenbarungen, welche überhaupt während der Dauer des ganzen Reiches ununterbrochen ihren Fortgang hatten. Ein neuer Prophet stand in der Person des Goldschmidts Dusentschur aus Warendorf auf, berief die Einwohner auf den Markt, und eröffnete ihnen hier, der himmlische Vater habe ihm offenbart, daß Johann Bockelsohn von Leyden, der heilige Mann und Prophet Gottes, zu einem Könige, über den ganzen Erdkreis gemacht werden, und über alle Kaiser Könige, Fürsten und Gewältige der Welt herrschen solle. Er werde Thron und Scepter seines Vaters David erhalten, bis Gott das Reich dereinst wiederum von ihm zurücknehme.

Dann gab er dem Propheten das Schwert zurück, welches dieser den Aeltesten anvertraut hatte, salbte ihn mit wohlriechendem Oele im Namen Gottes, und rief ihn zum Könige über das neue Zion aus. —

Nach einem langen Gebete erklärte der neue König dem erstaunten Volke, daß er durch göttliche Eingebung diese seine Erhebung schon seit vielen Jahren vorher gewußt habe; allein Gott habe jetzt seinen Willen durch einen Andern offenbaren lassen, damit der Schein, als habe er nach der höchsten Gewalt gestrebt, nicht auf ihn falle. Jetzt aber sey ihm die Gewalt über alle Völker des Erdbodens gegeben, und er führe nunmehr das Schwert, die Bösen zu strafen und die Guten zu beschützen. Deshalb werde Jeder, der in dieser heiligen Stadt dem Willen des Vaters widerstrebe, ohne Verzug vom Leben zum Tode gebracht werden. — Trotz dieser Drohung murrte das Volk über die neue, und in der münsterischen Verfassung unerhörte Würde, die noch dazu einem unbekannten und hergelaufenen Menschen anvertraut werde. Allein die donnernden Reden des Königs, vornämlich aber die drei Tage lang fortgesetzten Predigten Rottmann's und der übrigen Prädicanten, welche Alles, was geschah, mit den Aussprüchen der Propheten Jeremias und Ezechiel zu belegen wußten, beschwichtigten den Sturm, und betäubten das Volk dergestalt, daß es, wie in einen mystischen Zauberkreis gebannt, und nur an das Außerordentlichste und Phantastischste glaubend, seinem eignen, gewöhnlichen Verstande mißtraute, und sich fortan von den neuen Beherrschern, gerade das Unglaubliche am liebsten gefallen ließ. — Auf Dusentschurs Vorschlag wurden drei Tage lang alle überflüssigen Kleider der Männer, wie der Weiber eingefordert, weil der Herr an dieser Fülle ein Mißfallen habe. — Jeder wurde daher auf das Nothwendigste beschränkt, und 83 schwer beladene Wagen reichten kaum hin, die Masse der eingesammelten Gewänder in die Häuser der Prädicanten zu schaffen. Auch das im Privatbesitze befindliche Rindfleisch und Schwein-

fleisch wurde weggenommen, angeblich um es zum gemeinen Besten zu verwenden, in Wahrheit aber um die Hofhaltung des Königs ernähren zu helfen. — Dieser nämlich fand es nothwendig *), sein Leben und seine Regierung auf einen Fuß einzurichten, der seiner neuen, königlichen Würde Ehre machte. Was er über Hofgebräuche der Könige Israels in der heiligen Schrift gelesen, und was er vielleicht selbst, von weitem, an Höfen der Vornehmen gesehen haben mochte, mischte sich in seinem Kopfe zu einem buntschekigen Ganzen, dessen Einzelheiten Kerstenbroick aus dem Munde der Augenzeugen weitläuftig beschreibt. — Knipperdolling, früher Bürgermeister, dann Scharfrichter, wurde jetzt Stellvertreter des Königs, für den Fall, daß sein Reich sich erweitern sollte. — Rottmann ward zum königlichen Redner ernannt. Auch königliche Räthe wurden geschaffen, und nach der fürstlichen Sitte der Zeit, eine Menge Aemter, die sich auf die persönliche Bedienung des Königs bezogen, wie Küchenmeister, Credenzer, Tafeldecker, Mundschenken, Kammerdiener, Läufer, nebst einer ansehnlichen Menge Trabanten. — Da der König, im Widerspruch mit der düstern Abneigung späterer Pietisten, den Tanz liebte, so war der Stubenheizer beauf-

*) Seine Mutter war eine aus dem Münsterischen gebürtige Leibeigene gewesen, die von dem Schulzen von Graveuhagen, Bockelssohn's Vater, zuerst geschwängert, dann als Gattin heimgeführt war. — Johannes welcher das Schneiderhandwerk erlernt hatte, war zur Zeit seiner Einwanderung in Münster erst 25 Jahre alt. Er besaß ein glückliches Aeußere und eine ungemeine Redefertigkeit; selbst holländische Verse, im Geschmack der damaligen Meistersänger, machte er mit großer Leichtigkeit. Nach mehrjährigen Irrfahrten durch halb Europa hatte er in Leyden eine Wittwe geheirathet, welche durch ihn Mutter zweier Kinder wurde. Nach Münster war er, wie er später auf der Folter bekannte, gewandert: weil er in Leyden gehört habe, daß sich dort „dappere Predicanten befänden, die das Evangelium am besten predigten".

tragt, dazu aufzuspielen; dem mystisch religiösen Charakter des neuen Königthums gemäß geschah dieß jedoch, innerhalb des Pallastes, gewöhnlich nur auf der Orgel. — Als Abzeichen seiner Würde ließ er zwei reiche, schwere Kronen aus dem feinsten Golde, und zahlreiche Kleinodien anfertigen. Dazu war er und sein Hof in prachtvolle, phantastische Gewande gekleidet, kostbare Stoffe und edle Metalle zu solchem Zwecke fehlten ihm nicht, denn die Plünderung aller Kirchen, und die von den Bürgern erzwungene Einlieferung aller überflüßigen Habe hatten eine Masse von Reichthümern in seinen Händen aufgehäuft, wie sie zu jener Zeit gewiß nur wenige Monarchen in Europa besaßen. Auf orientalischen Fuß war dagegen sein Harem eingerichtet, der aus einer obersten Königin, der Wittwe Matthißon's, und sechszehn der schönsten Weiber aus Münster bestand, deren keine über zwanzig Jahre alt seyn durfte. — Mit diesen pflog er in sultanischer Weise der Liebe*), wußte jedoch sein pietistisches Treiben mit den Werken der Wollust in den seltsamsten Einklang zu bringen. So wurde häufig Nachmittags auf dem Markte vor dem Könige und seinen Weibern gepredigt, nach dieser Andacht aber auf dem königlichem Gerüste getanzt. — Eine seiner Frauen, die ihrem ersten Manne entlaufen, und von dem zweiten durch den König, als höchsten Richter in Ehesachen geschieden, dann aber in seinen eigenen Harem aufgenommen war, wurde endlich der im grellen Gegensatze zur Verzweiflung des hungernden Volkes stehenden Lust des wüsten Herensabbaths müde. Sie brachte dem Könige den Schmuck zurück, den er ihr geschenkt hatte, und flehte ihn, zu seinen Füßen liegend, um die Erlaubniß an, Münster mit den zahlreichen Zügen von

*) Die Namen der Königinen waren im königlichen Speisezimmer, ähnlich wie in den Klöstern, der Reihe nach auf eine Tafel geschrieben, und neben jedem Namen ein Loch gebohrt, in welches ein Zäpfchen gesteckt wurde, um jene zu bezeichnen, welcher der König seine Gunst schenken wollte.

Auswanderen verlassen zu dürfen, die gegen das Ende der Belagerung den Hungertod zwischen den Vorposten, dem längern Aufenthalte in der Stadt der Gräuel vorzogen. Erbittert durch dieses Verlangen führte jedoch der Tyrann sie am 12. Juni 1535 auf den Markt, und hieb ihr mit eigener Hand, in Gegenwart des Volkes und aller seiner Kebsweiber, den Kopf ab. Die Frauen sangen darauf, allein Gott in der Höh' sey Ehr! und der König tanzte mit seinem ganzen Hofe um den blutenden Leichnam.

Scenen solcher Art waren überhaupt um so weniger eine Seltenheit, als entnervende Wollust, wenn sie mit religiösem Fanatismus gepaart ist, nach einer oft gemachten Erfahrung gewöhnlich in Blutdurst und Grausamkeit endet. So enthauptete der König einst bei einem großen Liebesmahle auf dem Domplatze einen gefangenen, feindlichen Soldaten, der durch kecke Antworten seinen Unwillen gereizt hatte, und tanzte, nach dieser blutigen That, voll Freude mit seinen Weibern bis tief in die Nacht. Einen andern Gefangenen fragte er: ob er sogleich das Wort Gottes annehmen wolle? Auf dessen Antwort: daß ihm das Wort Gottes in dieser Stadt in nichts als Ehebruch und Unzucht zu bestehen scheine, geberdete er sich wie rasend, ließ den Soldaten vorführen und hieb ihm den Kopf ab, weil er die Religion der Stadt verachtet habe. Ueberhaupt gefiel sich, wie überall, so auch hier, die zur Herrschaft gekommene Secte in der schonungslosesten Ausübung ihrer Gewalt. Widersinnig grausame Strafen waren an der Tagesordnung. Ein Weib ward hingerichtet, bloß weil sie einem Prädicanten in's Gesicht gespieen, eine andere mußte das bloße Schwert halten, weil sie betrüglicherweise bei der Vertheilung der Lebensmittel zweimal ihre Portion Pferdefleisch gefordert hatte. Ein Knabe, der das zehnte Jahr noch nicht zurückgelegt hatte, mußte, weil er vor Hunger Wurzeln und Kräuter ausgerissen und verschlungen hatte, für diesen Diebstahl von allen Schulmeistern der Stadt

bis auf's Blut gepeitscht werden. Bald nachher fiel er in diese Sünde zurück, und ward nun auf dem Berge Zion, dem Domplatze, an einen Eichbaum gehängt. Dreimal in der Woche saß der König selbst zu Gericht. Dann wurde auf dem Markte ein Thron errichtet und mit kostbaren Teppichen behängt. — Dorthin begab er sich zu Pferde mit Krone und Scepter, voraus Flöten und Saitenspiel. — Zwei schöne Knaben trugen ihm Schwert und Bibel vor; Knipperdolling, der muthmaaßliche Thronfolger, Rottmann, der königliche Redner und die Siegelbewahrer folgten; den Zug schloß der, in des erstern Stelle ernannte Scharfrichter Niland mit seinen Dienern. Vier und zwanzig Trabanten dienten zur Bedeckung des Königs. — Dieser aber schlichtete meistens Streitigkeiten, welche die Geheimnisse der Ehe betrafen, die unter diesem theocratischen Regiment auf dem Markte besprochen wurden. Kraft eben dieser Verfassung war es der König, dem jede Geburt angezeigt werden mußte, damit er dem Kinde einen Namen gebe; auch wurden von ihm die Ehen geschlossen. Auf seinen silbernen und goldenen Münzen aber stand, auf der einen Seite, der Anfang des Evangeliums St. Johannis; ringsum die Worte: wer nicht geboren ist aus Wasser und Geist, der kann nicht eingehen... Auf der andern Seite die Fortsetzung: in das Reich Gottes. Denn es ist nur ein rechter König über alle, ein Gott, ein Glaube, eine Taufe.

Der in diesen Worten liegende Anspruch auf Einheit und Allgemeinheit des neuen Zion war keineswegs bloße Redensart, sondern buchstäblich und völlig ernstlich gemeint. Rottmann prophezeihte in einer Predigt: daß alle Könige, Fürsten, Edle und Obrigkeiten dieser Welt, sammt ihren Gemahlinnen, Söhnen und Töchtern, dem König und der Königin im neuen Zion dienstbar und unterthänig werden würden. Zwölf Herzoge, die der König zur bessern Unterdrückung etwaiger Meutereien ernannt, und denen er vornämlich die Hut der Tho-

re *) anvertraut hatte, erhielten, damit dereinst Streit und Mißgunst unter ihnen vermieden werde, die Anwartschaft auf eine Reihe von geistlichen und weltlichen Fürstenthümern, welche der König nach aufgehobener Belagerung erobern, und deren Herren er am Leben strafen werde. — Nur der Landgraf von Hessen, welchen die Wiedertäufer, vielleicht weil sie die Uebereinstimmung ihrer beiderseitigen Gefühle in Betreff der Monogamie ahneten, als einen halben Geistesverwandten in Ehren hielten, nur dieser Herr sollte von dem allgemeinen Blutgerichte aus, und in das neue Zion aufgenommen werden. Heute werden dergleichen Pläne als Chimären belächelt; wäre aber die Schilderhebung des mystischen Protestantismus im nördlichen Deutschland gleichzeitig erfolgt, statt daß dieser seine Kraft in vereinzelten Aufständen vergeudete, und wäre es ferner gelungen, die Streitkräfte der Schwärmer in einem Mittelpunkte zu vereinigen, so wäre der blutige Traum der halbwahnsinnigen Schwärmer, menschlichem Ansehen nach, eine schauerliche Wahrheit geworden, und der allzeit fertige, „großmüthige" Beförderer jeder kirchlichen Umwälzung gewiß nicht der letzte gewesen, sich, wo möglich, mit den Siegern gütlich abzufinden. Inzwischen erließ der König der Wiedertäufer ein Schreiben an ihn, worin er ihn mit der vertraulichen Anrede: Leve Lips (lieber Philipp), — begrüßte, und ihn auf den Grund der Weissagungen der heiligen Schrift zur Anerkennung des neuen Gottesreiches aufforderte. Diesem Schreiben war ein, wahrscheinlich von Rottmann verfaßtes Buch: „von der Wiederbringung" beigefügt, an welches sich, da der Landgraf es durch seine Theologen widerlegen ließ, ein weitläuftiger Federkrieg der lutherischen und der wiedertäuferischen Prädicanten knüpfte. — Letztere warfen dem Landgrafen vor: daß auch er die Bischöfe mit gewaffneter

*) Die meistens von christlichen Heiligen herrührenden Namen der Stadtthore wurden ebenfalls auf eine, dem alttestamentarischen Sprachgebrauche sich annähernde Weise verändert.

Hand habe überfallen wollen, daß er, wider des Kaisers Willen, den Herzog von Würtemberg in sein Land eingesetzt, die Ordensgeistlichen verjagt, die Klöster beraubt, den Wiedertäufern also um so weniger etwas vorzuwerfen habe, als sie ähnliche Dinge immer nur auf unmittelbaren, göttlichen Befehl und nach dem Ausspruche der Propheten gethan hätten. Der Landgraf ertheilte ihnen hierauf, nach Kerstenbroick's Zeugniß, einen Bescheid, der vielen Stoff zum Nachdenken darbietet. „Ihr würdet", schreibt er, „die Vertheidigung eurer gerechten Sache nicht vergeblich angewendet, und Alles, was ihr begehrt, von mir erlangt haben, wenn mich dasselbe nur allein anginge. Allein ihr hättet doch weit besser gethan, wenn ihr dasjenige, was ihr gegenwärtig zu thun scheinet, früher verrichtet, und eure Sache dem Urtheil der Reichsfürsten *) vorgelegt hättet, ehe ihr angefangen, Euch selbst Recht zu verschaffen und das Gewehr zu ergreifen, ehe ihr euch ein neues Königreich und einen König gewählet" u. s. w. „Vielleicht aber könnte dennoch Euer Gesuch noch ein gütiges Gehör finden, wenn ihr alle diejenigen, denen ihr ihre Güter genommen, und die ihr aus der Stadt vertrieben habt, unter billigen Bedingungen wieder zurückriefet, und in ihre vorige Verfassung setztet, auch verschaftet, daß eure Obrigkeit wiederum zu ihrer vorigen Ehre und ihrem vorigen Ansehen gelangte". Man sieht: ein Scheinfriede sollte den gefährlichen Friedbrechern eine Rettungspforte öffnen und der Secte die Fortdauer sichern, damit sie bei gelegener Zeit, oder im Falle der Noth, wieder losgelassen, einstweilen aber als Werkzeug fürstlich-machiavellischer Politik immer in Bereitschaft gehalten

*) Die Wiedertäufer hatten ihm nämlich ein zweites Buch: von dem Geheimnisse der Schrift und dem Reiche Christi, mit der Bitte zugeschickt: es den Reichsfürsten vorzulegen, die dadurch gewiß zu ihrer Ansicht herübergezogen werden würden.

werden könnte. Zum Glück für Deutschland und Europa hatte der staatskluge Landgraf in dieser Sache „nicht allein" zu entscheiden.

Neben diesen, keineswegs unzweckmäßigen diplomatischen Verhandlungen war aber auch die Secte in andrer Weise geschäftig, ihre Gegner vor der Stadt durch alle ihr zu Gebote stehenden, geheimen Mittel zu Grunde zu richten, und dem „Könige der Gerechtigkeit", selbst durch Mord und Brand, zur Herrschaft über alle Lande zu verhelfen. — Einem Schornsteinfeger, Wilhelm Bast, ward, während er auf dem Walle Wache stand, das Gesicht: auszugehen und einige Städte der Gottlosen mit Feuer zu verheeren. Nachdem er hiezu die Erlaubniß des Königs erhalten hatte, und glücklich aus der Stadt entkommen war, fing er an, in Wollbeck seinen Auftrag zu vollstrecken, ward jedoch bald ergriffen und lebendig verbrannt. Bald nachher ging ein junges, schönes Weib, Hilla Feycken, deren Phantasie durch eine Predigt über den Tod des Holofernes entzündet war, unterstützt und berathen von Knipperdolling und dem Propheten, mit dem Vorsatze aus der Stadt, den Bischof zu ermorden und die Retterin des neuen Zion zu werden. — Wahrscheinlich würde sie ihren Vorsatz in's Werk gerichtet haben, wäre nicht ein dem Bischof ergebener Einwohner aus der Stadt, erschreckt durch das Gerücht von der bevorstehenden Gräuelthat, bald nachher übergelaufen, um den Bischof von der Gefahr, in welcher sein Leben schwebe zu benachrichtigen. Auf der Folter bekannte die neue Judith, welche aus ihrem Geburtsorte Saeck in Westfriesland des Glaubens wegen nach Münster gezogen war, ihren Plan mit allen Umständen. „Sie habe Tag und Nacht nicht Rast noch Ruhe haben können, und sey in ihrem Gemüthe vielfältig beschwert worden, Judiths Werk zu thun. Zuerst habe sie es einer Frau aus Holland zu erkennen gegeben, die ihr gesagt, das sie sich selbst darin erproben möge; — hernach dem Propheten und Knipperdolling, die sie dazu gereizt. Der erstere habe ihr Geld und

Zehrung gegeben. — Ihre Habe in Saeck, wo sie erst seit Kurzem verheirathet, mit ihrem Manne einen kleinen Handel betrieb, habe sie den Armen gegeben, und sey nach dem neuen Jerusalem gezogen, nicht fürchtend für Leib und Leben, auch nicht begehrend Geld, Gabe oder Gut. Auch sey ihr um diesen Handel auszurichten, nichts zugesagt, als ihrer Seelen Seligkeit im Worte Gottes zu suchen“.

Die umfassendste solcher Sendungen, und zwar dießmal in alle vier Enden der Welt, ward von dem Propheten Dusentschur veranstaltet, welcher als Einleitung dazu ein öffentliches Abendmahl in Vorschlag brachte. — Auf dem Berge Zion (dem Domplatze) wurden mit Ausnahme von etwa fünfhundert Mann, welche die Wache hatten, sämmtliche Einwohner der Stadt (sechszehnhundert wehrhafte Männer, vierhundert Greise und Knaben, viertausend Weiber) gespeist. — Bei Tische wartete der König auf und vertheilte dann nach beendigter Mahlzeit das Abendmahl, wobei die oberste Königin den Gläubigen den Kelch reichte. Als diese Feierlichkeit beendigt war, bestieg Dusentschur die Kanzel, und verkündigte, daß der himmlische Vater ihm sieben und zwanzig Apostel offenbart habe, welche die Lehre von dem Reiche Gottes in der ganzen Welt ausbreiten sollten. Unter den Flügeln des himmlischen Vaters würden sie sicher seyn, daß nicht Ein Haar von ihrem Haupte verloren gehe. Wenn sie aber an einen Ort kämen, und die Obrigkeit das Evangelium nicht annehmen wolle, so sollen sie daselbst einen Goldgulden zurücklassen, den Staub von ihren Kleidern schütteln, und fürder an einen andern Orte ziehen. — In der That waren die von Dusentschur bezeichneten sieben und zwanzig Männer sofort bereit die Sendung zu übernehmen. Sie beurlaubten sich bei ihren Weibern, deren Zahl einhundert vier und zwanzig betrug und wurden von dem Könige mit dem Versprechen entlassen, daß er mit Wehr und Waffen nachkommen und diejenigen, von denen sie verachtet würden, mit den Schwerte hinrichten, oder wenigstens sich dieselben unterwerfen werde. —

Getröstet durch diese Verheißung gingen die Apostel zum Thore hinaus, und gelangten wirklich ungehindert in die nächsten Städte, fielen hier aber schon nach wenigen Tagen durch das Schwert des Nachrichters. Nur in Warendorf gelang es ihnen, ernstliche Unruhen zu erregen, welche jedoch bald wieder gestillt wurden. Die Stadt ergab sich den Truppen des Bischofs, ehe es noch zum Beschießen gekommen war, lieferte die Häupter der Wiedertäufer aus, und verlor ihre Privilegien. Des Königs Prophezeihung erwies sich aber, da die Aufstände der Wiedertäufer in Holland und Friesland, gewiß wider sein Vermuthen, unterdrückt waren, dießmal wie bei andern Gelegenheiten, als leere Prahlerei. Er hatte dem Volke mit Bestimmtheit die Befreiung der Stadt auf Ostern (1535) versprochen. Als dieses Ziel herannahte, und keine Aussicht zum Entsatz sich zeigte, schloß er sich sechs Tage lang ein. Dann ging er gefaßt auf den Markt und erklärte: der himmlische Vater habe die Sünden der Israeliten auf seine Schultern gelegt, die ihn, wie ein schweres Joch zu Boden gedrückt hätten. Jetzt sey er durch Gottes Gnade wieder gesund, und sie von ihren Sünden befreit. Diese Befreiung von der geistigen Bürde sey aber die Hauptsache, und müsse der äussern, leiblichen vorhergehen.

Während in dieser Weise Gesichte und himmlische Eingebungen die schwankende Basis des pseudo=theocratischen Regimentes bildeten, drohte dem Könige, grade von dieser Seite her, eine nicht unerhebliche Gefahr. — Am 12. September 1534 fiel der Geist, in ähnlicher Weise wie früher, auf Knipperdolling, der wiederum schäumend und brüllend durch die Straßen lief, und dann, wie ein Wahnsinniger, mit den scheußlichsten Windungen und Verrenkungen der Glieder, vor dem Könige tanzte. Als dieser sich entfernte, setzte er sich auf den Thron und rief laut: „er werde vom Geiste Gottes getrieben; Johannes sey bloß ein König nach dem Fleisch, er aber werde ein geistlicher König seyn; die ganze Bibel müße abgeschaft und aus der Welt vertilgt werden, und

Niemand sey verbunden nach weltlichen Gesetzen, sondern nur nach den Vorschriften der Natur und des Geistes zu leben". — Leicht hätte diese neue Offenbarung der ohnedieß schon untergrabenen Herrschaft des Königs der Gerechtigkeit den Untergang bereiten können, wenn nicht Johannes schnell zurückgekehrt wäre, den von wahrem oder verstelltem Wahnsinn Befallenen, vom Throne gerissen, und ihn in's Gefängniß hätte werfen lassen. Dort kam Knipperdolling nach drei Tagen wieder zu sich, und erklärte jetzt, daß er von einem bösem Geiste besessen gewesen sey, der aus ihm gesprochen habe. In der verflossenen Nacht sey ihm dieser teuflische Betrug vom himmlischen Vater offenbart, und er habe jetzt gelernt, wie hoch die göttliche Majestät zu achten sey, zweifle auch nicht, der König werde ein Herr der ganzen Welt werden. — Er wurde hierauf entlassen und trat wieder in seine vorigen Würden ein. Jedoch meint Kerstenbroick, der die Besessenheit für nichts als eine Maske hält, welche die Lust nach der königlichen Würde habe bemänteln sollen, daß er dem Könige noch lange die erlittene Gefangenschaft nachgetragen habe.

Alle diese im Innern der Stadt obwaltenden Schwierigkeiten thaten jedoch der tapfern und einsichtsvollen Vertheidigung nach außen hin keinen Eintrag. Nachdem zwei Hauptstürme mit solchem Verluste abgeschlagen waren, daß sich das Kriegsvolk des Bischofs zu keinem neuen Angriff führen lassen wollte, nachdem die Belagerten, unerschöpflich an listigen Anschlägen und fast in allen Ausfällen Sieger, dem Belagerungsheere den empfindlichsten Schaden gethan hatten, mußte sich dieses endlich entschließen, den langsamen Weg der Aushungerung einzuschlagen. Allein der Fanatismus der Schwärmer widerstand auch dem Hunger, und trotz eines Mangels, wie er seit der Eroberung von Jerusalem in keiner belagerten Stadt erhört war, wurde jede Aufforderung zur Uebergabe mit Hohn und Verachtung zurückgewiesen. — Als endlich die Noth den höchsten Grad erreicht, und verzweifelte Mütter bereits ihre Kinder geschlachtet hatten, faßten die Wie-

verkäufer den Entschluß alle Schätze und Kostbarkeiten zu vernichten, die Stadt an allen Enden in Brand zu stecken, und entweder mit den Waffen in der Hand zu fallen, oder die Linien der Belagerer durchbrechend das Weite zu suchen. — Ohne Zweifel würden sie ihn ausgeführt haben, wenn nicht ein Ueberläufer dem Bischofe einen verborgenen Weg in die Stadt verrathen hätte, welche nun in einer dunklen Nacht, den 24. Juni 1535 überfallen, und nach beispiellos hartnäckiger Gegenwehr, mehr durch einen glücklichen Handstreich als durch regelrechte Tapferkeit und höhere Kriegskunst überwältigt wurde.

VII.

Die Propaganda in Rom, König Ludwigs von Bayern Besuch derselben und der Cardinal Mezzofanti.

Die Propaganda ist ohne Zweifel eine der großartigsten Anstalten, welche Rom besitzt, und die, wie nicht leicht eine andere, den katholischen Charakter trägt. Allein wie viele Fremde besuchen Rom und gehen an dem großen, grauen Palazzo vorüber, der seine Stirne gegen den spanischen Platz kehrt, ohne auch nur eine Ahnung von der allumfassenden Erhabenheit des Gedankens zu haben, der dieses Haus gegründet, oder von dem Einfluße, den es auf das Geschick der Völker geübt, und von seiner unberechenbaren Zukunft, die ihm noch eröffnet ist.

Freilich tragen unsere Reisebeschreiber und Wegweiser nicht wenig dazu bei, die Reisenden in ihrer Unachtsamkeit und Unwissenheit zu lassen. So fertigt z. B. E. Förster in seinem, in verdecktem protestantischen Geiste geschriebenen

Handbuche für Reisende in Italien diese Anstalt, die doch, auch vom blos weltlichen Standpunkte aus betrachtet, in ganz Europa sicherlich nicht ihres Gleichen hat, mit folgenden kurzen Worten ab Seite 694: „*Collegio di Propaganda fide*, gegründet 1622 von Gregor XV. zur Erziehung von Geistlichen, die das Christenthum nach Asien und Afrika bringen sollen. Gebäude von Bernini“. Diese Definition gibt dem Nichtunterrichteten ohngefähr eine eben so richtige Idee von der Sache, als hätte der Definitor die Peterskirche mit folgendem Lakonism beschreiben wollen: die Peterskirche, ein gottesdienstliches Gebäude, in dem der Papst an einigen Tagen im Jahre dem Hochamt und sonstigen kirchlichen Ceremonien beiwohnen soll. Der ungenannte Verfasser der römischen Briefe eines Florentiners (Reumont) spricht sich zwar mit etwas mehr Anerkennung darüber aus, allein auch nur so ganz im Vorübergehen, und keineswegs, wie es die Bedeutung der Sache forderte. Denn mir scheint, wer ein Land oder eine Stadt beschreiben will, dem liegt es ob, vor allem das Licht auf diejenigen Punkte fallen zu lassen, die jenen Orten vor anderen eigenthümlich sind, und in denen sich ihr innerstes Wesen offenbart. Wer Rom, den Mittelpunkt der katholischen Kirche, beschreibt, und der Congregation de propaganda fide und ihres Collegiums nur auf einer halben Seite im Vorübergehen, der äußeren Vollständigkeit wegen, auch so mit erwähnt, der steht, meiner Ansicht nach, mit dem ohngefähr auf gleicher Linie, der, ein Bild der britischen Meereskönigin entwerfend, darin in einer Note von zwanzig oder dreißig Zeilen die Welt davon in Kenntniß setzt, daß England auch eine Marine habe, bestimmt, nach fremden Welttheilen zu segeln. Sollte also der Ungenannte seine florentinische Correspondenz fortsetzen, so dürfen wir wohl erwarten, daß er sich etwas mehr zu einer nähern Betrachtung herablassen werde.

Es verdient darum auch unsere dankbare Anerkennung, daß die Allgemeine Zeitung in neuerer Zeit zu wieder-

holtenmalen die Aufmerksamkeit ihrer Leser nicht nur auf das katholische Missionswesen im Allgemeinen, sondern insbesondere auch auf die Propaganda gewendet hat. Sie theilt zum öfteren Nachrichten und Betrachtungen mit über den großen Verein zur Verbreitung des Glaubens, der in Lyon seinen Sitz hat, sie pflegt alljährlich einen Bericht von dem Sprachfest in der Propaganda abzustatten, und enthielt erst kürzlich einen Artikel, welcher die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand dieser Anstalt in Rom schilderte. Wenn sich auch über diese Mittheilungen der Allgemeinen Zeitung, namentlich über die ihrer französischen Correspondenten, Manches sagen ließe — wie diese Blätter bereits auch schon gethan haben, doch ohne daß es von der Allgemeinen beachtet worden wäre — so haben wir unserer Seits doch unpartheiisches Rechtsgefühl genug, um es als einen Fortschritt auf dem Wege unpartheiischer Würdigung mit Dank anzuerkennen, daß man die großartigen Anstalten unserer Kirche nicht länger mehr in ein geringschätziges Schweigen einhüllt, sondern es über sich gewinnt und es der Mühe werth hält, sie in's Auge zu fassen und zum Gegenstande öffentlicher Besprechung zu machen.

Es war schon längst die Absicht des Verfassers dieser Zeilen, die Propaganda in den Kreis seiner Mittheilungen zu ziehen, und in dieser Absicht hatte er sich, um zuverläßige Nachrichten zu erhalten, mit ihr in Verbindung gesetzt. Ihm ward die Ehre zu Theil, mit dem würdigen Cardinal bekannt zu werden, der als Prefetto generale an ihrer Spitze steht, er kennt den Erzbischof, der die Geschäfte eines Secretärs versieht, er kennt jenen anderen Cardinal, der mit seiner wunderbaren Sprachkenntniß selbst für sich allein das Sprachfest der Epiphanie feiern könnte und der jeden Abend die Anstalt besucht, um sich mit den Zöglingen in ihren verschiedenen Sprachen zu unterhalten; er kennt ferner ihren Archivar, den Rector ihres Collegiums und den Vorstand ihrer weltberühmten Druckerei; nicht minder hat er zweimal dem Sprachfeste

und dem Gottesdienste ihrer Zöglinge beigewohnt und ist mit mehreren von jenen in Berührung getreten, die ihm bereitwilligst auf seine Fragen über den gegenwärtigen Zustand des Collegiums Auskunft ertheilte. Auf diese Weise, im Besitze zuverläßiger Nachrichten, ergreift er die Gelegenheit, wo König Ludwig von Bayern die Anstalt besuchte und sie ihn in deutscher Sprache begrüßte, um sich mit seinen deutschen Lesern über sie zu unterhalten.

Die Ueberwachung der Reinheit des katholischen Glaubens bei allen Völkern des Erdkreises, die in den Schooß der Kirche eingetreten waren, so wie die Verbreitung dieses Glaubens in seiner vollen Reinheit bei jenen, die dem Kreuze fern oder ihm feindlich gegenüber standen: dieß waren zwei der vorzüglichsten Obliegenheiten, denen sich der heilige Stuhl, als das Centrum dieses Glaubens, von jeher seinem Wesen nach unterzog.

Allein wie alles, was in die Geschichte eintritt, erst als bloßer Gedanke im Keime vorhanden lebt und wirkt, und wächst und Kraft gewinnt, und sich ausbreitet und im Kampfe erstarkend sich eine bestimmtere und immer bestimmtere äußere Gestaltung, einen vollständigen, vielfach gegliederten Leib bildet, und dann mit diesem seine Stelle in dem Ganzen des Organism als ein Glied einnimmt: so erging es auch mit der Ausübung dieser beiden oberhirtlichen Pflichten. Die Päpste hatten fünfzehn Jahrhunderte schon über Einheit und Reinheit des Glaubens gewacht, als erst unter Paul III. ein förmliches Colleg oder eine Cardinals-Congregation, nämlich die des Sancti officii, hiezu eigens niedergesetzt wurde, die nun dieß Amt in geregeltem Geschäftsgange versah. So hatten sich die Statthalter Christi nicht minder die Verkündigung und Verbreitung des Evangeliums und die Aufpflanzung des Kreuzes bei allen Völkern und in allen Ländern im Laufe der Jahrhunderte angelegen seyn lassen, allein es war doch erst

nach der Entdeckung der neuen Welt, die dem heiligen Glaubenseifer einen neuen, unermeßlichen Weinberg eröffnet hatte, als Gregor XV. im Jahre 1622 die Cardinals-Congregation de propaganda fide niedersetzte, und ihrer geregelten Leitung das Werk der Verbreitung des Glaubens übergab.

Ihr liegt es demgemäß ob, die Fähigkeit und Rechtgläubigkeit Jener, die sich den Missionen bestimmen, zu prüfen und zu überwachen; sie verleiht ihnen ihre Mission, sie vertheilt sie nach Maaßgabe des Bedürfnisses nach den verschiedenen Ländern aus; sie bestreitet aus ihren eigenen Einkünften, oder mit dem Almosen der Gläubigen oder sonstigen Hülfsmitteln die Kosten, oder wenigstens einen Theil derselben; sie schlägt begutachtend dem heiligen Vater diejenigen aus den Missionären vor, welche geeignet wären, als Erzbischöfe oder Bischöfe, oder als apostolische Vicare und Präfecten die von ihr abhängigen und zum Theil von ihr gegründeten Kirchen zu leiten. Sie hat auf diese Weise eine sehr ausgedehnte geistliche und weltliche Verwaltung zu versehen; allein in anderer Beziehung nimmt sie auch den Charakter einer obersten Gerichtsbehörde an, die summarisch entscheidet. Dieß Recht steht ihr zu, wenn sich zweifelhafte Fragen oder Irrungen und Zwiste unter den Missionären oder den verschiedenen dabei betheiligten und mit einander wetteifernden Orden und Instituten erheben, desgleichen wenn zwischen den Missionären und den Pfarrern oder sonstigen einheimischen Geistlichen, die dem schon verbreiteten Glauben vorgesetzt sind, Eifersucht und Zwiespalt entsteht; in ähnlicher Beziehung tritt sie endlich auch den Ordensgeneralen gegenüber, deren Ordenssöhne als Missionäre der Jurisdiction der Congregation unterliegen.

Sie bestand ursprünglich aus einem Secretär, einem Assessor des heiligen Offiziums, einem apostolischen Protonotarius und einigen anderen Prälaten. Die Zahl der sie zusammensetzenden Cardinälen, die abwechslend früher nur gegen dreizehn betrugen, nebst vier Prälaten, stieg nach und nach

auf zwei nud zwanzig, nebst acht oder zehn Prälaten, welche sich, laut der Stiftungsbulle „Inscrutabili", monatlich einmal versammeln müssen, um über die Bedürfnisse der verschiedenen Nationen das Nähere zu entscheiden.

Gegenwärtig steht an der Spitze der Propaganda als Prefetto generale Cardinal-Fransoni, ein ehrwürdiger Greis von hoher Gestalt, dessen ernstes, ruhiges, würdevolles Aeußere den Ausdruck milder Frömmigkeit trägt und Ehrfurcht gebietet. Die Stelle eines Secretärs versieht der Erzbischof von Edessa in part. Monf. Cadolini, die eines Präfekten der Oekonomie der Staatssekretär des Inneren Cardinal Mattei, die eines Protonotario Monf. Cangiano de Azevedo. Die Congregation oder das Collegium selbst ist zusammengesetzt aus den Cardinälen Pedicini, Giustiniani, Macchi, Marozzo, Sceberas-Testaferrata, de Croy, de Cienfuegos-y-Jove-Clanos, Barberini, Lambruschini, Ostini, Castracane degli Antelminelli, Brignole, Alberghini, Polidori, Mai, Soglia, Mezzofanti, de' Angelis, Sterkx, Belli, Rivarola, Riario-Sforza, Bernetti, Mattei. Da sich unter den Genannten nicht wenige von den ausgezeichnesten Namen finden, welche das heilige Collegium zieren, so kann man daraus abnehmen, welche Bedeutung und zwar mit Recht man in Rom dieser Angelegenheit zuwendet.

Diesen Cardinälen der Congregation selbst stehen zwei und zwanzig Consultori und fünf Minutanti, ein Ober- und ein Unterarchivist zur Seite, ferner ein Geschäftsführer für die Angelegenheiten zum Vortrage oder zur Udienza seiner Heiligkeit, ein Abrechnungsdirector und ein Zahlmeister zur Seite. Hiezu kommt endlich die Rechnungskammer der Congregation unter der Präsidenschaft des Cardinals Mattei. Alles zusammengenommen ist dieß übrigens eine sehr geringe Anzahl, wenn man den unermeßlichen Umfang des Wirkungskreises in Betracht zieht, der unter die geistliche Obhut dieser hohen Kirchenbehörde gestellt ist, und der sich über alle

Theile der Welt ausdehnt, und dermalen schon gegen fünf undzwanzig Millionen Katholiken umfaßt. Gemäß ihrer ursprünglichen Vorschrift versammelt sich die Congregation monatlich einmal zu Beschlußnahmen, allgemeiner Natur.

China steht unter einer eigenen aus der Congregation gewählten Commission, ebenso besteht für die Correktur des Druckes der für die orientalischen Missionen bestimmten Bücher eine eigene Commission. Mit den sogenannten Minutanten, die sich in die einzelnen kirchlichen Sprengel theilen, hält der Cardinalpräfect unter Beisitz des Secretärs wöchentlich eine Sitzung über die laufenden Geschäfte und die zu machenden Ausfertigungen. Die Räthe der Congregation, die sogenannten Consultori, unter denen sich mit von den ausgezeichnetsten Theologen Roms befinden, werden über schwierigere und wichtigere Fragen zu Rathe gezogen. Desgleichen ernennt auch der heilige Vater zur Behandlung einzelner Angelegenheiten, die besondere Sorgfalt und Kenntnisse erheischen, besondere Commissionen aus dem Schooße der Congregation. In ganz außerordentlichen Fällen wohnt auch der Papst der Congregation bei. Jeden Sonntag jedoch macht der sogenannte Incaricato per le materie dell Udienza di Sua Santità so wohl über das wichtigere Neue, was eingegangen als über die Beschlüsse, welche einer Bestätigung bedürfen, an seine Heiligkeit einen Bericht. Alles endlich, was in der gesammten Congregation entschieden worden ist, wird in ihrer Druckerei gedruckt. Diese Beschlüsse bilden gegenwärtig für jedes Jahr zwei Foliobände, allein sie kommen nicht in's Pubkum, sie werden nur den zur Congregation gehörigen Cardinälen mitgetheilt, und zwar nur solchen, die in Rom selbst residiren. Denn es befinden sich auch mehrere auswärtige darunter, die aber nur an den Geschäften Theil zu nehmen pflegen, wenn sie hier gegenwärtig sind.

Ein Unternehmen von allgemeinerem Interesse, mit dem gegenwärtig ihre Druckerei beschäftigt ist, ist eine allgemeine kirchliche Statistik aller der Congregation untergebenen Län-

der. Es wird dieselbe die Zahl der Gläubigen enthalten, sowie der Kirchen, den Bestand des Clerus und der frommen Stiftungen und Anstalten. Der erste Band in Quart, den man mir gezeigt, beginnt mit England, der zweite ist im Druck. Allein da diese erste Ausgabe auch persönliche Bemerkungen über die einzelnen Geistlichen enthält, so ist auch sie nur zur amtlichen Benutzung bestimmt, dagegen wird ein Auszug, das rein Statistische enthaltend, für das Publikum später erscheinen.

Alle römischen Missionäre, die nicht in dem eigenen Collegium der Propaganda erzogen wurden, müssen vor ihrer Abreise von Rom in Gegenwart jener Minutanten, denen die Missionsangelegenheiten nothwendig am besten bekannt sind, eine Prüfung über ihre Fähigkeit und ihren Beruf bestehen. Sie müssen sich daher zuerst in den verschiedenen Missionscollegien, welche die Ordensgeistlichen hier besitzen, z. B. die Franziskaner bei S. Pietro in Montorio, die Observanten bei S. Bartolomeo all Isola, die Minoriten (Conventualen) bei S. Antonio unweit Santa Maria Maggiore u. s. w. die nöthigen Kenntnisse erwerben. Desgleichen sind sie gehalten, in den Schulen der Propaganda selbst die Sprachen jener Länder sprechen zu lernen, für welche sie sich bestimmen. Die Propaganda ertheilt ihnen sodann das Reisegeld und weist ihnen den näheren Ort ihrer Bestimmung an. Die französische Regierung, welche bemüht ist, dem heiligen Stuhl sich gefällig zu erweisen, hat ihre gerade abgehenden Staatsdampfschiffe zur unentgeldlichen Benutzung der Missionäre gestellt. Was, wenn es Politik wäre, jeden Falls eine wohl verstandene ist, die Anspruch auf den Dank aller Katholiken hat.

Die Weise nun, wie die Propaganda die ihr unterworfenen Gläubigen leitet, ist eine dreifache: durch apostolische Vicare, durch Präfecten oder Bischöfe. Um aber wenigstens einen allgemeinen Begriff von dem weitern Umfang ihres Hirtenamtes zu geben, sey es uns erlaubt, hier einen

übersichtlichen Blick auf ihren Weltsprengel zu werfen, wie einen gleichen, was Universalität betrifft, sicherlich keine andere christliche Confession, noch irgend eine andere Religion auf Erden, was für einen Namen sie immer führen mag, besitzt.

Fangen wir mit Europa und zunächst mit Deutschland an, so begegnen wir hier drei apostolischen Vicaren der Propaganda, nämlich: in Sachsen, in den Anhaltischen Herzogthümern von Cöthen, Dessau und Bernburg und in den sogenannten nordischen Missionen. In Graubünden hat sie eine apostolische Präfektur. Die gesammte katholische Bevölkerung von Holland steht unter ihr und zwar bildet dieselbe, nebst dem zum deutschen Bunde gehörigen Luxemburg, vier Vicariate nämlich: Bois le Düc; die vereinigten Distrikte von Grave, Ravenstein und Megen; dann Breda, Limburg; und endlich eine sogenannte Mission die der sieben Erzpriesterthümer von Holland.

Ihr gehört ferner das vereinigte britische Königreich an, und zwar bilden hier die sieben Millionen Irländer unbezweifelt die zahlreichste der ihr untergebenen Kirchen. Dieselbe wird gebildet aus den Erzbischöfen von Armagh, Cashel, Dublin und Tuam und den Bischöfen von Achonry, Ardagh, Clogher, Clonfert, Cloyn und Roß, Cork, Derry, Down und Connor, Dromore, Elphin, Emily, Kerry und Aghden, Kildare und Leghlin, Killala, Killaloe, Killfenora, und Killmacduagh, Killmore, Limerich, Meath, Ossory, Raphoe, Waterford und Lismore, und endlich von dem durch den gegenwärtigen Papst neu errichteten Bischofsstuhl von Galway im irischen Connac. Die von Tag zu Tag wachsende Kirche von England selbst ist dermalen in acht Vicariate vertheilt, ihre Districte sind folgende: der von London, der westliche District, der östliche, erst von dem gegenwärtigen Papst errichtet, der mittlere (gleichfalls vom gegenwärtigen Papst errichtet, so wie nicht minder alle

folgenden mit Ausnahme des letzten), der District von Galles, der von Lancaster, von York und der nördlichen District. Schottland zählt drei Vicariate in einem östlichen, westlichen und nördlichen District."

In Schweden, wo bekanntlich bis in die neuesten Zeiten die Bekehrung zum katholischen Glauben auf das strengste und härteste von den Staatsgesetzen verpönt war und die Katholiken nur mit Mühe aus den Almosen, besonders ihrer deutschen Glaubensbrüder, sich eine Kirche in Stockholm erbaut haben, ist nur ein einziges apostolisches Vicariat, desgleichen eines in Gibraltar, in der Moldau, der Walachei, Bosnien, in Sophien und Constantinopel, woselbst sich auch ein Bischof für die Armenier befindet. Albanien hat einen Erzbischof in Antivari und Bischöfe in Sappa, Scutari und Alesio. Desgleichen stehen Durazzo in Macedonien, Nicopolis in Bulgarien, Scopia in Serbien unter Bischöfen, Corfu aber und das englische Malta unter Erzbischöfen. Griechenland steht unter einer apostolischen Delegation, ferner befinden sich auf den Inseln: Erzbischöfe auf Naxos und auf Santorin im Archipel, Bischöfe auf Scios, auf Sira, in den vereinigten Tine und Mykone im Archipel, auf Andros im ägeischen Meer und auf den vereinigten Cephalonien und Zante.

Gehen wir nun nach Asien über, so finden wir hier sechs Patriarchen der Propaganda untergeben, einen nämlich von Jerusalem, in Antiochien einen für die griechischen Melchetene, einen für die Maroniten und einen für die Syrer, — in Babylon einen für die Chaldäer, in Mesopotamien, nebst einen Bischof für den lateinischen Ritus und in Cilicien einen für die Armenier.

Smyrna hat einen Erzbischof, der das apostolische Vicariat von Kleinasien verwaltet. Ispahan in Persien steht unter einen Bischof, und hier befinden sich die Missionen der

unbeschuhten Karmeliter, der Lazzaristen und Armenier, dermalen wird es von dem Bischof von Babylon administrirt. Aleppo bildet ein eigenes Vicariat und Chaldäa eine Delegation.

China, das in neuester Zeit wieder mit neu befruchtendem Martyrerblut besprengt wurde, bildet mit seinen Nachbarreichen vierzehn apostolische Vicariate, ihre Namen sind folgende: Xansi und Xensi, Hu-quang, Sut-chuen, Yunnan, Fokien, Tche-Kiang und Kiang-Si, Lea-tung, die Mongolei, Xan-tung, Siam, Cochinchina, östliches Tunkin, westliches Tunkin und Corea. Den chinesischen Missionen gegenüber stehen, endlich die ostindischen mit neun apostolischen Vicariaten und einer Präfektur: Ava und Pegu, Bombay, Calcutta, Ceylan, Madras, Pondicherry, und Maduré, Sardhanna, Thibet und Verapoli.

Afrika uns zuwendend, dessen Inneres noch immer dem Christenthum verschlossen blieb, zu dem es aber jetzt mit neuer Kraft rings von den Küsten her einzudringen bemüht ist, finden wir hier vier apostolische Vicariate, wovon Aegypten und Arabien zwei bilden, die beiden andern sind das Vorgebirg der guten Hoffnung und die Inseln St. Mauritius; der übrige Welttheil ist unter acht Präfecturen vertheilt, so weit es nämlich von der Propaganda abhängt und nicht einen Theil der französischen Kirche, wie Algier, ausmacht, diese Präfecturen sind: Abyssinien, Congo, Isle de Bourbone, Madagasgar, Marocco, Senegal, Tripolis, und Tunis.

Der neue Welttheil mit seiner eingebornen Bevölkerung und seinen europäischen Ansiedlern gehört gleichfalls der Propaganda an, und auch hier ist ihr ein weites Feld für die Zukunft geöffnet, auch hier finden wir wieder ihre Bischöfe neben ihren Präfecten und Vicarien. Da haben wir nämlich den Erzbischof von Baltimore und die Bischöfe von Bardstown, Boston,

Charlestown, Cincinnati, Detroit, Dubuque, Philadelphia, St. Louis Mobile, Nashville, Natchez, Neu-Orleans, Neu-York, Richmond und Vincennes; von diesen letzteren sind vier Stühle gleichfalls erst unter Gregor XVI. errichtet worden, dann der Bischof von Charlottetown auf der Insel Prinz Eduard. Die Cannadas stehen unter den Bischöfen von Quebec und Kingston. Diesen bischöflichen Stühlen schließen sich alsdann an die apostolischen Vicariate und Präfecturen, nämlich die von dem südlichen Amerika, von den englischen Antillen mit Trinità, von Cajenne, Curacao, Jamaika, brittisch Guiana, Guadalupe, Martinique, Neu-Schottland, St. Domingo oder Haiti, St. Pietro und Miquelon, Surinam, Neu-Fundland und Texas.

Allein auch bis zum fernen Oceanien hat sich der Eifer der Glaubensboten erstreckt, auch hier hat er Kirchen gegründet und Gemeinden um den Altar gesammelt, die von der Propaganda geleitet werden. Batavien und Mindana auf den Philippinen bilden hier zwei Präfecturen, und Neu-Holland, das westliche und das östliche Oceanien drei apostolische Vicariate.

Hiermit aber hätten wir zugleich auch unseren Kreislauf über die Erde beschlossen, und die Punkte angegeben, wo die streitende Kirche des geistlichen Roms, nach der Weise des alten, weltbeherrschenden, ihre Militärcolonien, wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, angesiedelt hat, um die Welt zum zweitenmal zu erobern, aber nicht mit Feuer und Schwert, sondern durch das Blut und die Hingabe ihrer Martyrer, und nicht um die Länder zu verwüsten und die Völker mit eisernem Fuße niederzutreten, sondern um sie zu civilisiren, leiblich und geistlich zu veredeln, und aufzubauen und unter das sanfte Joch Christi zu beugen. Zum Beweis, wie dieß Werk, der Verheißung gemäß, siegreich fortschreitet, kann ich der obigen Uebersicht noch das Erzbisthum Sidney für ganz

Australien, das Bisthum Adelaide und das Bisthum Hobart=town in Vandiemensland beifügen, deren Errichtung, wie mir der Sekretär der Propaganda selbst sagte, eben in diesem Augenblicke im Werke ist.

(Fortsetzung folgt.)

VIII.

Zur Geschichte der Physik, besonders im Mittelalter.

Frägt man die Stimmführer moderner Wissenschaft, wie hoch das Datum des Beginns exacter Kenntnisse hinaufreiche, so wird man gewöhnlich schnell beschieden, daß auf drei Säcula von jetzt an zurückzugehen, schon die äußerste Gränze sey; vordem finde man nur Träumereien und Spielwerke, halbe Begriffe und unvollendete Erfahrungen, die gegen die unsrigen total verschwinden; ja noch mehr, die Aera des gewaltigen dermaligen Fortschrittes exacter Wissenschaft datire sich erst aus diesem Jahrhundert. Prüfen wir die Rede genauer, so fällt uns sogleich der Undank in die Augen, welcher alles sich selbst zu eigen macht nach dem Spruche Scaligers: Pereant, qui ante nos nostra dixerunt.

Wäre die jüngere Generation nur etwas gewissenhafter, so würde sie bald erkennen, ob sie auch ein paar Früchte der Erkenntniß ab ovo zu entwickeln vermöchte, daß doch im Ganzen von Nichts oder vom Unbekannten zu den ersten Grundlagen ein weiterer Schritt, als von da zur Vollendung sey. Es ist wahr, die Alten hätten in inductiven Wissenschaften noch mehr leisten können; aber die, welche glauben, es hätte nur bedurft, die Augen zu öffnen, scheinen das Ey des Columbus vergessen zu haben, so wie, daß die Alten auch andere Bedürfnisse hatten.

Indeß wir fragen: war es nicht schon Archimedes, welcher die Mechanik fast zum Abschluß brachte, die Grundlagen der Hydraulik legte, über Katoptrik schrieb, und eine Maschine der Himmelsbewegungen baute? War es nicht Euklid, welcher den Bau der Geometrie in eigenthümlicher Schärfe ausführte, und die allgemeine Optik in mehreren Sätzen zusammenfaßte? War es nicht Aristoteles, der sich gegen die Ausstrahlung der Augen erklärte, das Meer als sphärisch erkannte, die Erklärung des Regenbogens anbahnte, und noch neuern Zeiten eine Quelle der Zoologie war? War es ferner nicht Thales, welcher aus dem Schatten die Höhen der Pyramiden berechnete, nicht Pythagoras, der die Lehre vom Schall richtig auffaßte, Theophrastus, der die Zoologie seines Lehrers fortsetzte, Apollonius von Perga, der die Kegelschnitte abhandelte, Hippokrates, welcher die Medizin als Wissenschaft begründete? haben nicht Demokrit und Anaxagoras den Bau der Welt zu ergründen gestrebt? haben nicht Eratosthenes und Strabo die Erdkunde gelehrt, nicht Ptolomäus und Hipparch astronomische Tafeln hinterlassen, welche wenigstens der wiedererwachenden Astronomie im Mittelalter dienlich waren? — Doch die Meinung, welche am meisten von den Verächtern des Alterthums gepflegt wird, ist wohl diese, daß die Welt vor Copernikus und Galilei keine Ahndung davon gehabt, daß die Erde sich um die Sonne bewege. Und doch waren es nach Plutarch: Heraklit, Ekphantus, Seleucus und Nicetas, welche eine Axendrehung der Erde sammt der Sage von der Atlantis, und die Pythagoräer Philolaus, Aristarch, Timäus und Apollonius Rhodius, welche ihrem Meister nach die Bewegung der Erde um die Sonne lehrten. Auch der Inder Bramagupta und im Mittelalter der Cardinal von Cusa haben vor Copernikus dessen System gewußt. Aber die Sophisten der Griechen und die Stürme der Völkerwanderung haben die allgemeine Annahme dieser Lehre verschoben, bis sie dem menschlichen Geiste wieder minder grell erschien. Die Verächter der Alten mögen endlich auch sagen, wie ohne

Kenntniß von Mathematik der julianische Kalender, die Bauwerke eines Vitruv u. A., oder die Kriegsmaschinen der Römer hätten zu Stande gebracht werden können. —

Da kommen nun freilich Mehrere, und machen sich lustig über aristotelische Sätze, wie der folgende: Weil die Zahl 3 die vollkommenste ist, die Welt aber drei Dimensionen hat, so ist die Welt die vollkommenste. Das sehen sie aber nicht ein, daß auch in Derartigem ein mächtiges Bedürfniß des menschlichen Geistes liegt, daß alle Beobachtung je früher, desto mangelhafter ist, und daß am allerwenigsten der ganze Forscher wegen einzelner, ungegründeter Sätze weggeworfen werden darf. Aristoteles drang selbst immer auf Begründung der Wissenschaft durch Erfahrungen (τὰ ὑπάρχοντα), er leitete nicht gar so häufig aus Begriffen ab, und wo es geschieht, hat man es als tiefsinnige Betrachtungen zu nehmen, welche freilich Geistern, die nur am Staube kleben, unnütz scheinen.—

Nicht besser in der Beurtheilung, ja schlimmer erging es den sogenannten finstern Zeiten des Mittelalters; denn kann aus Nazareth auch was Gutes kommen? fragen unsere heutigen Schriftgelehrten, welche über Cäsar und Homer, oder über die Werke ihrer Umgebung alles Andere vergessen haben. Freilich die praktische Philosophie hatte aufgehört, das Räthsel, an dem die Alten fast ganz vergebens ihre Kräfte versucht hatten, war gelöst, und die Frühlingszeit des Mittelalters widmete sich seiner Darstellung nach außen hin, und lebte zufrieden mit ihrem Glücke. Als aber Neid und Zwietracht, die nur mit dem Ende der Erde von ihr weichen, unter den Völkern wieder mehr Fuß faßten, als der Kaiser den Papst und der Papst den Kaiser beherrschen wollte, da trat auch immer mehr Zwiespalt in das Gemüth der Sterblichen, und besonders die spätern Zeiten desselben Mittelalters schienen durch ewige Fehden alle bessern Keime ersticken zu wollen. — Und doch zählt auch das Mittelalter viele nicht unbedeutende Erscheinungen aus den exacten und empirischen Kenntnissen. Die Erfindung der Orgeln gehört seinen frühesten

Zeiten an; verschiedene Arten von Uhren, wenn auch noch nicht die Nürnberger Eyer, beschäftigten besonders den bekannten Gerbert, als Papst, Silvester II.; Spina da Carpi erfand die Brillen, ein anderer Mönch das Schießpulver; Flavio Gioja lehrte die Magnetnadel, die, nach dem Wort muossola zu schließen, von den Arabern herübergekommen, als Kompaß gebrauchen; Marco Polo brachte Kunde vom Lande der Serer; die göthischen und maurischen Dome, von Corduba bis Drontheim hinauf, sind auch nicht das Werk eines Zauberers, und selbst die Buchdruckerkunst, außer vielem Anderen, dürfte wenigstens den letztern Zeiten des Mittelalters zuzutheilen seyn. —

Aber ein Albertus Magnus hat tiefe Blicke in die Natur gethan, wenn gleich verfälschte Schriften später seinen Namen gräulich entstellten; Virgilius behauptete die Antipoden, Alhazen und sein Commentator Vitellio, Peccam und Mourolycus schrieben über Geometrie und Optik, Guido Ubaldi über Perspektive, Abulfeda führte eine Gradmessung aus, Alphons X. verfaßte astronomische Tafeln, Anton de Dominis und Theodorius de Saxonia erklärten den Regenbogen, Anthemius erfand die Domgewölbe und erbaute die Sophienkirche, Roger Bako folgte nicht mehr blindlings dem Stagyriten, und stand an der Pforte mancher schönen Entdeckungen, auch Paracelsus enthält in seinen Werken keineswegs lauter Unrath; Telesius, Companella, Giordano Bruno, van Helmont und Scaliger betrachteten die Natur auch vom philosophischen Standpunkte aus; Petrus Ramus und Vieta fingen an, die Algebra auf die Geometrie anzuwenden, Cardan bearbeitete die cubischen Gleichungen, Tartaglia die Artilleriewissenschaft, Porta erfand die camera obscura und der Portugiese Nanius die Grundlage des Verniers; Joh. v. Gmünden bildete eine mathematisch-astronomische Schule, aus welcher Peurbach, Regimontan und dessen Freund Bernh. Walther hervorgingen, ja auch Otto von Guerike und der Jesuite Schott, jener der Erfinder, dieser der Beschreiber der

Luftpumpe, müssen wenigstens dem Scheidepunkt des Mittelalters angehörig betrachtet werden. Es sind hier nur einige der tüchtigsten Köpfe aufgezählt, welche die Wissenschaft seit Karl dem Großen aus dem Schutte zogen, in welchen sie die Völkerwanderung begraben hatte; will man aber noch immer bloß von unentdeckten Experimenten hören, so fragen wir, ob nicht eben die Experimentirsucht der mittelalterlichen Alchymie die Medizin mit den monströsesten Dingen bereichert habe. —

Aber unter dem engherzigen Joche der Kirche konnte die Wissenschaft doch nie wahrhaft gedeihen, jammern die Historiker allzumal; hat ja Roger Bako seine Gelehrsamkeit im Gefängnisse büßen müssen, Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen geendet, und Galilei aus Zwang schmählichen Widerruf geleistet. Wohlan, war es nicht Italien, in welchem das Regiment der Kirche von jeher am meisten schaltete, in welchem aber lange Künste und Wissenschaften aller Art vorzugsweise blühten, wie ich theilweise schon dargethan, und aus welchem Namen, wie Riccioli, Galilei, Toricelli, Grimaldi, Boscovich, die beiden Cassini, ja auch in neuern Zeiten der eines Piazzi, Carlini, Volta, Scarpa, Cavallo, Marianini und Brugnatelli hervorgingen, und ist nicht Bologna im Kirchenstaat die älteste Universität*). Wurde Bako auch eine Zeit lang gefangen gehalten, so lag dieß am allerwenigsten in einem System der Kirche, da der

*) Als einst Zucchius dem damaligen Papst Hevels machina coelestis vorlegte, soll derselbe geäußert haben: Sarrebbe questo libro senza pari, se non fosse scritto da un eretico. Abgesehen von der Frage, ob diese Worte eine treue Ueberlieferung des Gesagten sind, können sie uns keineswegs als Zeichen eines Fanatismus gelten, den die Protestanten gerne noch über jenen setzen möchten, welcher zu Eduards VI. Zeit in England jeden, der griechisch lesen konnte, in den Ruf der Ketzerei brachte, vielmehr sind sie uns ein Zeichen gerechter Bedauerniß, ohne viel nach Worten zu suchen, von einem Manne gesprochen, der an der Sache selbst großen Gefallen hatte.

eine Papst ihm günstig war, der andere aber von Verläumdern, welche die in den Menschen, nicht in der Kirche liegenden Vorurtheile einer erst heranreifenden Zeit zu benützen wußten, sich zuweit führen ließ. Bruno ward nicht wegen seiner Gelehrsamkeit hingerichtet, sondern wegen Brechung des Ordensgelübdes und offenkundiger Ketzerei, da besonders seine Meinung über die Mehrheit der Welten durch und durch pantheistisch gefaßt war. Componella ward von der spanischen Politik in Neapel gefangen gehalten, und erst durch die List des Papstes, der vorgab, ihn vor die Inquisition stellen zu wollen, befreit. Endlich, nachdem die Verläumder der Kirche Galileis Verfolgungsgeschichte mit jeder möglichen Uebertreibung ausgeschmückt haben, reducirt sich die Wahrheit darauf, wie in diesen Blättern bereits ausgeführt ist, daß Galilei zuerst geboten ward, seine Lehre nur hypothetisch vorzutragen, und daß er, als er sich selbst nach gegebenem Versprechen ungehorsam bezeigte, zu Widerruf und milder Strafe, ohne das Brandmal der Ketzerei, verdammt ward, so sehr seine Feinde auch ein Mehreres zu erwirken trachteten. Wie sehr die Kirchenhäupter der Astronomie zugethan waren, zeigt unter andern besonders die Kalenderverbesserung, und daß sie mit Galilei in Conflict kamen, ist sehr natürlich, weil die Verbindung seiner Ansicht mit der heiligen Schrift, wie er sie gab, in der That falsch war, weil seine Ansicht so wenig widerspruchsfrei gefaßt war, daß ihr Riccioli nicht weniger als 71 Sätze entgegenzusetzen wagte, und weil endlich der apodiktische Vortrag einer unvollendeten Lehre der Wissenschaft nur schadet. Ob durch die Befreiung eines Theiles der Menschheit von dem vermeintlichen Joche der Kirche auch die Wissenschaft freier geworden, ist leicht zu ermessen, wenn wir bedenken, durch welche Intriguen man oft, auch in den neuesten Zeiten, die Wahrheit, die in einem unbefangenen Gemüthe aufstieg, zu unterdrücken suchte. Immer hat man uns zugerufen: die Fesseln der Pfaffenherrschaft seyen der Tod wahrer Geistesbildung, und mit

der Reformation habe die Erkenntniß erst ihr Morgenlied gesungen; sie habe die freiere Forschung eingeführt. Wenn aber mit aller Gewißheit behauptet werden kann, daß das Princip der Reformation den Realismus in der Philosophie hervorgerufen, und dem Geiste seine höhere Basis entzogen hat, so wird auch behauptet werden müssen, daß sie eine regsamere Forschung, aber eine solche, welche der Materie zu Sklavendiensten verkauft, also nicht frei war, herbeigeführt hat. Was muß man aber sagen, wenn man weiß, daß die Protestanten dem neuen Kalender, bloß weil er vom Papste kam, widerstrebten, wenn man weiß, welch ein großer Liebhaber der albernsten Astrologie z. B. Melanchthon gewesen, wenn man ferner weiß, daß die lutherischen Professoren in Tübingen den Kepler, welcher in seinen Ansichten weder dem Calvinismus noch dem Lutherthum unbedingt huldigte, von sich wegstießen, während er sogar einen Ruf nach Bologna erhielt, und überhaupt von den Katholiken, da er seine Meinung Andersdenkenden nicht eben aufdrang, wenig Anfechtung erlitt, man müßte dann die treffenden Worte des Pistorius *) in einem Briefe an ihn hieher rechnen? Theologiam vellem missam faceres, cujus certe nihil intelligis. Affingis Catholicis, quae nunquam senserunt. Was wird man endlich sagen, wenn man weiß, daß Tycho Brahe unter den Verbrechen, um derenthalben er genöthigt war, seine Heimath zu verlassen, und den splendiden Schutz des katholischen Kaiser Rudolf II. zu suchen, auch das **) zur Last gelegt ward, daß er ohne Erlaubniß des summus episcopus Christian IV. bei der Taufe den Exorzismus abstellte. Wird man nun vielleicht nochmals das galileische Thema mit einer neuen Variation durchspielen, ohne zu bedenken, daß selbst in protestantischen Landen eben jener Tycho, mit dem copernikanischen System unzufrieden, ein anderes schuf, schlechter noch als das des Aratus. —

*) War früher Protestant.

**) Wohl zu merken, von jenen, welche das Dogma von Menschenwillkühr befreien wollten.

Ich glaube, nach dem Vorausgehenden zerfällt schon die Behauptung von der Regeneration der Wissenschaften im 17ten Jahrhundert in ihr Nichts, um so mehr, wenn mit jener gesagt seyn sollte, daß die Menschheit aus sich selbst zu dieser gekommen sey. Nein, die Kreuzzüge und die Erorberung Konstantinopels hatten dem Abendlande neue Ideen zugeführt, die Entdeckung Amerikas und die Erfindung der Fernröhre seinen Blick erweitert, das Schießpulver seine Kriege umgeformt, und Kraftübung überflüßig gemacht, die Buchdruckerkunst und das Postwesen der Verbreitung der Kenntnisse in weiteren Kreisen Hand geboten, und auch der Geist der Negation trug das Seinige bei, Europa aufzurütteln, wenn es in den Schlaf fallen wollte, so viel der Hebel arbeiteten, Leben und Wissen auf eine noch erregtere Stufe emporzuschwingen. Die allmählige Bewegung leugnen, würde am Ende dazu führen, das Bedürfniß des Fortschrittes zu bestreiten. Werfen wir noch einen Blick auf die frühern Zeiten zurück eh wir zu den spätern übergehen, so wird uns nicht entkommen, daß je die ersten Stadien der beiden ersten Zeitalter voll Jugendkraft des innern Glückes, das diese ihnen bot, so viel zu genießen und zu suchen hatten, daß sie nur den allernächsten Ansprüchen, welche Natur und Außenwelt an ihre Aufmerksamkeit machten, Gehör gaben, wobei aber noch fraglich ist, ob Pflug und Webstuhl ohne Vorbereitung leichter zu erfinden waren, als nachmals unsere complicirten Maschinen. Je mehr aber jene Seligkeit vor dem wachsenden Verkehr mit der rauhen Außenwelt sich zurückziehen mußte, desto mehr gewann die ernstere Naturbetrachtung über den Geist, und oftmals, wenn die innere Sehnsucht an Erhörung verzweifelte, warf der Mensch sich mit solcher Leidenschaft auf das Studium der Natur, daß dieses in alten und neuen Zeiten Manches in sich aufnehmen mußte, was ihr sonst fremd war. Aber noch erkannte man im Alterthum, daß man sich das Gewonnene erst sichern und es ordnen solle, ehe man Neues suche. Daher tragen die auf uns überkommenen

der Reformation habe die Erkenntniß erst ihr Morgenlied gesungen; sie habe die freiere Forschung eingeführt. Wenn aber mit aller Gewißheit behauptet werden kann, daß das Princip der Reformation den Realismus in der Philosophie hervorgerufen, und dem Geiste seine höhere Basis entzogen hat, so wird auch behauptet werden müssen, daß sie eine regsamere Forschung, aber eine solche, welche der Materie zu Sklavendiensten verkauft, also nicht frei war, herbeigeführt hat. Was muß man aber sagen, wenn man weiß, daß die Protestanten dem neuen Kalender, bloß weil er vom Papste kam, widerstrebten, wenn man weiß, welch ein großer Liebhaber der albernsten Astrologie z. B. Melanchthon gewesen, wenn man ferner weiß, daß die lutherischen Professoren in Tübingen den Kepler, welcher in seinen Ansichten weder dem Calvinismus noch dem Lutherthum unbedingt huldigte, von sich wegstießen, während er sogar einen Ruf nach Bologna erhielt, und überhaupt von den Katholiken, da er seine Meinung Andersdenkenden nicht eben aufdrang, wenig Anfechtung erlitt, man müßte dann die treffenden Worte des Pistorius *) in einem Briefe an ihn hieher rechnen? Theologiam vellem missam faceres, cujus certe nihil intelligis. Affingis Catholicis, quae nunquam senserunt. Was wird man endlich sagen, wenn man weiß, daß Tycho Brahe unter den Verbrechen, um derenthalben er genöthigt war, seine Heimath zu verlassen, und den splendiden Schutz des katholischen Kaiser Rudolf II. zu suchen, auch das **) zur Last gelegt ward, daß er ohne Erlaubniß des summus episcopus Christian IV. bei der Taufe den Exorzismus abstellte. Wird man nun vielleicht nochmals das galileische Thema mit einer neuen Variation durchspielen, ohne zu bedenken, daß selbst in protestantischen Landen eben jener Tycho, mit dem copernikanischen System unzufrieden, ein anderes schuf, schlechter noch als das des Aratus. —

*) War früher Protestant.

**) Wohl zu merken, von jenen, welche das Dogma von Menschenwillkühr befreien wollten.

Ich glaube, nach dem Vorausgehenden zerfällt schon die Behauptung von der Regeneration der Wissenschaften im 17ten Jahrhundert in ihr Nichts, um so mehr, wenn mit jener gesagt seyn sollte, daß die Menschheit aus sich selbst zu dieser gekommen sey. Nein, die Kreuzzüge und die Erorberung Konstantinopels hatten dem Abendlande neue Ideen zugeführt, die Entdeckung Amerikas und die Erfindung der Fernröhre seinen Blick erweitert, das Schießpulver seine Kriege umgeformt, und Kraftübung überflüßig gemacht, die Buchdruckerkunst und das Postwesen der Verbreitung der Kenntnisse in weiteren Kreisen Hand geboten, und auch der Geist der Negation trug das Seinige bei, Europa aufzurütteln, wenn es in den Schlaf fallen wollte, so viel der Hebel arbeiteten, Leben und Wissen auf eine noch erregtere Stufe emporzuschwingen. Die allmählige Bewegung leugnen, würde am Ende dazu führen, das Bedürfniß des Fortschrittes zu bestreiten. Werfen wir noch einen Blick auf die frühern Zeiten zurück eh wir zu den spätern übergehen, so wird uns nicht entkommen, daß je die ersten Stadien der beiden ersten Zeitalter voll Jugendkraft des innern Glückes, das diese ihnen bot, so viel zu genießen und zu suchen hatten, daß sie nur den allernächsten Ansprüchen, welche Natur und Außenwelt an ihre Aufmerksamkeit machten, Gehör gaben, wobei aber noch fraglich ist, ob Pflug und Webstuhl ohne Vorbereitung leichter zu erfinden waren, als nachmals unsere complicirten Maschinen. Je mehr aber jene Seligkeit vor dem wachsenden Verkehr mit der rauhen Außenwelt sich zurückziehen mußte, desto mehr gewann die ernstere Naturbetrachtung über den Geist, und oftmals, wenn die innere Sehnsucht an Erhörung verzweifelte, warf der Mensch sich mit solcher Leidenschaft auf das Studium der Natur, daß dieses in alten und neuen Zeiten Manches in sich aufnehmen mußte, was ihr sonst fremd war. Aber noch erkannte man im Alterthum, daß man sich das Gewonnene erst sichern und es ordnen solle, ehe man Neues suche. Daher tragen die auf uns überkommenen

Lehren das Gepräge der Intensität und Abgränzung, während es uns zwar gelungen ist, denselben eine bedeutende Extensität zu geben, aber nur eine Wissenschaft, die theoretische Astronomie, zu einigem Abschluß zu bringen. — Wir können hier nichts von den herrlichen Persönlichkeiten des Mittelalters in anderweitigem Wissen und großen Handlungen betrachten, z. B. den immer zu bewundernden Thomas von Aquin in seinen riesigen Schriften; wir haben deutlich genug gesehen, daß der schaurigen Nacht des Mittelalters doch gar viele freundliche Sterne geleuchtet haben, und dürfen nunmehr nach der Sonne der oft gepriesenen Tageshelle der neuen Zeit fragen. Beinahe einstimmig weist man den Frager auf Bako von Verulam, ihm sollen alle neuern Geisteswerke, ihm alle Kräfte zinsbar seyn. Wohlan prüfen wir auch dieses. Wollten wir dem Satze huldigen: „so lange die Ueberbleibsel des Papstthums nicht verschwanden, stand die Sonne der Aufklärung tief im Osten", so müßten wir Kepler und seine Zeitgenossen, ja jeden katholischen Gelehrten ins finstere Mittelalter verweisen. Doch die Scholastik war zuletzt unleugbar in leere Wortgefechte ausgeartet, wie alles Menschliche konnte sie nicht dauernd sich auf ihrem Höhenpunkt erhalten, und war immer mehr dem Verfalle zugeeilt, seit der große Geist ihrer Begründer zurückgewichen war. In leeren Terminen und Allegorien war das Wesen aufgegangen, und auf diesem Wege hätte die Wissenschaft ohne eine Reaction verschmachten müssen, ein sichtbares Centrum, wie Aristoteles war ihr nöthig; dieses durfte aber nicht immer dasselbe bleiben. Schon manche hätten sich gegen die Despotie aufgelehnt; welche man dem ebengenannte Genius eingeräumt hatte, aber am entschiedensten, und auch im Gegensatz zu den idealistischen Platonikern that dieß Bakon, in dieser Negation liegt sein meistes Verdienst um die Nachwelt, und wir mögen es ihm darum weniger verüblen, wenn er einem Omar gleich, alle Schriften des Aristoteles verbrennen wollte. Er drang kräftiger als bisher geschehen war, darauf, die Blicke der Betrachtung und Er-

gründung der Natur mit Ernst zuzuwenden, und nicht mit Phrasen sich zu begnügen. Er schlug indeß eine Methode der Entdeckungen vor, die im einzelnen so ungenügend und langweilig ist, daß sie nichts weniger als den Gang, zu solchen zu gelangen, bezeichnet, wie seine eigene Untersuchung über die Wärme darthut. Durch seinen Eigensinn kam es auch, daß er die wichtigen Entdeckungen, die Gilbert zu seiner Zeit über den Magnetismus machte, ganz übersah, so wie er auch mit einer besondern Verachtung des Handwerkerstandes erfüllt war, der ihm nie zu Sinn kommen ließ, daß der Gelehrte auch von diesem vieles lernen könne. — Sind nun die Neuern stets ihrer Sonne nachgegangen? Keineswegs; vielmehr wenn Bakon heut aus dem Grab aufstünde, würde er sie mit wenigen Ausnahmen, wie er einem Theil seiner Vorgänger gethan, schelten, daß sie nichts zu thun wüßten, als zu messen und zu beschreiben, und nie in die Tiefe der Aufgabe drängen, gelehrt in der Darstellung, und unwissend in der Sache. Jene berühmte gelehrte Gesellschaft, welche ganz nach Bakons Idee errichtet werden sollte, widerspricht dieser, sowie er sie als templum Salomonis bezeichnete, gerabezu. In die Transactionen dieser Gesellschaft darf nach der Regel nie eine Theorie aufgenommen werden, nur Experimente und Entdeckungen und Resultate finden Platz, und als ein seltene Ausnahme, muß es betrachtet werden, die hierin den Aufsätzen Newtons und Youngs widerfuhr. Bakons Methode ward oft gepriesen, nie fast befolgt. Die einen wie bekannt, häuften Erfahrungsmaterial ohne Ende zusammen, indeß der Baumeister auf sich warten ließ, andere dichteten lächerliche, bodenlose Theorie, wie die chateaux d'Espagne in die Luft gebaut, und stützten sie mit gleichem Material. Man denke bezüglich der letztern an die Geogonien, deren wir heut zu Tag schon mehr als sechszig zählen, darunter die des Herrn von Gleichen, welcher die Erde aus faulen Fischen werden läßt: oder an die kecken Tiraden der Encyclopädisten, unter denen z. B. Voltaire mit den Blutstropfen, die der Herzog

von Guise auf den Würfeln sah, schnell fertig ist, indem er einfach die Sonnenstrahlen vor die Schranken citirt, während Bequelin erst nach vielfachen Versuchen die Erscheinung aus einer unter complicirten Umständen erregten Affection des Auges zu erklären wußte. —

Von einer andern Seite her trat Descartes gegen die Scholastiker auf. Sein Geist war ein recht eigentlich mathematischer, die Unbestimmtheit so vieler scholastischen Begriffe beleidigte ihn, und er suchte ihnen im Ableiten von einem einzigen Princip mathematische Schärfe zu ertheilen. Die formelle Wissenschaft hat ihm in der That viel zu danken, aber er und spätere Philosophen, welche nicht die Mathematik als Vorläuferin der Philosophie betrachteten, sondern diese jener unterjochen wollten, haben auch damit der Einseitigkeit die Thüre geöffnet. Ueber seine Naturanschauung *) werden wir um so weniger zu sprechen haben, als er selbst sie unter Vertrauten als seinen Roman bezeichnete. Newton muß hauptsächlich des Gravitationssystems **) wegen als Philosoph betrachtet werden, da er sonst unter den puren Physikern ausgezeichnet ist. Doch trug die Naturanschauung, welche von ihm auf seine Anhänger überging, bald den Sieg über die der Cartesianer davon, welche das Gravitationssystem als eine qualitas occulta fürchteten, und wirklich seltsam muß das Glück genannt werden, das Newtons Lehren in jeder Beziehung machten. Nur auf drei Versuchen war seine Farbenlehre begründet, und bald fand sich ein Gegner, der einen davon unmöglich richtig finden konnte, aber mit einem Glau-

*) Eine Probe davon: Nullus in terra nec etiam in aliis planetis motus proprie dictus reperitur, quia non transferuntur ex vicinia partium coeli, quae illos immediate contingunt, quatenus istae partes coeli ut immotae considerantur. Wer begreift dieß? Schon Gassendi stritt dagegen.

**) Nach einer ziemlich unbestimmten Angabe von Law soll er die ersten Ideen dazu Jakob Böhme entlehnt haben.

ben, wie er nur von Gott geoffenbarten Wahrheiten gebührt, hing man an seiner Lehre, bis die Erfindung der achromatischen Objective ihr einen heftigen Stoß versetzte. Newtons Nebenbuhler auf dem Continente, Leibnitz, war ein universeller Geist, wie wohl nie einer erstand; aber auch seine Monadologie theilte die Einseitigkeit der nun herrschend gewordenen, pur mathematischen Betrachtungsweise, und in Wolf und Lambert, welch letzterer jedoch die Logik wieder in die scholastischen Formen zurückführte, erreichte dieß System seinen Meridian. Die Philosophie war nun denselben Weg gegangen, wie im Alterthum, zuerst Gemüthsanschauung, dann Forschen des Verstandes von einem gegebenen Standpunkte aus, darauf Sophistik, Dialectik, und schon am Schluße einseitiges Festhalten an einer gegebenen Formel, wie im Stoicismus, daher sie nun unvermeidbar dem Pyrrhonismus, der Skepsis entgegengeht. Die Erfahrung hatte so oft den Suchenden getäuscht, die Induction bot ihm nur ein unabsehbares Ziel dar, und mit mathematischen Machtsprüchen, besonders so lange diese selbst nicht objectiv und philosophisch begründet waren, konnte sich der Geist auch nicht festbannen lassen. Hume sah dieß klar ein; die äußere Erscheinung war ihm gewiß, aber wie seine Erkenntniß sich dazu verhalte, das war eigentlich die Frage, mit der er die Mitwelt beunruhigte, und sie wußte ihm nicht zu antworten. Mit Loke und Condillac stürzten sich die einen dem Materialismus in die Arme, mit Reid suchten die Andern die Kenntniß der Außendinge auf den Glauben zu gründen, mit Berkley wollten die Dritten in allen Dingen nur ihren Geist wiedersehen, aber während man die Gespenster verjagt hatte, war auch der Geist, aus Furcht vor der Tortur, davongegangen, und Befriedigung schien nur mehr von Außen zu kommen. Zwischen zwei Seitenwegen schwankte jetzt die Wahl der Menschen. Der eine war der Sensualismus mit dem Realismus, welcher, beim rechten Lichte betrachtet, der Schlange gleicht, die sich in den Schwanz beißt, eine ewige petitio principii ist, viel erfährt, aber nir-

gends feststeht, und somit sich selbst nicht erkennt. Vorzüglich Engländer und Franzosen gingen diesen Weg. Dalton hat auf ihm seine atomistische Theorie bis zur Höhe eines abentheuerlichen, wilden Traumes fortgesponnen; Lavoisier fand in ihm für seine antiphlogistische Theorie keine innere Bedeutung; wie wäre dieß auch möglich gewesen bei Leuten, welche in ihrer Eitelkeit ein Fest veranstalteten, wobei Madame Lavoisier am deutschen Phlogiston ein feierliches Autodafé vollstrecken mußte; die größten Geister der Franzosen, z. B. Lalande, ohne Halt im Innern, waren pure Materialisten geworden, und selbst Marquis de la Place wußte sich auf keinen ganz freien Standpunkt zu versetzen. Dem Sensualismus verfiel besonders die Physiologie, z. B. in der kindischen Abfertigung des Blutumlaufes mit hydrostatischen Gesetzen, oder in Erklärung des Gehirnes als einer electrischen Batterie. — Der andere Weg suchte die Außenwelt aus der innern des Menschen zu construiren, gleich als ob sein Geist alle Dinge geschaffen hätte. Spinoza und Fichte dem Princip der Nothwendigkeit nachspürend, und sich mehr außer dem Kreis der Erscheinungen bewegend, beschrieben so die Ordinate in's Unbestimmte fort; Kant, Hegel, und Schelling in seiner frühern Periode, versuchten zu gleicher Zeit auf der Abscisse zu gehen, und so die Curve der Wirklichkeit zu beschreiben; in der That ward aber die Curve zum contrahirten Punkt, und da dieser keineswegs der Anfangspunkt der Coordinate war, so vermochten sie nur eine Seite des Systems zu überschauen. Hegel ließ sich aber dessen nicht irren, sondern vollführte, ohne Geländer und Stab, den lebensgefährlichen Schwung auf die andere Seite hinüber, die positive nämlich, da er mit dem Nichtseyn sich zuerst auf der negativen befunden; doch er fiel in die Kluft, wo weder Plus noch Minus erkannt werden kann. —

Das sind in neuerer Zeit, kurz gefaßt, die Schicksale der Naturphilosophie, und in ihr der speculativen Physik. Man hatte das Licht ausgelöscht, um im Finstern nach dem archi-

medischen Standpunkt zu suchen, aber immer weiter in's Unendliche entfernten sich die Suchenden, und nur die erbarmende Centralkraft vermag sie wieder dahin, wo die Quelle des Lichtes ist, zurückzuführen. — Freilich die auf dem ersten Wege spotten derer auf dem zweiten; ihnen ist so wohl auf der Bahn, die der bloße Instinkt weist, und täglich häufen sich ihre Schätze. Solche außerordentliche Fortschritte, wie sie in kurzer Zeit gemacht haben, hätte man sich ehedem nicht einmal träumen lassen. Was soll euer Brüten, sprechen sie zu den Andern, wenn kein Ey herauskommt; seht nur den Haufen goldener Eyer, den wir der Wissenschaft zugetragen haben. Ich danke euch, spricht diese: euer Kärnerdienst ist mir in der That unentbehrlich, doch mögt ihr mir's nicht verargen, daß mir immer die Früchte lieber sind, als die Blätter, der Baum möchte sonst am Ende gar ein Wildling werden. Wir Kärner! rufen jene zornig und gerade hier die Wichtigkeit ihres Geschäfts selbst verkennend; nein, wenn du uns nicht höher achtest, so lassen wir dich fahren und bauen auf eigene Faust. Die Wissenschaft aber höhern Stammes und Zieles sich bewußt, schweigt, bis der Pendel am Ziele der Elongation durch eigne Schwere zurückkehrt; weiß sie ja doch, daß der projectirte Bau auf Sand fußt, wenn er auch nicht gerade in der Luft schwebt. Sie hatte sich innig gefreut, als Kepler und Kopernikus, Bakon und Harvey ihr neue Wege bahnten; um so bekümmerter war sie aber auch, als man, die Wegezeiger verachtend, vom geraden Pfade in die Haberfelder des Alltagsleben und vergänglichen Treibens abwich, und sie sehnt sich schon lange nach dem Standpunkte des Gleichgewichtes. —

Soll ich nun speziell von den Leistungen unserer Zeit sprechen. Das Kukuklied davon wird ohnedem bis zum Ueberdruß der Hörer tagtäglich produzirt, und ich habe es für nöthiger gehalten, einmal den laudator temporis acti abzugeben. Man lasse sich auch nicht täuschen, daß die Dinge immer den gleich raschen Gang gehen werden; wer weiß, wie bald die

Zeit kommen wird, da die Menschheit von den zahlreichen Erfindungsgeburten erschöpft seyn, oder bei dem unmäßigen Drängen nach materiellem Glück, welches die Jetztzeit bewegt, der Strafe des Extrems verfallen wird. Mag es immerhin Einzelne geben, die einen bessern Weg gehen, die Masse will auf dem goldenen Geleise der Empirie nur dem irdischen Himmelreiche zufahren, und in diesem Gegensatz des bessern und des gesuchtern Weges entspinnt sich im Gebiet der Wissenschaft der Streit zwischen empirischer und speculativer Methode. Genau zugesehen, hat jede ihre Vortheile und Nachtheile, und es kann keine auf Alleinseligmachung Anspruch machen, um so mehr, als sie nicht geoffentbart oder von Gott bestätigt, sondern Menschenwerk der Ausbildung nach, nicht Sache unerschütterlichen Glaubens, sondern fortschreitendem Wissens sind. Es kann auch daher keine das Patent der Infallibilität aufweisen, eine muß die andere toleriren, ja erst, wenn sie Hand in Hand miteinander gehen, erreichen sie ihr Ziel vollkommen. Die drei keplerischen Gesetze ließen noch den Mangel eines gemeinsamen Bandes fühlen, die Speculation von einem anscheinend geringfügigen Zufall unterstützt, fand es; Kepler der poetische Kopf hatte sonderbar die Thatsachen und die mathematische Basis, Newton der Physiker das Speculative geliefert, Calcul und Beobachtungen rechtfertigten es wieder, und so betrat das Gravitationssystem seinen Herrscherstuhl. In einigen Fällen steht das Gesetz, in andern die Beobachtung höher, und darum kann nie für alle Einzelnheiten vorausgesagt werden, welche Methode die Herrinn, und welche die Dienerinn sey, ja man vermag den Spruch: Probiren geht über Studiren, zuletzt auch umzukehren, aber im Allgemeinen steht fest, daß, um mich mit Leonardo da Vinci auszudrücken, die Theorie der General, und die Praxis die Armee; so wie auch wahr bleibt, daß nur dem Denkenden die Welt kein Stückwerk ist, woraus dann der höhere Rang der Speculation von selbst hervorgeht. Ist sie sich des gehörigen Ernstes bewußt, und der unermüdlichen Bestrebung, sich zu

bewahrheiten, dann wird sie nie Bakons Wort treffen: Hoc enim habet ingenium humanum, ut cum ad solida non sufficiat in supervacaneis se atterat. Kämpfe können ihr nie ausbleiben; sie werden sie nicht verzagt machen, sie sind ihr zur Erstarkung sogar nöthig; sie werden sie aber auch vor Hochmuth bewahren, so daß sie des Dichterwortes: An undevout astronomer is mad, wahrnimmt und des Newtons gedenkt, der am Abend seiner Thätigkeit nur eben ein paar seltene Muscheln am wunderreichen Ozean aufgelesen zu haben glaubte. Vor allem aber wird sie die Physik der Religion wieder näher zu bringen suchen, und nicht gemeint seyn, daß die Natur in der kalten Nacht der Getrenntheit von Gott gewinne. War man bisweilen zufrieden, selbst mit den nächsten Ursachen hinter den Mantel der Vorsehung zu flüchten, so begnügen sich heut zu Tag die meisten Naturlehrer nur gar zu gern mit ein paar Einleitungsphrasen von Bewunderung der Allmacht. Ich glaube, auch in der Physik*) könnte es in einem gewissen Sinn heißen: Veritas vivitur.

Der alte Roger Baco schreibt einmal (opus majus p. 108). Postquam manifesta est necessitas mathemathicae in rebus hujus mundi et in scientiis humanis, nunc potest istud idem ostendi in divina. Et hoc est magis considerandum, qui humana nihil valent, nisi applicentur ad divina. Cum igitur ostensum sit, quod philosophia non potest sciri, nisi sciatur mathematica, omnes sciunt, quod theologia non potest sciri, nisi sciatur philosophia necesse est, ut theologus sciat mathematicam. Wenn wir den zweiten Theil dieser Behauptung bestreiten müssen, insoweit die Theologie nicht unmittelbar und wesentlich von der Philosophie abhängt, und weil die mathematische Behandlung dem

---

*) Als ein Physiker, der sein Gemüth nicht ganz abgelegt, erscheint Davy „die letzten Tage eines Naturforschers", ein neben vielen Irrthümern schätzenswerthes Werk.

Geist der Theologie ganz zuwider wäre; so möchten wir hin-
gegen die ganze Behauptung auf alle Naturwissenschaften,
und für alle Berufsführer ausdehnen. Der Arzt bedarf ohne-
hin einer gründlichen Physik, der Cameralist nicht weniger,
aber des Richters und Geistlichen, wie jedes Andern Pflicht
ist es, den immer wachsenden Strom der Versunkenheit in
materielles Streben, welches auch die Wissenschaften ergreift,
und ihrer Entfernung zuführt, möglichst einzudämmen: dem
Unkundigen aber, abgesehen von göttlicher Gnadehülfe, möchte
dieß nicht immer so leicht möglich seyn. Da wäre dann wirk-
lich ein zeitweiliger Umtausch zwischen den Leuten der Scholle
und den Leuten der Idee wünschenswerth, der beiden auch
in psychologischer Hinsicht nützlich seyn müßte, so lange nicht
die Nebensache zur Hauptsache würde. Dieß aber ist gewiß,
wenn man sich nicht bald des Realismus bemächtigt, wird er
in seiner Einseitigkeit, gleichwie der gleißende, genußsüchtige
Humanismus nur von seiner Ichheit geleitet, zur traurigsten
Barbarei führen. Die Geschichte aller Zeiten, besonders die
der provencalischen Cultur, die in die [illegible]sinigen Secten der
Waldenser u. a. ausschlug, beweist es. Gehörige Verbindung
des Realismus und Humanismus unter der ernsten Leitung
eines dritten Höheren, nicht deren so sehr beliebte Ausschei-
dung, kann nach dem Princip des non multa, sed multum
angeordnet, allein noch retten. Mögen die Hochschulen ihre
hohe Aufgabe darin nicht übersehen.

IX.

Briefliche Mittheilung

von der Mosel.

Von der **Mosel** im Juni. Fortwährend werden von den verschiedenen Seiten Nothschreie über den zerrütteten Zustand unserer Diöcese laut; alles ruft nach dem Bischofe, der da helfen soll. So enthalten auch diese Blätter im vierten Hefte dieses Jahrganges unter dem Titel: *Kirchliche Zustände der Diöcese Trier* eine lange Jeremiade über den tiefen religiösen und sittlichen Verfall der Diöcese, welcher vielleicht sogar an gänzliches Erlöschen der christlichen Wahrheit grenze. Die Schuld des bestehenden schlechten Zustandes wird dem Febronianismus, der französischen Revolution, der frühern bischöflichen Verwaltung, dem jetzigen Provisorium und dem Hermesianismus am Seminar und in der Diöcese beigelegt. Man wird nach diesem Aufsatze sich im Auslande einen wunderlichen Begriff von der religiösen und sittlichen Verkommenheit unter Clerus und Volk des Bisthums Trier machen. Doch freuen wir uns darüber, daß Referent etwas durch's trübe Glas gesehen und von einzelnen Mißständen, welche seit den achtziger Jahren bestehen, und successive bis jetzt durch verschiedene Ursachen herbeigeführt wurden, zu grell, Volk und Clerus des ganzen Bisthums schief beurtheilt. Qui nimium probat, nil probat. Wäre es so arg in unserem Bisthum, wie es dort heißt, daß mehr oder weniger eine vollständige Entchristlichung, „eine gänzliche Glaubenslosigkeit eingetreten sey“, so müßten wir neue Apostel von Rom verlangen, um so mehr, wenn man das Bestehende nicht für das taugliche Fundament hält, um die Regeneration darauf zu gründen. Daß unsere Diöcese an den Gebrechen der Zeit leidet, geben wir gerne zu, wie könnte sie davon frei seyn, da sie in Alles mit hingerissen wurde, was eine falsche kirchliche Richtung, was der Philosophismus des 18ten Jahrhunderts, die französische Revolution u. s. w. Nachtheiliges mit

sich führte? Oder sollte allein im Trierischen der böse Geist durch einen Deus ex machina ferngehalten worden seyn. Während der Stürme der Revolution und unter dem Kaiserreich mußte man glücklich seyn, zu conserviren, den äußern Bestand der Kirche im Ganzen und Einzelnen zu sichern, Kirchengut zu retten, u. s. w. das ist durch den Bischof Mannay mehr als irgendwo anders geschehen. Der Generalvicar Cordel setzte das Werk kräftig fort. Während der ganzen französischen Zeit behielt der Clerus seine gläubige Gesinnung, das Volk seine treue Anhänglichkeit an den Glauben der Väter, trotz dem, daß es alle kirchlichen Anstalten — und deren waren viele in unserm Lande — hatte zerstören sehen. Die Disciplin wurde damals streng gehandhabt. Unser Seminar zählte tüchtige Männer unter seinen Professoren. Beim Mangel einer neuen wissenschaftlichen Richtung hielt man sich an die des 18ten Jahrhunderts, die, wenn auch jeweilen etwas liberal, im Ganzen streng kirchlich genannt werden konnte. Im untern Theile der Diöcese, in welchem auch die französische Revolution tiefer gegriffen und die josephinische Richtung ihre Herrschaft mehr geübt hatte, blieb so zu sagen ein fortgesetztes Provisorium; das Departement vom Rhein und Mosel dem Aachener Bisthum unnatürlich angeklebt, ward in kirchlicher Beziehung vernachlässigt. Das Bisthum Trier ward nun wieder in preußischer Zeit seiner frühern Zusammensetzung gemäß organisirt und Bischof Hommer sollte auf einmal alle Wunden heilen, welche seit lange, insbesondere seit dem Jahre 1794 dem Lande geschlagen waren. Einen wie großen Einschlag von Kenntnissen, Erfahrungen, guten Willen und praktischem Takte der selige Bischof hierzu mitbrachte, ist allen denen bekannt, welche ihn näher kennen zu lernen Gelegenheit hatten. Der Bischof richtete sein erstes Augenmerk auf das Priesterseminar, die Lebensquelle jeder Diöcese. Er conservirte dasselbe als Lehranstalt für Philosophie und Theologie, und sich das Recht, die Professoren zu demselben zu ernennen. Das Seminar war unter Bischof Mannay aus den Trümmern der Zerstörung hervorgegangen und besonders durch die unsterblichen Verdienste des Regens Billen freudig emporgeblüht. Indessen zählte es nach Art der französischen Seminare nur wenig Professoren, wenn auch hierunter ausgezeichnete Männer sich befanden. Joseph von Hommer wollte für seine ausgedehnte Diöcese eine vollständige Lehranstalt, eine Art theologischer Facultät schaffen, und vermehrte die Zahl der Lehrstühle; das freiwillige Austreten einiger Professoren machte zudem neue Besetzungen nothwendig. Zu der Zeit lagen die höheren geistlichen Lehranstalten Deutschlands meistens an den Folgen

der Kriegszustände danieder. — Inter arma silent musae — und die eigene wissenschaftliche Richtung hatte sich an keiner der wenigen, kaum wieder aufgelebten Anstalten Bahn gebrochen. Durch Kellermanns, Kistemakers und Andrer Leistungen hatte die Akademie zu Münster besondern Aufschwung genommen, und die vielen tüchtigen Priester, welche aus dem dortigen Seminar unter Overberg ausgingen, zeugten für das Gediegene der theologischen Leistungen, und das Gelungene der priesterlichen Erziehung. Dorthin wandte sich von Hommer, um die Lücken seines Seminars zu ergänzen, und von dort bezog er theils eigene Diöcesanen, die dort studirt hätten, theils andre als Lehrer für das Seminar. Andere der nach und nach neu angestellten hatten an verschiedenen Lehranstalten Deutschlands ihre Bildung erhalten. Es läßt sich nun nicht läugnen, daß unter den bis zum Jahre 1836 angestellten neuen Professoren wissenschaftlich ausgezeichnete Männer sich befanden, und daß sie nebst den alten Professoren unter den Zöglingen des Seminars viel wissenschaftliches Leben anregten, und in dieser Beziehung die Diöcese einen Aufschwung nahm. Allerdings gehörten der größte Theil der neu angestellten dem System von Hermes in Münster (und später in Bonn) an; jedoch hatte die Critik in demselben unkatholische Ansichten damals noch nicht gefunden. Als im J. 1835 das Verdammungsurtheil über Hermes's Schriften und System erging, erklärten sich die die hiesigen Professoren bereit, sich dem Urtheil zu unterwerfen, sobald sie Meinung des heiligen Vaters hierüber näher vernommen haben würden. Sie thaten es im J. 1837, nachdem der Cardinal Lambruschini, im Verlauf der Verhandlungen mit dem Abgesandten der Schule, das Endresultat gefällt hatte. Leider haben zwei dieser Professoren, Rosenbaum und Biunde, gleich ihren Collegen in Bonn und anderswo, die Unterwerfung in der geforderten Weise verweigert, die andern aber haben kein Mittel unversucht gelassen, ihre renitirenden Collegen hier und anderwärts zur geforderten Unterwerfung zu bewegen. Wir würden aber die Wahrheit verletzen, wenn wir sagten, daß vor oder nach der gemeldeten Crisis von unserem Seminar aus und dem jüngern Theil der Professoren insbesondere — an den ältern zweifelte Niemand — unkatholische Tendenzen ausgegangen seyen, und können sogar behaupten, daß bei theologischen Streitfragen die strengere Sentenz durchgängig vertheidigt wurde. Dem falschen Liberalismus der Zeit, welcher aus Süddeutschland zu uns Eingang sich zu verschaffen suchte, haben die Professoren des Seminars kräftig entgegengewirkt; der Grachianismus ist von dieser Seite nicht

nur nicht unterstützt, sondern ernstlich bekämpft worden. Daß bei all dem die Leistungen einzelner Professoren besonders im Beginne ihrer Laufbahn weniger befriedigten, ist in der Natur menschlicher Verhältnisse gegründet. Männer wie die jetzigen und früheren Professoren Braun, Müller, Steininger, Bonner genießen das allgemeine Zutrauen in dem Maaße, daß sie unter den wenigen genannt werden, welche als Candidaten für die Bischofswürde vorgeschlagen sind, anderer Namen nicht zu gedenken, die in allgemeiner Ehre sowohl wegen ihrer wissenschaftlichen Leistungen als ihres kirchlich frommen Sinnes stehen. Vom Seminar aus ist also keine Entchristlichung der Diöcese ausgegangen. Wenn unser Seminar und unser Clerus im Aeußeren nicht gerade die strenge Haltung, wie in Frankreich haben, so haben sie dieß mit den anderen Seminaren und dem Clerus in Deutschland gemein; man war aber auch hier gerne bereit, abzulegen, was tadelswerth war, und anzunehmen, was man anderwärts Lobenswerthes fand. Wenn dem seligen Bischof von Hommer der Vorwurf gemacht wird, daß er dem falschen Liberalismus gehuldigt und denselben unter den Clerus gefördert habe, so thut man ihm Unrecht. Er wünschte seinem Clerus diejenige Aufklärung, welche dem katholischen Priester, besonders in unserer Zeit, Noth thut; den er hatte die Zerstörungen gesehen, welche der Unglaube der Zeit anrichtet, wenn er nicht durch einen erleuchteten Clerus bekämpft wird. Dabei hielt er an dem Worte des großen Kirchenlehrers: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus charitas. Er ließ seinem Clerus in unwesentlichen Dingen die evangelische Freiheit, arbeitete aber dahin, daß der rechte kirchliche Geist in denselben komme, hoffend, daß dieser Geist Früchte des Geistes tragen werde. Wenn ihm dieß nicht gelungen, so theilte er dieß Schicksal mit allen menschlichen Bestrebungen. Die Jugend des seligen Bischofs war in eine Zeit gefallen, in welcher insgemein angenommen wurde, der äußere Gottesdienst müsse durch den Gebrauch der deutschen Sprache, inwiefern nicht die lateinische Sprache ausdrücklich vorgeschrieben sey, der Andacht des Volkes mehr zugänglich gemacht werden. Die früheren deutschen Theologen waren durchgängig dieser Ansicht. Er versuchte es, oder ließ es von Einzelnen versuchen, ob ein ausgedehnterer Gebrauch der deutschen Sprache zuträglich sey; nachdem er aber erfahren, daß seine Willensmeinung zu weit ausgedehnt, falsch interpretirt worden war und zu einer subjectiven Willkühr im Gottesdienste geführt hatte, welche keineswegs in seiner Absicht lag, wies er alle Geistliche an, in den kirchlichen Functionen sich streng an das lateinische Diöce=

sanritual zu halten. In fast allen andern Diöcesen Deutschlands war man aber früher schon weiter in diesem Punkte gekommen. Die verschiedenen deutschen Rituale geben das Zeugniß.

Was den im Clerus mangelnden Geist der Ascese betrifft, so geben wir zu, daß in den Zeiten der Kriege und während des frühern Provisoriums hier ebensowenig, wie anderwärts, viel dafür geschehen ist. Indeß sind unsere älteren Priester durchgängig Männer des Gebetes. In unserm Seminar ist seit zehn Jahren, seit welcher Zeit Regens Braun demselben vorsteht, für Gebet und Ascese hinreichend gesorgt worden: der Geist der Zeit hat sich öfters sogar in den Seminaristen gegen zu große Strenge in diesem Bezuge beschwert; auch ist es in der Diöcese selbst, bei denen, welche nicht Freunde der gegenwärtigen Ordnung der Dinge sind, anerkannt, daß der jüngere Clerus neben wissenschaftlicher Regsamkeit einen größeren Eifer in der Frömmigkeit an den Tag legt. Wie es mit dem Clerus im Allgemeinen in dieser Hinsicht beschaffen ist, beweist der Umstand, daß von allen Seiten der Diöcese der Wunsch nach geistlichen Uebungen ausgesprochen und theilweise durch Privatzusammenkünfte schon ins Werk gesetzt wird. Würde unser bischöflicher Stuhl vor sechs Jahren besetzt worden seyn, so wäre diesem, wie manch' anderem gerechten Verlangen schon sein Genüge geschehen. Ein Provisorium, das jeden Monat sein Ende zu finden hoffte, konnte nichts Neues schaffen.

Schreiber der „kirchlichen Zustände" geht von der uns unbegreiflichen Voraussetzung aus, daß durch die französische Revolution, in Verbindung mit früheren Zuständen, eine förmliche Zerstörung des Christenthums, Atheisirung u. s. w. in unserem Bisthume eingetreten sey. Dieß ist aber grundfalsch, die Massen wurden nicht atheisirt, sondern die Massen blieben katholisch; der Gottesdienst in den Pfarreien litt zur Zeit der Revolution nur wenige Störungen; daß besonders in den Hauptstädten das Freiheitswesen und gänzliche Irreligiösität Anhänger vorzüglich bei denen fanden, welche hierdurch den Machthabern schmeicheln wollten, oder sonst durch selbstsüchtige Ansichten geleitet wurden, ist richtig. Die Masse der Bürgerschaft, und das ganze Landvolk seufzte aber nur nach Erlösung von den Banden der tyrannischen Freiheit, und als durch den ersten Consul diese Freiheit in Fesseln geschlagen und das Kirchenthum äußerlich organisirt ward, regte sich im ganzen Lande ein Jubel und eine Freude, welcher der deutlichste Beweis des tiefgewurzelten Glaubens waren. Mit Widerwillen trug die Masse des Volkes das französische Joch, mit Schauder

und Wehmuth hatten sie den Gräuel der Zerstörung an heiliger Stätte gesehen, und nur diejenigen frohlockten, welche schon vorher den Grundsätzen der Encyclopädisten gehuldigt hatten. Das Volk erschrack vor dem Unglauben seiner Tyrannen, die es bis auf den letzten Heller plünderten, nachdem sie unter dem Schein der Freiheit seine Heiligthümer zerstört, und seine gesetzliche Obrigkeit verjagt hatten!

Allerdings wurden von den mehreren, ungefähr drei tausenden von Welt- und Ordensgeistlichen unserer Diöcese, wozu das ganze Luxemburger ehemalige Großherzogthum und ein großer Theil des jetzigen Bisthums Limburg gehörten, *mehrere Priester abtrünnig*; aber die Zahl der Apostaten ist, gegen die *Menge* der Priester gerechnet, ganz unbedeutend; dieselbe betrug vielleicht zwanzig; die große Mehrheit derselben waren nicht in der Seelsorge und mit geistlichen Dingen beschäftigt gewesen und gehörten auch nicht dem Klosterstande an; man muß sich eher wundern, daß aus der großen Menge verjagter Pfarr- und Ordensgeistlichen unserer Diöcese so wenige von der durch die Gesetze ihnen gegebenen Freiheit Gebrauch machten, als daß man sich, wie Schreiber der Zustände ausdrücken kann: „die Priester verließen vielleicht mehr als in irgend einer andern rheinischen Diöcese den geistlichen Stand“. Man sollte nach dieser Aeußerung glauben, die Apostasie habe massenweise statt gefunden, so bald die Erlaubniß dazu von der Schreckensregierung sey ertheilt worden! Schreiber hätte besser der Treue erwähnt, womit der größte Theil der Geistlichen Verfolgung, Entbehrung, Einkerkerung, Verlust alles Gehaltes auf Jahre lang ertrug, ehe er dem Ansinnen der Revolutionsmänner nachgab. Der geforderte *Priestereid* wurde damals in unserer Diöcese so lange verweigert, bis er diejenige Form erhalten hatte, welche dessen Ablegung nach dem Gutachten der kirchlichen Obrigkeit gestattete. Wir könnten Einzelnheiten aus jener Zeit anführen, welche an die Glaubenstreue der ersten Martyrer erinnern.



Unsern Clerus kann man seiner *Bildungszeit* nach in drei Classen theilen. Die ältesten Geistlichen, deren Reihen natürlich immer lichter werden, haben ihre Bildung vor 1794 erhalten, theils in Trier, theils in Cöln, Mainz und Luxemburg. An denselben reiht sich die große Zahl derjenigen, welche von 1802 an in den neuorganisirten Seminarien von Trier, Aachen und Mainz bis zum Jahre 1824 gebildet wurden. Dem ältern Clerus ist nie wissenschaftliche Bildung und frommer Sinn abgesprochen worden. Der ebenerwähnte mittlere Clerus hatte theils in den Zeiten der Revolution, theils später nicht Ge-

legenheit, diejenigen gründlichen Gymnasial- und theologischen Studien zu machen, welche wohl wünschenswerth gewesen wären; die Meisten aus ihnen bedauerten dieß; die Schuld aber davon gehört den Zeitverhältnissen; mancher dieser Männer suchte aber durch Privatfleiß sich genügend vorzuarbeiten; in dem trierischen Seminar wurden ungefähr vom Jahre 1810 an gute Theologen gebildet; was in Mainz unter Liebermann u. a. geleistet ward, ist bekannt. Die Gesinnung der ältern und mittlern Geistlichkeit bekundete sich früher und seit 1824 durch ein strenges Festhalten an dem Hergebrachten, und sie war feind allem Neologismus und Liberalismus; die meist in Trier gebildete obererzstiftische Geistlichkeit hat in dieser Beziehung bei jeder Gelegenheit ihre Anhänglichkeit an das Altkatholische bekundet. Wenn der jüngere Clerus aus mißverstandener Aufklärungs- und Bildungssucht zuweilen sich vergessen hat, so war dieß der Jugend eigen; die meisten sind zu den richtigen Ansichten über den Cult. zurückgekehrt, und bedauern frühere Abweichungen von denselben.

Was die Lehre von Hermes Falsches und Schädliches in ihren Principien nnd den Folgerungen daraus enthält, ist, mit ganz geringen Ausnahmen, von all denen erkannt und abgelegt worden, welchen überhaupt eine tiefere Einsicht in philosophische Systeme und dogmatische Speculation gegeben ist. Für Andere, welche die Sache weniger in ihrer Tiefe erfaßten, war dieselbe auch mehr unschädlich geblieben, und sie lag überhaupt mehr in ihren Principien geschlossen vor uns, als mit den nachtheiligen Entfaltungen ihrer irrigen Grundsätze entwickelt. Gerade der früher in den philosophischen und theologischen Doctrinen von Hermes gebildete jüngere Clerus hat seine entschiedene Zukehr zur katholischen Doctrin auch noch dadurch manifestirt, daß er im Herbst 1840 beim Domcapitel Schritte that, um die Unterwerfung der zwei renitirenden Seminarprofessoren hervorzurufen. In der Diöcese ist hierüber, wie über die ganze Sache des Hermesianismus nur eine Stimme. Die Opposition gegen denselben tritt sogar zuweilen in einer Heftigkeit hervor, welche die Liebe zu verletzen scheint, die man auch dem Fehlenden schuldig ist.

Die Stellung, welche der trierische Diöcesanclerus gegenüber dem Staat festgehalten hat, beweist nicht wenig dessen gläubige und entschiedene Gesinnung. Den besten Beweis hiefür gibt der Umstand, daß, einige Jubilarien und bei besondern Anläßen — vielleicht unschuldig — Decorirte ausgenommen, unsere Diöcese keine Ordensritter zählt. Unser so entschieden katholisches Domcapitel zählt keinen Ritter

unter seinen Reihen. In allen katholischen Zeitfragen, welche seit 1815 gegenüber der Regierung gelöst wurden, hat unsere Geistlichkeit treu und fest am katholischen Princip gehalten, und dasselbe gegen allen Widerstand von Oben durchgefochten. In Sachen der gemischten Ehen wurde die strenge Praxis fortwährend genau beobachtet, und z. B. in den Städten Trier und Coblenz nie eine solche Ehe eingesegnet, ohne daß das Versprechen der katholischen Kindererziehung, und zwar durchgängig schriftlich abgelegt war. Gegen Verfügungen der weltlichen Macht, gegen Connivenzen des Ordinariats, welche der katholischen Sache zu nahe traten, wurde von Seiten des Diöcesanclerus fortwährend protestirt. Selbst die unglückliche Convention von 1834, zu welcher der sel. Bischof v. Hommer sich durch die Autorität des damaligen Erzbischofs von Cöln, durch das Dr. München'sche Gutachten über das Breve, durch diplomatische Versicherungen, durch Furcht vor größeren Uebeln, nach langem Widerstande verleiten ließ, ist bei uns, einen Fall ausgenommen, nicht in Ausübung gekommen. Es fand diese Convention an der katholischen Gesinnung des Clerus ihren entschiedensten Widerstand. Ein entchristlichter und entsittlichter Clerus hätte diesen langjährigen Kampf gegen die Zumuthungen früherer Zeit nicht ausgehalten, er würde sich als Sclave gerne hinter dem Staatswagen her schleppen lassen. Wie unser Domcapitel sich bei Gelegenheit und in der Sache unserer Bischofswahl entschieden katholisch benommen, ist ihm zur Ehre in den Annalen der Zeitgeschichte aufgeschrieben. Der Beifall des ganzen Clerus hob und bestärkte es da, wo es Gott geben mußte, was Gottes war. Die Freiheit der Bischofswahlen in Preußen ist durch unser Capitel eine Wahrheit geworden.

Unser Clerus ist seiner ganzen Masse nach in Stadt und Land entschieden religiös und moralisch rein. Daß unter 900 Geistlichen sich auch schlechte befinden, ist allerdings sehr zu bedauern, aber nicht bei uns allein der Fall; und es wäre auch wohl in dieser Beziehung eine größere Strenge der Untersuchung und größere Schärfe im Bestrafen bei uns zu wünschen gewesen; in der neuesten Zeit ist sie auch eingetreten. Man bedenke dabei aber wohl, daß manches Aergerniß, besonders gewisser Art, bestehen kann, ehe es für die Behörde so erweislich besteht, daß sie die strengen Kirchenstrafen anwenden kann. Wir haben ganze Decanate, in welchen seit langen Jahren kein Aergerniß vorgekommen ist; die ganze Mehrzahl derselben ist rein. Ein erwiesenermaaßen unsittlicher Geistlicher wurde stets gestraft, nur war man beim Abgang eines Demeritenhauses mit der Art der Strafe um

so mehr in Verlegenheit, als eine Disciplinargewalt der Bischöfe, welche Einsperrung dictiren könnte, von den geltenden französischen Gesetzen nicht anerkannt ist; das mildere Mittel der Versetzung auf eine schlechtere Stelle verpflanzte das Uebel und verpestete den Ruf auch der Unbescholtenen. Indeß die Liebe glaubte nicht gerne an Unverbesserlichkeit, und ließ die Absetzung und Suspension nur im äußersten Falle eintreten. Nun, da die Erfahrung gelehrt hat, daß Strenge nothwendig ist, wird sie auch eintreten. Daß in dieser Beziehung die Böswilligkeit und Klatschsucht Manches ersinnt, vergrößert, verbreitet, hat die Erfahrung auch bei uns zur Genüge bewiesen. Daß aber für die Zukunft eine größere Strenge, welche straft und heilt, nothwendig ist, darüber ist in der Diöcese auch nur eine Stimme, und wir wissen, daß die Gründung eines Detentionshauses, resp. einer klösterlichen Anstalt, zur Bestrafung und Besserung gefallener Geistlichen, einer derjenigen Gegenstände ist, auf welchen der zu erwählende Bischof, wer er auch sey, sein Hauptaugenmerk richten wird. Schon sind Mittel und Localitäten dafür ausersehen.

Schreiber der „Zustände" betrachtet als Maßstab für Beurtheilung des wissenschaftlichen Standpunktes unter dem Clerus den Umstand, daß auch nicht Ein größeres wissenschaftliches Werk aus der Diözese ausgegangen sey. Dieser Maßstab ist aber auf die Pfarrgeistlichkeit angewandt, ganz falsch. Deren Beruf ist es, zunächst dasjenige, was in größeren wissenschaftlichen Werken dargelegt ist, zu benutzen, und zum eigenen wie der Pfarrkinder Wohl zu bearbeiten. Das Letztere ist in vielen kleineren Schriften zum Frommen der Gläubigen geschehen. Aus unserem Seminar gingen früher mehrere größere Werke hervor; die Crisis wegen des Hermesianismus lähmte aber hier, wie in der Diöcese die angeregte wissenschaftliche Thätigkeit und erst muß ein Herausarbeiten aus der schiefen Richtung und ein Einarbeiten in die fehlerfreie Statt haben, ehe größe Werke zu erwarten sind. Das erfordert Zeit. Große Geister, die in die Wissenschaft neue Bahnen brechen, sind aber überhaupt selten, und die Bescheidenheit hindert Manchen hervorzutreten. Warum, treten dann die einzig katholischen Männer der Diözese, die der Verf. der Zustande im Auge hat, und die soviel über die Verkommenheit der andern Priester und des Volkes jammern, nicht mit den großen erleuchtenden Werken hervor? —

Mit welch' regem Sinne jedes wissenschaftliche Werk in der Diözöse ergriffen und verarbeitet wird, können nur solche beurtheilen, wel-

che den größten Theil der Pfarrgeistlichkeit kennen, und nach Pflicht und Gewissen vor dem ewigen Richterstuhle den in demselben waltenden Geist als einen der wahren katholischen Wissenschaft freudig zugethanen betheuern können. Uebrigens ist es ein dem trierischen Volke Eigenes, daß es bescheiden und demüthig ist, und daß es von dem, was es gefühlt und gedacht, nicht gleich wähnt, es sey etwas Neues und Unerhörtes, und es müsse darüber gleich ein Buch gemacht werden; wir zählen in unserer Mitte Männer, welche durch keine Kraft der Ueberredung bewegt werden konnten, Werke, die als Manuscripte den allgemeinen Beifall seit lange gefunden hatten, der Oeffentlichkeit zu übergeben, eine solche Veröffentlichung als Pflicht ihnen vorzudemonstriren, war Verletzung ihrer Demuth.

Daß in unserer, wie in andern Diöcesen Deutschlands für die Ascese des Clerus die Brennpunkte bis jetzt gefehlt haben, ist richtig; man hat aber in Deutschland der Individualität der einzelnen Priester es durchgängig überlassen, in welcher Weise sie ihr inneres Leben fördern wollten, während man im benachbarten Frankreich von Oben herab die Einzelnen regelmäßig in Gemüthsversammlungen vereinigt, erhebt und stärkt, sowie dort überhaupt der Clerus mehr als Ganzes in einem Geiste sich concentrirt, und bewegt; auch liegt die strengere äußere Disciplin, welche oft über unbedeutende Dinge Suspension verhängt, dem Genius des geistig freiern deutschen Volkes mehr fern. Der Clerus unserer Diöcese fühlt übrigens demüthig den Mangel ascetischer Erziehung und verlangt allgemein (wie schon oben gesagt) nach Einrichtungen, welche dieses heiligste Herzensbedürfniß fördern und heben. Sobald der lebendige Hauch des Bischofs die sehnenden Gemüther anfachen wird, werden die Früchte des Gott zugekehrten Lebens sich bald allerwärts kund geben.

Wenn nun dasjenige, was über den ganzen Clerus unserer Diöcese in den „Zuständen" Unrichtiges, Uebertriebenes, Verletzendes gesagt ist, auf das tiefste Jeden betrüben muß, welcher den Clerus in seiner Genesis und seinem Bestande, im Einzelnen und allgemein kennt, dann ist es wahrhaft empörend, in denselben Zuständen über unser katholisches Volk, die Schaale des Zornes und der Verurtheilung in so erschreckendem Maaße ausgießen zu sehen. Die ganze Diözese könnte aufstehen und den Schreiber der Unkenntniß, und bittersten Verleumdung bezüchtigen. Unser katholisches Volk soll gänzlich entchristlicht und entsittlicht sein! Welchen Maaßstab zur Beurtheilung der Entchristlichung und Entsittlichung Schreiber angewandt, ist uns unbegreiflich.

Schon vor 1500 Jahren floß das Blut unserer trierischen Märtyrer und ihr Gebet hat vor 300 Jahren die katholische Entschiedenheit der Diözesanen unterstützt, daß sie den Glauben rein bewahrten, gegen alle Versuchung zum Abfall, und daß sie den reinen Glauben bis auf diesen Tag ihren Nachkommen überlieferten. Man reise durch Städte und Land und sehe — nur schöpfe man seine Notizen, nicht gerade in den Gasthöfen. — Die Sacramente werden fleißig empfangen, das tägliche Beiwohnen beim heiligen Meßopfer ist vom Schulkinde bis zum Greise heilige Sitte; wo das Wort Gottes verkündet wird, findet es zahlreiche und willige Hörer; die Heiligkeit des Sonntags wird überall beobachtet, die heiligste Jungfrau überall eifrig verehrt, die Wallfahrtsörter werden sogar zahlreich besucht; die Gesetze werden beobachtet, das Volk ist trotz des nahen Frankreichs revolutionären Bewegungen fremd, trotz der Freiheit der Civilehe sind alle unsere Ehen kirchlich, und wo einmal wegen der Hindernisse, welche die Civilehe mit sich führt, temporär concubinarische Fälle vorkommen, verschwinden sie bald auf Ermahnen des Seelsorgers; eine Gesellschaft des heil. Franz Regis ist bei uns noch nicht nothwendig, die gemischten Ehen kommen unter den höhern Ständen kaum mehr vor; die Gemeinden schreien und rufen nach tüchtigen Seelsorgern, wo deren fehlen; der Priesterstand ist geachtet, und selbst die lauten Klagen bei priesterlichen Vergehen sind ein Zeugniß des gläubigen Sinnes; über fünfzig Kirchen, und gewiß nochmal soviel Kapellen und Pfarrhäuser sind seit zwanzig Jahren aus Gemeindemitteln und freiwilligen Beiträgen erbaut worden; die meisten Gemeinden geben freiwillige Zusatzgehälter zur Pfarrcompetenz, zur Unterhaltung der Kapläne und zu den Cultuskosten; reichliche und viele Stiftungen von Jahrgedächtnissen u. s. w. werden täglich in allen Theilen der Diözese gemacht. Sammlungen für kirchliche und Wohlthätigkeitszwecke haben bei aller Armuth des Landes reichlichen Ertrag: kaum besteht das Werk zur Ausbreitung des Glaubens bei uns ein Jahr — und es hat ohne nur förmlich organisirt zu seyn, über 6000 Frcs. Beisteuer; das Convikt von einigen Priestern im Stillen begonnen, hat schon 6000 Thaler jährlicher Einkünfte — durch Beiträge, und nährt vierzig ausgezeichnete Jünglinge, trotz mancher Anfeindungen und Mißkennungen. Was in einzelnen Pfarreien für Verschönerungen u. s. w. durch milde Beiträge oder aus Gemeindemitteln geschieht, kann nicht hier angeführt werden, aber das sagen wir: unser Volk unterstützt freundlich und mit Aufopferung alle religiösen Zwecke der Kirche und der Wohlthätigkeit. In den größeren Städten Trier und Coblenz haben sich die Ge-

werbe wieder religiös als Bruderschaften constituirt, und mit welchem Glauben sie z. B. den Prozessionen beiwohnen, davon mag der Augenzeuge urtheilen! — Unsere französischen Nachbarn, die Priester der Diözesen Metz und Nancy urtheilen anders über unser Volk und Priester: sie sagen, der Clerus, der das Volk so religiös hält und hebt, muß ein guter Clerus seyn, wenn er auch nicht wie wir in seinem Aeußern scharf und streng sich vom Volke sondert. Nach Frankreich, das uns nahe, möge Schreiber der „Zustände" mit seinen Klagen über Entchristlichung und Entsittlichung des Volkes gehen, dessen Clerus gewiß strengen Anforderungen in Hinsicht der Ascese, der Disciplin und des Eifers entspricht! Doch wir wollen unsere Brüder in Frankreich nicht verklagen: der Glaube der durch die höheren und gelehrten Stände sich durchbricht, wird auch wieder zu den untern Klassen sich herabsenken, damit auch dort die Sakramente wieder empfangen, der christliche Unterricht aufgenommen und der immer mehr um sich greifenden Entsittlichung ein Damm gesetzt werde. —

Schreiber der „Zustände", hat mit seiner übertriebenen Denunziation unserer Diözese alle diejenigen niedergeschlagen, welche die Mängel am Clerus und Volk tief fühlen, und welche alle Lebenskräfte gerne  dran wagen, um unter Gottes Schutze zu bessern, zu heben, zu heilen; und wir fragen ihn mit welchem Rechte er eine ganze Diözese von beinahe einer Million Katholiken, deren Zustände, deren Priester und deren Volk er nicht gehörig kennt, vor ganz Europa in solcher Weise darstellt? Wir fragen ihn, mit welchem Gewissen er solche Verläumdungen eines Volkes, eines ganzen Clerus vor der Mitwelt und vor Gott entschuldigen will, und wir fragen ihn, ob er daran gedacht, dieselben zu widerrufen? Soweit führt aber die Einseitigkeit auch den, der sonst das Gute will; sie ist blind und macht blind, und setzt alle Liebe auf Seite*).

*) Wir haben obigen Aufsatz, der uns von achtbarer Hand mitgetheilt wurde, unverändert, bis auf Milderung des Ausdruckes an zweien Stellen, der Unpartheilichkeit wegen abdrucken lassen, obschon derselbe gegen eine uns liebe und befreundete Person gerichtet ist, von deren reiner Absicht: nur das Wohl der Kirche zu fördern, wenn auch Manches in dem Artikel über die kirchlichen Zustände in der Diöcese Trier zu scharf beurtheilt seyn mag, wir fest überzeugt sind. Anm. d. Red.

X.

Steinle's Zeichnung zum Andenken an Möhler und Klee.

Zwei Männer, welche das katholische Deutschland gewohnt ist als Zierden seiner Theologie zusammen zu nennen: Möhler und Klee hat, nachdem jeder an dem ihm von Gott angewiesenen Orte seinen Kampf redlich gekämpft hatte, ein hoher königlicher Wille nach einander, den Lebensmuthigen zum Ersatz des Hingeschiedenen, an eine Stätte friedlicher und darum noch freudigerer Entwicklung ihrer herrlichen Kräfte geführt, und beide, so schien es uns, sollten hier in München erst die reifen Früchte des Mannesalters zu erndten beginnen; da wurden sie, durch einen nur vom Glauben zu ahndenden Rathschluß Gottes innerhalb zweier Jahre in den ewigen Frieden berufen, und sie ruhen nunmehr in einer Erde. So waren sie, höchst eigenthümlich ein jeder in seiner Geistesanlage, im Leben äußerlich getrennt und sich kaum persönlich bekannt, dennoch durch einträchtige, begeisterte Gesinnung für die Kirche vereinigt; sie haben auf demselben Lehrstuhl gesessen, und nicht nur von da aus zu demselben Schülerkreise gesprochen, sondern es ist auch ihr geschriebenes Wort gleichzeitig den deutschen Katholiken theuer geworden, bis sie endlich ein gleich betrauertes Ende in unserm Andenken für immer verbunden hat. Diese Verbindung zweier edeln Naturen, die wie zwei Ströme verschiedene Gegenden befruchteten und in verschiedenem Wellenschlag und Bett dahingeflossen sind, bis ihr Lauf in einem Meere endete, ist schon an und für sich ein schönes geistiges Bild, über welches für die Freunde

und Schüler der Verstorbenen die Trauer um ihr frühes und ähnliches Scheiden einen ernsten aber tröstenden Schatten verbreitet. Darum entstand in vielen der Wunsch, es möchte als bleibender Ausdruck dieses bildsamen Gedankens sich ein Denkmal über den vereinigten Gräbern erheben, ein Wunsch, der jedoch um anderer Rücksichten willen nicht erfüllt werden konnte. Er war der Lieblingsplan Clemens Brentano's gewesen, der beide Männer mit inniger Zuneigung umfaßte, und ihr Wirken in seiner tiefpoetischen Art und Weise anschauend, für die bildliche Uebersetzung dieser Anschauung in Steinle einen verstehenden Meister fand, wie er selbst früher Steinle's Zeichnung: die heil. Marina, in die herrliche Legende von ihr umgedichtet hatte. So entstand ein mit lieblichem Ernste ausgeführtes Blatt Steinle's, dessen Vervielfältigung durch gelungene Lithographie wir den zahlreichen Verehrern der Verstorbenen anzukündigen uns beeilen, und das, abgesehen von dem Werthe der Erinnerung an jene, wegen des einfachen Adels seiner Darstellung jedem Freund christlicher Kunst höchst willkommen seyn wird. In der Mitte des Bildes erhebt sich der Gekreuzigte in edler Gestalt; zu seinen Füßen sitzt, von Rosen umgeben, die göttliche Mutter, einen Rebenzweig mit Aehren umwunden — das Zeichen des heil. Sacraments — in ihren Händen: der neue Adam und die neue Eva, Urbilder und Stammältern des neuen Bundes und der Kirche Gottes, in deren treuem Dienste die beiden Verstorbenen vereinigt waren. Rechts und links vom Kreuze öffnet sich der Blick auf die von Engeln mit lieblicher Emsigkeit besorgte Waizenernte und Weinlese, die, wie sie im typischen Sinne verstanden, das gesammte sacramentalische und geistliche Leben der Kirche versinnbilden, so als natürliches Symbol genommen ein sehr glücklicher Ausdruck der eigenthümlichen Naturen der Hingeschiedenen sind, indem das sinnende, klare, in reifen Aehren des Geistes fruchtbar und andern nahrhaft gewordene Wesen Möhlers dem erregsameren, lebensfrohen und dennoch nicht minder geistig tiefen, ächtrhei-

nischen Naturell Klee's gegenübersteht, nicht als feindseliger Gegensatz, so wenig als Wein und Waizen sich bekämpfen, sondern als sich suchendes Complement eines für das andere. Es hatte aber ein jeder der beiden Männer diese seine Naturanlage in der Wissenschaft wie im kirchlichen Leben, im Lehramt und im Priesterthum zu einer höhern geistigen Fruchtbarkeit gesteigert, und es war somit, wenn wir im Bilde bleiben dürfen, da wir ein Bild erklären, Korn und Rebe ihrer Natur in einem geistlichen Sinne Waizen und Wein zur Nahrung und Erquickung der katholischen Jugend geworden, und sie selbst erschienen unter den Arbeitern auf dem Felde des Herrn in erster Reihe. Darum läßt sie der Künstler von beiden Seiten in priesterlichem Gewand vor der jungfräulichen Mutter niederknieen und ihr, dem Typus der Kirche, die Früchte ihres Fleißes: Garbe und Trauben darbringen, zugleich andeutend, wie beide als treue Söhne der Kirche auch treue Verehrer der heiligen Jungfrau gewesen. Und weil sich diese katholischen Lehrer nur im Zusammenhang mit der Ueberlieferung von den Aposteln her, nur als Glieder der ununterbrochenen Kette des Lehramtes einer segensreichen Wirksamkeit bewußt waren, weil sie in kindlicher Demuth nicht auf ihre eigene Kraft vertrauten, sondern von Gott durch die Kirche alles Heil erwarteten, so werden sie im Bilde von den Aposteln Johannes und Petrus zu Maria hingeführt, die ebenso ihre einträchtig-verschiedene theologisch-kirchliche Richtung ausdrücken, wie Getreide und Weinstock als künstlerische Hieroglyphe ihrer Natur gedient. Zwischen den Knieenden aber spielen zwei kindliche Engel gar lieblich zu den Füßen Maria's, eine wahrhaft dichterische Erinnerung an das kindlich heitere Wesen beider, — das in Möhler die Gestalt unbefangenster und gratiöser Naivetät, in Klee die aufgewecktere Munterkeit trug, in beiden aber das war, was die Jugend für den Ernst ihrer Wissenschaft und ihrer Gesinnung gewann. —

Wir haben im Vorstehenden nur mit einigen Umrissen

den Gedanken dieses schönen Bildes wiedergegeben und überlassen es der eignen Anschauung unsrer Leser sich an den einfachen edeln Formen desselben zu erfreuen, deren Beurtheilung dem Kunstkenner zusteht. In der Unterschrift ist mit wenig Worten der Inhalt der Zeichnung zusammengefaßt, wozu sich eine Stelle der Schrift (Joel II., 24) wie von selbst darbot: „Die Tennen füllen sich mit Korn und die Keltern fließen über vom Wein und Oel und ich ersetze euch die Jahre, welche verzehrt die Heuschrecke und die Raupe“. Möhler und Klee waren nach vielen Mißjahren der deutschen Theologie und den Verheerungen der zerfressenden Aufklärerei, die Erneuerer des alten kernhaften theologischen Wissens und streuten eine Saat aus, die wir jetzt im Leben und im Studium unter Gottes Segen gedeihen sehen.

Möge dieses Bild, das zugleich die Züge der Hingeschiedenen in idealer, jedoch an den Ernst des Todes mahnender Aehnlichkeit darbietet, wie zur frommen, dankbaren Erinnerung an sie, so zur Erhaltung ihrer Gesinnung unter dem katholischen jungen Clerus, dem es vorzüglich geweiht ist, in dem Maaße beitragen, als es der Künstler und der ihn anregende Dichter herzlich gewünscht haben.

X.

Der Protestantismus in Münster.

(Ein Beitrag zur Schilderung der politischen Seite der Glaubensspaltung des sechszehnten Jahrhunderts.)

VII. Weiteres Schicksal der Wiedertäufer. Schlußbetrachtungen.

Wir wollen unsere Leser mit der Erzählung der Gräuel verschonen, deren Schauplatz Münster während und nach seiner Eroberung würde, und wir entheben uns eben so gerne der Mühe, die oft beschriebene, grausenerregende Hinrichtung des Königs Johann und seiner beiden Unglücksgefährten, Knipperdolling und Krechting, nochmals zu erzählen *). Rottmann war demselben Schicksal dadurch entgangen, daß er, wie Einige berichten, gleich im Anfange des Gefechtes gefallen, oder, nach Andern, glücklich entkommen war. Er soll, derselben Sage nach, in tiefer Verborgenheit noch viele Jahre im Hause eines ostfriesischen Edelmannes gelebt haben. Für unsern Zweck sind diese letzten Schicksale der Häupter des münsterischen Wiedertäuferreiches nur in sofern von Wichtigkeit, als sich aus ihnen ein Aufschluß über den Charakter der Secte ergibt. Johann von Leyden erscheint hiernach, unbeschadet seiner sonstigen Strafbarkeit, eben so wenig, wie seine Gefährten, als schlauer, seines Betruges sich bewußter Heuchler. Nach seinen auf der Folter abgelegten Geständnissen sind wir vielmehr geneigt, einer tiefern Auffassung

*) Bernhard Krechting, früher lutherischer Prädicant zu Gildehaus bei Münster, war während der Belagerung einer der Großwürdenträger des neuen Zion gewesen.

Raum gebend, anzunehmen: daß er und seine Mitpropheten, nachdem sie sich Anfangs mit freiem Willen in den Irrwahn der Secte eingelassen hatten, später selbst durch dämonische Täuschungen betrogen, die Werkzeuge einer finstern Macht wurden, die dann, periodisch von ihnen Besitz nehmend, aus ihnen zu sprechen pflegte. Erscheinungen solcher Art, die in der Geschichte des mystischen Protestantismus nichts Unerhörtes sind, können in der gewöhnlichen, rationalistischen Weise unmöglich genügend erklärt werden. Wenn Johann Bockelsohn in seinem peinlichen Verhör aussagt: „es sey eine Frau in Knipperdolling's Haus gekommen, und habe prophezeiht, daß Wunderdinge vor dem Dienstage geschehen sollten und gerufen: beßert euch, beßert euch! *Da habe ihn sein Geist auch gedrungen, und er habe gerufen gleich der Frau*, und sey damit verspottet worden, denn er habe vor der Frau auch prophezeiht", — so erinnert dieß an die Ansteckung, welche ganz in derselben Weise auch während des Cevennenkrieges von den damaligen Propheten ausging. Die in einem frühern Artikel erzählte Angabe, daß er Matthißon's Tod in einem Gesichte acht Tage vorher gesehen, behauptete er auch noch standhaft im peinlichen Verhör. „*Sein Geist* habe ihn bewegt", erklärt er ferner, „*und es sey ihm gesagt* worden, er solle König seyn über solches Volk. Darauf er *geantwortet*, und den Vater gebeten, daß er solches von ihm wenden wolle; denn sollte er selbst es dem Volke anzeigen, so wäre dieß schimpflich, und würden dem keinen Glauben geben". — Sein *Geist* erscheint hier als eine von ihm verschiedene Person, die ihm zukünftige Dinge entdeckt, der er antwortet, gegen deren Befehle er sich *sträubt*, der er *Einwendungen* macht. Auch auf dem Schaffot, im Angesicht der glühenden Zangen, mit denen er und seine beiden Genossen eine Stunde lang gezwickt und gerissen werden sollten, betheuerten die drei armen Sünder: daß sie nichts gethan, als was der Geist in ihnen geredet habe. — Daß ihre Zeitgenossen, Katholiken sowohl als Neugläubige, den

Fall ganz in der von uns angedeuteten Weise faßten, erhellt aus vielen gleichzeitigen Schriften. Nach den, vom Fürstbischof entworfenen Fragstücken sollten die Uebelthäter auch darüber vernommen werden: „ob sie so ganz verstockt und mit dem Teufel besessen gewesen, daß sie von allen diesen Gräueln und unerhörter Tyrannei sich kein Gewissen oder Conscienz gemacht“? Luther spinnt nach seiner Weise den, an sich ganz richtigen Gedanken noch weiter aus, und meint, weil die Wiedertäufer so unverschämt nach der Krone gegriffen und so viel Weiber genommen hätten, als Lust und Fürwitz es ihnen geheißen, so sey der Dämon, von dem sie besessen gewesen, „ein junger A. B. Cteufel, oder der Schulteuflein eines, das noch nicht recht Buchstaben kann“, weil er es sonst subtiler und listiger angegriffen hätte, die Welt zu verführen. —

Da die oben genannten Häupter der Wiedertäufer sechs Monate lang im Kerker saßen, hatten die hessischen Prädicanten Muße genug, ihrer Lieblingsneigung fröhnend, die ausführlichsten, theologischen Disputationen mit den gefangenen Widersachern zu veranstalten. — Wer jedoch von einem kirchlichen, mithin unpartheiischen Standpunkte aus, diesem Streite zweier sectirerischen Partheien, die gleichmäßig der Wahrheit widerstrebten, mit Aufmerksamkeit folgt, wird sich schwerlich der Täuschung ergeben, als seyen die Wiedertäufer, trotz ihres Mangels an gelehrter Bildung, von den viel minder consequenten, lutherisch-orthodoxen Prädicanten besiegt oder eines Bessern belehrt worden. Im Gegentheil wurden die letztern nicht bloß durch den natürlichen Verstand und die Gewandtheit des Königs Johann, sondern mehr noch durch die größere Folgerichtigkeit seines irrigen Systems, in arge Verlegenheiten gebracht, aus denen sie sich durch die bedenklichsten Concessionen vergebens zu retten suchten. Zu geschweigen, daß Einer der lutherischen Prädicanten gegen die Behauptung der Wiedertäufer: Christus habe seinen Leib nicht aus dem Fleische Mariä angenommen, gelegentlich sich auf die

unbefleckte Empfängniß der heil. Jungfrau berief*), so konnten die meisten ihrer Behauptungen nur durch eine Bezugnahme auf die Autorität der Kirche angefochten werden, als welches Argument mit zehnfacher Schwere auf die Häupter derjenigen zurückfiel, deren Empörung gegen eben diese Kirche gerade die Secten und Schwärmer in's Leben gerufen hatten. Wenn diese, um die blinde Willkühr zu beschönigen, die unter ihnen herrschte, den eben so gefährlichen als absurden, und jede kirchliche Ordnung vernichtenden Satz verfochten: daß die wahre Schriftauslegung nicht bei der wahren Kirche, sondern umgekehrt die wahre Kirche dort sey, wo sich die rechte Schriftauslegung finde, — so antworteten hierauf die lutherischen Prädicanten in ihrer Herzensangst: der rechte Christ wisse ja wohl, daß die Kirche auf den Felsen Christum gebaut sey, gegen den die Pforten der Hölle nicht obsiegen würden. „Er glaubt fest, daß ein Christliche allgemeine Kirche sey, die der heilige Geist, in der gesunden Lehre Christi in einem Sinn im rechten Glauben, Hoffnung und Liebe, einhellig erhält, welche auf Erden unter den Gottlosen ist, wie die schönen köstlichen Rosen, unter den stechenden Dörnern, und obschon im Leben gebrechlich ist, und zu weilen auch strauchelt, dennoch muß sie endlich bleiben, denn sie hat den heiligen Geist zum Hefftgelt. Zu dieser heiligen Gemein haltet euch, dabei bleibt. Denn die Wahrheit und der rechte Verstand der Schrift, ist allein in dieser wahren Kirche. Was ausserhalb der christlichen Kirche ist, hat nichts davon, denn die Hülsen ohne den Kern, verstehnt die Schrift nicht, hat eitel Irrthumb" **). Melanchthon ging in dieser selbstmörderischen,

*) „Wolan, last es seyn, daß Maria in der Erbsünde empfangen und geboren sey, als aber ich nicht glaube", sagte Urbanus Rhegius in einer Streitschrift gegen die Wiedertäufer. Luther's Schriften, Wittenberg. Ausgabe Bd. II. Fol. 350.

**) Widerlegung der Münsterischen neuen Valentinianer und Dona-

das Grundprincip der „Reformation“ vernichtenden Weise der Argumentation noch einen Schritt weiter und erklärte: „daß man die Ordinatio der Priester in die Zahl der Sakramente setzet, gefällt mir sehr wol“. Er meint, die Leute müßten unterrichtet werden, daß Gott durch Predigthören, und Lesen des Wortes Gottes und der heiligen Schrift, den heiligen Geist geben wolle, „damit Niemand ausserhalb des Predigtamtes, andere Offenbarung und Erleuchtung suche, wie die Wiedertäufer fürgeben“. Gott achte die Pfarrer und Prediger, so christlich berufen, also für seine Diener, als hätte er sie mit eigner Stimm vom Himmel berufen, will bey ihnen seyn, und durch sie selbst Pfarherr und Lehrer seyn“. Auf die Weise, setzt Melanchthon hinzu, sey es nützlich, „das Ampt der Priester und Kirchendiener unter die Sakramente zu zählen“ — — „Darumb sind die nicht Christen, so Pfarrherr und Predigtstuel nicht als Gottes Ampt und Diener heilig halten“ *). — Hätte die „Reformation“ immer in diesem Geiste gesprochen, so wäre freilich das münsterische Zion eben so wenig, wie der kirchliche Neubau in Wittenberg zu Stande gekommen. Den Wiedertäufern gegenüber thaten jedoch diese, allerdings sehr richtigen, und nur in diesem Munde verfänglichen und schielenden Argumente um so geringere Wirkung, als sie, gemischt mit Irrlehren vorgetragen wurden, deren Falschheit, Verderblichkeit und offenkundiger Widerspruch mit sich selbst auch der Befangenheit der Schwärmer einleuchten mußte. Justus Menius sagte in seiner Widerlegung der Lehre der Wiedertäufer, zum Schutze der lutherischen Parthei gegen den Vorwurf: daß sie den Glauben ohne die Werke lehre, Folgendes: „Wir sind ja die Leute nicht, daß wir in unserm Predigtampt nicht mehr, denn nur allein vom Glauben, der nur

---

tisten von Urbanus Rhegius. Luthers Werke. Wittenberg. Ausgabe Bd. II, 342. b.

*) Luthers Werke a. a. O. S. 251.

allein ein todt Geschrei sey, predigen sollten, sondern wissen von Gnaden Gottes sehr wohl, daß zur christlichen Lehre noch mehr gehört, als nämlich Gottesfurcht, und gute Werke auch zu thun, wie wir denn auch thun. (!) Ja, wir lehren wohl noch weiter, daß ein solcher todter Glaube, der allerding ohne Werk ist, kein Glaube, sondern eitel Heuchelei ist". Allein in derselben Schrift, wenige Seiten weiter, hat der Pastor seine frühere Rede so gänzlich vergessen, daß er die Wiedertäufer wüthend darüber anläßt, daß sie auf die Verrichtung guter Werke dringen. Er will sogar zwischen dem Ansinnen: sich der guten Werke „zu verzeihen" (sich nichts darauf zu Gute zu thun), und der Anforderung: dergleichen zu verrichten, einen unsinnigen Widerspruch zu finden. „Nun siehe aber zu, wie fein reimt sich jr ding zu sammen: man soll sich der Werk verzeihen, und sie streiten doch, und dringen mit aller Macht darauf, man muß die Werk neben dem Glauben auch haben, oder man könne nicht selig werden. Was ist aber das gesagt? Werk sind zur Seeligkeit nötig, und, wer da will selig werden, muß sich der Werk verzeihen, Ergo, wer da will selig werden, der soll sich verzeihen, das jm zur seeligkeit nicht erlangen kan, Reime dich Bundschuh. Es heißt also: Mendacem oportet esse memorem" *). — Fast noch kläglicher bestanden die Prädicanten in ihrer Disputation mit dem Könige Johann, in Betreff der Frage über die Vielweiberei. Eingedenk der wichtigen Einräumungen, welche Luther dem Fleische in Hinsicht dieses Punktes gemacht hatte, wußten sie sich nur durch eine Berufung auf die Polizei zu helfen, welche die Vielweiberei nicht dulden wolle. — „Wir" (die Prädicanten) „haben vorhin gesagt, daß der Ehestand in die gemeine Policey gehöre und res politica sey: die weil nun dieselbige Policey jetzt gar viel

*) Luthers Werke. Wittenberg. Ausg. Th. II, S. 275. b. und S. 267. b.

anders steht, denn sie zu den Zeiten Pauli gestanden ist, Also, daß sie Vielheit der Weiber jetzt verboten hat, und nicht leiden will, kund jr warlich solche newerung, weder für Gott noch für den Menschen verantworten". — Einer so erbärmlichen Ausflucht gegenüber war Bockelsohn im vollkommenen Rechte zu antworten: „So hab aber ich die vertröstung, was etwa den Vettern zugelaßen sey, werde uns nicht verdammen. Wills auch lieber in diesem Fall mit den Vettern denn mit euch halten, geschweige daß ich hierin sollte bekennen jrrthumb, oder unchristliche newerung". — Die Prädicanten meinten nun zwar: „daß die Schrift ihre Meinung vom Ehestand mehr bekräftige, denn seine Sentenz". Allein unglücklicherweise verstand der gefangene Prophet die betreffenden Stellen anders, als sie, und da eine Kirche, als unfehlbare Richterin über den Sinn derselben, von beiden Theilen mit gleichem Abscheu verworfen ward, — so verstand sich der Ausspruch, mit welchem der Gefangene die Unterredung schloß, in solcher Lage der Dinge von selbst: „Wolan, so laßet Gott in diesem Fall unsern Richter seyn". — Die Frage, welche die Prädicanten schon früher an ihn gethan: mit was Mirakeln er seine Sendung bestätigt? hatte die wohlverdiente Abfertigung erhalten: es hätte dessen nicht Noth gehabt, „dieweil die Schrift sagt, man solle kein Zeichen fordern, und auch ewer Luther nie kein Mirakel oder Zeichen gethan hat". — Das Resultat des gesammten Bekehrungsversuches lief somit darauf hinaus, daß Knipperdolling und Krechting unerschütterlich fest bei ihrer Meinung blieben, Bockelsohn dagegen durch die in ihm erregte trügerische Hoffnung einer Begnadigung, zu mehreren, jedoch nur bedingten, und schwerlich aufrichtig gemeinten Einräumungen bewogen zu seyn scheint. Auf sein Erbieten, wenn man ihm das Leben laße, wolle er mit Hülfe Melchior Hoffmann's und seiner Königinnen, alle Wiedertäufer, deren in Holland, Brabant, England und Friesland überaus viel seyen, zur Unterwerfung in weltlichen und geistlichen Dingen bewegen, — hatten sich die

Prädicanten beeilt ihm gewiße Artikel über die streitigen Punkte vorzulegen; und waren insbesondere bedacht gewesen, die Anerkennung des Wiedertäuferkönigs zu erhalten: daß der Glaube allein, gerecht, seelig und fromm mache, ohne Zuthun unsrer Werke*). Bockelsohn schrieb unter diesen Zettel mit eigner Hand: Ick, Johan van Leiden, met myner eighene Hand ondertekend". — Allein als die Begnadigung ausblieb und die Theologen, die durch Furcht oder falsche Hoffnungen erwirkte Erklärung Bockelsohn's nur dazu benutzten, ihn vor dem Volke des Wankelmuths zu bezüchtigen, ließ er in der Nacht vor seiner Hinrichtung den katholischen Kapellan und Hofprediger des Fürstbischofs Johan von Siburg rufen, dem er mit tiefer Reue und Zerknirschung beichtete und gestand: daß er einen zehnfachen Tod erleiden zu können wünsche, weil er ihn zehnfach verdient habe. — Jedoch behauptet der heßische Prädicant Corvinus in einem Schreiben an Spalatin, daß er trotz dieser Rührung seinen Irrthum in Betreff der beiden Punkte von der menschlichen Natur Christi und der Kindertaufe nicht widerrufen habe. —

Nach der Eroberung von Münster war es eins der ersten Geschäfte des Bischofs, die Kirchen säubern und wiederherstellen zu lassen. Dann wurde der katholische Gottesdienst auf den alten Fuß eingerichtet, ohne daß in Münster selbst ein Widerspruch dagegen laut geworden wäre. Nur aus-

*) Doch hatten sich ihrerseits die Prädicanten zu folgendem Nachsatze herbeilassen müssen: „Allein, daß die Werk, so von solchem Glauben zeugen müssen, nicht ausbleiben. Denn wo dieselbigen nicht folgen, da könne rechtschaffener glaube nicht seyn, sonderlich Werke der liebe". Mithin ist nicht der Glaube allein, sondern der Glaube, der sich in den Werken thätig erweist, zur Seeligkeit erforderlich. Zu diesem Eingeständnisse, welches die lutherische Theologie der Kirche beharrlich verweigerte, verstand sie sich dem Oberhaupte der Wiedertäufer gegenüber!

wärts schäumte und wüthete die lutherische Orthodoxie, die dessen kein Hehl hatte, daß sie sich dem Wiedertäuferthume, selbst in seiner scheußlichsten Gestalt, verwandter fühle als dem Gehorsam der katholischen Kirche. — In dieser Hinsicht verdient eine naive Aeußerung eines jener Eiferer über die Eroberung Münster's durch den Bischof*) hier einen Platz: „Hernach auff Freitag S. Johannestag, mitten im Sommer komet Gott und zerstöret die Helle, und jaget den Teufel heraussser, und komet sein Mutter wider hinein. Denn nach langen belagern, hat der Bischof einen Schalk bekomen, Hensgin von der langen strassen genannt, einen Friesen. Als dieser gericht solt werden, verhies er, wenn man jn los wolt lassen, und redlichs darum thun, wolt er jnen helften, das sie die Stadt gewinnen solten. Welches endlich nach vielem bedenken angenommen worden, vnd auch geonten ist. Vnd sind die Wiedertäufer an obgemelten Tag, als die Stad vom Bischof dermas gewonnen ward, ausgerott worden, die Papisten aber wider eingepflanzt worden“. Diejenigen, welche an die Möglichkeit der Bekämpfung der „gemeinschaftlichen Feinde“ unter gemeinschaftlichem Banner glauben, und alles Ernstes der Meinung sind, daß der orthodoxe Protestantismus der Kirche näher stehe, als die von ihm dissentirenden Secten, mögen diese und ähnliche offenherzige Aeußerungen ernstlich beherzigen.

Je machtloser sich der orthodoxe Protestantismus der Lutheraner den Wiedertäufern gegenüber fühlte, wenn es galt sie „mit dem Worte“ zu überwinden, mit desto schonungsloserm Eifer rief er dagegen die weltliche Obrigkeit auf, die häretischen Secte mit der Schärfe des Schwertes vom Erdboden zu ver-

*) Wie das Evangelium zu Münster erstlich angefangen und die Wiedertäuffer verstöret, wider aufgehöret hat u. s. w. beschrieben durch Henricum Dorpium Monasteriensem. Luthers Werke. Wittenb. Ausg. Th. II. S. 499.

tilgen. — Melanchthon schrieb um jene Zeit einen eigenen Tractat, der für die damaligen Ansichten jener Protestanten, die sich im Schutze der fürstlichen Macht sicher wußten, bezeichnend ist. Er führt den Titel: das weltlich Oberkeit den Wiederteuffern mit leiblicher straffe zu wehren schuldig sey? und stellt die Unterscheidung an die Spitze, daß die Wiedertäufer, theils solche Artikel lehrten, die das leibliche Regiment betreffen, theils solche, die allein geistliche Sachen belangen. Zu jenen gehöre die Lehre, daß Christen keine Aemter bekleiden, keine weltliche Obrigkeit, kein Eigenthum haben, und ihre ehelichen Weiber verlassen dürften, wenn diese nicht wiedergetauft werden wollten. — Diesen Lehren sey die Obrigkeit ohne allen Zweifel schuldig als Aufruhr zu wehren. „Vnd sol die halsstarigen, es sind Wiederteuffer oder andere, welche solche Artikel, einen oder mehr halten, mit leiblicher Gewalt, und nach gelegenheit der umbstende, auch mit dem Schwert straffen. Denn diese Artikel sind nicht allein Geistliche sachen, Sondern sind on mittel, vnd an sich selbs eine Zerstörung der leiblichen Regiment". Melanchthon macht sich dagegen selbst den Einwand: daß die Obrigkeit Niemanden den Glauben geben, folglich auch Niemand um des Glaubens willen bestrafen könne, beantwortet denselben aber durch die Bemerkung: daß für die Bestrafung solcher Umtriebe und Versuche dieselben Gründe obwalteten, die für die Züchtigung des, durch andere Mittel erregten Aufruhrs sprechen. „Darumb wie die Oberkeit andere auffrhürische rede und drewung, dadurch auffruhr wirklich erreget werden, zu straffen schuldig ist, Also ist sie auch schuldig diese aufrhürische reden und lere zu straffen, als dadurch die Leute wirklich beweget werden, zerstörungen anzurichten, soviel an jnen ist, Denn sie wollen, es sol kein Eid, kein Oberkeit, kein eigenthumb sein". Was dagegen die rein geistlichen Sachen betreffe, so rechnet das Gutachten Beispielsweise hierhin die Lehre der Wiedertäufer von der Kindertaufe, der Erbsünde, der Erleuchtung außer und wider Gottes Wort, den Grundsatz: daß Christus seinen Leib nicht

vom Leibe der heil. Jungfrau genommen; endlich die Lehre: daß keine Vergebung sey nach der Todsünde. „Von solchen Artikeln ist das auch unser Antwort; wie die Oberkeit schuldig ist öffentliche Gotteslästerung, blasphemias und perjuria zu weren und zu straffen, Also ist sie auch schuldig, öffentliche, falsche lere, unrechten Gottesdienst und Ketzereien, in jren gebieten und an personen, darüber sie zu gebieten hat, zu wehren und zu straffen. Und dieses gebeut Gott im andern gebot, da er spricht Wer Gottes namen unehret, der sol nicht ungestrafft bleiben. Jedermann ist schuldig nach seinem stand und ampt, Gotteslästerung zu verhüten und zu wehren. Und kraft dieses gebots, haben Fürsten und Oberkeiten macht und befehl, unrechte Gottesdienst abzuthun, Und dagegen rechte Lere und rechten Gottesdienst auffzurichten. Also auch leret sie dieses gebot offentliche falsche leere zu weren, und die halsstarrigen zu straffen. Dazu dient auch der Text Levit. 24. „Wer Gott lestert der sol getödtet werden“. Bei der weitern Entwicklung dieser Lehre scheint sich indessen doch in Melanchthon, das Bedenken geregt zu haben, daß aus den, von ihm aufgestellten Sätzen sich auch die allernachtheiligsten Folgerungen für die neue Kirche selbst ziehen ließen, während er sich andrerseits schwerlich darüber täuschen konnte, daß nunmehr wie es in protestantischen Ländern fortan wirklich geschah, die individuelle, vielfachem Wechsel unterworfene Meinung der für orthodox erklärten Staatstheologen, oder die Laune der Fürsten als regula fidei gelten werde. Beiderlei Folgerungen sucht er daher durch nachfolgenden Zusatz zu begegnen: „Es sol aber die Oberkeit zuvor sich bestendiglich und recht unterrichten lassen, damit sie gewiß sey und niemand unrecht thue. Denn das ist nicht recht, allein nach gewohnheit richten wider Gotteswort, und wider der alten und reinen Kirche verstand und lere. Gewohnheit ist ein großer Tyrann, Darumb muß man ursach aus Gottes wort und der alten reinen Kirchen verstand suchen. Denn man sol keine lere annehmen, die nicht zeugniß hat von der alten

reinen Kirchen, die weil leichtlich zu verstehen, das die alte Kirche hat alle Artikel des Glaubens haben müssen, Nemlich, alles so zur seligkeit nötig ist. Derhalben ist der Protestat schuldig, das er sich gründlich aus Gotteswort und der alten Kirche lere unterrichten lasse". — Auch dürfe man, meint Melanchthon, den Befehl der heil. Schrift: das Unkraut bis zum Tage der Erndte, wachsen zu lassen, nicht so verstehen, als sey er der weltlichen Obrigkeit gegeben. Er beträfe nur das „Predigtampt", welches unter dem Scheine seines Amtes keinen leiblichen Zwang üben dürfe. Aus diesem Allen sey aber klar „das weltliche Oberkeit schuldig ist Gotteslesterung, falsche lere, ketzereien zu wehren, und die Anhenger am leib zu straffen". — Jeder Geschichtskundige wird ohne unser Erinnern bemerken, daß diese Lehre dieselbe ist, welche das gesammte katholisch-germanische Mittelalter gegen alle Häresiarchen und ihre Anhänger ins Werk setzte, sobald diese sich des Widerrufs weigerten. — Daher wäre es augenscheinliches Unrecht: Melanchthon als Erfinder dieses Systems in Anspruch zu nehmen; noch größeres aber, mit der gesammten protestirenden Geschichtschreibung Fluch und Wehe über den Herzog von Alba zu rufen, welcher Melanchthon's Theorie in den Niederlanden, als dem Heimathlande der Wiedertäuferei, genau und buchstäblich zur Anwendung brachte.

In Folge der eben angedeuteten Grundsätze, worin sich die katholischen Regierungen mit den protestirenden begegneten, ließ sich das fernere Schicksal der Wiedertäufer, in ihrem Verhältnisse zur Staatsgewalt leicht voraussehen. — Sie wurden aller Orten, wo sie sich blicken ließen, peinlich verfolgt, in's Gefängniß geworfen, verbannt, zur Steupe geschlagen oder hingerichtet. Schon im Jahre 1528 hatten der Churfürst Johann von Sachsen, und der Landgraf Philipp von Hessen ein scharfes Edict gegen alle diejenigen publicirt, „die dem Wiedertaufen, auch Mißverstand des hochw. Sacraments des wahren leibs und bluts Christi, und anderer unchristlicher meynung und lehr anhängig" waren. — Nicht blos diese sollten nach

Gestalt der Sache gestraft werden, sondern überhaupt alle Landeseinwohner gehalten seyn, „bei strafe und verlust leibes und gut's“ die Ihnen bekannt werdenden heimlichen Wiedertäufer zu offenbaren und anzuzeigen. „Daß auch diejenigen drei Wiedertäufer“, schreibt Arnold*), „so zu Jena anno 1536 geköpfft worden, auf Melanchthons rath und gutachten und nicht durch der Juristen urtheil allein getödtet worden, weisen viel umstände. Diese leute hießen mit namen Heinrich Kraut, ein Schneider von Esperfeld, Just Müller von Schonau, und Joh. Prisker von Euterdorff oder Klein-Ritzensdorff. Mit diesen Disputirte sich Melanchton nebst Caspar Creutzinger und Antonio Musa, dem Pfarrer, lange herum, biß man sie endlich den 27 Janurii enthauptete, weil sie nicht nachgeben wollten. Nun war Melanchton gleich dazumal beständig in Jena, weil in Wittenberg die Pest regierte, und schrieb solche Artikel wider sie, daß die Juristen nichts anders als den tod ihnen zuerkennen konnten. Er schickte eben im selben Jahr ein Responsum an den Landgraff Philipp von Hessen von denen Wiedertäufern dieses Inhalts: Man könnte und müßte sie mit dem schwerd bezwingen. Diejenigen, welche nach der Landesverweisung wieder kämen, sollte man mit dem schwerd verfolgen. Welches urtheil ihm ohne Zweifel der eyffer ausgepreßet hat, daß weil er diese leute mit worten nicht bezwingen konnte, er mit dem schwerd drein schlagen wollte“. Diesem Rathe lag auch nicht etwa eine besondere Herzenshärtigkeit Melanchthon's zum Grunde, — sondern Arnold berichtet weiter, daß die gesammte lutherische Orthodoxie diese Gemüthsstimmung getheilt habe. „Wie denn solche blutige urtheile die gantze theologische Facultät zu Wittenberg, und fast alle andere Lutherische Ministeria und Universitäten dazumal an den Landgraffen geschickt haben. Als da waren die Lüneburgischen, welche schrieben: der Ma-

*) Kirchen- und Ketzerhistorie. Th. II. Bd. XVI. Cap. 21. S. 277.

gistrat müße die kätzer mit dem schwerd verfolgen, denn man könnte sie mit dem wort nicht allein bezwingen, darum müsse man das schwerd brauchen. Die Ulmischen antworteten: Der Religion halben dürffe man zwar niemand straffen, aber doch der kätzerei wegen. Die Tübingischen: man müsse die verführer mit dem schwert strafen u. s. f. Die wenigsten haben damals ein gelinder und bescheidener urtheil gefällt. Also daß man fast meynen sollte, die Spanische Inquisition und verfolgung wäre dazumal auch unter denen angegangen, welche wider selbe ernstlich protestirt haben.“ — Nur der Landgraf von Hessen nahm sich, wie Arnold von ihm rühmt, wahrscheinlich in Folge der schon während der Belagerung von Münster an den Tag gelegten Gesinnungen, der Wiedertäufer an. „Und ist merklich, daß der gute Landgraff von diesem vorsatz nicht gewichen, ob ihn wohl Iustus Menius der Superintendent zu Eisenach, ein grosser Feind dieser Leute, und andere bereden wollen“. — Dagegen schrieb Luther an den Grafen Schlick in Böhmen: er möge die Schwärmer fortjagen. Bucer predigte: „daß man den Schwärmern Alles miteinander nehmen solle“, und im Würtenbergischen wurden noch im Jahre 1564 alle wiedertäuferischen Schriften confiscirt. An andern Orten verbrannte man dieselben; Calvin ließ einem widertäuferisch gesinnten Schriftsteller im Jahre 1546 den Staubbesen geben; ein anderer reformirter Prädicant zu Genf schalt den Prinzen von Oranien, öffentlich von der Kanzel herab, einen Antichrist, weil er die Wiedertäufer nicht aus dem Lande jage, und Beza setzte einen reformirten Prediger stark zu, weil er sich Zweifel an der Rechtmäßigkeit der, gegen die Wiedertäufer verhängten Todesstrafe erlaubt hatte. „Gleich wie“, fügt Arnold *) hinzu, der diese Thatsachen berichtet, „die Prädicanten auch sonderlich heftig auf sie erbittert wurden, wenn sie nicht in ihre predigten gehen wollten, und sie dazu

*) A. a. O. S. 279.

mit gewalt gezwungen, und denenjenigen, welche zu ihnen abfielen, einen eyd auflegten, daß sie in ihre Pfarrkirche, und jährlich 2 mal zum Abendmahl kommen wollten". Und solchen Thatsachen gegenüber haben sich viele unsrer Zeitgenossen die wahrhaft lächerliche Ansicht einreden lassen, die „Reformation" sey ein Act der Gewissensfreiheit gewesen.

Die eben geschilderte, gewaltthätige Verfolgung hätte jedoch die Wiedertäufer noch keineswegs zu Grunde gerichtet, wenn nicht innerhalb der Secte selbst eine große Veränderung vor sich gegangen wäre. — Nachdem der Geist, welcher aus Dusentschur und Knipperdolling weißsagte, diejenigen, die ihm Glauben geschenkt, in's Verderben geführt hatte, verstummte er plötzlich; — die Secte aber, die sich nun, nachdem eben dieser Geist von ihr gewichen, und somit die Quelle der Gesichte und Offenbarungen versiegt war, auf das ursprüngliche Capital ihrer natürlichen Kräfte zurückverwiesen sah, verfiel, der großen Mehrheit ihrer Glieder nach, in die allerplatteste, rationalistisch lahme Gewöhnlichkeit. So endete sie in den heutigen Mennoniten, die von dem abgefallenen, katholischen Priester Menno Simonis den Namen tragen, welcher im Jahre 1536 zu dem, in seinem Lebensprincip bereits gebrochenen Glauben der Wiedertäufer übertrat *). — Heute leben noch etwa 15000 direct aus Holland eingewanderte Mennoniten in Ost- und Westpreußen. — Nach außen hin sind sie von dem gewöhnlichen, rationalistisch-indifferentistischen Protestantismus nicht zu unterscheiden; ihre inneren Religionsstreitigkeiten drehen sich dagegen um die Gestattung oder Nichtgestattung des Gebrauches der feinen Leinwand, wovon sie sich in feine und grobe trennen. Auch halten sie streng an dem Verbot Kriegsdienste zu thun, weshalb sie nach den letzten Kriegen gegen Frankreich, diejenigen ihrer Mitglieder excommunizirten, die sich, vom allgemeinen Enthusiasmus mitgerissen, dem preußischen Heere als

*) Geschildert ist diese Secte in Möhler's Symbolik §. 61.

freiwillige Jäger angeschlossen hatten. — Von Schwärmerei und Fanatismus ist unter ihnen eben so wenig die Rede mehr, als von Vielweiberei oder Gemeinschaft der Güter; im Gegentheil stehen sie in dem Rufe, sorgliche, ihren Vortheil sehr richtig und genau berechnende Wirthe zu seyn. — In dieser Weise versandete großentheils die mystische Strömung der Wiedertäuferei des sechszehnten Jahrhunderts, und diejenigen Elemente der Secte, welche sich dieser Richtung entzogen, verloren sich in andern mystischen Conventikeln und Partheien, worunter die des David Joris die merkwürdigste und bedeutendste war. — Nur in einem kleinen Bruchstücke, an dessen Spitze der ehemalige Bürgermeister zu Steenwick in Holland, Johann Diedrich Battenburg stand, lebte der alte, münsterische Geist der blutdürstigen Gewaltthätigkeit fort. — Allein selbst in diesen wilden Fanatikern zeigt sich weniger religiöse Schwärmerei, als die Neigung: durch Raub und Mordbrand Rache wegen der in Münster erlittenen Niederlage zu nehmen. — So konnte dieser Theil der Secte zuletzt von einer gewöhnlichen Räuber- und Mordbrennerbande nur dadurch unterschieden werden, daß dessen Mitglieder die Vielweiberei für erlaubt hielten, und sich an geheimen Kennzeichen und Losungen erkannten. Von dieser Landplage wurde das Münsterland noch geraume Zeit nachher heimgesucht, und noch im Jahre 1550 nahm der damalige Fürstbischof fünf Söldner eigends zu dem Zwecke in seinen Dienst, daß sie im Lande umher nach Wiedertäufern streifen sollten, welche den armen, gemeinen Mann durch Mordbrand, Raub, Diebstahl, Ochsenerstechen, Mord und Todschlag in Schaden brächten. Für jeden zur Haft gebrachten Wiedertäufer wurden zwanzig Thaler Belohnung gezahlt. Durch diese Maaßregel scheinen in der That die letzten Spuren des Unwesens erstickt zu seyn. —

Werfen wir zum Schluße die Frage auf, nach der Bedeutung der Begebenheiten in Münster, für den Verlauf der Glaubensspaltung in Deutschland, so ist es unmöglich deren

hohe Wichtigkeit zu verkennen. — Zuvörderst kann schwerlich bezweifelt werden, daß die katholische Sache in Deutschland durch die Ereignisse zu Münster in so fern eine neue Stütze erhielt, als das Uebermaaß der Gräuel sowohl den katholischen Regierungen, als dem unberührt gebliebenen katholischen Volke einen heilsamen Schrecken einjagte, und ihnen, zur Lehre und Warnung, in einer, klar für sich selbst sprechenden Thatsache, das Bild des Abgrundes vor Augen hielt, der ihnen selbst drohte, wenn sie sich durch den Trug der Neulehre auch nur um eines Schrittes Breite von dem rechten Pfade weglocken ließen. So wie die politische Demogogie der Reformatoren, soweit sie dem großen Haufen gefährlich war, in dem Bauernkriege zu Grunde ging, so erhielt der mystisch-pietistische Protestantismus dadurch, daß er in dem neuen Königreiche Zion eine Gestalt gewinnen konnte, eine Todeswunde, von der er sich in den nächsten zwei Jahrhunderten nicht erholte. Kerstenbroick berichtet, daß alle jene Einwohner von Münster, welche die furchtbare Katastrophe überlebten, selbst wenn sie früher schon die Irrgänge des neuen Glaubens betreten hatten, nach Wiederherstellung des katholischen Gottesdienstes Zeit ihres Lebens die gewissenhafteste Anhänglichkeit an die Lehren und Gebräuche der Kirche bewiesen, und, durch die Folgen ihres frühern Fehltrittes für ihr ganzes Leben gewarnt, fast ängstlich jede kirchliche Ceremonie beobachteten. Aus demselben Grunde lehnten auch die Stände von Münster den Antrag des Bischofs ab, als dieser, der später durch ein ruchloses Leben und öffentlichen Concubinat seine hohe Würde schändete, im Jahre 154[illegible] auf Annahme der Augsburgischen Confession antrug.

Innerhalb des deutschen Protestantismus selbst bewirkte dagegen das Beispiel, welches Münster gegeben, leider keine Aussöhnung mit der Kirche, — da Stolz und Eigennutz um jene Zeit noch zu lebendig und wirksam waren, als daß irgend eine, auch die augenfälligste Erfahrung hätte zu einer durchgreifenden Veränderung der, unter den Außerkirchlichen

herrschenden Stimmung führen können. Für die protestantischen Territorien Deutschlands hatten daher die münsterischen Ereignisse nur den Erfolg, daß sie der lutherischen Orthodoxie in ihrer krassesten und geistlosesten Form, trotz aller inneren Widersprüche derselben, den vollständigsten Sieg verschaften, und die Regierungen veranlaßten, im staatspolizeilichen Interesse, einen Damm gegen die Umtriebe der dissentirenden Mystiker zu errichten, der erst im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts von den Pietisten und Naturalisten durchbrochen, und dann von den überfluthenden Wogen der Aufklärung bis auf seine Fundamente weggespült ward.

XI.

Die Propaganda in Rom, König Ludwigs von Bayern Besuch derselben und der Cardinal Mezzofanti.

(Fortsetzung.)

War durch die Errichtung der Congregation de propaganda fide in das gesammte katholische Missionswesen Einheit gebracht und diese Einheit an den Mittelpunkt aller katholischen Einheit, in Rom, angeknüpft, so mußte das tägliche Bedürfniß dem Herzen des Oberhirten den Gedanken nahe legen, in Rom selbst zur Verfügung dieser Propaganda eine allgemeine Bildungsschule zu errichten, die allen Völkern, welche unter der Herrschaft von Ungläubigen oder Irrgläubigen stunden, geöffnet sey, damit sie ihre jungen Zöglinge hineinschickten, die alsdann als Apostel von dem Sitze des Apostelfürsten, im Auftrage und mit dem Segen des Statthalters Christi zu ihnen zurückkehren sollten, um ihnen das Evangelium nach apostolischer Tradition zu verkünden.

Hatten nun früher schon verschiedene Päpste in diesem universellen Geiste Priesterschulen für einzelne Nationen in Rom angelegt, so brachte jetzt, sieben Jahre nach der Errichtung der Congregation, Urban VIII., diesen Gedanken zur Ausführung, durch Gründung des Collegium Urbanum de propaganda fide, als eines allgemeinen Missionsseminars für alle Völker der Erde. Den Unterhalt deckte er theils durch Gaben aus seinem eigenen Vermögen, theils durch Ueberweisung auf die apostolische Kammer, theils durch eine Beisteuer, welche er jedem neu ernannten Cardinal auferlegte. Allein wie zu hoffen war, so fand auch der christliche Zweck dieser großartigen Anstalt von der frühesten Zeit an in manchem katholischen Herzen lebendigen Anklang, und so wurde sie im Laufe der Zeiten durch Schankungen und Vermächtnisse bereichert und ihr Umkreis erweitert.

Die Reihe dieser ihrer großmüthigen Wohlthäter eröffnen, als ihre unmittelbaren Mitbegründer, Giovanbattista Vivas von Valenzia und der Cardinal Antonio Barberini. Der erste schenkte dem Collegium seinen Pallast, den es noch heute bewohnt, und hinterließ ihm sein ganzes Vermögen woraus er zehn Plätze für Zöglinge, von was immer für einer Nation sie seyn möchten, stiftete. Der Cardinal gründete seinerseits zwölf andere Plätze für sechs bestimmte Nationen, nämlich: für Georgier, Perser, Chaldäer, Jakobiten, Melchiten und Copten; er fügte später noch dreizehn weitere Plätze hinzu, sieben für Aethiopier oder Abyssinier und sechs für die ostindischen Anbeter Brahmas. Andre Wohlthäter brachten die Opfergabe ihres Glaubenseifer für andere Nationen dar, wie für Albanier, Bulgaren, Serbier, Irländer u. s. w., endlich wurde auch ein Collegium von Fermo damit vereinigt, und so stieg im Jahr 1759 die Zahl der Zöglinge bereits auf ohngefähr 70 *).

*) Diese Angaben haben wir der italienischen Uebersetzung des Werkes von Augustin Theiner entlehnt. Il Seminario ecclesiastico o gli otto giorni a Santo Eusebio in Roma. — Roma 1834.

Nach dem Willen des Stifters stand das Collegium anfänglich unter der Leitung von drei Canonikern, der drey Basiliken; allein schon 1641 wurde es mit der Congregation vereinigt.

Die, welche eintreten wollen, müssen zuerst durch ihren Bischof, oder ihren apostolischen Vikar oder Missions-Präfecten an die Congregation schreiben lassen und um die Aufnahme bitten. Zugleich verlangt man die nöthigen Zeugnisse der guten Sitten und Studien, den Tauf- und Firmschein. Wer vor erfolgter Antwort die Reise antritt dem versagt man in der Regel die Aufnahme. Nur in einzelnen besondern Fällen wurde hievon eine Ausnahme gemacht. In Rom angekommen müssen sie sich sogleich in die Propaganda verfügen und sich dem Gehorsam des Rektors unterwerfen. Sechs Monate nach ihrem Eintritte, oder im Falle daß sie beym Eintritt das vierzehnte Lebensjahr noch nicht erreicht haben, um so viel später, muß jeder Zögling in Gegenwart des Cardinal-Präfecten oder des Sekretärs den Schwur ablegen, sich für immer den Missionen zu widmen, und eben deßhalb auch, da es keine Anstalt für das Seelenheil der Einzelnen, sondern zur Verbreitung des Glauben ist, eidlich geloben, ohne ausdrükliche Zustimmung der Congregation, in keinen geistlichen Orden zu treten.

Der ganze Unterhalt aller Zöglinge wird auf Kosten der Häuser bestritten, dagegen müssen sie, wie gesagt, aus den Ländern der Ungläubigen, oder aus solchen, die unter protestantischen Regierungen stehen, seyn.

Seit mehreren Jahren ist es Sitte geworden, den Zöglingen mit Anfang des zweiten Jahres ihrer theologischen Studien die Priesterweihe zu ertheilen, und nach Ostern desselben Jahres reisen sie ab. Die Anstalt versieht sie mit Allem Nothwendigen, mit Kleidungsstücken, so wie auch mit den nöthigsten Büchern und mit Reisegeld, das z. B. bis nach Coblenz am Rhein 100 Scudi, nach China 600 beträgt. Jene, welche sich, in die ärmeren, verlasseneren Missionen begeben, erhalten auch einen silbernen Kelch, Meßgewänder und das

Nothwendige für den Gottesdienst mit. Bevor sie jedoch der heiligen Stadt Lebewohl sagen, gehen sie die Füße des heiligen Vaters zu küßen, und empfangen von ihm zu ihrer Sendung den Segen, nebst verschiedenen kirchlichen Vorrechten und ein ansehnliches Geschenk.

Ihre Studien begreifen die lateinische und italienische Sprache, so wie jeder in seiner Landessprache, in welcher er künftig wirken soll, in Uebung erhalten wird. Die Orientalen, die zuerst hier das Lateinische erlernen, müssen zugleich in den unteren Klassen etwas Geschichte, Geographie und Arithmethik studiren. In der Philosophie ist das erste Jahr der Logik und Metaphysik, der Algebra, Geometrie und Trigometrie gewidmet, das zweite der Ethik, der Physik und der Erlernung des Hebräischen. Theologie müßen alle Zöglinge ohne Ausnahme vier Jahre hindurch studieren, d. h. im ersten und zweiten Jahre täglich zwei Stunden Dogmatik, eine Stunde Moral nebst Pastoral, ferner eine Kirchengeschichte und hebräisch; im dritten und vierten Jahr täglich zwei Stunden Dogmatik, eine Stunde Kirchenrecht und wöchentlich viermal eine Stunde zur Erklärung der heiligen Schrift. Ceremonien, Liturgie und Gesang werden von jeder Abtheilung wöchentlich einmal eingeübt. Sämmtliche Lehrer sind Weltpriester, dagegen steht seit einigen Jahren die Disciplin des Hauses, die geistliche Führung und Ueberwachung der Zöglinge, so wie die Oekonomie der Anstalt unter fünf Vätern der Gesellschaft Jesu. Hinsichtlich der Sprachübungen für die einzelnen Nationen, dient als Lehrer der chinesischen Sprache ein Missionär der 21 Jahre in China war und in der Sprache wie ein Chinese geübt ist; die arabische, syrische und chaldäische Sprache lehrt ein Laie vom Libanon; Armenisch und Türkisch ein armenischer Priester aus Constantinopel; Alt- und Neugriechisch ein Grieche aus Adrianopel. Endlich sind die Uebungen nicht zu vergessen, welche jeden Abend der Cardinal Mezzofanti mit verschiedenen Zöglingen nach ihrer Abstammung anstellt.

Eine Hauptschwierigkeit der Anstalt besteht aber gerade darin, die Zöglinge so vieler Nationen in der lebendigen Uebung ihrer Sprache zu erhalten. Fern von ihrer Heimath, außer Berührung mit der Welt, unter einer Art klösterlichen Zucht, mit fremdsprechenden Genossen vereinigt und mit Gebet und Studien beschäftigt, also ohnehin zum Schweigen neigend, müssen solche Zöglinge, welche sich hier nur in geringer Anzahl fast ganz vereinzelt finden, nur gar zu leicht den Laut ihrer Muttersprache vergessen. Dieser Uebelstand wurde auch von den Präfecten in den Missionen beklagt. Um ihm daher in etwas zu begegnen, hat man neuerdings eingeführt, daß nach dem Mittagmahl jedesmal ein Zögling eine Predigt oder eine Anrede hersagt in seiner Sprache, und daß seine Landsleute ihr beiwohnen. Allein es kann wohl der Fall eintreffen, daß Prediger und Zuhörer an Zahl sich gleich sind, so waren z. B. nur zwei Californier in dem Collegium, und außer ihnen nicht bloß in Rom, sondern vielleicht in ganz Europa kein Einziger, der ihre Sprache verstanden hätte. Die ältern Zöglinge müssen jeden Sonntag eine solche Predigt in ihrer Muttersprache in der Hauskapelle, in Gegenwart ihrer Landsleute, halten. Haben die Zöglinge am Sonntag die Vesper gesungen, so gehen die Theologen unter ihnen theils in die Engelsburg, um daselbst die Militärkinder in der Religion zu unterrichten und den Soldaten zu predigen, theils besuchen sie das Hospital der Sträflinge, um die Kranken zu trösten und zu unterweisen; die, welche schon Priester sind, hören überdieß an beiden Orten auch Beichte, wodurch sie in die practische Seelsorge eingeführt werden.

Uebrigens muß die Heranbildung so verschiedenartiger Zöglinge gewiß unendliche Schwierigkeiten darbieten, wovon der kaum einen Begriff haben kann, der nicht selbst damit gekämpft hat. Sprache, Sitte, Charakter, Fassungskraft, alles ist verschieden; dazu sieht, in manchen Ländern, wo der Gläubigen wenige sind, und das Bedürfniß groß ist, die Congregation sich genöthigt, sich mit dem zu begnügen, was

sich nur immer darbietet, ohne auf Alter oder Talent Rücksicht nehmen zu dürfen. Sind die gesandten Zöglinge daher wohl nicht selten hinsichtlich ihrer geistigen Fähigkeiten weit unter der Mittelmäßigkeit, so bieten sie wieder nach den verschiedensten Nationen oft die entgegengesetztesten Schwierigkeiten dar. So muß es gewiß nicht minder schwer seyn, in den spitzen Kopf eines Chinesen, der sich mit den blinzelnden Augen willenlos, gleich dem Perpendikel einer Uhr, hin- und herdreht, Festigkeit zu bringen, und seinen Blick auf einen besondern Punkt zu richten, als den Geist eines Orientalen, der unter dem lebentödtenden Gesetze des Mohamedanism in seiner Knechtschaft erstarrt und erstorben ist, aufzurichten, und neues, freieres Leben in ihm zu erwecken. Sollte daher die Anstalt vielleicht auch in wissenschaftlicher Hinsicht nicht in Allem den Anforderungen entsprechen, die man an geistliche Lehranstalten zu machen pflegt, so wird ein billiger Beurtheiler diese Schwierigkeiten, wie sie sich nirgend anders in dem Grade wieder finden, nicht unberücksichtigt lassen. Sagte mir ja selbst der Rector, daß es unendliche Mühe koste, die Zöglinge zu jenen Anreden nach dem Mittagstische gehörig einzuüben. Was jedoch die Hauptsache, den religiösen priesterlichen Geist und die Disciplin betrifft, so läßt sich nur Lobwürdiges sagen. Ich selber wohnte einer ersten Messe bei, welche ein neugeweihter Zögling aus Koblenz in diesem Hause feierte, und sah, wie seine Mitgenossen das heil. Abendmahl mit einer auferbaulichen Sammlung und Andacht aus seiner Hand empfingen.

In Italien im Allgemeinen, ganz besonders aber in Rom, wo die Sonnenhitze so drückend und abmattend auf Geist und Körper einwirkt, ist es eine, in der Nothwendigkeit gegründete Sitte, einige Zeit des Jahres hindurch auf dem Lande, in angenehmer Ruhe, ohne angestrengtere Beschäftigung zuzubringen, und in einer frischeren Luft sich neu zu stärken. Wie die meisten übrigen Communitäten und Collegien, so haben auch die Zöglinge der Propaganda ihre Villa,

wo sie die langersehnten Wochen harmloser Vergnügen und Erholung zubringen. Die Herbstferien nämlich beginnen Anfangs September und währen bis zum 4. November. Am 10. September fahren die Zöglinge in vielen Wagen nach dem vier Stunden von Rom am Fuße der Albaner Berge gelegenen Frascati. Dort, wo die Wiege des alten Roms stand, wo seine Hirten geweidet und mit den Bergwölfen gestritten, wo noch auf einsamer Berghöhe, unter freiem Himmel, von Wald und Heide überwachsen, im ernsten Schweigen die Trümmer von Tusculum liegen, und zu ihren Füßen ein Camaldulenser Kloster mit seiner verschlossenen Pforte steht, hier haben die Kinder so vieler Völker ihre Villa, deren sie später in ihrer fernen Heimath, wenn das Leben sie mit seiner Noth und seinem Elende umringt, gewiß gar oft mit Sehnsucht gedenken. Diese Villa ist durch ihre reizende Lage und ihre Schönheit ausgezeichnet; der Cardinal Montalto, Neffe Sixtus V., legte sie an, Oelgemälde aus der Rubens'schen Schule, Frescogemälde von Dominichino, Hannibal Carracci, Zuccari u. s. w. schmücken sie. Für die Propaganda wurde sie 1833 um 33,000 Scudi von der Familie Obeschalchi gekauft. Ihr Leben hier ist folgendes: Nach dem Morgengebet, dem Gottesdienst und dem Frühstück, wie in Rom, gehen die Zöglinge abtheilungsweise spazieren, eine Stunde vor Mittag kehren sie heim, um bis zur Tafel den Studien obzuliegen. Nach der Tafel folgen Kegel- und Ballspiel unter den schattigen Platanen und Ulmen der Villa, während einer Stunde wird sodann ein geistliches Buch in Gemeinschaft gelesen und der Rosenkranz gebetet. Hierauf wird eine von den klassischen Stätten römischer Geschichte in der Umgegend, oder eine Villa, oder ein Kloster, oder eine jener Bergspitzen besucht, die den Anblick über die Seen und die grünen Thäler des Albaner- und Lateinergebirges und über die sonnenverbrannte Campagna gewähren, aus deren Mitte das einsame priesterliche Rom mit seiner hohen Peterskuppel hervorragt, während den äußersten Saum dieses rei-

chen Bildes in unabsehbarer Ferne hin die Wellen des Mee-
res einschließen und an hellen Tagen die Barken, die darü-
ber hingleiten, deutlich erkennen lassen. Der Spaziergang
währt bis Ave Maria oder Sonnenuntergang, worauf eine
Stunde zum Studiren und dann das Abendessen folgt. Alle
Zöglinge begeben sich alsdann unverweilt in ihre Abtheilun-
gen, wo sie sich die Abendstunde mit Schach- und andern
Spielen vertreiben, nur Karten sind verboten. Abwechselnd
spielen die einzelnen Abtheilungen, jede der Reihe nach, ei-
nen Abend Billard. Der Tag wird endlich mit dem gemein-
samen Abendgebet beschlossen, worauf sich jeder zur Ruhe
begibt. Wie alles Irdische aber, so haben auch diese freund-
lichen Ruhetage der Propagandisten ihr Ende, und so müs-
sen auch sie am 20. October ihrer Villa Lebewohl sagen; sie
kehren alsdann nach Rom zurück, wo die leiblich und geistig
Neugestärkten die geistlichen Exercitien des heil. Ignatius von
Loyola erwarten, die am 23. October beginnen und bis zum
1. November währen, und ihnen für das neubeginnende Stu-
dienjahr zum Seelenbade dienen sollen, damit sie vereinigt
und im Geist erneut mit neuer Kraft und Muth ihrem ern-
sten Ziele rüstig entgegengehen.

Wer unserer Schilderung der Congregation und des Col-
legiums mit einiger Aufmerksamkeit gefolgt ist, dem wird
sicherlich das Großartige, das Allumfassende des Gedankens,
der beide gegründet, nicht entgangen seyn, und dieß blieb
auch dem Erben der französischen Revolution nicht verborgen
und rettete sie vor dem Untergange. In dieser Beziehung
aber sey es uns erlaubt, hier einige Betrachtungen eines
neuern italienischen Geschichtschreibers unsern Lesern mitzu-
theilen. Geschrieben von einem Manne, der sonst nichts we-
niger als kirchlichen oder hierarchischen Ansichten huldigt, be-
weisen sie jedoch, daß das wahrhaft Große auch auf anderem
Standpunkte als solches Anerkennung finden kann, und da-
rum mögen sie ihnen zu einem um so glänzenderen Zeugnisse

dienen. Zugleich geben sie auch eine Schilderung der Anstalt zur Zeit der Reformation. Hören wir ihn also.

„Kaiser Napoleon, der an Allem ein Gefallen trug, was im Stande war, die Welt zu bewegen, wollte die Propaganda in der Weise erhalten, daß er sie von seiner Hand abhängig machte. Degerando, der seinerseits sich an eleganter, wissenschaftlicher Bildung, an Gelehrsamkeit ergötzte, begünstigte sie durch sein Ansehen. Die Erzählung, wie die hierhin gehörigen Dinge sich entwickelten, wird klärlich zeigen, daß dieser Mann weder das Lob der Fanatiker, noch den Schimpf der Philosophen verdiente. Ebenso wird man daraus die Größe italienischer Entwürfe bemessen können. Der vorzüglichste Zweck dieser Anstalt war die Verbreitung des Glaubens in allen Theilen der Welt, jedoch nicht in so beschränkter Weise, daß sie nicht auch darauf abgezielt hätte, Literatur, Wissenschaft und Civilisation unter unwissenden, barbarischen oder wilden Nationen zu verbreiten; vielmehr unterstützte eines das andere, indem der Glaube zur Einführung der Civilisation, und diese umgekehrt jenem diente. Auch der Diplomatie und der Politik konnte sie außerordentliche Dienste leisten; dieß hatte besonders Napoleon's Beifall; denn ein einziges Haupt herrschte und setzte zahllose untergeordnete Glieder in allen Theilen der Welt in Bewegung. Napoleon war über diese Entdeckung erfreut, und nicht der Mann, der es versäumt hätte, sich in ihren Besitz zu setzen. — Wie er sich daher der Religion bedient hatte, um Frankreich seinem Scepter unterwürfig zu machen, so wollte er sich der Propaganda bedienen, um seine Herrschaft über die Welt auszudehnen. Dieß wußte Degerando, und in diesem Sinne schrieb er: die Propaganda sey, vom politischen Standpunkte angesehen, ein Gebäude nicht sowohl von der höchsten Wichtigkeit, sondern in dieser Beziehung einzig in seiner Art, da sie es sey, die in jenen fernen Ländern mit den Saamenkörnern unserer Religion zugleich auch unsere Sitten, unsere Meinungen, die Grundsätze europäischer Denk-

weise, die Kunde von dem glorreichsten Herrscherthrone und einige Kenntnisse unserer Gesetze und Institutionen verbreite, und damit die Geister auf gewisse Ereignisse vorbereite, die nur einem Geiste, so allumfassend wie der Kaiserliche, entspringen könnten, und hiefür werde sie ihm Freunde gewinnen, die um so zuverlässiger seyen, je inniger durch moralische Bande verbunden, und eben so biete sie so viele und so verschiedene Gelegenheiten der Mittheilung für Länder dar, wo die Regierung keinen Agenten habe; von dort könne die Propaganda genaue Nachrichten verschaffen, und endlich den Weg anbahnen und gleichsam als Leitung dienen, um mit civilisirteren Ansichten den Einfluß eines Systemes geltend zu machen, das die ganze Welt umfassen sollte. Alle diese Dinge leuchteten von selbst ein, und wenn einige sogenannte Philosophen, insbesondere französische, Rom so sehr verschmäht haben, weil es, wie sie vorgaben, die Religion der Politik dienstbar gemacht hätte, so waren sie selbst, wie man hieraus sieht, nicht abgeneigt, es hierin nachzunahmen; denn, nachdem Frankreich sich Roms bemeistert hatte, richteten sie ihre Gedanken nach demselben Ziele hin. Gewiß ist jedenfalls, daß Napoleon an keiner Sache solches Wohlgefallen fand, wie an dieser Propaganda". —

Hier folgt eine kurze historische Notiz ihrer Gründung, dann fährt der Verfasser fort: „Innocenz XII. und andere Päpste bewiesen sich durch neue Wohlthaten freigebig gegen die Propaganda; Privatleute bereicherten sie ebenfalls durch Schankungen und Testamente u. s. w. Die Propaganda begann nun, Hand an ihr Werk zu legen, indem sie Erzbisthümer und Bisthümer in den alten Kirchen gründete, zwei Patriarchen, einen für die Chaldäer, einen für die Syrier bestellte, ebenso Bischöfe und apostolische Vicare auf den Inseln des Archipelagus, in Albanien, in Serbien, in Bosnien in Mazedonien, der Bulgarei, Mesopotamien, Egypten, Smyrna, Antiochia, Anticyra. Sie schickte zwei Bischöfe, apostolische Vicare, nach Constanti-

bemächtigte; hierauf wurden ihre Einkünfte vom Ertrog der Berge nimmer gezahlt, ihre Rechnungskammer auf kaiserlichen Befehl unter Siegel gelegt, ihre Archive nach Paris geschleppt, Degerando wollte sie herstellen, und daß bis dahin die Zahlungen geleistet würden; der Kaiser selbst, hatte durch einen Senatsbeschluß seine Absicht erklärt, sie zu erhalten, und daß er sie aus dem kaiserlichen Aerar dotiren würde. Allein anfänglich waren es seine gewichtigen Waffenangelegenheiten, die ihn davon abwandten, dann kamen die unheilvolleu Tagen über ihn und so konnte er weder die Maschine in Ordnung bringen, noch auch jenen Eifer zur Verbreitung politischer Interessen erwecken, der sich in den Gliedern der Congregation aus Liebe zur Religion, und durch die Mahnungen der Päpste und lange Gewohnheit in den päpstlichen Zeiten ausgebildet hatte. So war sie unter Napoleon von keinem Nutzen weder für die Politik noch für die Religion, nur ihre Ruinen gaben noch Zeugniß von der Größe des alten Gebäudes und der Raserei der Menschen, die es zerstört hatten. Nachdem man die Archive entführt hatte, um Paris damit zu bereichern, wollte man Rom auch der Typen der orientalischen Sprachen berauben, die sich in der dortigen Druckerei befanden und zwar in einer Anzahl von drei und zwanzig Sprachen. Die kaiserliche Druckerei von Paris stellte das Begehren, man solle ihr die Matrizen schicken, um ihre schadhaften Stempel damit zu vervollständigen, dieß wäre ein schwerer Verlust für Rom gewesen, wo orientalische Gelehrsamkeit und Literatur als an ihrem Hauptsitz betrieben wurden. Degerando bat, daß man mit den Matrizen entweder den Guß in Rom vornehmen, oder daß man nicht alle, sondern blos die in Paris schadschaft gewordenen dorthin sendtete. Man willfahrte ihm gefälligst und so ist ihm die Stadt zu Dank verpflichtet für Werke, welche für Gelehrsamkeit und Literatur von großem Werthe sind". So weit der italienische Geschichtschreiber. Wir haben nicht nöthig zu sagen, daß nach der wiederhergestellten Ordnung der europäi-

schen Verhältnisse, auch ihr, durch die Fürsorge der letzten Päpste, Tage der Herstellung und der Verjüngung kamen, so zwar, daß sie sich gegenwärtig vielleicht in einem blühenderen Zustand als je befindet, und daß ihr in Verbindung mit dem großen Vereine zur Verbreitung des Glaubens, der die katholischen Völker verbindet, unberechenbare Aussichten einer künftigen Entwicklung eröffnet sind.

Allein es wird Zeit seyn, daß wir nach dieser übersichtlichen Darstellung der Anstalt im Allgemeinen in das Innere des Hauses treten, indem wir seine Majestät König Ludwig von Bayern, bei seinem Besuche begleiten, was uns Gelegenheit geben wird, noch manches besondere hervorzuheben. Eingeladen von dem Sekretär Erzbischof Cadolini bestimmte der König für seinen Besuch Dienstag den 7. Juni. Um eilf Uhr Vormittags betrat er das Haus, über dessen Pforte man gewiß mit Recht wie kaum über ein anderes die Worte des britischen Dichters schreiben könnte, die er seinem ruhelosen Pilger, im Betrachten der geheimnißvollen Weltgeschicke Roms in den Mund legt.

Mother of Arts! as once of Arms, thy hand
Was then our guardian, and is still our guide.
Parent of our Religion! whom the wide
Nations have knelt to for the keys of Heaven!
Europe repentant of her *parricide*,
Schall yet redeem thee, and all backward driven
Roll the barbarian tide, and sue to be forgiven *).

Sehen ja, wie wir oben gesehen, von hier noch alljähr-

---

*) Die den Sinn dieser Strophe leider nur schwach wiedergebende Uebersetzung von Zedlitz lautet also:

Italien! — dein Weh sollt jedes Land
Durchschallen, und es wird's, die du vor Zeiten
Der Waffen Mutter, jetzt der Kunst! die Hand,
Die einst uns schützte, mag noch jetzt uns leiten,
Mutter des Glaubens! Völker aller Weiten
Sanken vor deinen Himmelsschlüsseln hin!
Einst wird Europa dir Ersatz bereiten,
Den Muttermord bereuen, und rückwärts ziehen
Wird der Barbaren Fluth, und fromm um Ablaß knien!

lich die jugendlichen Glaubensboten, die Söhne so vieler, so verschiedener Völker in die Länder der Erde aus, weit hin bis zu der Wildniß der Urvölker, die der gewinnsüchtige Handel nicht zu betreten wagt, bis zu den sonnenverbrannten Sandwüsten, die der Muth wißbegieriger Reisenden scheut, um an dem achtzehnhundertjährigen Baue der Stadt fortbauend, das Zeichen des Heiles dort aufzupflanzen, und allenthalben das erwärmende und erleuchtende Licht des Glaubens anzuzünden, indem sie das Auge der Völker ihrer unsterblichen Bestimmung zukehren, in ihrer Brust das Gefühl ihrer göttlichen Würde wecken, ihnen die Trost- und Heilmittel für ihr ewiges Leben darreichen, und sich einander als Brüder erkennen und lieben lehren, um einander auch mit brüderlicher Liebe unterstützend, die Last und den Fluch des Lebens besser ertragen zu können, und das Werk menschlicher Bildung und ihrer Blüthen Sittlichkeit und Wissenschaft und Kunst mit gemeinsamer wetteifernden Liebe und vereinigten Kräften zu förderen.

In Abwesenheit des Cardinals Fransoni wurde der König von dem Sekretär der Propaganda und den mit der geistlichen und ökonomischen Leitung des Collegiums beauftragten Väter der Gesellschaft Jesu empfangen. In dem großen Gange des ersten Stockwerks vor der Bibliothek und dem Museum standen die Zöglinge der Anstalt, die ihrer dermalen neunzig befaßt, aufgestellt, um den königlichen Gast zu bewillkommen. Die Wände dieser Gänge sind mit Landkarten und den Bildnissen früherer Zöglinge, welche sich besonders in ihrem Berufe ausgezeichnet und namentlich den Martyrertod erlitten, ausgeschmückt. Die Zöglinge tragen alle die gleiche schwarze Clericalkleidung, die sogenannte Soutane mit rothem Gürtel.

Es ist aber ein überraschender Anblick, so verschiedene Physionomien, alle in jugendlichem Alter, alle um derselben Idee willen, in dergleichen Kleidung, unter dergleichen Disciplin, zu der gleichen Bestimmung, aus allen Welttheilen der Erde, unter demselben Dache vereinigt zu se-

hen. Semiten, Japhetiten, Hamiten, sind nach vielen Familien der mosaischen Völkertafel hier vertreten. Und wenn man den rothgekleideten Zöglingen des deutschen Collegs bei ihren Spaziergängen auf den ersten Anblick an Gesichtsbildung, Gang, Haltung und Sprache ansieht und anhört, daß ihre Heimath jenseits der Alpen zwischen Rhein und Donau zu suchen ist, so wird der Beobachter, der einer Schaar dieser Zöglinge der Propaganda begegnet, oft in Verlegenheit seyn, wo er ihr Vaterhaus zu suchen habe, und ist er nicht sehr fest in seiner Geographie beschlagen, so wird er, auch wenn man ihm den fremdklingenden Namen einer Nation genannt hat, deren Entfernung nach Tausenden von Meilen berechnet wird, eben so viel wissen, als früher. Sieht er ja doch hier spitzköpfige Chinesen mit ihren geschlitzten Augen, neben den dunkelbraunen Söhnen Abyssiniens und ihren scharfen vorstehenden Zügen, und ihnen zur Seite Indier und Syrer und Chaldäer, Georgier, Griechen, Germanen und Slaven. Diese Verschiedenheit der Nationalitäten macht sich insbesondere fühlbar hervor, bei dem Sprachfest zu Dreikönig, wo einer nach dem anderen hervortritt und dadurch Gelegenheit gegeben ist, die Verschiedenheit ihrer Körperbildung, mit der Verschiedenheit nicht nur in der Sprache sondern auch im Vortrage zu vergleichen. Und wer wird sich alsdann eines ergreifenden Eindrucks erwehren können, wenn er hört, wie derselbe Menschengeist so unendlich viele und so verschiedene Weisen gefunden, um sich auszudrücken und wie alle diese scheinbar unermeßliche Fülle von Lauten und Wortbildungen, doch wieder zuletzt von einem Schriftalphabet umschlossen wird, das fünfzig Buchstaben zählt, und wie hier diese Fülle in ihrem endlosen Wechsel doch nur dazu dient, um eine einzige Idee auszudrücken, die Verherrlichung eines Kindleins, das vor nahe zwei Jahrtausenden nackt in der Krippe zu Bethlehem geweint. Wie verschieden übrigens aber auch der äußere Anblick der Zöglinge beider Collegien seyn möge, so haben sie doch Eines bei ihrem öffentlichen

Erscheinen mit einander gemein, daß nämlich, was eine ungezwungene, eine keusche, anständig bescheidene Haltung betrifft, die Zinöglge der Propaganda denen des deutschen Collegs durchaus nicht nachstehen, und daß sie beide in dieser Beziehung dem Jesuitenorden, unter dessen Leitung die Disciplin auch der Propaganda steht, alle Ehre machen.

Der König besuchte zuerst die Bibliothek. Hier fand er ihre vorzüglichsten Merkwürdigkeiten auf dem Tische aufgeschlagen. Die Bibliothek ist eben nicht durch Größe ausgezeichnet, ihre stärkste Seite ist die Kirchengeschichte, ihr Hauptschatz besteht in einer Incunabelnsammlung von etwas über 400 Bänden, welche die frühesten Drucke aus den meisten italienischen Städten enthalten. Solche große Foliobände, gedruckt zu Subiaco zu Rom, innen, mit der ernsten, kräftigen, schönen alten Schrift, auf dem starken, pergamentartigen Papier, hatte man für den König bereit gelegt. — Und ein deutscher Fürst kann mit Stolz diese frühesten Werke der Druckerei jenseits der Alpen durchblättern, denn sie geben Zeugniß von Deutschlands ehemaligem Ruhm, im Gebiete der Künste des Friedens; am Ende dieser editionis principis wird er ja die ehrlichen Namen seiner Landsleute lesen, die hier in den Klöstern und in den Pallästen römischer Fürsten die Werke Athens und Roms, und die Blüthen toskanischer Geister druckten. Neben diesen altdeutschen Drucken besitzt diese Bibliothek auch, freilich in französischen Uebersetzungen, die Werke neuerer deutscher Geschichtsforscher über die römischen Päpste. Auch das große Prachtwerk (wenn ich nicht irre, sind es neun Foliobände) von Lord Kingsborough, über die Mexikanischen Alterthümer, mit vielen Abbildungen, lag zur Ansicht bereit. Die Bibliothek mit ihren Einkünften sehr dürftig bedacht, hätte freilich an seine Anschaffung nicht denken können, allein da der Lord ein der Propaganda gegehöriges Manuscript beinahe gänzlich darin aufgenommen, so machte er es der Anstalt zum Geschenk seiner Dankbarkeit.

In der Bibliothek traf der König zufällig mit dem Car-

dinal Ostini zusammen, der eine Reihe von Jahren hindurch die Stelle eines Nuntius in Wien bekleidet, und daher mit den Verhältnissen unseres Vaterlandes bekannt ist. Das Gespräch betraf das Verhältniß der römischen Propaganda und der Lyoner Propagation de la foi, ein Gegenstand von höchster Wichtigkeit, über den wir vielleicht später gelegentlich auch unsere Meinung mittheilen werden.

Von der Bibliothek wurde der königliche Gast in das Museum geführt. Hier wurden ihm die jungen Chinesen vorgestellt, er war durch ihren Anblick überrascht, denn es waren wohl die ersten Bewohner, die er aus jenem Reiche der Welt gesehen, das die Fürsten der übrigen Welt als zinspflichtige, abgefallene Barbaren betrachtet. Das Collegium enthält dermalen ihrer Fünfe, allein das eigentliche chinesische Priesterhaus, in dem auch Mezzofanti diese Sprache lernte, befindet sich in Neapel, dessen Luft ihnen besser zusagen soll. Zur Feier der Epiphanie sangen die hiesigen chinesischen Jünglinge ein Trio, das durch seinen eigenthümlichen, einsilbigen, einklanglichen Jammerton die allgemeine Heiterkeit der Anwesenden erregte, und wenn es auch nicht eben einen großen Begriff von dem hohen Schwunge chinesischer Tonwerke gab, doch geeignet war, die harmlose, eintönige, leidenschaftslose Langweiligkeit des irdischen, in alten, abgestorbenen Formen stationair gewordenen Lebens der Bewohner des himmlischen Reiches begreiflich zu machen. Möge daher durch diese Jünglinge und ihre Berufsgenossen, die so viele tausend Meilen aus der Heimath zum Stuhle St. Peters im zartesten Alter gewandert sind, um mit dem Evangelium zurückzukehren, ein neues, verjüngendes Leben in dieser Erstarrung und Abgestorbenheit geweckt werden.

Einer der chinesischen Jünglinge hielt eine bewillkommende Anrede an den König in der Sprache des Confutse, da indessen Seine Majestät, obwohl durch Ihre vielseitige, geläufige Sprachkenntniß selbst in der Propaganda Aufsehen erregend, doch mit der Sprache des großen Kaisers nicht vertraut

war, so sah der gute Chinese sich genöthigt, die Anrede ins Italienische zu übersetzen, was er denn auch mit der Stimme zitternder Bescheidenheit that; dann ward er der erste seiner Nation, den der König gesehen, so war der König gewiß für ihn der erste Monarch der Christenheit, an den er eine Allocution gehalten. Da auch unsere Leser wohl schwerlich einer diesen Act beigewohnt haben, so theilen wir dieselbe wörtlich hier mit nebst der Erläuterung, welche der Chinese selbst über einige darin erhaltene Anspielungen auf illustre Monarchen seiner Geschichte gegeben hat:

„Glanz umstrahlte alle Herrscher des wahren Glaubens, vor andern aber wird gerühmt in Europa der von Bayern, Friede und Eintracht sind sichtbar in seinem Reiche, und Gelehrigkeit des Volkes und Reichthumsfülle und Freude, was die Früchte guter Herrschaft sind, die ihre Wurzel in der Tugend gründet. Sein Erstgeborner *), mit den Augen von Schiun **), würdigte uns schon einmal seines Anblickes. Nun würdigt uns aufs Neue der große Fürst selbst mit den Blicken von Sao ***). Woher aber, daß er gestattet, den Zöglingen vor ihm zu stehen?! darum — ein Glaube einigt sie, eine Seele sind Alle“.

König Ludwig drückte dem jungen Redner seinen Dank für seine ehrenvolle Begrüßung aus, und fügte den Wunsch bei, daß er die Anrede zum steten Andenken in chinesischer

*) Im Chinesischen eigentlich der Großsohn, der gewöhnliche Name für den Kronprinzen.

Anm. des Chinesen.

**) Dieser Schiun war einer der berühmtesten chinesischen Kaiser, von dem gerühmt wird, daß er in seinen Augen besonders Frömmigkeit und Sanftmuth zeigte.

Anm. des Chinesen.

***) Sao war ein anderer, nicht minder berühmter und tugendhafter Fürst und Schiuns Vorgänger, der Geschichte nach hatte er die Augenwimpern mit acht Farben bemalt, wodurch er dem Volke seine Gütigkeit und sein Wohlwollen zeigte.

Sprache geschrieben zu haben. wünsche. Ein Wunsch, dem man dann auch später entsprach *).

(Fortsetzung folgt.)

XIII.

Deutsche Briefe.

II.

Ich muß in meinem heutigen Schreiben noch einmal auf die Schrift de la Prusse et de sa domination zurückkommen. Der Verfasser jenes interessanten Buches verwechselt schlechthin, wie ich neulich bemerkte, Freiheit und Democratie auf der einen, monarchische Gewalt und Absolutismus auf der andern Seite. Versteht er die politische Freiheit in diesem Sinne, als volkssouveräne Democratie, und nimmt er diese politische Freiheit dann als schlechthin gleichbedeutend mit der kirchlichen, so versteht sich alles Weitere ziemlich von selbst. Alles, was in Deutschland zur Democratie führt, muß ihm als durch sich selbst und nothwendig die Sache der Kirche fördernd erscheinen. Alles was dieser „Volksfreiheit" widerstrebt, und der fürstlichen Herrschaft dient, ist direct oder indirect der katholischen Sache gefährlich. — Und in das Prokrustesbett dieser überaus einfachen Rubriken paßt und preßt er die bunte Fülle unsrer Verhältnisse, Zustände und Partheien, und erschrickt, festgerannt in seinem Grundprincip, selbst vor den gräulichsten Mißgriffen nicht, die ihm auf jedem Schritte begegnen, und dieß zwar trotz seiner genauen Kenntniß des Thatsächlichen in unsern Verhältnissen, und trotz seines kla-

*) In der schriftlich dem König übersandten Rede (chines. und ital.) nennt sich der Redner am Schluße in folgender Weise: In tiefer Ehrfurcht schrieb diese Zeilen, um sie auf den Knieen zu überreichen, zu den Füßen des großen Königs von Bayern, im Staube ausgestreckt Franciskus Leâng mit dem Schreibpinsel.

ren und scharfen Urtheils über gewisse absolutistische Tendenzen, die er mit großem Talente stigmatisirt und bekämpft.

In der That ist es ein Verdienst dieses französischen Autors die große Wahrheit hervorgehoben zu haben, daß auch in Deutschland Politik und Religion in der innigsten Wechselbeziehung stehen; nur das Wo? und Wie? dieses Verhältnisses hat er nicht verstanden, — weil unvermerkt französische Reminiscenzen ihm das klare Verständniß von Deutschland trübten. — In Frankreich hat von jeher die Glaubensspaltung politischen Zwecken und Ideen dienen müssen; in Deutschland diente umgekehrt, bewußt oder unbewußt, die Politik der Glaubensspaltung, und der durch die kirchliche Revolution des sechszehnten Jahrhunderts hervorgerufene Gegensatz war und ist die eigentliche Achse, um welche sich der Sache nach bis auf den heutigen Tag, trotz unsers Philosophismus und Indifferentismus, unsre gesammte politische und wissenschaftliche Bewegung dreht. — Kennen Sie eine einzige Frage von großem, allgemeinem Interesse, welche die Deutschen seit dreihundert Jahren in Partheien schied, welche, gleichviel ob zugestanden oder nicht, — unser kirchlicher Zwiespalt nicht sofort durchsäuert hätte? und ist nicht auch heute jeder Kampf politischer Principien bei uns ein bloßer Reflex jenes tief liegenden Gegensatzes, der durch das Herz und das innerste Leben unsers Volkes geht? Seit drei Jahrhunderten ist die deutsche Geschichte ein offener oder versteckter Krieg gegen die Kirche, deren Gegner seit Luther und Ulrich von Hutten zwar verschiedenen Interessen im Einzelnen, in der Hauptsache aber unabläßig ein und dasselbe Ziel vor Augen hatten. — Daß die Kirche in diesem Kampfe um ihre politische Existenz seit dem spanischen Erbfolgekriege keinen weltlichen Schutzherrn mehr hatte, daß sie sich wehrlos allen Spoliationen und Bedrückungen preisgegeben sah, ändert die Sache eben so wenig, als daß der alte Protestantismus sich im Laufe der Zeit im folgerechten Fortschritt zum absolutistischen Indifferentismus ausgebildet hat. — Politische Principien und Theo-

rien sind in diesem Kriege, — in dem es nur kürzere und längere Perioden des Waffenstillstandes aber keinen Frieden gab, — nichts als Waffen oder Rüstungen gewesen, die nach Befinden der Umstände vertauscht und weggeworfen oder wieder aufgenommen wurden. Bedarf es für uns, die wir der Tagesliteratur seit fünf Jahren mit Aufmerksamkeit gefolgt sind, eines Beweises für diese Behauptung? — Sind nicht unsre fanatischen Democraten, unsre Partheigänger der einen und untheilbaren Republik in demselben Augenblicke, wo es den Sturm gegen die Kirche galt, servile Schleppträger des philisterhaftesten Beamtendespotismus geworden? Haben sie nicht bei jeder Gelegenheit solcher Art der brutalsten Willkühr Lobweihrauch gestreut, für die Censur geschwärmt, die Polizeispione gegen Jene gemacht, die ein bescheidenes Wort für die Freiheit der Kirche wagten? Und umgekehrt, hat eine gewisse pietistische Aristocratie es verschmäht, im entscheidenden Augenblicke der rothmützigen Canaille zu schmeicheln, und denen die Hand zu drücken, die unser armes Vaterland mit Blut und Feuer wiedertaufen möchten? Der gemeinsame Haß gegen den Papst und die Kirche glich alle andern, untergeordneten Divergenzen der politischen Meinung aus. — Dazu hat die Berliner „Evangelische“ Kirchenzeitung erbauliche Beläge geliefert. — Können wir unter solchen Umständen noch länger an die Aufrichtigkeit der politischen Theorien der Gegner der Kirche glauben? und ist es zu verwundern, wenn unter solchen Umstanden auch die Katholiken im Herzen bald auf die „liberale“, bald auf die Seite der fürstlichen Herrschaft neigen, je nachdem sie auf der einen oder auf der andern das, was sie am nöthigsten brauchen, Schutz und Hülfe gegen willkührliche Gewalt, und rechtliche Freiheit für ihr heiligstes Interesse zu finden hoffen?

Anders ist es mit Frankreich bestellt. Dort war und ist zum Theil heute noch, allein die Politik das trennende und bindende Element. Wer an die heutige Zeit mit ihren Wahl-

versammlungen und Kammern, mit ihren Rednern, Journalen und democratischen Institutionen glaubte, stand auf der Seite des einen Bekenntnisses; — wer dem antediluvianischen Frankreich anhing, wie es vor dem Sturme auf die Bastille war, wer die geheime Hoffnung auf eine Wiederauferstehung des Jahrhunderts Ludwig's XIV. hegte, war der andern politischen Kirche zugethan. Der Kampf des Glaubens und Unglaubens während der Restauration gruppirte sich lediglich um diese Gegensätze, in denen er aufging und mit welchen er schlechthin identisch zu werden drohte. Glücklicher Weise ist die, durch die Politik gebundene, gleichsam latente Religion in Frankreich durch die Julirevolution, wenn auch wider den Willen der Anstifter und Leiter dieser letztern, wider frei geworden, und in demselben Maaße wie die extremen politischen Partheien sich einander im politischen Indifferentismus nähern, tritt der religiöse Glaube wieder in seine ursprünglichen Rechte; er hört auf ein bloßes, der Politik dienendes Werkzeug zu seyn, wozu ihn die politischen Partheien, der rechten wie der linken Seite, unabläßig zu machen bemüht waren.

Mit diesen Verhältnissen kann Deutschland's kirchlicher und politischer Zustand in keiner Weise zusammengestellt werden. Bei uns ist das, was man democratischen Liberalismus nennt, nicht ein factisches Resultat einer Revolution, die wie in Frankreich, eine unübersteigliche Schranke zwischen alten und neuen Interessen gezogen hätte, sondern ein Product einer philosophischen und theologischen Doctrin, und diese wieder nichts, als eine der zahllosen Verpuppungen des Protestantismus. Die politischen Interessen, rein als solche und isolirt von jeder kirchlichen Beziehung gefaßt, treten bei uns viel weniger hervor wie in Frankreich, sie durchdringen die Massen nicht, sind, wo sie vorkommen, bloß lokaler Natur, und erregen wenn nicht unglaubliche Fehler der Regierungen oder geflissentliche Umtriebe theoretischer Partheimenschen hinzutreten, keinen Fanatismus in den untern Volksklassen.

Daß aber jede unsanfte Berührung des religiösen und kirchlichen Lebens, jede wahre oder eingebildete Gefahr für die Gewissensfreiheit der Einzelnen, oder der kirchlichen Gesellschaften das Gemüth des Volkes in seinen Grundtiefen bewegt, daß sie die Massen hinunter bis in die Hütte des ärmsten Taglöhners spaltet, — das hat das Kölner Ereigniß und die Unterdrückung des Lutherthums in Preußen, jedem, der nicht mit Absicht blind seyn will, mehr als hinreichend bewiesen. — Mit Recht kann man also behaupten, daß die gesammte Nomenclatur und Statistik des französischen Partheiwesens bei uns, ausser etwa auf dem Papiere und in den Zeitungen, keine Geltung hat. Deutschland kennt keine Parthei des ancien regime und der republikanischen Monarchie, keine rechte und linke Seite, keine Fractionen, die um die Centra oder um einzelne Ministernamen kreisten. Was auf diesem Gebiete sich etwa als Opposition oder Contreopposition rühmt, ist höchstens durch Fehler der Regierungen selbst erzeugt, auch nur in seinen ersten Anfängern und mehr in den Häuptern und Führern, als in ausgebildeten Körpern, auch bis jetzt nur noch als junger Anflug von fremden Schößlingen vorhanden, die in dem Boden unsers Vaterlandes erst schwache Wurzeln geschlagen haben. Aber Deutschland birgt in seinem Schooße Katholiken und Protestanten; es kennt als Fortbildung der letztern, Pantheisten, Rationalisten, Lichtfreunde, Pietisten, Mystiker, Altlutheraner, Separatisten von allen Farben und Gestalten. In diesen Partheien ist Glaube, Ueberzeugung und Fanatismus, und in der Bewegung und Ausbildung dieser Geistesrichtungen, für welche die politische Controverse, in so weit sie überhaupt auf dieselbe eingehen, nichts als ein Mittel für ihre Zwecke ist, in diesem ihrem Ringen liegt die Zukunft unsers Volkes. Der Ausgang dieses Kampfes, und nicht das politische Gerede unsrer Kammerhelden, wird in Wahrheit über unser Schicksal entscheiden.

Sie werden, mein verehrter Freund! mich nicht so völ-

lig mißverstehen, als ob ich läugnen wollte, daß es uns an eigentlich politischen Gegensätzen in Deutschland fehle, oder als ob es im innern Leben unserer Staaten nicht mehr oder minder drückende Gebrechen gebe. Eben so wenig stelle ich in Aberede, daß eine bekannte Politik den Protestantismus als politischen Hebel für ihre Zwecke in Bewegung setzen möchte. — Alles dieß liegt klar vor den Augen eines Jeden, der sehen will. Nur so viel behaupte ich, daß unsere politischen Zerwürfnisse heute mehr als seit 200 Jahren, ihren eigentlichen Nerv und ihr wahres Lebensprincip nicht auf dem Gebiete des Staates, sondern auf dem der Kirche haben. Unser Partheiwesen ist, in seiner Tiefe gefaßt, nichts als ein verkappter Religionsstreit, und als solcher eine reine Fortsetzung der Kämpfe des sechszehnten und siebzehnten Jahrhunderts. — Um den Gegensatz in der religiösen Ueberzeugung dreht sich die ganze neuere Geschichte der Deutschen. — Schied der westphälische Friede unser Vaterland in zwei feindliche Lager, so war der Reichs-Deputations-Hauptschluß der vollständige Sieg der neugläubigen Politik über die Sache der alten Kirche. Die Frankfurter Vereinbarung stellt sich als eine bloße Folge des Zustandes dar, den der politische Untergang der deutschen Kirche in dem Receße von 1802 nach sich gezogen hatte, und das, was heute in Würtemberg geschieht, ist wiederum nichts als ein einfaches Corrolar gewisser Compactaten unter den Staaten der oberrheinischen Kirchenprovinz. — Wäre es möglich, daß eines Tages das deutsche Volk auf dem Gebiete der Kirche zu Frieden und Eintracht gelangte, dann wäre auch in demselben Augenblicke unsern politischen Controversen der Stachel genommen, und Deutschland könnte mit Ruhe und Heiterkeit einer sichern und freien Zukunft entgegen sehen. Aber dieß ist die Achillesferse unsres Vaterlandes, die keine Festung schirmen kann, hier die Wurzel und der Keim des Uebels, welches unser Leben seit drei Jahrhunderten vergiftet hat, unsere Gegenwart zerreißt, und der Zukunft unsers Volkes Verderben und Untergang droht.

Sie werden ohne meine Erinnerung bemerken, daß die eben entwickelte Ansicht Vielen ein Aergerniß, und noch Mehreren eine Thorheit ist. Der mit stumpfer Gedankenlosigkeit gepaarte, indifferentistische Servilismus, der in manchen Sphären der Beamtenwelt herrscht, hat sich gewöhnt, Alles, was unabhängige, religiöse und kirchliche Ueberzeugung heißt, als einen längst verklungenen Jugendtraum tief zu verachten, oder als Auflehnung gegen die Omnipotenz des Staates entweder zu verfolgen oder, im geringsten Falle, aus Schonung mit mitleidigem Achselzucken zu ignoriren. Daher die zornige Geberdung, als der längst verstorben gewähnte alte Glaube sich wieder leibhaftig unter den Leuten zeigte, und wie er ehedessen gethan, seine Geschäfte zu besorgen sich unterfing. Daß es vollends Leute gibt, die alles Ernstes das religiöse Zerwürfniß für die Lebensfrage des neunzehnten Jahrhunderts, alle bloß politischen Controversen für Außenwerk und bloße Consequenzen halten, welche unter vernünftigen Leuten, wären sie in der Hauptsache einig, mit kurzen Worten abgethan werden könnten, — dieß schien, um mit Shakespeare zu reden, derselben Weisheit in keiner Weise „statuirlich, und gar nicht auszustehen". Das Beamtenthum sonst kein Liebhaber der Kobolde, und ängstlich bemüht, jedes Hereinragen der Geisterwelt in den Polizeistaat so natürlich als möglich zu erklären, — stellt sich dießmal auf die entgegengesetzte Seite. Das religiöse und kirchliche Interesse, wo es sich zeigt, soll trotz der handgreiflichsten Beweise seines wirklichen Lebens, zum unbefugten Revenant gestempelt werden, dessen Pflicht es sey, mit dem ersten Hahnenschrei zu verschwinden. Manche unserer Politiker stehen so völlig außer ihrer Zeit, daß sie im vollen Ernste davon sprechen, die religiösen und politischen Fragen der Gegenwart zu trennen, auf dem politischen Gebiete die Grundsätze der Ordnung festzuhalten, den Glauben und die Kirche aber dem Raubthier in der Wüste preiszugeben. Und alles dieß ohne die leiseste Ahnung, daß bei den Deutschen, bis auf den heutigen Tag, die (wahre oder

falsche) Religion in der Politik steckt, wie die Seele im Leibe! So begegnet derselben Politik nicht selten, was Moliere's Herrn Jourdain geschah: sie hat, ohne es zu wissen, seit lange schon, in der religiösen Controverse auf das entschiedenste Parthei genommen, ja sie führt, während sie draußen zu stehen wähnt, das große Wort in diesem Streite, wenn sie von Polizeiwegen, mit allen Machtmitteln des omnipotenten Staates, für den Indifferentismus Propaganda macht. Denn der absolutistische Indifferentismus ist mit nichten, was sein Name sagt, — gleichgültig oder neutral. — Er haßt und verfolgt den Glauben, der den Anspruch macht, unabhängig zu seyn von der Staatspolizei; er ist Parthei, und rein und lediglich in die Stelle des ältern Protestantismus gerückt, der in ihm auf- und untergegangen ist. Wir unsererseits dürfen solcher Geistesnacht gegenüber schwerlich hoffen, uns verständlich machen zu können, und wollen deshalb auch für dieses Mal auf den Versuch verzichten, die eben bezeichnete indifferentistische Politik zu bekämpfen. Der ehernen Zeit allein muß es überlassen bleiben, den Sinn eiserner Köpfe zu brechen.

Von dieser Abschweifung über das Heil, welches die Kirche von dem Beamtenstaate zu erwarten berechtigt ist, kehre ich zu der Frage zurück: was hat sie von dem deutschen Liberalismus zu hoffen? — Aber indem ich diese Frage aufwerfe, muß ich als Antwort mit einer Protestation gegen einen irrigen und irreleitenden Sprachgebrauch beginnen. Das Wort Liberalismus hatte während der Restaurationsperiode in Frankreich einen bestimmt ausgeprägten, praktischen Sinn. — Es bedeutete: die Protestation einer großen Anzahl Franzosen, gegen die im Jahr 1814 und 1815 in ihrem Vaterlande gegründete Ordnung der Dinge, und begriff ohne Unterschied in sich: den alten Jakobinismus, den Wahnglauben: daß an der Spitze einer Monarchie drei Gewalten stehen können, und den Bonapartismus.

In diesem Sinne giebt es seit der Julirevolution, wo die Restauration zu Grabe getragen ward, zwar immer noch mannigfach gruppirte Feinde des Bestehenden, aber keinen Liberalismus mehr, im historischen Sinne des Worts. In Deutschland hat es, in Beziehung auf deutsche Verhältnisse, einen solchen sogar trotz der abgeschmackten Nachäfferei französischer Denk- und Sprachweise niemals geben können, weil ein, der französischen Restauration analoges, politisches Ereigniß unserm Gesammtvaterlande eben sowohl abging, wie eine, der französischen ähnliche Revolution, — beides nothwendige Voraussetzungen, ohne welche auch in Frankreich von einem Liberalismus (als Gesammtbegriff für allen Widerspruch gegen die Restauration des ältern Zweiges der Bourbonen) niemals hätte die Rede seyn können. Das, was sich in Deutschland als politische Meinung geberdet, scheint überhaupt noch in seiner ersten Kindheit befangen, und allen jenen Täuschungen und Verwechselungen unterworfen zu seyn, die diesem zarten Alter eigen sind. — Wenn ich um mich blicke, und insbesondere über jene politischen Blätter Musterung halte, die selbstständige Grundsätze zu haben vorgeben, — so finde ich Solche, die sich für freisinnig halten, wenn sie an einem, in bonapartischer Weise centralisirten Gesammtdeutschland arbeiten helfen, wie es glücklicherweise niemals bestanden hat, und hoffentlich auch in Zukunft nicht möglich ist. Ich bemerke Andere, die sich viel damit wissen, daß sie gegen den Besitz und die Freiheit des Adels in einem ungerechten und unsinnigen Kriege begriffen sind. — Eine dritte Parthei möchte die Kirche unter den absolutesten Staats- und Polizeidespotismus beugen, und hält es für freisinnigen Fortschritt, wenn sie eifersüchtig jede Regung von Selbstständigkeit auf diesem Gebiete der Gewalt denuncirt. Noch eine andere Faction, die jetzt in manchen preußischen Blättern haust, schwärmt für die Pariser Schreckenszeit und weist höhnisch jene zurecht, welche die kühne Ansicht laut werden ließen, daß eine deutsche Republik doch wohl nicht ganz zeitgemäß seyn dürfte. Ich sehe end-

lich, wie eine durch die Dienstpragmatik geschützte Beamtenkaste ihre Stellung in den Kammern benutzen möchte, sich völlig von der fürstlichen Gewalt zu emancipiren, um im Namen der Freiheit desto kühner über den Nacken der Contribuabeln hinweg zu schreiten. Daneben erschallt freilich aus allen diesen Kreisen ein sehnsüchtiger Ruf nach Preßfreiheit; nur für die Gegner, besonders die katholischen, wird die Censur auch die absoluteste, willkührlichste, beschränkteste, weise und gerecht gefunden, und, wenn sie sich säumig finden läßt, alsbald ihres Amtes zu warten angerufen. Omnipotenz des Staats, und Allmacht eines, ihn vertretenden Beamtenthums wollen alle Liberalen dieser Färbung ohne Ausnahme, nur soll etwa noch den Zeitungsschreibern ein Antheil an der Machtfülle gesichert seyn. — Daß Freiheit nicht denkbar ist, ohne Achtung vor fremdem Rechte, daß es sich in Deutschland grade darum handelt, die Vormundschaft des centralisirten Staates aufzuheben oder zu mildern, in soweit sie für die Familien, Gemeinden, Corporationen und Individuen hemmend, überflüßig und ungerecht ist, — dafür ist zur Stunde noch bei den allerwenigsten jener Wortführer der Freiheit auch nur die erste, leise Regung eines Verständnisses erwacht. — Es giebt Blätter in unserm Vaterlande, die (wie das berüchtigte Organ der Lüge in Leipzig) gleichzeitig dem brutalen Polizeidespotismus (in manchen Theilen von Deutschland) das Wort reden, und der rothen Mütze (in Frankreich und Belgien) schmeicheln; die absurde Auflehnung einer zügellosen kleinen Aristokratie (in Ungarn) recht und vernünftig finden, und dem frechen, jakobinischen Hohne gegen die Standesherren (in Würtemberg) ohne Schaam und Gram ihre Spalten öffnen. — Und wenn aus dieser Heerschaar von Zeitungen eine einzige (die oberdeutsche) sich wahrhaft durch eine Gesinnung und ein Gefühl für Recht und Ehre leiten läßt, wenn dieses Blatt allein die schwere Pflicht erfüllt, die Ehre des deutschen Namens zu retten, und den Begriff der Freiheit, des Rechts und der Ordnung, gegenüber einer Fluth

von demagogischer Niedrigkeit und serviler Hoffart zu vertreten, — so ist es wahrlich die Schuld jener Liberalen nicht, wenn die Polizei der Presse, an die sie rastlos appelliren, diesen schwachen Funken der Hoffnung auf eine bessere Zukunft noch nicht erstickt hat. Und aus einem Siege dieses despotisch-anarchischen Treibens, welches sich als deutscher Liberalismus zu Tage legt, — daraus sollte die Anerkennung des Rechtes, der Ehre und der Freiheit jener Kirche hervorgehen, die das göttliche Reich der Ordnung, der Weisheit und des Friedens auf Erden darstellt? — Dieß ließe sich nur in der Weise denken, wie auch bei dem Einzelnen Tod und Verwesung der Auferstehung vorausgehen müssen. Aber welcher Arzt wird seinem Kranken, welcher Bruder seinem Bruder den Giftbecher reichen, um ihn desto schneller der Herrlichkeit des ewigen Lebens entgegen zu führen?

XIII.

Historischer und mythischer Christus.

(Schluß.)

Dieselbe minirende Tendenz, wie an der practischen Seite des Christenthums, haben die reformatorischen Principien auch an der mystischen bewährt; und es ist schwer zu sagen, wo ihre zersetzende Kraft verderblicher gewesen. Wir haben uns näher zu erklären. Nach der Anschauung, welche von einem Apostel unseres Christus, des historischen, in unsere Kirche überging, gehört es zum Grundcharakter des Christenthums, Mysterium zu seyn: Gottes eigenstes Geheimniß geoffenbart in dem Sohne und dem Geiste, entfaltet und sich fortentfaltend in der

Kirche, welche der Leib Jesu Christi ist. Was wir glauben, haben wir aus dem Zeugnisse Dessen, der, was er gelehrt, bei Gott seinem Vater selbst gesehen. Wie nun durch den Glauben Gottes Wahrheit unsere Seele lichtet: so leitet ganz analog der andere Theil des Christenthums, den man häufig unter dem Begriff von „Gnade“ zusammenfaßt, unter demselben Schleier des Geheimnisses das himmlische Lebensprincip aus Gott durch Christus in die von diesem in Fleisch und Geist umfangene Menschheit über. Man nennt die Symbola, welche das göttliche Lebenselement in das creatürlich Menschliche übersetzen, und diesem die Signatur des Göttlichen verleihen, im engeren Sinne Mysterien oder Sacramente, — aus dem Grund, weil das real Göttliche, das in ihnen strömt, nicht mit dem Sinn des Leibes wahrgenommen, nur durch den Glauben erkannt und gewußt wird. Sie sind übrigens die eigentliche Substanz, der göttliche Kern des Christenthums; ohne sie steht es kaum lange über der Categorie anderer Lehrsysteme, und wird, nachdem man sich satt daran gewundert, geringschätzig abgelegt oder gar den Mythen zugeworfen. Was der Pantheist ohne klares Wissen, als flüchtiges Ziel verfolgt und nie erreicht, wornach jedes Menschenherz mit Instinct verlangt, — Leben, Ruhe, Sättigung in Gott, der Alles in Allem ist, das ist hier dem Glauben des Katholiken aufgeschlossen: der Fleischgewordene Gott communicirt ihm aus seines eigenen Wesens Fülle zu ewigem Leben. — Eine Siebenzahl solcher Mysterien heiligte, von den Aposteln her, das allgemeine Christenleben, wie das besondere in der Kirche. Ein eigenes regenerirte, was von Fleisch gezeugt und geboren wird, durch die Gegengeburt des Geistes; ein zweites förderte die Assimilation des Lebens und Wesens eines Jeden mit dem geschichtlichen Christus u. s. w.; — wir sagen des Wesens, weil der ganze Mensch zum Heile vorherbestimmt ist, und in Folge der Einigung der Gottheit mit dem Fleische die Seele durch das Leibliche geheilt, wie das Leibliche

durch das Geistige befreit und verherrlicht wird. Daher die Einigung des Geistigen und Materiellen im Sacramente, wie und weil in der Incarnation, die der Grund und Typus der Sacramente ist. So die katholische Kirche.

Die Reformatoren haben das Christenthum von dieser Seite her recht eigentlich säcularisirt; und wir wüßten kaum zu sagen, ob die Beschränktheit ihres Einblickes in das eigenthümliche Wesen der Religion, welche der seine gefallene Creatur in eigener Person befreiende, heilende und beseligende Weltschöpfer, der Logos, Gottes selbst gegeben; ob die Unkenntniß von dem Lebensverbande, in welchen dieser durch die Incarnation einer-, durch die Geistessendung andererseits zu dem ihm concorporirten Geschlechte sich eingelassen, irgendwo betrübender hervorsticht, als in ihrer Lehre von den christlichen Sacramenten. Sicher hatte Luther keine leise Ahnung von dem Sinn der Worte: *Et Verbum caro factum est*, und: *De plenitudine Ejus nos omnes accepimus gratiam pro gratia.* — Bei der Dogmen-Sichtung fielen erstlich fünf Sacramente durch, und bei dem beibehaltenen Paar wurde abermals das materielle Element und der göttliche Bestandtheil, wenn man noch von einem solchen sprechen darf, so rein mechanisch und äußerlich verknüpft, wie nach dem Rechtfertigungsglauben Christus mit dem Gläubigen und ihrer ganzen Kirche. Da der Glaube, oder Christus, — wie man es nehmen will, bei ihnen Alles wirkte, so fiel der göttliche Kern von selbst heraus, und es blieb nur das Symbol, die leere Schaale, weniger als ein alttestamentlicher Typus übrig, eine Art Empfangsschein über das außer ihnen Empfangene, wobei sie nicht einmal das Paradoxon irre machte, daß sie das katholische Opus operatum höhnisch verwarfen, und doch nach wie vor neugeborne Kinder tauften! Mit dieser Entleerung und Schaalwerdung der Sacramente stellte sich auch die in und unter ihnen sich ergießende Lebensströmung zwischen Haupt und Gliedern ein, mit der Abstreifung des substantiell Heiligen kehrte das losgerissene Leben zu seiner

alten Profanheit wieder, und allmählich erstarben auch die Erinnerungen daran, daß und was dereinst anders gewesen. Da es hier keine Greiflichkeiten gibt, so war die Willkühr um so schrankenloser, und der Sacramentstreit unter den Reformatoren und ihren Kanzelerben das Maaßloseste, was in der Geschichte dieser Art vorgekommen ist. Und jetzt?? Die Unions= und Conformationsversuche haben auch das Wenige noch verschleudert. Man hat sich erschöpft in Aufsuchung von vieldeutigen und darum nichts sagenden Formeln, um die allerdifferentesten Meinungen zur Einheit zu vermögen. Zwei Sacramente nur haben sie, und von diesen ist nichts de fide ausgemacht, was eigentlich daran sey! Diese Unförmlichkeit des Glaubens in diesem wichtigsten Theile des Christenthums, und zwar in den unirten und nicht unirten Kirchen, ist das beißendste Epigramm auf das Werk der reformatorischen Weisheit, und der vielsagende Exponent mit dem Zeichen Minus über dem Zustand ihrer Kirche. Und die Folge? Sie liegt vor Augen. Weil nichts real Göttliches in den Sacramenten mehr geglaubt und genommen wurde, so war auch kein weiterer realer Lebensverkehr mit dem incarnirten Gottessohne weder angenommen noch vorhanden; damit schwand auch der Glaube an die Gottheit Christi selbst dahin. Da das practische Moment davon nicht mehr empfunden wurde, wie die Frucht der Menschwerdung nicht mehr genossen: so ward auch die Frage nach dem Zwecke, überhaupt die Wichtigkeit nicht mehr begriffen, und was Wunder? — endlich die Thatsache selbst mittels Critik und Exegese als unbegründet verworfen; — und das nicht von Laien, sondern denen, welche die Lehrkanzeln in Schul und Kirche mit hohen Ehren seit Langem inne haben. Das ist der Weg, auf dem die heutigen Leugner des christlichen Gottes und seines Sohnes, wie die ägyptischen Heuschrecken hereingefahren, welche die Evangelien abnagen, das Heidenthum resuscitiren, das Werk des primitiven Abfalls unter der Firma „Wissenschaft“ wieder erneuern. Wie die Reformatoren die Sacramente entgöttlichten, so haben ihre

modernen Nachfahrer gethan, unter fortwährendem Beifallklatschen dem biblischen Christus ihr heidnisches *Ecce Homo* so lange zugerufen, bis der edle Strauß durch die Mythisirung des Verlästerten dem Lärm der protestantischen Rationalisten und liberalen Theologen anheute ein ehrliches Ende machte.

Ein eigene Erwägung fordert aber das Schicksal, welches die Reformatoren durch ihre Lehre von der Eucharistie und durch die Abolition des eucharistischen Opfers dem Christenthume in ihrer Kirche bereiteten. Die ganze alte Kirche fühlte in dem Glauben sich beseligt, daß Christus nach dem letzten Abendmahle, am Vorabende seines großen Opfers, sein eigen Fleisch, sein eigen Blut, jenes nämlich, welches bald darauf zur Sühne unsrer Sünden und Wiedergewinnung des verlornen Lebens am Kreuze geopfert werden sollte, — im Geheimnisse geopfert unter Brodes- nnd Weines-Gestalt, seinen Aposteln gereicht und die Wiederholung eben dessen, was Er hiemit gethan, bis zu seiner Wiederkunft aufgetragen habe. In der Einfalt des Glaubens, den Jesus, da er das erste Mal hierüber, als einem Mysterium, zu reden kam, so unbedingt und strenge forderte, Joh. VI. 35 ff., enthielt sie sich, im Gegensatz zum Protestantismus der Capernaiten, alles ungläubigen Deutelns der Worte: Hoc est corpus meum, etc. und glaubte nach dem Unterrichte der Apostel: daß das, was Brod war, kraft der Worte Jesu, wie er gesagt, wirklich „sein Leib" sey, nicht mehr Brod; wirklich „sein Blut", nicht mehr Wein; und daß er, laut seiner ausdrücklichen Verheißung, mittels dieses seines Leibes, seines Blutes unsere Leiber zur Unsterblichkeit und Unverweslichkeit wandelnd nähre*). Hier ist also der Punkt, wo im Geheimniß, weil

*) Ueber die katholische Verwandlungs- und Opferlehre mit den Protestanten in eine Controverse einzugehen, ist hier nicht der Ort; wir können auch schon darum nicht, weil ihre Glaubenszersplitterung gerade in diesem Dogma unabsehbar ist. Wir stellen diesem gesammten Heere von unter sich abweichenden Mei-

unerreichbar dem äußern Sinne, der Erlöser mittels seiner menschlichen Wesenheit (Fleisch und Blut) sein selbsteigenes, aus dem Vater geschöpftes, immanentes Gottesleben, seiner Versicherung zufolge, Joh. VI. 63, in die ihn genießenden Gläubigen ein= und überströmt. Hier umfängt der Erlöser die Erlöseten, nährt der Schöpfer durch sich sein Geschöpf zur Unsterblichkeit; hier werden Alle zur Einheit des Einen Leibes durch den Einen Leib des Herrn verschmolzen und vergliedert. Die Feier dieses Mysteriums bildete daher von Anbeginn und nach dem Willen des Stifters die lebendige Mitte des Glaubenslebens und Cultes, und ist diese so sehr, daß selbst in der dürftigen Abschattung davon in der protestantischen „Abendmahlfeier" dieser Grund noch kenntlich ist. Luthers Werk wäre nur halb, und die Möglichkeit geblieben, daß, wie bei Crystallisationen die abgeschlagenen Spitzen sich

nungen und Schrifterklärungen ganz einfach entgegen: 1) die continuirliche Tradition der Gesammtkirche in Lehre und Liturgie, welche nur für unsere, die katholische Lehre zeugt; 2) die vollkommene Uebereinstimmung der orientalischen Kirchen, nicht der griechischen allein, sondern auch der armenischen, und selbst der alten Secten der Nestorianer, Monophysiten 2c. mit der römischen Kirche; 3) die übereinstimmenden Zeugnisse aller katholischen Kirchenväter, welche wider den Consensus unanimis derjenigen Kirchen, denen sie angehörten, nach eigenem Belieben umzudeuten, die Nichtkatholiken vor Gott und der Welt kein Recht besitzen, um so weniger, als sie nach dem Grundprincipe der Reformation sich feierlich von der Tradition losgesagt haben; 4) die endlosen Widersprüche der Reformatoren und der verschiedenen protestantischen Confessionen, Theologen 2c. 2c., welche jetzt so weit gediehen sind, daß man, um gegen keine Meinung anzustossen, gar nichts Symbolförmiges mehr darüber lehrt. Wir geben ihnen Zeit und Rath, erst unter sich und für sich hierüber Eins zu werden, nicht bloß in der Negation, sondern in der Position; dann mögen sie zur Controverse kommen. Bis dahin wird das Gebahren ihrer Theologen eben so seltsam als ärgerlich sich ausnehmen, — polemisiren über ein Ding, von dem man nicht weiß, was es ist!!

wieder füllen, die Rekatholisirung des entfremdeten Theiles binnen Kurzem wieder eingetreten wäre, hätte er nicht diese Herzader der mystischen Lebensströmung zwischen dem historischen Christus in dessen Kirche auf der einen, und den „Seinigen" auf der andern Seite durchgeschnitten. Wie er dazu gekommen, gehört nicht hieher. Genug, er muthete seinem Anhang zu, statt des universellen Glaubens der Christenheit auf dem ganzen Erdenrunde an die Wandlung der creatürlichen Substanzen in Christi eigenes Fleisch und Blut, — auf seine Faust und Gefahr hin anzunehmen, daß eine „Ein-brodung" des Leibes, eine "Ein-weinung" des Blutes Christi vor sich gehe, und suchte das neue Dogma durch den monströsen, nur im Pantheismus oder im Monophysitismus begreiflichen Satz von der Ubiquität des Leibes Christi zu stützen und zu begründen. Doch nicht am Sacramente lag ihm, sondern nur an dessen Destruction; und so viel war gewonnen, — das Mysterium der Einheit und des Lebens war entleert, das Consecrirte reprofanirt, das substantiale Fleisch des incarnirten Sohnes Gottes vom Altar verschwunden, das mystische Ineinanderleben Christi für seinen (Luthers) Antheil aufgelöst und sistirt. Von diesem Momente an war der Riß spaltend durchs Lebensmark gefahren, der Zweig vom Lebensbaum gebrochen, und Luther durfte den abgerissenen Theil „seine" Kirche nennen. Sie ist's auch seitdem so sehr, daß, nachdem sie den Rationalisten, Mythikern, dem Heere der Christusläugner, ihre christliche Ausstattung sammt der Bibel ohne Widerrede abgetreten, nur mehr aus Luther lebt und leibt*). Daß Luthers Abendmahlstheorie sich nicht in die Länge halten könne, war ohne prophetische Gabe vorauszusehen. Sträubte doch selbst Melanchthon sich dagegen! Sie räumte nach Luthers Tod erst der calvinistischen,

*) Wir verweisen auf den Aufsatz in den histor.-polit. Blättern im dritten Heft dieses Jahrgangs: über das Recht der freien Forschung.

und zuletzt der klarsten, — der zwinglischen ihren Platz. Der Sacramentsstreit, so würdig begonnen im „golde-nen Bären“ zu Orlamünde ging damit aus, daß man einem Jeden die Einsetzungsworte selbst sich zu deuten, und was er hinter dem Brod und Wein sich einbilden möge, die Freiheit unverkümmert läßt. In den sogenannten unirten Kirchen ist diese Unbestimmtheit,* — gewiß nicht zum Preis des Stifters, — durch Praxis sogar förmliches Symbolum geworden! Wenn in der katholischen Kirche, wie wir schon früher einmal bemerkt, in dem eucharistischen Christus der historische sich real vergegenwärtiget, weil dieser auch jener ist, und darum die Eucharistie den kirchlichen Gesammtglauben repräsentirt; wenn eben deßhalb unsere Väter, die ältesten Apologeten, Ignatius der Martyr, Irenäus (190), auch Justin (140) u. A. aus dem Wesen der Eucharistie die wahre Gott- und Menschheit des historischen Christus gegen die mythisirenden Verbildungen der Häretiker mit vieler Liebe vertheidiget und begründet haben: so repräsentirt, nach demselben Maaßstabe, die Gestaltlosigkeit des protestantischen Abendmahls-Christus die Gestaltlosigkeit ihres biblischen Glaubens überhaupt; und würde Jemand in die Versuchung fallen, aus der gegenwärtigen symbolischen Abendmahlslehre der protestantischen Theologen und Prediger einen Schluß rückwärts auf die Person Christi selbst zu ziehen, so dürfte er schwerlich etwas mehr als den viel- und darum ungeformten Christus des Strauß entziffern können. Der mythische Christus hat sich aus dem doketischen in der protestantischen Abendmahlslehre heraus entwickelt.

Der eucharistische Christus ist in der katholischen Kirche auch Opfer, das einzige des neuen Testaments, in welchem er sein Werk der Versöhnung an uns fortsetzt, bis es mit dem Ende dieser Zeiten sich schließt. Durch dieses Opfer bringt die Kirche sich und Alles, was in ihr ist, Gott dem Vater Jesu Christi dar; wie hinwiederum Christus, der eingefleischte Logos und Weltschöpfer, in Sich, d. i. in seinem Fleische

und Blute, die in der Zeit sich verjüngende Kirche als die „Glieder seines Leibes“, denen er in dem Schooße der heil. Jungfrau sich concorporirt hat, versöhnend seinem Vater ohne Unterlaß zum Opfer bringt. In dieser göttlichen Opferfeier ruht das Geheimniß der Weltversöhnung. Hier nahet die Christo in Fleisch und Geist vergliederte Kirche, in Ihm, ihrem Haupte und Mittler, sich unaufhörlich dem Vater; hier gebiert Christus, was noch unversöhnt an den Gliedern seines Leibes ist, in unaufhörlicher Mitopferung durch sich aus, bis wir nach seinem Gleichniß gestaltet auch zu seiner Glorie erneuert werden. — Luther wußte von diesem Glauben der Kirche; er wußte, daß Christus hier in der Hülle und der Stille des Geheimnisses mit seiner Kirche sich zusammenfinde, der Bräutigam die Braut umschlinge; daß hier der Schluß des Organismus sey, wo Haupt und Leib in einander laufen, wo hindurch das Haupt Leben und Bewegung in die Glieder sendet, der Creator und seine Creatur mittels dieses schauervollen Mysteriums in Einheit des Pulsschlages sich in einander leben. Sein glühender Haß gegen gegen die „päpstliche“ Kirche ließ ihn instinktmäßig erkennen, daß, wenn er da hineinführe, und Haupt und Glieder von einander schnitte, so wäre dem Papstthum „ein Puff“, d. h. der Kirche der Todesstoß versetzt. Er zitterte, als diese Versuchung das erste Mal in ihm aufstieg; er erzählt, wie der Böse ihn bestürmt habe, die Messe abzuschaffen. Er rang nicht lange, der blendende Vortheil siegte, der Stoß ward geführt, — er traf das Herz des Christenthums in der getrennten Kirche. Diese, losgerissen von „dem Hohenpriester nach Melchisedechs Ordnung in Ewigkeit“, — „welcher immer lebend, um immerdar fürzubitten für uns, vor Gottes Angesicht für uns erscheint“, — vielmehr den, der in seinem eucharistischen Fleisch und Blut sie opfern wollte und sollte, als „Götzen“ verlästernd, war nun, wie von dem eucharistisch-mystischen Leibe, so von dem Centrum des Lebens selbst gewichen. Nicht fürder sprudelte in ihr mehr der Quell, der springt zu ewigem

Leben. Und wie Christus der Inbegriff alles unseres Glaubens, und der eucharistische im Opfer insbesondere die reale Repräsentation seines ganzen Opfer-Lebens und Sterbens, der in uns eingehende Erlöser ist: so stürzte der Umkehr des Opferaltars in völliger sectischer Auflösung und Zertrümmerung fortan, der übrige apostolische Glaube nach. Verwirrung der religiösen Erkenntniß, Ohnmacht der Gesinnung, Hinsterben im Naturalismus und Pantheismus, Verwerfung der Evangelien, Leugnung der Geschichtlichkeit der ganzen Person Christi, drängten seitdem in aufhaltsamer Fluth einander fort, und was nicht in directer Strömung bis zum Aeußersten fortgerissen, seitwärts geworfen, liegen blieb, faulte am Indifferentismus der Zeiten ab. Die Protestanten ihrerseits werden uns freilich nicht glauben, nicht hier die Ursache ihrer betrauerten kirchlichen Auflösung suchen mögen. Und doch ist's nicht anders. Wir rufen die ganze vorlutherische Christenheit vom Aufgang bis zum Niedergang für uns wider sie zu Zeugen auf, daß in dem Christus der Eucharistie die Kirche aller Zungen den lebendigen, sie in Sich im Geheimniß opfernden Erlöser verehrte; in Ihm ihr von Liebe und Dank und Preis überschwellendes Herz vor Gott dem Vater sich ergoß, in den eucharistischen Gaben seine Schöpferherrlichkeit, in dem daraus bereiteten Fleisch und Blut Christi seine Erbarmung gegen die Sünder, und in dem Genuße den Spender des substantiell göttlichen und ewigen, wie von Anbeginn des irdischen Lebens verherrlichte. Wir wiederholen es: — als Luther dieses Mysterium zerstörte, dessen hochheiliger Inhalt, Derjenige ist, der nach Col. 1. 15. das Universum, das Sichtbare, wie das Unsichtbare geschaffen, in Dem Alles besteht, und welcher in der Opferung Seiner, der blutigen und der mystischen, seine abgefallene Creatur wieder zurückbringt; — da hat er, zwar nicht dem „Bapstthumb“ den vermeinten Puff, aber dem Christenthume seiner Erfindung den Todesstoß gegeben. Atomistische Zersplitterung des Einen Glaubensgutes, Verdämmerung der Person Christi ins mythische Grau, sinn-

lose Verzifferung seiner Stiftung und Lehre gleich einer ägyptischen Hieroglyphe oder griechischen Antike, Streit, Widerspruch und Auflehnung wider das Christenthum, das Alles war mit jenem, den Altar treffenden Schlag zumal gesetzt, und die Folge so unausweichlich, als das Festhalten an dem katholischen Christus der Eucharistie all jene Verwüstung, dem Begriffe und der Möglichkeit nach, ausschließt.

Nachdem der lebendige eucharistische Christus aus den Kirchen geschafft war, ward in möglichster Hast auch alles das, was nur seinetwegen da gewesen, und worin der Glaube an die Verehrung für den im Sacramente Gegenwärtigen sich verkörpert hatte, dem Verworfenen nachgesendet. Wir wollen hier nicht malen; die Phantasie schaudert vor dem Bilde der Sacrilegien zurück, unter denen die Reformation die Dechristianisirung eingeleitet und dedicirt hat. Nur selten begnügte sich der neue Glaubenseifer mit einer einfachen Entfernung des Sacramentes; zumeist gab er sich die Satisfaction „den Götzen“ unter die Füsse zu treten. War aber der lebendige Christus der Eucharistie in solcher Weise bedacht, so konnten seine bildlichen Darstellungen kaum eines besseren Schicksals sich erfreuen. Hatte das Dogma: *Justitia nostra extra nos*, Christum außer diese Gemeine eliminirt, und zum außerkirchlichen gemacht, so ward dieser neuen Anschauung greifliche Realität und Fassung damit gegeben, daß man des nicht fürder erträglichen Anblickes des Gekreuzigten sich auch äußerlich entledigte: Altar und Kirche wurden von dem Unrathe seiner Abbildungen gesäubert.

Den Denkmalen des historischen Christus folgten unverweilt die seiner Mutter. Und begreiflich: was sollte die jungfräuliche Hochgebenedeite, die den göttlichen Virgo geboren, was sollte die Königin der Jungfrauen in Mitte derer, denen gottverlobte Virginität ein hassenswerther Gräuel der antichristlichen Kirche war? Ihre Bilder wurden mit desto größerer Schmach von diesem neuen Schlag der „Brüder“ Jesu Christi ihres Sohnes, aus den eroberten Tempeln geschafft, als sie

Dem nahe stand, den sie als Weltheiland unserm Geschlechte aus ihrem Blute eingeboren hat. — Beiden wurden nachgeschickt die Bilder der Heiligen, welche dem historischen, vorlutherischen Christus gelebt, und der Nachbildung seines Lebens in der Kreuzesnachfolge sich geweihet. Ihnen zum Geleite wurden beigegeben die Reliquien der heiligen Martyrer, „in denen Christus als in seinen Dienern gestritten, und als Schirmer des Glaubens überwunden hat, — der in ihrem Todeskampfe krönte und gekrönt wurde, deren glorievolles Blut ihrer Zeit die Kirche umstrahlte *)“. Aus diesem, dem eucharistischen Christus, hatten sie ja nach dem Glauben der Kirche, Unüberwindlichkeit getrunken: wie sollten sie von Dem in der Schmach getrennt werden, für dessen Ehre sie Angesichts der Welt gezeuget, dessen ruhmvolles, von den neuen Brüdern aber niedergekämpftes Reich, aus ihrem Blute aufgeblühet war? Glückliche Leichen derer, welche ihr verbrechenvolles Leben am Rabensteine beschlossen! Sie wurden in ihrer Ruhe nicht gestört, an ihnen die Menschheit nicht entehrt! Den Gebeinen der ehrwürdigen Martyrer, der gewiß ächten Glieder des historischen Christus, deren Blut das urkundliche Siegel der Geschichtlichkeit des Evangeliums, aber freilich des katholischen geworden ist, war es aufbehalten, von dessen Stürmern im günstigen Falle in die vier Winde gestreut, am öftesten aber von den sinnreichen Hassern dessen, den sie mit ihrem Zeugniße verherrlichet, mit unsäglicher Schmach bedeckt zu werden. Der blinde Trieb hat sie zu solcher Missethat geleitet; und damit zum factischen Bekenntnisse: daß ihr Glaube nicht der jener Blutzeugen; „sie nicht mit diesen Zweige Eines und desselben Kreuzes“ seyen. — War die „idololatrische“ Gesellschaft aus dem Heiligthum fortgewiesen, so wurden auch die andern Ueberreste von Christi, des historischen, abgelaufener Gottes Herrlichkeit, je nach dem Maaß des Glaubenseifers der Erinnerung entzogen. Wenn ein Apostel uns belehrte, der große Weltendom sey der Spiegel, welcher des Schöpfers „ewige Macht und Gottheit“ wiederstrahle; und in diesem Sinne die fromme Kunst der Christen, was sie vermochte, ihm sinnig zu gleichem Ruhm zusammenbaute; so ward der Ausdruck solcher Pietät, die nur in höchster Huldigung sich genügte, als verhaßter Gräuel ausgetilgt. Selbst die gemalten Kirchenfenster und die Orgel wurden nicht überall vom Anathem befreit; und wenn bekanntlich in einer gewissen Stadt der puritanische Sinn nach Zertrümmerung aller Hei-

*) Cyprian. epist. 8.

ligenbilder, nur das zufällig vorhandene Bild des Teufels in der Kirche schirmte, so mag diese Liberalität das Punkt auf das Jota unserer Behauptung geben.

Die feierliche Verherrlichung Jesu Christi in dem kirchlichen Cult war jetzt dahin; was noch stand, war nur geeignet, an Ihn als einen Gewesenen, Vergangenen zu erinnern; und hätten nicht die Thürme vordem katholischer Kirchen ihren alten Heroldendienst noch fortgeleistet, so wäre, was jetzt geschieht, wohl schon um ein Jahrhundert früher eingetroffen, — Christus sammt der Bibel ausgewiesen worden. In der That hat Strauß nichts Aergeres gethan als die Reformatoren. Haben diese durch die Hand der „Ihrigen" den lebendigen Christus im Sacramente, und den historischen in effigie, aus den Kirchen fortgeschleudert, so ist es diesem ihren Jünger nicht zu verargen, wenn er den leeren Glauben, die Bibel, und den christlichen Gott sammt seinem „mythischen" Sohne ihnen auf den Rücken nachgeworfen hat. War die eine Hälfte des Christen vom „Dienste Gottes" dispensirt, die andere nicht verpflichtet, das wenige Innere auch äußerlich zu machen; durfte Gott und sein Eingeborner keine Kniebeugung vor ihrer Majestät, keine Händefaltung, hin und wieder nicht einmal mehr die Entblößung des Hauptes in den Kirchen (vielleicht nach I. Cor. 11. 4.?) für sich fordern; war ihm das Recht bestritten, Verherrlichung in seiner Schöpfung anzunehmen, deren Elemente zu seinen Mysterien zu verbrauchen, mit Irdischem sein Himmlisches zu verbinden: so war er gewißlich in diesem Umkreis, der Sache nach entthront und ausgeschieden. Strauß hat nur das Wort zur That gegeben. Das letzte Reformationsfest wird im natürlichsten Verlaufe die Apotheose der Welt proclamiren, und damit die neue Aera, der neue Kalender des hegel-straußisch-protestantischen Weltregiments beginnen, welches Hr. Zeller inspirirt von dieser Gottheit, am würtembergischen Jordan, wie wir Eingangs schon gehört, bereits verkündet.

War es somit am Ende mit dem Triumph des Kreuzes und der Pracht des Reiches in Mitte derer, „welche Gott nicht kennen", der Welt des Abfalls und der Finsterniß; dahin die Herrlichkeit, womit die Kirche ihr Bekenntniß und ihre Hingebung an den Welterlöser in analoger Weise bis dahin gefeiert, wie es von der obern Geisterwelt gefeiert wird: so folgte als Zubehör und Fortschritt der Abolition die Entchristlichung des Kirchenjahres. Der katholische Kalender, in welchem die Geschichte Christi und seines Reiches sich verjüngt, ward nach dem neuen Culte zugerichtet. Die Feste der Martyrer und Confessoren wurden in eine bloße Nomenclatur ver-

wandelt. War die Beziehung zur triumphirenden Kirche des Himmels abgebrochen, das bischöfliche Amt, die gottgeheiligte Virginität u. A. zu den Erfindungen des Papstthums, wenn nicht des Teufels, gerechnet: so konnten diese unlutherischen Heiligen auf wenig freundliche Erinnerung bei denen Anspruch machen, welche einen anderen Maaßstab an die Gerechtigkeit des Christen legten. So ging's mit dem Andenken der jungfräulichen Himmelskönigin. Sie mit ihren Schaaren hatte sich des wenigsten Dankes zu erfreuen, und wie ihr Bildniß aus den Kirchen, ward in der Jahresfeier der Geschichte unseres Heiles ihr Platz in den dunklen Hintergrund verwiesen. Damit wichen aber weiter all die hehren lebendigen Gestalten, die den historischen Christus bei uns umringen, aus dem protestantischen Gesichtskreis zurück, und nur matt und einsam schimmerte die Persönlichkeit des letzteren aus der Ferne durch. Doch auch dieser Rest blieb nicht. Die Feste des Herrn wurden zunehmend reducirt; dem Gotte Mammon zu Lieb und Ehren, ward und wird in protestantischen Ländern, außer den Sonntagsfesten (Ostern und Pfingsten) kaum ein anderes noch, als das Geburts- und Todesfest des Herrn begangen. Gewiß liegt diese Entchristlichung des Jahres im Geist des „Immanenzsystems", welches kein Jenseitiges weiß, und von jener christlichen Idee des künftigen ewigen Sabbats keine Erinnerung mehr hat, wozu unsere Festtage wie sehnliche Vespern und Vigilien sich verhalten. Wenn in der katholischen Festfeier das kirchlich-historische Bewußtseyn in dem Christus der Bibel so lebendig sich erneut, als hätte es einen Freudentag aus dem eben abgelaufenen Jahr zu wiederholen: so sind im protestantischen Bewußtseyn die seligen Thatsachen unseres Heiles zu winterlichen Eisblumen am Fensterglas erstarrt, um auch von da endlich spurlos zu verschwinden, wenn die Sonne der Alleinslehre diesen letzten Rest noch treffen würde. Bereits bricht sie durch; schon leckt sie an der Scheibe, um in dem Hegelstraußianismus das christliche Leben bis auf seine letzten Spuren zu verheiden.

Was endlich den Protestantismus unheilbar ruinirt, und eine Regeneration auf immer vernichtet hat, liegt im Mittel, welches zu seiner Glorification erdacht worden ist. Man hat, zumeist von Politik geleitet, die Fractionen, so viel als möglich in Eins verschmolzen, und die ungelösten Gegensätze und Widersprüche als mächtige Förderungsmittel der Verwesung in die mechanisch conglomerirte Masse mitgeworfen. Wenn das frische Nachgrünen einer religiösen Secte gerade durch ihr eigenthümliches Princip bedingt erscheint, und dahin welkt, wenn dieses abgestorben ist: so mußten die „unirten" Gemeinen

z. B. der Reformirten und Lutheraner, in dem Grade abzehren, als die unausgeglichenen Gegensätze sich wechselseitig neutralisirten, und das geistige Interesse am historischen Christenthum ertödteten. Die Unionsversuche waren ein Todesschlag für die Christlichkeit der zusammengeworfenen Confessionen. Von nun an waren sie gefesselt dem Muthwillen der Bibelcritik überlassen, welche ihnen tagtäglich das bittere, babylonische: *Ubi est Deus tuus?* in die Ohren höhnt. Gott ist unser Zeuge, — wehe thut es uns, aber wehe, weil es wahr ist: Die protestantische Kirche stellt jenen Weinberg Gottes dar, „dessen Einfriedung umgerissen, und der nun jedem einsam weidenden Wilde Preis gegeben ist". Und wenn jüngst Marheinecke in der Sache der anglicanischen Union es als einen eigenthümlichen Vorzug und Reichthum der deutsch protestantischen Kirche angepriesen, daß sie alle (dogmatischen) Gegensätze in sich vereine, keinen von sich ausschließe, daß sie es (nach Niedersetzung des katholischen Episcopats) zu keiner kirchlichen Verfassung mehr gebracht, so hat er — der greise Hegelianer und Repräsentant der modernen Schule, — ein inhaltschweres, überaus wahres, aber auch furchtbares Wort gesprochen. Ja, nie hat der Protestantismus ein zersetzendes Element, das ihm jemand beigebracht, von seinem Leibe ausgeschieden; alle hat er in sich hinabgewürgt; sie werden ihn von Innen heraus durchfressen und verzehren. Was Marheinecke mit jenen Ausspruch meint, wird sich erwahren, wenn die neue protestantische Theologie vollends die alte Larve wird durchbrochen und auf den Thron des verschollenen Bibelchristus sich erschwungen haben. Dann wird aber auch ein anderes Wort eines großen deutschen Mannes, des Triariers des protestantischen Christenthumes, wahr und verständlich werden, welches Schreiber dieses Aufsatzes aus dessen, — **Schellings**, eigenem Munde sich nachgeschrieben hat:

> „Ohne den **Papst** wäre der historische Christus längst verloren; wir hätten schon lange keinen anderen als den rationalistischen Christus übrig".

XIII.

Schließt das Thor zu, es brennt.

Das tiefe Mitgefühl, der allgemeine Schmerz, der sich auf die Kunde von dem unglücklichen Ende des französischen Thronfolgers aller bemächtigte, in deren Brust ein Herz für menschliches Weh und Mißgeschick schlägt, ist für Louis Philipp eine eben so ehrende Anerkennung seiner Verdienste um Europa, als auch ein sicheres Zeichen, um wie viel näher sich romanische und germanische Völker einander gerückt sind. Erschüttert fragt jeder, was der Grund einer Katastrophe seyn möchte, die mit einem Schlage, nicht sowohl den kühnsten als den weisesten Berechnungen ein Ziel setzte und deren mögliche Folgen Niemand zu ahnden, geschweige denn vorherzusagen vermag. Ist der zürnende Schatten Ludwigs XVI. noch nicht versöhnt? Hat das siebenfache Wehe, mit welchem Ludwig XIV. die Könige Frankreichs geschlagen sah, als er freventlich die Uebermacht der katholischen Staaten in Europa zerstörte und die Suprematie des Protestantismus schuf, jetzt erst sein Ende erreicht? Oder zieht sich das Unheil hinauf bis in die Tage der Ahnherren der älteren und der jüngeren Linie, als Mazarin mit dem entsetzlichen deutschen Kriege Frankreich von seinen inneren Schäden reinigte *). Vielleicht ist das Unglück auch nur eine persönliche Prüfung des Königs, dem der König der Könige das Schicksal Davids bereitete, ihm seinen Erstgebornen nahm, um ihn in späterer Zeit durch den Glanz der Enkel zehnfach zu entschädigen!? Bezieht sich das Ereigniß gar nicht auf die Vergangenheit; fordert kein Vergehen des früheren Geschlechtes Sühnung von dem späteren? Hat dieses nichts zu büssen, was jenes ihm bereitet? Muß der kriegerische, lebensfrohe Herzog von der Bühne seiner Thaten weggenommen werden, damit der Enkel das Werk des Großvaters vollende, und Europa den Frieden bewahre, dessen Zertrümmerung nicht einen Krieg gewöhnlicher Art, sondern einen Bürgerkrieg der gesittetsten Nationen herbeiführen würde? — Die Antwort auf alle diese und unzählige andere

*) Nach seinem Grundsatze: la guerre purge la France.

Fragen hat sich Derjenige vorbehalten, ohne dessen Wissen kein Haar von unserm Haupte fällt, und es wäre Vermessenheit, die Gerichte Gottes erforschen, in die Geheimnisse des Ewigen eindringen zu wollen.

Ein eigenthümliches Schicksal waltet über Frankreich und sein Königshaus. Seit 202 Jahren ist kein Sohn mehr seinem Vater auf dem Thron nachgefolgt. Der große Dauphin starb vor seinen Vater; der Herzog von Burgund, der Liebling und die Stütze von Frankreich, welcher allein es vor den Wehen der Regentschaft — in welchem Andenken steht sie noch jetzt — und den Gräueln der Revolution hätte bewahren können, ward gleichfalls von Ludwig XIV. zu Grabe getragen. Ludwig XV. folgt sein Enkel, der oftmals seinen Vater um den frühen Tod beneidet haben mag. Gräßlich ward der Lebensfaden des unglücklichen Dauphin's abgekürzt. — Um einen Thronerben zu haben, setzte der Kaiser seine eigene Existenz auf das Spiel — und verlor die Krone, ohne sie dem purpurgebornen König von Rom hinterlassen zu können. — Dann folgten zwei Brüder, der Faden der Succession ward aufs neue und zwiefach mit Gewalt durchschnitten, und jetzt — weint der König um die Leiche seines Sohnes.

Ein noch ärgeres Geschick hat in den Tagen Franz I. das Haus der Valois verfolgt. Die Söhne um derenwillen er Europa erschütterte, und Italien und Deutschland der Anarchie Preis gab, starben vor dem Vater, der mehr als irgend ein Fürst zur innern Spaltung von Europa beigetragen. In der Blüthe seiner Jahre, von einem Lanzensplitter getroffen, starb K. Heinrich II., der hinterlistig Frankreichs Gränzen dem Rheine nahe gerückt, und von den vier Söhnen dieses Fürsten, von drei Königen, von Franz II., Carl IX., Heinrich III. hinterließ keiner seine Krone einem Leibeserben! der Feind ihres Hauses und ihres Glaubens, der listige Bearner, erbte ihr Reich und gründete jene Dynastie, die jetzt in den Trümmern ihrer Schöpfung sich begräbt.

Aber bleiben wir bei den Worten, die verworren und sinnlos, wie die Berichte uns meldeten, der junge Fürst, dem Tode verfallen, mit bebender Zunge sprach. Die letzten Worte der Sterbenden haben oft eine wunderbare Bedeutung, eine zauberhafte Kraft, und was viele Jahre lang die Brust ängstlich verschlossen, ringt dann sich über die bleichen Lippen, tönt dann so seltsam, so geisterartig, daß es dem Ohre des Hörers oft wie Wahnwitz dünkt, während es im Geiste des Sprechenden den tiefsten Sinn, eine geheimnißvolle Deutung hat.

„Schließt die Thüre zu“, so sprach der sterbende Fürst

in deutscher Sprache; „es brennt". Darum mögen es denn auch alle hören, denen Gott ein deutsches Herz in die Brust und das deutsche Idiom in den Mund gelegt: es brennt. Und frage man nicht wo?! Wenn die Vögel eilig wegziehen, die Natur im ängstlichen Schweigen harrt, der Rauch des sprühenden Vulcans sich plötzlich in den Krater schlägt, dann weiß auch, ehe der Donner in den Eingeweiden der Erde rollt, Greis und Kind, welche Katastrophe zu erwarten ist. Dort aber findet wohl der Friede keine Bürgschaft, wo die Partheien sich zum hartnäckigen Kampfe rüsten, der Streit der Kammern den Meuchlern dient, und der nächste Wechsel der Gewalthaber die Brandfackel in das Herz von Europa schleudern kann?

Vom Mittelmeere wüthet der Brand bis zum Ocean, und von der Westgränze des Continentes bis zum Oberrhein. Die Grundfesten aller Ordnung sind erschüttert, das Leben des Königs und das Eigenthum des Einzelnen haben zugleich ihren Werth verloren, Ehre und Treue sind gewichen und die Freiheit ist ein leerer Schall geworden. Jeder Augenblick vermag die Scene des verhängnißvollsten Jahres der neuen Geschichte wieder zu bringen — nur die Deutschen wollen weder Rauch noch Flamme sehen. Mit List und Gewalt sucht der Russe die Schlüssel zu seinem Hause, den Dardanellenstrasse, an sich zu bringen. Seit 160 Jahren hat der Franzose seine Thüre abgesperrt, die Festung gegen Deutschland hingeschoben, und an den Thoren der Citadelle das Siegeszeichen aufgepflanzt: Gallia Germanis clausa. Nicht den Franzosen gilt das Wort des unglücklichen Prinzen, uns, uns, den Deutschen gilt es, deren Thore weit aufgesperrt, vom Rheine bis zum Inn, noch offen stehen.

Aber vom Rheine herüber tönt geisterartig das warnende Wort des sterbenden Königssohnes; soll das unfreiwillige Vermächtniß des tiefbetrauerten Todten für uns nur die Stimme der Cassandra seyn?! —

XVI.

Die Propaganda in Rom, König Ludwigs von Bayern Besuch derselben und der Cardinal Mezzofanti.

(Fortsetzung.)

Das Museum selbst (von welchem im dritten Hefte desselben Artikels die Rede war) ist größtentheils ein Vermächtniß eines frühern Präfecten der Propaganda des Cardinal Borgia, der den Papst Pius den VII. in die Gefangenschaft nach Frankreich begleitete. Eine der vorzüglichsten historischen Merkwürdigkeiten, die der König darin sah, ist die Landkarte, auf welche Papst Alexander VI. in dem Streite der Spanier und Portugiesen über die Gränzen ihrer gegenseitigen Eroberungen in der neuen Welt, zur Friedensschlichtung den bekannten welthistorischen Strich zog, er ist breit und nach dem Richtscheit von oben bis unten durch die Karte gezogen. Neben diesem Denkmal der neuesten Kirchengeschichte wurde eines aus den frühesten Zeiten der Christenheit, wie man sie kaum anderwärts als in Rom findet, gezeigt. Es war eine gläserne Schaale in den Katakomben von St. Agnes gefunden. Ich habe hier mehrere ähnliche gesehen. Sie war ohne Zweifel zu sacramentalischem Gebrauche bestimmt. Sie ist aus doppelten Glasplatten zusammengefügt, zwischen beiden sieht man im Grunde der Schaale Abbildungen von eingelegtem Golde, die manchmal auch mit Umschriften versehen sind. Die Schale der Propaganda stellt die seligste Jungfrau mit ausgebreiteten Armen dar, ihr zur Seite stehen: St. Peter und Paul. Mit vollem Rechte, wie mir scheint,

führt man diese Stellung der heil. Jungfrau, die sich auch in manchen der ältesten Fresken der Katakomben zeigt, als einen Beweis an, wie der Glaube an die Kraft der Fürbitte der Heiligen oder an das Dogma der Gemeinschaft der Heiligen, bei den ersten Christen ein allgemein anerkanntes und so zu sagen populäres war. Ja, man hat nicht einmal nöthig zu solchen, zwar so deutlichen, jedoch nur bildlichen Vorstellungen seine Zuflucht zu nehmen, da dieselben Katakomben Grabsteine enthalten, die mit einfachen dürren Worten die Fürbitte der Heiligen und der selig in Gott Verstorbenen in Anspruch nehmen. Auch auf den König schien dieß ehrwürdige Denkmal ältesten Glaubens Eindruck zu machen, und er erkundigte sich nach der Zeit, der es den neueren Untersuchungen gemäß wohl angehöre. Die Antwort war, daß man es, ich glaube, in das zweite oder dritte Jahrhundert setze.

Neben diesen Denkmalen, welche die Universalität des katholischen Glaubens in der Zeit bezeugen, enthält das Museum ein anderes Denkmal, das von seiner fernern Verbreitung über den Erdkreis Kunde gibt. Es ist dieß ein Glasschrank, der die Geschenke armer Wilden der Indianer, an den heiligen Vater enthält. Es sind allerlei Haus-, Kriegs- und Jagdgeräthe und unter andern auch Pantoffeln und eine Stola aus Muscheln und anderem wilden Material sehr einfach gemacht. Wenn diese Stola auch von der blendenden Pracht und der Kunst jener gold- und perlengestickten Gewänder, deren sich der Papst an den hohen Festen bedient, himmelweit absticht, so ist sie doch mit ihrer rührenden Armuth und Einfalt gewiß nicht minder ehrwürdig als ein Zeichen kindlicher gläubiger Ehrfurcht und Liebe zu dem allgemeinen Vater der Christenheit. Ein anderer Schatz dieses Museums ist eine Anzahl koptischer Handschriften, deren einige vielleicht in das zwölfte Jahrhundert gehören. Champollion benützte sie, wie man mir sagte, bei seinen Hieroglyphen-Forschungen und schlug ihre Wichtigkeit sehr hoch an. Hiezu kommen nun noch mexicanische, chaldäische, arabische, syrische und andere

orientalische Handschriften, so wie eine Sammlung von zweihundert geschnittenen Steinen, meist ägyptische und ohngefähr 10,000 Münzen. Endlich eine Sammlung chinesischer Druckwerke, die theils der bekannten Sammlung von Montuni angehörten, theils, wie man mir berichtete, bei Gelegenheit der verhängnißvollen Irrungen zwischen dem Jesuiten- und dem Franziskanerorden über die Zuläßigkeit verschiedener chinesischer Gebräuche bei den chinesischen Christen, der Propaganda überschickt wurde; daneben hängt eine chinesische Abbildung des Pater Ricci als Mandarinen, nebst einer seine Verdienste ausdrückenden Aufschrift. Zuletzt wurde noch eine chinesische Zuschrift, vom Jahr 1840 gezeigt; es ist eine Bittschrift in seidenem Umschlag, und wenn ich nicht irre, auch auf Seide geschrieben, von chinesischen Katholiken an den heiligen Vater gerichtet, damit er ihnen Missionäre von der Gesellschaft Jesu senden möge, wahrscheinlich um allen Zweifeln über die Eigenschaften der gewünschten Glaubensboten zu begegnen, ist am Schluß oder Anfange des Briefes das Bildniß des heiligen Franciskus Xaverius beigefügt.

Wenn nun Bibliothek und Museum hiernach manches Merkwürdige enthalten, so dürften sie jedoch eher unter als über den Erwartungen, die man an eine Anstalt dieser Art richten kann, stehen. Es ist allerdings wahr, daß die Verbreitung des Glaubens ihre erste und vorzüglichste Bestimmung ist, der gegenüber Alles Uebrige in den Hintergrund tritt. Allein es wäre wie mir scheint, wohl kein unbilliger Wunsch, daß die Leute der Anstalt ihre Mittel auch zum Besten der Wissenschaften benutzten, und den Geist ihrer Zöglinge so viel wie möglich dafür heranbildeten, daß sie, die sich in alle Welt vertheilen, auch dort noch in Liebe ihres alten Mutterhauses gedächten und ihm durch Mittheilungen und Sendungen verbunden blieben. So hat der Jesuitenorden in seinen Missionen Religion und Wissenschaft sammt allen sonstigen nützlichen Kenntnissen wohl zu verbinden gewußt, und sich dadurch unsterbliche Verdienste um Geschichte, Geographie, Ethnogra-

phie, Linguistik und die Naturwissenschaften erworben. Würde ein ähnlicher Geist dem Collegium der Propaganda und überhaupt den katholischen Missionären der neuern Zeit eingepflanzt werden, so könnten Sammlungen von Anstalten, wie die der Propaganda, wahre Mittelpunkte katholischer Wissenschaft werden, wie man sie nirgend anders finden dürfte, denn wem ist die Gelegenheit geboten, Handschriften und Mittheilungen von so vielen, so entlegenen Nationen zu erhalten, gleich der Propaganda. Und diese Mittheilungen könnten dann wieder von den Lehrern benutzt, den künftigen Zöglingen zum besten der Religion zu einer tieferen Ausbildung behilflich seyn. Allein wie der Brauch dermalen ist, so senden die Missionäre dem alten Mutterhause nicht allein in der Regel nichts, sondern wenn sie auch Zeitweise oder für immer von ihrer Mission zurückkehren, so bringen sie auch nichts mit, und auf diese Weise besitzt das chinesische Colleg in Neapel kaum ein chinesisches Buch, während es doch so mancher unserer deutschen Bibliotheken keineswegs daran fehlt, obschon sie hier gewiß von unendlich minderer Wichtigkeit sind.

Aus der gemischten Schaar der Zöglinge wurden dem König nun auch einige deutsche Landsleute, Westphalen und Rheinländer vorgestellt, mit denen er deutsch sprach, französisch sprach er mit einem Schweizer aus den wälschen Cantonen und englisch mit einem Abkömmling aus Oberkanada. Dann wurde er von einem Griechen, einem Unterthanen seines Sohnes Königs Otto begrüßt, der aus Syrien herstammte und dem der König von seinem Vaterland sprechen konnte, da er es selbst gesehen. Endlich traten auch die schwarzen Kinder Abyssiniens mit ihren grausen Haaren und die braunen Söhne von Pegu mit ihren glatten Haaren vor den erlauchten Gast aus den germanischen Gauen, allein der König drückte sein Bedauern aus, er hatte Eile, ein Courier wollte abgefertigt seyn, auf seine Depeschen wartend: Affari, affari mi aspettano, wiederholend eilte er die Zög-

linge grüßend weiter, und somit begab man sich dann zu der Polyglotten=Druckerei, an deren Eingang ihn alle dabei Beschäftigten erwarteten. Hier begrüßte ihn der Ehrenvorstand der Druckerei, der Abbate de Luca, dessen Name gewiß vielen unserer Leser, als der Herausgeber der römischen *Annale delle scienze religiose* bekannt seyn wird. Ein lebendiger Sizilianer, der jugendlichen Eifer mit priesterlichem Ernst verbindet, und dabei durch Lectüre, durch Reisen und vielfache Verbindungen mit ausgezeichneten Männern aller Nationen mit den Fragen und Bedürfnissen unserer Zeit vertrauter ist, und die Verhältnisse aus einem umfangreicheren Gesichtspunkte beurtheilt, steht er zugleich als zweiter Director an der Spitze der sogenannten Accademia ecclesiastica, deren wöchentliche Conferenzen er leitet und deren Bestimmung es ist, ausgezeichnetere Jünglinge für die Prälatur, und namentlich auch für die Nunciaturen heranzubilden. Da sie einst die höhern kirchlichen Würden bekleiden sollen, die minder lokal römisch und vielmehr allgemein katholisch sind, so wünscht ihr Leiter auch, daß Jünglinge aus anderen Nationen und namentlich auch Deutsche, die sich der Kirche aus Beruf widmen und Talent und Mittel besitzen, dort eintreten möchten; er wird daher auch mit künftigen Jahr, was vor Kurzem gewiß noch als ein unglaublicher Fortschritt erschienen wäre, einen Cursus der deutschen Sprache dort einführen. Als Vorstand der Druckerei der Propaganda verdankt diese seinem Eifer vorzüglich ein neu erwachtes Leben, wodurch sie sich bemüht, ihren alten Ruf, den sie in den Stürmen revolutionärer Zerstörung eingebüßt, wieder zu gewinnen. Er hat für ein neues geräumiges Lokal gesorgt, Ordnung in die vorgefundene Unordnung gebracht und ihre Typen bereichert. Aus der Pariser Schriftgießerei von Didot ließ er namentlich mit einem Aufwand von 40,000 Franken lateinische, deutsche, russische, polnische und moldauische Schriften kommen. Die französische Regierung, die sich in ihren äußeren Beziehungen zum heiligen Stuhl in jeder Weise artig und zuvor=

kommend bezeugt, besorgte den Transport dieser Schriften unentgeltlich auf einer Kriegs-Golette von Toulon nach Civitavechia. So wie sie mit der gleichen Liberalität der Propaganda ihre Staatsdampfschiffe zum Hin- nnd Hertransport ihrer Bücher zur steten unentgeltlichen Disposition gestellt hat. Eingedenk der centralen Stellung der Propaganda beabsichtigt daher auch der Abbate de Luca von diesen Mitteln Gebrauch zu machen, und im Gegensatz zu dem sonst so abgeschloßenen Charakter des italienischen Buchhandels mit den vorzüglichen europäischen Handlungen in Verkehr zu treten. Die Magazine seiner Druckerei, die einen Verlagsvorrath im Werthe von 50,000 Scudi enthalten, würden ihm Gelegenheit zum Austausch darbieten, während der Charakter der Anstalt jeder auswärtigen Buchhandlung für ihre Commissionsartikel eine Sicherheit gewährt, wie sie wohl sonst schwer zu finden seyn dürfte. Zur Hebung der Druckerei selbst hat er nebst anderen englischen Maschinen auch eine große zum Satiniren des Papieres kommen lassen, die einzige dieser Art, welche Rom besitzt.

Wir führen diese an sich vielleicht unbedeutenden Dinge an, weil sie zeigen, daß auch in diesem äußern Gebiet dort ein neues Leben sich zu regen beginnt, wodurch Rom wieder mehr, wie es sein Charakter fordert, in der Mitte des geistigen Lebens unserer Zeit zu treten verspricht.

Der König ging an den Pressen vorüber, er ließ sich die Stempel und Matrizen mehrerer Schriften zeigen und erklärte von der Reichhaltigkeit überrascht, daß diese Anstalt wohl nicht ihres Gleiches habe. Der englische Cylinder war eben damit beschäftigt, ein chaldäisches Missale zu glätten. Als sie an die letzte Presse kamen, setzte diese sich in Bewegung und aus ihr wurde dem König und seinen Begleitern eine kleine Bewillkommungsschrift in deutscher Sprache überreicht, die er mit huldvollem Dank annahm. Es ist ein deutsches Gedicht an den König gerichtet und eine gedrängte Darstellung der Geschichte und des Bestandes der Propagan-

da in deutscher Prosa. Diese Schrift, mit den Lettern von Didot und einer Eleganz gedruckt wie man sie an deutschen in Deutschland gedruckten Werken nur selten findet, hat zugleich das besondere Merkwürdige, daß sie die Erste in deutscher Sprache gedruckt ist, die aus der Propaganda hervorging. Dieß und ihr Inhalt hat uns bestimmt, dieselbe unsern Lesern am Schlusse dieser Beschreibung mitzutheilen.

Unter den Buchbindern der Anstalt fand der König auch einen Deutschen, wie man denn überhaupt hier in Rom auf allen Wegen und Stegen unseren Landsleuten jung, und alt vornehm und gering, gelehrt und ungelehrt begegnet. Seine Majestät fragte ihn, wie es ihm gehe, und die Italiener, die sich gewöhnlich über unsre an Consonanten so reiche Sprache lustig zu machen pflegten, sagten mir, er habe geantwortet: „sehr gut". Endlich sah der König schon im Begriff das Haus zu verlassen, das lithographirte Porträt eines Jünglings an der Wand, er erkundigte sich, wen es vorstellte. Und der Sekretär erklärte ihm: daß es der junge französische Lazaristen Missionär Pereboir wäre, der erst kürzlich in China für den Glauben gemartert worden, und dessen Canonisation eben im Gange sey. Der Monarch war über eine frühzeitige Canonisation etwas erstaunt und drückte dieß in Bezug auf die sonst üblichen bekanntlich sehr weitläufigen Formen einer Heiligsprechung aus. Der Prälat antwortete ihm jedoch, daß in Fällen, wo es sich von einem Marterthume für den Glauben handle, man die für sonstige Heiligsprechungen gültigen Prozeßformen von Benedict XIV. nicht zu beobachten pflege.

Hiemit nahm König Ludwig Abschied von der Anstalt, der er sein Interesse wohl nicht besser bezeugen konnte, als daß er kurz vor seiner Abreise und von Geschäften gedrängt, ihr so viele Zeit und so viele Aufmerksamkeit schenkte, und mit der größten Freundlichkeit, seine bewundernde Zufriedenheit und sein Wohlwollen zu erkennen gab.

Ehe wir jedoch die Worte jener deutschen Bewillkommung

mittheilen, sey es uns erlaubt, hier noch in einigen Zügen einen Mann zu schildern, der zwar bei diesem königlichen Besuch seiner großen Bescheidenheit gemäß nicht erschien, der aber mit dem Collegium der Propaganda, durch seine außerordentlichen Verdienste aufopfernder Liebe aufs innigste verbunden ist. Wir meinen den Cardinal Giuseppe Mezzofanti, dessen Name auch in Deutschland gewiß einer der bekanntesten des neueren Italien ist. Allein eben jene Bescheidenheit, jene anspruchslose Demuth, die ihn nicht bei dem königlichen Besuche erscheinen ließ, und die ihm so sehr zur Ehre gereicht, macht es für einen Fremden äußerst schwierig, irgend Genügendes über ihn mittheilen zu können, da er selbst nicht von sich spricht und seine Vorzüge, seine Verdienste und seine Kenntnisse in diesem Falle mit dergleichen ängstlichen Sorgfalt verbirgt, womit hundert andere die nicht den hundertsten Theil davon besitzen, sie zu zeigen pflegen, und das Auge darauf hinlenken. War es mir ja selbst unmöglich von ihm auch nur die Zahl und den Namen der Sprachen zu erfahren, die er kennt und spricht. Er antwortete mir auf meine Fragen wiederholt questo é vanita, é vanita, meine Vorstellungen halfen nichts, ja er nahm förmlich die Flucht, wie ein Kind, und das war doch der Mann, um den seit einer Reihe von Jahren sich die Fremden in Schaaren drängen, um ihm ihre Bewunderung auszudrücken, da er im Sprachgebiet dermalen unter den Lebenden wohl nicht seines Gleichen hat. Auch nach seiner Vaterstadt wandte ich mich durch die Vermittlung von Freunden, um aus dem Munde seiner Verwandten Ausführlicheres zu erfahren, allein auch von ihnen wurde mir die Antwort zu Theil, der Cardinal habe ihnen dieses untersagt, da es nur zur Förderung der Eitelkeit diene. So sah ich mich denn vorzüglich auf die Mittheilungen von Freunden und Männern beschränkt, die zu ihm in einem unabhängigern Verhältniß stehen, und ich glaube für die Genauigkeit des Nachfolgenden einstehen zu können.

Mezzofanti ist ein Sohn Bolognas, jener Mutter großer Künstler, und einst hoch berühmt als Sitz mittelalterlicher Wissenschaft. Dem italienischen Stammcharakter gemäß ist er seiner Vaterstadt mit anhänglicher Liebe und Treue zugethan, und er spricht in Rom gern von der frischen Luft seiner nördlichen Heimath, am Fuße grüner Hügel, sowie seine Landsleute die Bolognesen auch ihrerseits nicht minder mit stolzem Selbstgefühl den berühmten Cardinal als einen der Ihrigen nennen: non è Romano, è Bolognese il Mezzofanti. Was aber Rom und Mezzofanti zugleich zur großer Ehre gereicht, ist, daß der Cardinal nicht nur ein Bolognese, sondern ein sehr armer Bologneser, der Sohn eines Schreiners ist, der außer dem ihm von Gott verliehenen Talente sonst sich keiner menschlichen Protection zu erfreuen hatte, um zu seiner hohen Würde zu gelangen, und so bietet er ein tröstliches, wenn auch seltenes Beispiel dar, wie auch bescheidenes anspruchsloses Verdienst freiwillige Anerkennung und reichlichen Lohn findet.

Ein Kind der Armuth hat er manches Jahr bitterer Noth und harter Anstrengung durchlebt, und die Erinnerung hieran, und wie er sich unterstützt, von der Liebe und Achtung seiner Mitbürger allmählig aus der Verlassenheit und Dunkelheit emporarbeitete, muß seinem kindlichen Herzen gewiß die alte, berühmte, schöne Vaterstadt doppelt theuer machen.

Er wurde geboren 1774, sein Vater der Schreiner sah sich ohne Mittel seinen Unterricht bestreiten zu können. Er schickte ihn in die unentgeltlichen Armenschulen. An ihm jedoch erwieß sich auf eine recht augenscheinliche Weise das Wohlthätig einer Einrichtung die einer der größten Heiligen Italiens gegründet. Wir meinen die Oratorien, welche der heil. Philippo Neri, der Reformator Roms gestiftet, um die Jugend um den Altar her zu versammeln, ihr religiösen Unterricht zu ertheilen, mit ihr unter Gebet und Gesang den Gottesdienst zu feiern, und dann sie zu Spiel und harmloser

Erheiterung entweder hinaus ins Freie, oder in eigens dafür bestimmte Säle zu führen, so daß sie nie ohne Leitung und Aufsicht sind. An diesen Oratorien auch nahm Mezzofanti Theil und hier war es ein Sohn des heiligen Philippo Neri, der Vater Respighi, welcher zuerst die ausgezeichneten Geistesgaben des armen Knaben entdeckte. Ihm hat die Welt die Ausbildung dieses wunderbaren Sprachgenies zu verdanken, das sonst wohl in ewiger Dunkelheit begraben geblieben wäre. Ohne diesen Wohlthäter hätte Mezzofanti vielleicht sein Leben bei der Hobelbank zugebracht, er hätte gethan, was Tausende besser als er verstanden, und wäre gestorben, ohne daß je einer etwas von ihm erfahren hätte. Allein der Pater wurde ihm ein zweiter Vater, er nahm ihn und einen anderen armen Knaben den Sohn eines Barbierers unter seiner spezielle Aufsicht und ließ sie bei sich lernen und erlebte die Freude, seine Mühe aufs reichlichste belohnt zu sehen; denn auch der Barbierersohn wurde ein berühmter Mann Italiens, indem er sich als der Naturforscher Ranzani zu Auszeichnung und Ansehen emporschwang.

Mezzofanti eine zarte, sanfte, stille, in sich gekehrte, von dem unruhigen Treiben der Welt abgewandte Natur, entwickelte unter der Leitung des Philippiners, seinen Beruf zum geistlichen Stande. Ein Dominicaner, der Pater Cerutl wurde sein Lehrer im Hebräischen, ein Spanier, ein Exjesuite Emmanuele a Ponte führte ihn in das Griechische ein. Dieß und wie sich von selbst versteht die lateinische Sprache waren, die ersten Sprachen, mit denen er bekannt wurde, und denen später so viele andere Sprachen folgen und in seinem Kopfe Raum finden sollten.

Er wurde nun zum Priester geweiht und damit weihte er sein ganzes Leben und alle seine Geistesgaben im strengsten Sinne des Wortes, dem ununterbrochenen Dienste des Altares. Denn vor Allem sich als Priester betrachtend, war es nicht so wohl wissenschaftlicher Forschungsgeist, noch weniger itele Ruhmsucht, sondern priesterlicher Seeleneifer und christ-

liche Nächstenliebe, welche ihn vorzüglich trieb mit unermüdetem Eifer sein Sprachtalent bis zu jenem ans Unglaubliche gränzenden Grade auszubilden.

Arm wie er war, sah er sich genöthigt in untergeordneter Stellung sein Brod zu verdienen. Seine Sprachkenntnisse, seine Vertrautheit mit der Literatur bot ihm dazu Gelegenheit, und sein musterhafter Lebenswandel und seine Vertrauen erweckende Persönlichkeit, vorzüglich durch das, was die Italiener dolce nennen, ausgezeichnet, öffnete ihm die ersten Häuser seiner Vaterstadt. Namentlich ist hier das Haus des Grafen Ferdinando Marescalchi zu nennen. Während er dem Sohne und den Enkeln und Enkelinnen des Grafen Unterricht ertheilte, ihnen Dante erklärte, und sie in die neuern gebildeten Sprachen einführte, bot ihm die ausgezeichnete Bibliothek des Grafen, die ihm zur vertrautesten Benutzung offenstand, Gelegenheit dar, seine eigenen Kenntnisse zu erweiteren und seinen Geist im Gebiete der Literatur zu bereichern. Seine bescheidene Sanftmuth wußte sich so sehr die Liebe seiner Schüler und ihrer Angehörigen zu gewinnen, daß sie ihm ihre Anhänglichkeit ihr Leben hindurch bewahrt haben, und noch immer mit Dankbarkeit von ihrem Lehrer sprechen, und ihn selbst bei besondern Gelegenheiten mit den Zeichen ihrer Theilnahme zu erfreuen bemüht waren. Die Stellen, welche sie ihm anvertrauten, waren folgende. Erst zwei und zwanzig Jahre alt, wurde er 1797 zum Professor der arabischen Sprache ernannt, 1803 zum Assistenten der Bibliothek des Instituts und im selben Jahre Professor der orientalischen Sprachen, 1808 Professor emeritus, 1812 Bibliotheks-Adjunkt, 1814 abermal Professor der orientalischen Sprachen, 1815 als Nachfolger von Pozetti Bibliothekar. Hierauf fuhr er fort das Amt eines Professors der orientalischen Sprachen und griechischen Literatur zu bekleiden. Noch gibt die gute Ordnung, in welchen sich die an Manuscripten so reiche Bibliothek seiner Vaterstadt befindet, Zeugniß von seiner sorgsamen Verwaltung. Auf Befehl der italienischen Regierung

verfaßte er einen räsonirenden Catalog ihrer orientalischen Handschriften und Bücher indem er seine Bemerkungen denen, welche Talmar und Assemani über andere gemacht, beifügte. Auch der Catalog über die griechischen Handschriften und Bücher rührt von ihm her. So brachte er den besten Theil seiner Jahre in Bologna zu, allein viele davon waren reich an Mühe und Sorgen; er hatte von Haus ohne alle Mittel nicht allein für sich zu sorgen, auch die Erhaltung der Seinigen galt ihm für eine heilige Pflicht. So fielen ihm eilf Kinder seines Bruders zu Theil, um diesen Bedrängnissen die Spitze zu bieten, bedurfte es der äußersten Anstrengung, er gab 12 bis 15 Stunden, wie man mich versichert hat, und dazu kam noch die Erfüllung jener Pflichten, die ihm sein priesterlicher Eifer auferlegte, so zwar, daß ihm kaum mehr als drei Stunden zum Schlaf übrig blieben. Seiner geistlichen Barmherzigkeit aber boten die großen Erschütterungen und Umwälzungen am Schluße des verflossenen Jahrhunderts reichliche Gelegenheit dar. Sein Vaterland war der Schauplatz des großen Weltkampfes, Oesterreich und Frankreich schlugen Schlacht auf Schlacht gegeneinander, Rußland hatte ein Heer gemischt aus seinen vielen Völkerschaften, aus Asiaten und Europäern über die Alpen geschickt, um Theil an dem Kampf zu nehmen, der den ausgebrochenen revolutionären Feuerstrom wieder in seinem Damm zurückdrängen sollte. Was der Kanonendonner, der über die Halbinsel verheerend dahinrollte, nicht niederstreckte, das wurde krank und verwundet in die Spitäler gebracht, da lagen sie mit dem Tode ringend, die das Gebot des Czaren aus dem fernsten Osten hinübergesandt, niemals war der Laut ihrer Sprache in diesen westlichen Regionen erklungen, Niemand verstand sie und Niemanden verstanden sie, kaum wußte man, welchem Volksstamm sie angehörten, da war es Mezzofanti, der, ohne sich von den bösartigsten Fiebern abschrecken zu lassen, an das Kranken- und Sterbebett der Verlassenen eilte, um ihre Sprache zu lernen, den Dolmetscher mit den Aerzten zu machen, sie zu trösten

und auf den Tod vorzubereiten und ihnen die Sacramente darzureichen.

Man kann sich wohl denken, daß dieß weder eine angenehme, noch eine leichte Aufgabe war. Konnten sie ein Gebet oder das Glaubensbekenntniß, so ließ er sie dieß hersagen, um die Worte der neuen Sprache zu errathen, oder er ließ sie Gegenstände oder Begriffe, wie Gott, Vater, Sünde, Himmel, Erde u. s. w. nennen, und daraus construirte er sich mit unverdrossener Geduld die Sprache, so weit er es bedurfte, um den Kranken nach seinen Leiden zu fragen und Beicht zu hören. Die Dienste, die er auf diese Weise fremden Glaubensbrüdern leistete, brachten ihn in freundliche Berührung mit den Offizieren dieser Truppen und namentlich mit Sauvarow. Allein sein christlicher Liebeseifer erstreckte sich nicht blos auf die verlassenen Soldaten in den Spitälern, Niemand war davon ausgeschlossen und kam eine fremde Familie nach Bologna, und brachte eine Dienstmagd mit, aus fremder Ferne, wie z. B. aus Schweden oder aus Dänemark die nur die Sprache ihrer Heimath redete, und wollte sie gern ihr Ostern halten, fand aber Niemand, der sie Beicht hören konnte, so war es wieder Mezzofanti, der vierzehn Tage oder drei Wochen bei ihr in die Schule ging, und sich abplagte, bis er ihr die Lossprechung ertheilen konnte.

Diesem unverdrossenen Eifer seiner Barmherzigkeit, der mit Selbstverläugnung überall sich dienstbereit erwies, hatte es Mezzofanti zu verdanken, daß er, ohne jemals seine Vaterstadt verlassen zu haben, viele von den Sprachen konnte und sprach, die auf der Erde gesprochen werden, und daß sein außerordentliches Talent nah und fern mehr und mehr Aufsehen zu erregen begann, und er das, was man eine Illustration zu nennen pflegt, in seiner Provinzialstadt ward. Der Centralisations Geist Napoleons wollte den Glanz dieses Namens für seine Hauptstadt Paris gewinnen, und ließ einen ehrenvollen Ruf an ihn ergehen, allein die Vaterlandsliebe des

treuen Bolognesen lehnte ihn ab; eben so schlug er auch einen Ruf des Herzogs von Toscana aus.

So lebte er nach hergestelltem Frieden ruhig die Jahre der Restauration hin, und wie er selbst ein armer Knabe gewesen, so sah man ihn jetzt, von armen Knaben umgeben, durch die Straßen gehen. Es kam aber die Juliusrevolution, welche den von den Alliirten gegründeten Thron wieder umstürzte, und den ganzen Bestand der europäischen Ordnung auf's Neue in Frage stellte. Diese Umwälzung rief bekanntlich auch in Italien unter den Anhängern und Gläubigen der Volkssouveränität manche Zuckungen in der Rückwirkung hervor, die jedoch, ohne Unterstützung von dem allgemach sich wieder beruhigendem Centrum und nicht in dem Volkssinne wurzelnd, im Gefühl ihrer Erfolglosigkeit sich ohne großen Widerstand beschwichtigten. Als daher Bologna, dessen lebhafter Geist von diesen Bewegungen keineswegs unberührt geblieben, im Jahre 1832 beschloß, eine Gesandtschaft nach Rom an den heiligen Stuhl zu schicken, um dem Papst ihren unterwürfigen Gehorsam und ihre huldigende Treue auszudrücken, fand es unter den Seinen keinen Würdigeren an ihre Spitze zu stellen, der für die Vaterstadt das Wort führen sollte, als seinen Bibliothekar, den demüthigen Abbate Mezzofanti. Der kleine, zart gebaute Mann mit den sanften, gutmüthigen Zügen und der schwachen, weichen, fast klagenden Stimme erschien in seinem schwarzen, bescheidenen Kleide vor Gregor XVI., der ihn mit seiner gewöhnlichen herzlichen Freundlichkeit eines wohlwollenden Vaters willkommen hieß, und ihn, mit dem er früher als Klostergeistlicher schon im Briefwechsel über Archäologie gestanden, sogleich auch persönlich liebgewann. Er beschied die Gesandtschaft sehr gnädig, und namentlich soll er zu dem künftigen Cardinal gesagt haben: um den Bolognesern ein Zeichen meiner Gewogenheit zu geben, soll ihr Bibliothekar der meinige werden, é poi Dio provederà. (Für das Uebrige wird Gott sorgen.) In Folge dieser päpstlichen Gnade wurde nun Mezzofanti von

Bologna nach Rom herübergezogen, als Glied der Prälatur. Die Stelle eines Bibliothekars versah damals noch Angelo Mai, der gegenwärtige Cardinal, durch die Herausgabe so vieler Handschriften wohlbekannten Namens. Als dieser nun zum Sekretär der Propaganda befördert wurde, folgte ihm an der Vaticane in der Reihe ihrer berühmten Bibliothekaren der Schreinersohn von Bologna nach. Diese Stelle versah er gegen vier Jahre, und die, welche damals mit ihm in Berührung traten, rühmen seine Liberalität und seine zuvorkommende Gefälligkeit, womit er die Schätze jener berühmten Bibliothek den Besuchern zu Gebote stellte, und mit welcher gutmüthigen Langmuth er die oft höchst lästige Zudringlichkeit und Unbescheidenheit müßiger und anmaaßender Fremden ertrug, die selbst nichts mit ihrer Zeit anzufangen wissen, und es sich zum vorzüglichsten Geschäft machen, die anderer mit ihrer nutzlosen Neugier und ihren zwecklosen Anforderungen zu tödten.

Obschon jetzt Monsignori und in einer Ansehen verleihenden Stellung, erfüllte er mit dem gleichen Eifer und dergleichen Selbstverläugnung wie in seiner Vaterstadt seine priesterliche Pflichten. So sah man ihn wöchentlich in eine Kirche gehen, um eigends eine Frau aus der dienenden Klasse Beicht zu hören. So versah er auch die Stelle eines Beichtvaters nicht nur bei den jungen Mädchen, die ihre Erziehung bei den dames du sacre coeur erhalten, sondern auch bei den armen Schiffleuten am Tiberufer. Andererseits bot ihm Rom durch den Zusammenfluß so vieler Fremden aus allen Nationen, so wie eben auch durch das Collegium der Propaganda reichliche Gelegenheit dar, seinen Sprachkreis immer weiter und weiter auszudehnen. Er ging auch eigens nach Neapel in das dortige chinesische Collegium, und machte sich dort, wie er es liebt, im lebendigen Umgange die einsilbige, bilderreiche Sprache dieses sonderbaren Volkes nüchterner Phantasien zu eigen. Da Rom als der Mittelpunkt aller katholischen Gläubigen nicht selten Zuschriften und Abgesandte von Völker fremder Zunge zu

empfangen hat, so konnte er auch hier als Dolmetscher seine Kenntnisse vielfach geltend machen.

Der Papst jedoch, der ihm seine ganze Liebe zugewendet, glaubte seine Bescheidenheit nicht besser belohnen zu können, als wenn er das heilige Collegium mit seinem Namen zieren würde. Und so wurde er, was als eine ganz ungewöhnliche Auszeichnung mit Recht angesehen wurde, unmittelbar von der Stelle eines Canonico von St. Peter und Bibliothekars der Propaganda in demselben Consistorium mit Angelo Mai von Gregor XVI. zur Cardinalswürde erhoben. Seiner Armuth wegen schenkte ihm der Papst selbst eine von den Equipagen der sacra palazzo, und bestritt die mit dem Antritte dieser Würde verbundenen sehr beträchtlichen Unkosten. Eine Gnade, die ohne Zweifel gleich ehrend für den war, der sie erwieß, wie für den, dem sie erwiesen wurde. Bologna, die geliebte Vaterstadt, unterließ es nicht, ihre freudige Theilnahme über die ehrenvolle Erhebung eines ihrer Angehörigen zu bezeugen, die Bibliothek, das Stadthaus und die Schulen wurden beleuchtet, wie dieß in Italien üblich ist, es wurden aber auch von der Dankbarkeit und Liebe seiner ehemaligen Schüler aus der Zeit, als der Cardinal noch ein Sprachmeister und unbeachteter Abbate gewesen, die Palläste beleuchtet, wie der von Marescalchi, Pallazinni und Anderer.

(Schluß folgt.)

XXVII.

Ueber „protestantische Kirchenverfassung".

Zweiter Artikel.

„Wenn der Herr das Haus nicht bauet, so arbeiten die Bauleute umsonst; wenn der Herr die Stadt nicht behütet, so wachet der Wächter umsonst". Ps. 126, 1.

Die Verhandlungen über die protestantische Kirchenverfassungsfrage, aus welchen in einem früheren Hefte dieser Blätter die Beiträge Puchta's und Stahl's als die wichtigsten neuen Erscheinungen ausgehoben und beurtheilt wurden, sind seitdem mit vielem Eifer sowohl durch umfassendere gelehrte Arbeiten, als in zahllosen Artikeln der ephemeren Literatur fortgesetzt worden, wobei die durch die Theilnahme hoher Personen an dieser Angelegenheit angeregte Aussicht auf practische Ausführung der doctrinellen Ergebnisse auch die Aufmerksamkeit des größern profanen Theiles des Publikums in ungewöhnlichem Grade auf die endliche Lösung des Problems gespannt hat. So allgemein es aber in die Augen fällt, daß auf dem protestantisch=kirchenrechtlichen Gebiete etwas Ungewöhnliches sich vorbereite, so unreif und schwankend sind doch die Antworten, frägt man: Woher eigentlich diese Bewegung? Was soll jetzt geschehen am Baue des protestantischen Kirchenwesens? Will die heutige Generation nur das Werk der Vorzeit erweitern und verschönen, oder ist etwa eine radicale Reparatur nöthig gefunden worden? Um so weniger bedürfen wir daher der Entschuldigung, wenn wir wiederholt auf die Betrachtung der Actenlage in dieser wichtigen Sache zurückkommen, und zur Bildung eines richtigen Urtheils über die

Motive, Aufgaben, Hoffnungen und Aussichten jener Bestrebungen einen kleinen Beitrag zu liefern suchen.

Wir beginnen hiebei von der schönern Seite unsers Themas. Der junge Wein des wiedererwachten Glaubens nämlich ergießt sich in täglich reicherer Fülle wie über die katholische Kirche, so auch über die von ihr getrennten Bekenntnisse. Wo er die festen Schläuche finde, die ihn zu bewahren vermögen, wo die morschen, die er zerbricht, das wird vielleicht eine nicht mehr zu ferne Katastrophe lehren; jedenfalls muß die Erscheinung an sich eine überaus trostreiche genannt werden. Es ist, als wollte noch ein schöner Morgen über unser Geschlecht heraufgehen, und das unwillige Murren des Schläfers, welcher, ungehalten über die Unruhe, die ihn aus den Träumen weckte, bedauert, seine Phantasiegebilde entschwinden zu sehen, ist eben so wie der Jubel dessen, welcher der längsterwarteten Sonne entgegenjauchzt, ein Zeichen des Erwachens, Lebens, Auferstehens. Dieses schöne Motiv des Ergriffenseyns vom Drange eines neuen christlichen Lebens ist nun in den meisten neuern Bearbeitungen unserer Frage unverkennbar, und von dieser Seite angesehen, begrüßen wir dieselben nicht ohne das Gefühl wahrer Freude, sey es auch, daß sie ohne den Compaß des reinen Glaubens in der Irre segeln, und vom widrigen Winde confessioneller Vorurtheile weit vom Ziele verschlagen werden. Wir denken hiebei zunächst an zwei, in der letzten Zeit unserm Gegenstande gewidmete Lucubrationen, wovon die Eine, eine Abhandlung von Dr. A. L. Richter, „die Grundlagen der Kirchenverfassung nach den Ansichten der sächsischen Reformatoren“, in der von Reyscher und Wilda herausgegebenen Zeitschrift für deutsches Recht, nur einen Beitrag zur Revision der Stahl'schen Verfassungslehre zu geben beabsichtigt, die andere: „Das Recht der Einen allgemeinen Kirche Jesu Christi aus dem in der heiligen Schrift gegebenen Begriffe entwickelt von E. W. Klee“ (2 Bände. Magdeburg 1839 — 41), nicht al-

lein die Verfassungslehre zum Vorwurfe hat, sohin nur zum Theile hieher gehört. Die Tendenz des Richter'schen Aufsatzes geht dahin, Stahl des Mißgriffes zu überweisen, in seinem Werke über die Kirchenverfassung nach Lehre und Recht der Protestanten anstatt der alten, unmittelbar das Rechtsbewußtseyn der Reformation darlegenden protestantischen Verfassungslehre nur alte, clerocratische Einseitigkeiten der Gerharde und Carpzove wieder auf die Bahn gebracht zu haben; im Gegensatze hiezu ist Richter bemüht, zur reinen Quelle, welche er in den Anschauungen der sächsischen Reformatoren zu finden glaubt, vorzudringen, und aus derselben die historische Bestätigung der von Puchta aus allgemeinen Gründen aufgestellten Ansichten zu entwickeln. Klee's Werk ist ein Product von frappanter Originalität. Wir finden in demselben — ein seltenes Beispiel — die lebhafteste Verehrung und fleißigste Aneignung der hegel'schen Logik und Dialectik mit einer tiefen, frommen Glaubensinnigkeit Hand in Hand gehen. Klee ist der Meinung, sich ohne Anmaaßung als den seit den ersten Jahrhunderten der Kirche dringend nöthig gewesenen Restaurator des Kirchenrechts legitimiren zu können, indem ihm endlich der gegenwärtige Stand der dogmatischen Entwickelung und der philosophischen Bildung von selbst zwei Anker darreiche, um jener, wie er glaubt bisher auf den Wellen willkührlicher Meinungen treibenden Wissenschaft ein für allemal einen festen Grund zu geben; einerseits nämlich müsse sie sich stützen auf die vollkommene Durchbildung des protestantischen Princips, wonach als alleinige Glaubensnorm nur das Wort der heiligen Schrift gelte, — also mit Verwerfung jeglichen Symbolzwanges, — die andere Grundfeste gewähre die Erkenntniß der wahren Wissenschaft, zu welcher sich in neuester Zeit der menschliche Geist erhoben — Hegel's Philosophie — durch die Einsicht, daß es der Begriff allein sey, was Wirklichkeit habe, und zwar so, daß er sich diese selbst gebe, und deßhalb Alles, was nicht diese durch sich selbst gesetzte Wirklichkeit sey, nur als vorü-

vergehendes Daseyn, äußere Zufälligkeit, Meinung u. s. w. erachtet werden müsse. Von diesem, allerdings einem mit reicher Productivkraft ausgestatteten Gelehrten den freiesten, einladendsten Spielraum gewährenden Standpunkte aus behandelt er seinen Stoff mit gleichviel Geist wie Herz, indem er manche Materie consequenter, schärfer oder mindestens in andern Gedankengängen als seine Vorgänger durchführt, aber auch vor den Resultaten seiner Forschung nicht zurückschrickt, wenn sie an monströse Absurditäten streifen. Wirklich veranlaßte uns die übertrieben ideologische Behandlung mancher Abschnitte und die buchgelehrte Annahme von Dingen, deren blanke Unhaltbarkeit auch dem schlichtesten, practischen Hausverstande einleuchten muß, bei der Lectüre dieses Buches wiederholt das Titelblatt nachzuschlagen, um uns zu überzeugen, daß ein Regierungsrath hier spreche, dessen Verkehr mit dem Leben, wie wir meinten, ihn vor so ungesunder, unwahrer Speculation hätte bewahren sollen. Doch vermochte, weder dieses, noch der ermüdende pathetische und emphatische, in einer seltsamen Mischung der Bibelsprache mit den abstrusen Formen des Hegelianismus sich bewegende Ton der Schrift, noch endlich das bis zum Komischen hochgetragene Aburtheilen über die katholischen Grundsätze uns die Sympathie gänzlich zu verkümmern, welche wir von den ersten Seiten des Werkes an für den wohlmeinenden religiösen Eifer des Autors empfanden.

Neben diesen neuern glauben wir noch zweier früher erschienenen Schriften gedenken zu müssen, welche, wegen des redlichen Bemühens, womit sie unsere Frage auffassen und behandeln, verdienen, auch in diesen Blättern mit Anerkennung genannt zu werden, nämlich: „Die äußere Einheit der protestantischen Kirche vermittelt durch die Synodalverfassung den Weg zur innern Einheit". Von H. Scheuffler, Pfarrer zu Greifenhain. Grimma 1840, und „Die Zukunft der protestantischen Kirche in Deutschland". Von Karl Wolff, Pfarrer in

Weinstein. Stuttgart 1840. Wir werden im Detail auf die Ergebnisse der sämmtlichen neuern Schriften unsers Betreffs vielleicht demnächst zurückkommen. Hier sollte zuvörderst nur ihre Lichtseite, eine charakteristische religiöse Stimmung ihrer Verfasser hervorgehoben werden.

Ist es nun aber auch derselbe Sonnenstrahl, welcher sowohl bei den Katholiken als bei den Protestanten neues Leben in die Kirchenrechtswissenschaft gebracht hat, so ist doch die Lage der erweckten eine ganz verschiedene auf beiden Gebieten. Der vom Glaubenseifer ergriffene Katholik sieht, sobald ihm die Schuppen von den Augen fallen, mit freudiger Ueberraschung die ewig jugendliche Braut des Herrn in derselben makellosen Schöne, in welcher sie die Väter sahen und die Enkel sehen werden, und, erhält er den Beruf, von ihr ein Bild zu entwerfen, so wird seine Freude nur durch die Besorgniß getrübt, unter der unendlichen Herrlichkeit des Urbildes zu weit zurück zu bleiben; erwacht aber der Protestant zum Leben in Christo, so erkennt er sich inmitten eines verfallenen Gemäuers, welches ihm eher alles Andere als jene Säule und Grundfeste der Wahrheit, von welcher die Schrift spricht, vorzustellen scheinen muß, so daß sich neben die selige Wonne der Geistesneuerung sofort der trostlose Zweifel stellt, ob ihn sein Auge täusche oder wirklich der Zahn der Zeit sich so mächtig habe erweisen können gegen das Werk des ewigen Sohnes Gottes.

Auf allen Stufen der protestantischen Kirchenverfassung nämlich kann man den gefährlichen Einfluß weltlicher, auf ihrem Gebiete ohne Zweifel richtiger und heilsamer, für die Kirche Christi hingegen fremder und eben darum schädlicher, Grundsätze bemerken, die nothwendige Folge der vorliegenden engen Verbindung der protestantischen Kirche mit dem Staate. In diesem wesentlich verdorbenen und krankhaften Zustande versieht die äußere Staatsgewalt dasjenige, was eigentlich dem Geiste Christi zukömmt. Der Staat ist es, der mit sei-

nem Solde die Geistlichen und mit seiner Strafgewalt die Gläubigen erhält. Und doch widerlegt jeder Tag deutlicher die Hoffnung, daß Staat und Kirche sich immer besser zusammen finden werden, durch Beweise, daß in beiden Alles verschieden sey, die Aufgabe, die Mittel, die Arbeit, der Lohn, der Maaßstab des Erfolgs, das Ziel, sowie vom Anfang bis zum letzten Ende der treibende lebendige Geist in beiden. In dem Landesbisthume des Fürsten vermag man nach dreihundert Jahren wenig gesegnete Früchte zu entdecken, und findet Spener's Ausspruch wahr, daß ein solches Episcopalrecht, welches als eine Wohlthat der Kirche zum Beßten seyn sollte, dasjenige Werkzeug werde, womit mancherlei Gutes gehindert wird, und solche Cäsareopapie recht für diejenige Krankheit zu achten sey, welche nach dem Aeußerlichen der protestantischen Kirchen „den Garaus“ zu machen vermöge. Die Consistorialverfassung im Ganzen, nachdem sie fast dreihundert Jahre zu ruhiger Entwicklung gehabt hat, erweißt sich nicht als förderlich für das kirchliche Leben der Gemeinden. Der Seelsorger findet in der ganzen kirchlichen Verfassung durchaus keinerlei geistliche Unterstützung, das Beßte, was in dieser Art geschieht, ist immer nur das Werk der Persönlichkeit, geschieht also nicht mit der Unterstützung der Kirche, nicht in Folge der kirchlichen Verfassung, vielmehr eher, theilweise wenigstens, noch in einer Art Widerspruch gegen dieselbe. Der religiöse Sinn, da er im kirchlichen Kreise seine Befriedigung nicht findet, flüchtet sich vielfach in besondere engere Kreise, und nur in diesen kleinen Secten findet sich noch eine selbstständige rege Theilnahme am christlichen Leben, wogegen in den kirchlichen Gemeinden bei weitem die große Mehrzahl, mit ihrem Christenthume rein leidend und empfangend sich verhält. Es gibt große Gebiete protestantischer Confession in und außer Deutschland, wo unter den Gränzstreitigkeiten der einzelnen Bekenntnisse das ganze christliche Leben auf beiden Seiten gleich unerfreulich geworden ist, und wo es leicht geschehen könnte, daß über der unzähligen

Zertrennung der Herzen Christus für beide Theile ganz verloren ging. Unter frommen Gesellschaften, Missionsvereinen, auf freiwillige Beiträge gegründeten Wohlthätigkeitsanstalten, Tractatgesellschaften, christlichen Volksblättern und Aehnlichem, wo das christliche Leben mit einer gewißen Unabhängigkeit selbstständig für sich und im Grunde ausserkirchlich auftritt, verstecken sich in den meisten Gegenden separatistische Neigungen; auf der andern Seite haben manche kirchliche Behörden und zum Theil auch das Volk selbst noch in der jüngsten Zeit mit großer Leidenschaftlichkeit gegen alles unter dem Namen „Pietismus" Zusammengedachte sich ausgelassen, woraus die anstößigsten Auftritte entstanden sind. Die Gemeinden unter einander sind sich durchaus fremd. Im Ganzen ist schon auf dem untersten oder vielmehr innersten Gebiete des kirchlichen Lebens Kirchliches und Weltliches sehr vermengt, weiter hinauf im Kirchenregimente, namentlich bei dem Consistorium ist das Ueberwiegen des weltlichen Einflußes schon sehr fühlbar, noch höher hinauf schlägt aber das Weltliche in allen Beziehungen so sehr vor, daß von oben herab angesehen die protestantische Kirche eigentlich nur als eine Staatsanstalt erscheint. So steht das protestantische Kirchenwesen inter sacrum et saxum; verliert sich unter dem fremdartigen Einfluße des Staates das christliche Leben aus der Gliederung der Kirche, so muß dieß auch zur Folge haben, daß die dissentirende Gesinnung zunimmt, mit andern Worten die Gemeinschaft selbst sich innerlich auflöst, andrer Seits kann man sich aber doch von der Besorgniß nicht losmachen, daß eine größere kirchliche Freiheit viel Unheil bringen könnte, mannigfache Verwirrung anrichten, und möglicher Weise eine gänzliche Zerrüttung der kirchlichen Verhältnisse nach sich ziehen würde. Wir vermögen hienach unsere Meinung nicht anders als dahin auszusprechen: daß die sogenannte protestantische Kirche dem aufmerksamen Beobachter ein nichts weniger als freundliches Bild darbietet, daß dieselbe vielmehr einem Gemälde gleicht, in welchem das Auge vergebens zu ruhiger, gesammelter Beschauung den rech-

ten Mittelpunkt zu gewinnen strebt, einem Gemälde, in welchem eine gewisse Zerrissenheit vorherrschender Charakter ist, und wo die seltnen Lichtpartien, die man etwa antrifft, von schwarzen Schattenmassen umgeben sind, so daß sie eher zu blenden, als wohlthuend zu berühren im Stande sind. Die Farben waren nie sehr hell und glänzend, und sind im Laufe der Jahre noch bedeutend nachgedunkelt. Die Erschlaffung der Bänder des Kirchenkörpers ist eine dermaßen allgemeine und tiefgehende, daß sie in der That nicht viel besser ist, als eine wirkliche Auflösung, den Keim dazu mindestens trägt sie in sich. Ist es noch nicht eine Krankheit zum Tode, soferne zu rechter Zeit angewandte kräftige Hülfe einer solchen Katastrophe vorbeugen zu können scheint, so ist doch periculum in mora. Lächelnd, fast mitleidig schauen zwar nicht Wenige herab auf solche Schilderungen, zeigen wohlgefällig auf den blühenden Zustand ihrer protestantischen Kirche hin, sprechen von dem wahrhaft evangelischen Geiste, der in ihr waltet, von der Wissenschaft, die in ihr, wie kaum anderswo gepflegt wird, werfen nebenbei einige schadenfroh-hoffnungsreiche Blicke auf das angeblich morsche Gebäude der katholischen Kirche, und sind guter Dinge. Aber davon wissen die guten Leute Nichts, daß die auffallende Röthe auf den Wangen jener Jungfrau eine hectische ist, und von der Diagnose des Arztes für ein Sympton der Schwindsucht erklärt wird, ja soweit gehen sie, daß sie die Geschwulst am eigenen Leibe womöglich noch für ein Zeichen behaglichen Wohlbefindens und üppiger Gesundheitsfülle betrachten können, wiewohl sie dann und wann ein ganz eigenthümliches Jucken unter der gespannten Haut, und Asthma auf der Brust verspüren.

Man glaube nicht, daß wir, von Vorurtheilen befangen zu schwarz sehen; wir haben diese Schilderung, um jeden Verdacht parteiischer Uebertreibung zurückzuweisen, von Anfang bis zu Ende aus den oben angeführten Schriften zweier praktischer Seelsorger, so weit es geschehen konnte mit Beibe-

haltung ihrer eigenen Worte ausgehoben, und könnten *) sie vermehren mit den verschiedensten Variationen der Nänie über die Abgestorbenheit des protestantischen Kirchenwesens, welche sich durch sämmtliche Bearbeitungen unserer Frage zieht. Ja, so ist es: wankend und bebend, zerrissen und zerklüftet, in den tiefsten Grundfesten von dem weltlichen Geiste untergraben, in die schroffesten Widersprüche getheilt, eine Ironie auf jenen Felsen, auf welchem die Kirche gegründet seyn sollte, bietet das protestantische Kirchenwesen einen Anblick dar, bei welchem der des wohlgefügten, harmonischen Baues seiner Kirche gewöhnte Katholik von einer Art Schwindel ergriffen wird. Wir sind hiermit nicht gemeint, noch einen Stein zu werfen, auf irgend ein aufrichtig strebendes Gemüth unter den Protestanten, welches, von jenem oben gedachten bessern Geiste ergriffen, thränenden Auges eine Kassandra inmitten des untergehenden Ilions steht; aber so sehr wir den tiefen Schmerz über die unheilvolle Zerrüttung ehren, so wenig können wir doch umhin, nachdrücklichst auf jene tiefen Schäden hinzuweisen, da man selbst Angesichts derselben von mancher Seite ein bittersüßes, aphoristisches, mit imponirender Zuversichtlichkeit vorgetragenes Wortgepränge die Gegner des Protestantismus leicht abfertigen zu können glaubt. Ist doch jene innerliche Fäulniß so weit gediehen, daß in Rothes berühmtem Buche der Erklärungsversuch gewagt werden konnte, es sey eben die Bestimmung der Kirche, als eines provisorischen, immer ungenügender werdenden Nothbaues, nach und nach zu schwinden, und einer neuen Ordnung der Dinge, dem Staate, Platz zu machen! —

Woher soll nun gegen diesen Marasmus Hülfe genommen werden? Vom Staate? Er ja wird im Gegentheile als die Hauptquelle des Uebels bezeichnet! Aus der Kirche? Die todtkranke, wie vermöchte sie sich selbst zu heilen? Und böte sich

*) Vgl. Wolff. a. a. O. S. 112, 117, 118. 130, 183, 206, 209, 210, 211, 212. Scheufler a. a. O. S. 4, 8, 14.

wirklich eine gewaltige Kraft dar, um Hülfe zu leisten, man könnte ihr den archimedischen Punkt nicht anweisen, aus welchem sie das gesammte Kirchenwesen zu heben vermöchte, da über die Natur des protestantisch-kirchlichen Organismus so wenig Klarheit und Uebereinstimmung herrscht, daß über jedes Hauptmoment unter den Gelehrten ein wahres bellum omnium contra omnes besteht. Das also ist nunmehr die Aufgabe der Wissenschaft, durch Aufdeckung und Feststellung der kirchenrechtlichen Grundbegriffe dem Wunder des Himmels vorzuarbeiten, welches das wüste und wirre Chaos edler und unedler Elemente im jetzigen protestantischen Kirchenwesen in das reine Gold einer wahrhaft kirchlichen Lebensordnung umwandeln soll. — Aber, frägt man, liegen nicht die Vorarbeiten dreier Jahrhunderte vor uns, sollte nicht mindestens die Hauptsache endlich spruchreif seyn? Allerdings laufen die Acten schon im vierten Säculum, aber abgesehen von allem Uebrigen sind die Schriftsteller, welche früher in denselben arbeiteten, von den Neuern schon deßhalb perhorrescirt worden, weil sie durchgängig eine der beiden Grenzen, innerhalb deren die Resultate gefunden werden müßten, überschritten, und sich unbewußt entweder zum Katholicismus, wie diejenigen Werke, welche dem s. g. Episcopalsysteme, oder zur Unkirchlichkeit hingeneigt hätten, wie diejenigen, welche dem Territorial- oder Collegialsystem angehörten. Im Gegensatze zu diesen Abwegen steht daher in den neuen Untersuchungen überall der Grundsatz an der Spitze: die Entwicklung müsse geschehen aus rein protestantischem Bewußtseyn. Aber siehe da! wer einige dieser neuen Schriften aufmerksamer durchblättert, dem wird es nicht entgehen, daß auch in ihnen die gegenseitige Anklage des Katholisirens und Säcularisirens überall auftaucht, und will man beiden Theilen Glauben beimessen, so ist jene rein protestantische Frucht auf keiner zu erwarten. Begreiflich! denn zwischen Unkirchlichkeit und Kirchlichkeit und dieß sind doch jene zwei Klippen, welche vermieden werden sollten, — giebt es kein Drittes, was eben die gesuchte un-

bekannte Größe wäre, und so muß nothwendig, wenn der Eine jener beiden ungebetenen Gäste auf der einen Seite hinausgetrieben wird, der Zweite auf der andern herein kommen: naturam expellas furca tamen usque redibit!

Bis zur Stunde ist also noch nicht einmal die Bahn bestimmt bezeichnet, auf welcher die Untersuchung vor sich gehen müßte. Was als solche bisher betreten wurde, erweißt sich als eine schmale trügliche Kante, auf welcher nicht es möglich ist, ein Paar Schritte zu thun, ohne die Precipicen zur Rechten oder zur Linken hinabzugleiten. Ein positives specifisch-protestantisches Bewußtseyn über die Grundlagen der Kirchenverfassung wohnte weder den ältern Schriftstellern inne, sie wären sonst eher unwillkührlich von ihm geleitet worden, als daß sie es mit Vorbedacht auf die Seite gesetzt hätten, noch fand sich ein solches Bewußtseyn im Allgemeinen bei den Bekennern der neuen Lehre, sonst würde dieser unter den provisorisch angenommenen weltlichen Elementen und der katholischen Ueberkommenschaft verborgene, von der eigenthümlich protestantischen Lebenskraft erfüllte Kern einen Keim entwickelt haben, der allgemach jene Hüllen zerbrochen und abgeworfen hätte, und endlich zum starken, die katholische Kirche in Schatten setzenden Baume gediehen wäre. Endlich in dem neuesten Werke tritt uns sogar das ausdrückliche Zugeständniß überraschend entgegen, daß jenes Bewußtseyn noch in unsern Tagen vermißt werde: Klee weiß sich ungemein viel damit, diesen Grundmangel mit Evidenz darlegen zu können. So haben also die Bestrebungen dreier Jahrhunderte die Frucht getragen, daß man im vierten zum Bewußtseyn kömmt, man habe bisher des Bewußtseyns ermangelt! Wollten wir hieraus ein Zeitmaaß für die Entwicklung der protestantischen Kirchenverfassung approximativ bestimmen, welche Aussichten! Die Aufgabe hat jetzt noch drei Hauptstufen zu durchgehen: vor Allem muß das protestantische Bewußtseyn theoretisch zur Klarheit gebracht werden, dann ist aus demselben der kirchliche Or-

ganismus in seiner ganzen Gliederung zu gewinnen, endlich diese Kirchenverfassung in's Leben einzuführen. Setzen wir jede dieser Perioden der ersten gleich, so vergeht ein rundes Jahrtausend, bis das Problem gelöst ist. Als die neunzigjährige Sara die Verheißung vernommen hatte, daß sie in ihren spätern Tagen noch mit einem Sprößlinge solle gesegnet werden, konnte sie sich des Lachens nicht erwehren. Möge nicht, wie es so oft geschieht, der Protestantismus zürnen, wenn die Katholiken mit einem ungläubigen Lächeln zu bezweifeln sich erlauben, ob ihm das hohe Alter noch gewähren werde, was die Jugend versagte. Und blühte wirklich einem auserwählten Gelehrten eines Tages das Glück, das fertige Elaborat der Kirche überreichen zu können, welche Verlegenheit, wenn er die Patientin schon selig entschlafen träfe, oder, noch ärger, wenn sie, die so lange ohne diese Medicin gelebt, auch fernerhin derselben entbehren zu können glaubte! Ja setzen wir sogar, es gelänge zuletzt wirklich, das Project einzuführen, so wäre dieß nun erst das Ende vom Anfange der protestantischen Kirche, eine für unsere kurze Lebensspanne wirklich zu großartige Entwicklungsperiode, ihr entspräche nur eine antediluvianische Lebensdauer der Kirchenmitglieder! — Man glaube nicht, dieß sey ein müßiger Scherz; die Aussichten, welche die protestantiichenen Autoren selbst sich stellen, klingen nicht viel besser als eine Verweisung ad calendas Graecas. So muß z. B. Stahl am Ende dahin gestellt lassen, ob es je zu einer solchen Umwandlung der protestantischen Kirchenverfassung kommen werde, wie er sie den wahren Principien entsprechend hält, (S. 261), ebenso anerkennt Wolf geradezu, daß sich aus allen neuern Vorschlägen zur Hebung des kirchlichen Lebens irgend eine gegründete Hoffnung naher Besserung nicht schöpfen lasse (S. 267), ja Klee verhehlt sich nicht, daß seine Erörterung über die Basis der Kirche für jetzt noch gleichsam wie ein Gerede im Traume erscheinen werde. (I. 180). So reducirt sich Alles auf fromme Wünsche, jeder Autor geht seinen Weg, das Leben auch den seinen, und der

einzige Trost ist, daß auch die Vorsehung ihre Wege erwählt haben werde.

Aber welche Kraft ist es, die unterdeß den Protestantismus erhält? Es fehlt ihm ein gemeinsamer Glaube, eine gemeinsame Verfassung, ein gemeinsames Bewußtseyn, und dennoch fristet er fort und fort sein Daseyn? Wir können nicht anders, als zum hunderterstenmale diese Frage so zu beantworten, wie es bereits hundertmal von protestantischer Seite widersprochen worden ist, nämlich, daß sich als einziger Lebensgrund des Protestantismus der gemeinsame protestantische Wille bezeichnen lasse.

Man kann von der protestantischen Kirche in einer ganz eigenthümlichen Weise sagen, daß sie auf dem Willen ihrer Mitglieder beruhe, indem der Wille derselben, protestantisch zu seyn, gerade ihr einzig gemeinsamer positiver Inhalt ist. Oder sagt es etwas Anderes, wenn Tittmann in seiner bekannten Zusammenstellung der protestantischen Zustände von 1530 und 1830 das Wesen der protestantischen Kirche darin setzt, daß die Einheit derselben nicht erkannt werde „an Einheit des Glaubens, an irgend einem menschlichen Bekenntniß, oder an Einigkeit in den Vorstellungen, in welchen der Verstand des Menschen die göttlichen Wahrheiten in sich auffaßt, und außer sich darstellt, sondern in der Einheit des Geistes, der in der Schrift allein die Wahrheit suchet, und darin forschet, um sie zu finden". (S. 26). Ist hier nicht die protestantische Kirche gleichsam als eine societas quaestuaria gesetzt, welche zum Fundamente nicht die gefundene Wahrheit, sondern den Willen der Mitglieder, sie zu finden, hat und deßhalb, wenn sie sich nicht selbst aufgeben will; immer verneinen muß, daß irgendwo jene Wahrheit bereits gefunden worden sey? Dieser protestantische Wille übt auch den Zauber, trotz des Mißlingens so vieler Versuche, immer wieder Schriftsteller mit Muth und Hoffnung auszurüsten, um die Durchfahrt zu versuchen zwischen jener Scylla und Charibdis. Erstaunen ergreift den Leser, wenn er sieht, mit welcher Ener-

gie hier durchgehends das Steuer geführt wird in den gefährlichsten Conflicten, bald mit dem klaren Worte der Schrift, bald mit den Gesetzen der Logik, oder den Grundsätzen des Rechts, bald mit den unläugbaren Ueberlieferungen der Geschichte, und wie der Autor, wenn nun das Schifflein mit aller Gewalt dem katholischen Gebiete zugetrieben wird, bereit ist, eher an der Kirche Christi ganz zu verzweifeln, als sie hier zu suchen. Ein Beispiel für viele gibt Klee, wenn er, polemisirend gegen die Annahme einer menschlichen Autorität in Glaubenssachen bei den Protestanten, die sich schon von Anbeginn auch hier im Widerstreite mit dem Principe gelten machte, seinen Widersachern entgegen setzt: „Aber dann müßten wir in die Welt hineinrufen: Herr, wo ist deine Kirche? Bei der römischen Parthei auch nicht"! — Die Kraft zu solcher Standhaftigkeit giebt der protestantische Wille. Der protestantische Wille ist ein unseliger Planet, unter dessen Einfluße, nachdem er einmal aufgegangen ist, viele redlich strebende Seelen, die unter seiner Herrschaft das Licht erblickten, auch forthin stehen, und darum mit einer fast unheilbaren Antipathie gegen gewisse Dinge behaftet sind, die sie auf der andern Seite doch wieder für nöthiger erkennen müssen, als das tägliche Brod.

Je nachdem nun dieser centrifugale Zug oder die Centripetalkraft zur katholischen Wahrheit mehr oder weniger einwirkt, nehmen unsere Autoren auch ganz diverse Stellungen dem Catholicismus gegenüber ein, so daß sich hier die Widersprüche und Unbestimmtheiten wiederholen, die sich im Innern des Protestantismus überall darbieten. Als Beleg hiezu liegt uns zunächst eine Vergleichung von Klee's Ansicht über diesen Punkt mit der eines sehr achtbaren Gelehrten, welchen dem Eingangserwähnten früheren Artikel über die protestantische Kirchenverfassung jüngst eine geharnischte Erwiderung entgegengestellt hat. Göschel hat indem zuletzt erschienenen Bande seiner „zerstreuten Blätter" auch ein Paar Seiten der Glossirung jenes Artikels gewidmet, ohne jedoch unsere Zeit-

schrift als die angegriffene namentlich zu bezeichnen; — das letztere gewiß mit Recht, da wegen der unter Katholiken zu präsumirenden Solidarität Personen und Namen hier mit Fug außer Spiel bleiben können, wogegen bei der Subjectivität des Protestantismus zum vollen Verständnisse gelehrter Arbeiten in der Regel nöthig ist, zu wissen, aus welcher Feder sie geflossen sind. Göschel ist bekanntlich ein Mann des Friedens und der Liebe, und wäre es an ihm gelegen, die Reformation würde wohl nicht in der Weise geschehen seyn, in welchen wir sie beklagen. Nun er aber einmal unter dem Scheine jenes bösen Sternes gebornen ist, sucht er doch zum wenigsten eine Anschauung der Dinge zu gewinnen, die seinem friedseligen Sinne zusagt, und ist deßhalb mit allem Aufwande conciliatorischer Hülfsmittel bemüht, die Trennung der Christenheit in mehrere sich befehdende Lager als auf gegenseitigem Mißverständnisse beruhend darzustellen, so daß ihm die confessionellen Eigenthümlichkeiten nicht als Widersprüche, sondern in einer höhern Einheit aufgehende Gegensätze, welche die Union nicht hinderten, erscheinen, bekanntlich auch Schleiermachers Ansicht. Dasselbe Ueberwiegen des Gemüthes, welches seine Richtung bestimmt, leiht ihm auch die Mittel, sie zu erreichen. Streng wissenschaftliche Präcision, consequente Durchführung seiner Gedanken, stringente Evidenz in den Behauptungen wird bei ihm meist vermißt, die scharfen Bestimmungen der Begriffe sind allenthalben verwaschen und unsicher, dagegen verbreitet er sich über seinen Stoff in einer mannigfaltigen Fülle geistreicher Intuitionen, bietet dem Leser eine reiche Ernte glänzender Gedankenrudimente, eine schöne arena sine calce, bestehend in einer bunten Menge von Variationen über das Thema, von welchem er tief ergriffen ist, das Wort vom Kreuze nach seiner subjectiven Auffassung. Bei so freier, nicht selten mehr genialer als wahrer Behandlung ist es nun nicht schwer, auch die entfernt gelegensten Dinge einander sehr nahe zu bringen, und so denn auch zwischen der katholischen Kirche und den Protestantismus ein Geschwisterver-

hältniß zu entdecken, zumal, wie bemerkt, die neblige Unbestimmtheit, in welche das ganze protestantische Kirchenwesen gehüllt ist, auch in diesem Punkte aus sich machen läßt, was man will. Während Klee die katholische Kirche als eine von der allgemeinen ausgeschiedene christliche Secte charakterisirt, durch sein ganzes Buch das gröbste Geschütz gegen die „römische Parthei“ donnern läßt, und als Tendenz der „evangelischen Kirche“ die Ueberwindung der römischen mit dem Schwerte des Geistes bezeichnet, erkläret es Göschel als ein gutes Recht und Privilegium des Protestanten, in der katholischen Kirche die ältere Schwester der seinen mit Zärtlichkeit und Anerkennung zu lieben, und sieht nur bittern Grimm und Hohn, wenn ein Katholik sich auf denselben Standpunkt wie auf der Gegenseite Klee stellend, an die Lebenswurzel des Protestantismus als einer seelenverderbenden Irrlehre das scharfe Messer einer ernsten Polemik anlegen zu müssen glaubt. Daß bei solcher Friedfertigkeit unserm Artikel der Krieg erklärt werden mußte, begreift sich von selbst; hören wir einige der uns zugedachten Glossen, vielleicht gelingt es uns, den einen oder andern Meisterstoß zu pariren.

„Ist auch“, fährt unser Autor nach der Darlegung seiner Ansicht von dem gegenseitigen Verhältnisse der Kirche fort, „von evangelischer Seite gegen die Schwester viel gefehlt worden, — wir haben es nicht verhehlt, — so ist doch bis in die neueste Zeit der bittere Grimm und Hohn aus dem Schooße der römischen Kirche, von Vertretern, die sie vielleicht grundsätzlich nicht anerkennt, aber doch gewähren läßt, immer zuerst ausgegangen. Sollen uns solche Stimmen, die jetzt nicht vereinzelt sind, bei aller Liebe zu den Brüdern, bei aller Anerkennung nicht vorsichtig und wachsam machen“. Wir unserseits kennen nur Einen grimmigen und höhnischen Anfang der seit drei Jahrhunderten ununterbrochen fortdauernden Controverse, in welcher allerdings katholische Schriftsteller bis zur Stunde nicht ermangelt haben, jede irrgläu-

bige Anmuthung mit allen in christlichen Geisteskämpfen erlaubten Waffen entschieden zurückzuweisen, nicht jedoch als Vertreter der Kirche, als welche man sie dem Vertrauen ihrer vermeintlichen Clientin jetzt nicht zum ersten Male zu verdächtigen gesucht hat, sondern als getreue Söhne derselben und vermöge der christlichen Liebe gegen die irrenden Brüder. Ein allgemeines Priesterthum im protestantischen Sinne ist der katholischen Kirche unbekannt. Wie die Dinge jetzt liegen, wird freilich das „consules caveant“ allenthalben unter den Protestanten nicht mit Unrecht gehört, und die Dringenheit, womit das senatus-cônsultum ultimum gefordert wird, deutet uns sogar an, man habe die richtige Ueberzeugung gewonnen, Hannibal sey bereits vor den Thoren.

„So lasen wir noch in diesen Tagen, wie den Evangelischen höhnisch vorgehalten wird, daß sie noch nach dreihundert Jahren über die wahre Kirchenverfassung und deren weitere Entwicklung in doctrinellen Erörterungen sich befinden. Sollen wir sie dagegen an ihre doctrinelle Spaltung zwischen Papal- und Episcopalsystem erinnern„? Den Protestanten „doctrinelle Erörterungen“ über die Kirchenverfassung vorzurücken, konnte unmöglich die Absicht des Verfassers des ersten Artikels seyn; es wäre dieser milde Ausdruck durchaus nicht bezeichnend für das Concilium der Aerzte am Lager einer Todkranken; die Frage über den Umfang der an sich unbestrittenen päpstlichen und bischöflichen Gewalt aber der protestantischen Verfassungsfrage gleichzustellen, weil in beiden der Ausdruck „Episcopalsystem“ sich findet, ist kaum dem ersten canonistischen Tirocinium zu verzeihen, und zeigt uns wieder, wie leicht Göschel über der Oberfläche und dem Ausdrucke den Grund und das Wesen übersieht.

„Und sind denn die bisherigen Systeme der protestantischen Kirchenverfassung nicht wirklich wahrhafte Momente der Entwickelung, in welcher sich der unverwüstliche Verband zwischen Kirche und Staat zu Tage legt“? Allerdings, wenn das Sprichwort: „Durch Fehlen wird man klug“, seine Rich-

tigkeit hat, muß jeder Fehler als ein wirklich wahrhaftiges Moment der Entwicklung des Klugwerdens angesehen werden, allein ist damit die Unklugheit des Fehlens gerechtfertiget?

„Eben die Erkenntniß der göttlichen Wahrheit hat die Protestation gegen alle Unwahrheit und gegen die Gleichstellung menschlicher Einrichtungen mit den unmittelbaren Gottesgeboten zur Folge gehabt.“ Und hievon ist wieder die Folge gewesen, daß jene Einrichtungen, weil vom dogmatischen Felsengrunde auf den Sand willkührlichen Ermessens versetzt, von jedem Winde menschlicher Meinung veränderlich uns das oben aus dem Munde protestantischer Schriftsteller selbst dargestellte beklagenswerthe Schauspiel gewähren, und bei dieser Auflösung des Leibes Christi die Möglichkeit der Erkenntniß der göttlichen Wahrheit für die Protestanten selbst das größte Räthsel geworden ist.

„Der Protestantismus ruht auf der Geschichte, hat eine Zukunft“. Eine nähere Aufklärung über diese historische Zukunft gibt es uns, wenn Klee von Bewußtlosigkeit, Wolff von „noch nicht verloren geben“ (S. 267), Scheuffler von Schwindsucht (S. 14), Richter von Verzweiflung (S. 2) spricht.

„Ja es ist wahr, daß Luther werdend geworden ist. Dieses Werden wollen wir uns auch nicht rauben lassen, und nicht vertauschen mit dem abstractfertigen Seyn“. Es bezieht sich diese Bemerkung natürlich nicht auf jenes tiefere Eindringen in die unveränderliche Heilslehre, und die historische Entfaltung derselben, wodurch in der katholischen Kirche die christliche Erkenntniß und der kirchliche Organismus fortwährend sich vervollkommnet, sondern auf die Möglichkeit neuer, die frühere Lehre widerlegenden Erkenntniß. Sich nun aber darauf, daß man die Kirche, das Organ der erlösenden Thätigkeit Christi, einer solchen Ausbesserung immerfort bedürftig hält, etwas zu Gute zu thun, ist nicht minder sonderbar, als wollte ein Arbeiter es erfreulich finden, daß sein Werkzeug immer der Reparatur bedarf.

„Es ist unwahr, daß allen Gliedern der katholischen Kirche eine Einerleiheit des Glaubens beigemessen werden könne, und ebenso unwahr, wenn den Evangelischen die so vielfältig bewährte Uebereinstimmung in einem Glauben abgesprochen wird". Das Erste haben wir nicht behauptet, und das Andere können wir in einem gewissen Sinne auch zugeben, denn, daß sich die Glaubensübereinstimmung der Protestanten von jeher höchst vielfältig bewährt habe, zeigen die verschiedenen Confessionen und die Kategorien von Vernunftgläubigen, Offenbarungsgläubigen, Bibelgläubigen, Symbolgläubigen mit ihren zahllosen Unterarten und Schattirungen, die erst da aufhören, wo sie mit den Individuen zusammenfallen, zur Genüge.

„Freilich erkennen die evangelischen Christen die heilige Schrift als die einzige Quelle der Wahrheit, sie verstatten auch jedem in der Schrift selbst zu forschen, aber sind damit die Privatinterpretationen gebilliget, welche von dem Bekenntniß der Kirche abweichen"? Diese Frage mag Herr Opponent vor der Majorität der Protestanten selbst verantworten, uns traut sie eine große Ignoranz in der Actenlage des Streites über den Symbolzwang zu. „Wer", sagt Paniel in seiner Beurtheilung der von Krummacher zur Vertheidigung der bekannten bremischen Verfluchungssache herausgegebenen Replik *), „das unveräußerliche Recht, die Bibel zu erforschen, frei und unbekümmert darum, ob die Resultate mit der Lehre der symbolischen Bücher, d. h. mit der Kirchenlehre übereinstimmen werden, schmäht und läugnet, der ist in Wahrheit kein ächter evangelischer Christ, denn er hat das protestantische Princip aufgegeben, und hat statt einem lebendigen Papste den papiernen der symbolischen Bücher angenommen. Er ist factisch Katholik geworden".

„Ist die evangelische Kirche der Wipfel und Gipfel der christlichen Kirche, weil sie den noch unter ihr liegenden, noch

*) Zweite Auflage, Bremen 1841, S. 103.

nicht abgeklärten Dunstkreis menschlicher Meinungen von der reinen Schriftlehre zu unterscheiden weiß, ist sie die wahrhaft katholische Kirche, weil sie ihrerseits keine Stufe christlicher Glaubensentwicklung ausschließt, ist sie die einige rechte Kirche, weil sie dem Herrn allein die Ehre gibt, so müssen wir auch in jedem Abfall von ihr, in jedem Uebertritte zu einer andern Stufe der Jakobsleiter einen Rückschritt anerkennen". — Ja, wenn jenes Bekenntniß das wahre ist, welches aus der Schrift ein vielköpfiges Ungethüm macht, von welchem das Sprichwort gilt, quod capita tot sententiae, aus der Kirche eine große Gaststube, wo Gläubige mit Ungläubigen aus einem Becher trinken und jeder sich auftischen läßt, was sein Herz begehrt, welche dem Herrn allein dadurch die Ehre geben zu müssen glaubt, daß sie sich aller Ehrenvorzüge, die ihr vom Herrn selbst zugetheilt wurden, entäußert, dann ist der Protestantismus der Höhepunkt der christlichen Kirche. Nach unsern Begriffen aber scheint dieses himmelanstrebende Werk seinen Prototyp an jenem urweltlichen Baue zum Babel zu haben, und sich bereits auch die Verwirrung zu wiederholen, womit der eifersüchtige Herr des Himmels jene erste Ueberhebung strafte. Wir werden indeß nicht aufhören, Ihn anzuflehen, er möge unsern irregehenden Brüdern recht bald die wahre Himmelsleiter in so klarem Lichte erblicken lassen, wie jenem Partiarchen zu Bethel, auf daß sie aus ihrem Traume erwachend mit ihm sprechen: „Wahrhaftig, der Herr ist an diesem Orte, und ich wußte es nicht. Wie furchtbar ist dieser Ort! Hier ist nichts Anderes, denn Gottes Haus und die Pforte des Himmels"! Genes. 28, 17.

XVIII.

Deutsche Briefe.

III.

Anfangs Juli 1842.

Ihre wiederholte Mahnung, mein verehrter Freund, das Buch de la Prusse auch noch in seinen, Preußen betreffenden Einzelheiten näher zu beleuchten, begegnete meinem, bereits in der Lösung dieser Aufgabe begriffenen, guten Willen auf halbem Wege. Sie müssen jedoch mit einer leichten Skizzirung meiner unvorgreiflichen Meinung vorlieb nehmen, denn ich habe weder Zeit noch Lust dem Buche ein Buch entgegen zu setzen. Auch bedarf ja das dermalige Preußen unserer Bemühungen zu seiner Rechtfertigung nicht. Zahlreiche, gewandte, patriotische Federn, welche ihm zu Gebote stehen, sind, da absolutes Schweigen kaum denkbar ist, gewiß schon in in diesem Augenblicke mit glänzenden Widerlegungen beschäftigt, die ohne Zweifel in kurzer Zeit in's Licht der Welt tretend, die üble Nachrede nothwendig wie einen Morgennebel zerstreuen werden. — Diese wollen wir, was die Details betrifft, abwarten; über die leitenden Ideen des Inconnu erlaube ich mir jedoch, von jenem Standpunkte aus, den ich in meinen beiden ersten Briefen bezeichnete, nachfolgende Bemerkungen.

Ich bin vollkommen Ihrer Meinung: daß sich „in der exclusiven Art, wie er Preußen in Allem und Jedem richtet, mit gutem Fug viel Schiefes, Ungerechtes, Leidenschaftliches, nachweisen lasse, und daß dem (sonst im Thatsächlichen besser, als die meisten seiner Landsleute unterrichteten) Verfasser,

die lächerlichsten französischen Blendungen, die gründlichsten Mißverständnisse deutscher Zustände begegnet sind". — Ich gehe noch einen Schritt weiter. Mögen auch die meisten von ihm angeführten Thatsachen, allein und für sich betrachtet, richtig seyn, — sein Urtheil über Preußen ist in der Wurzel falsch. Und dieß ist der Punkt, den ich mir näher zu begründen erlauben will.

„Preußen ist ein werdender Staat", sagte kurz nach dem großen, europäischen Frieden Fürst Hardenberg. — Beim ersten Anblicke scheint diese Eigenschaft, da absolute Stabilität als Gegensatz gegen jedes Werden nicht denkbar ist, kein eigentlich unterscheidendes Merkmal. Jedes irdische Ding ohne Ausnahme ist, so werdend wie geworden, jedes Werden aber ist ein Untergehen des Absterbenden, jedes Sterben ein neues, aus dem Tode und der Verwesung sich emporringendes Leben. — Erst bei näherer Erwägung leuchtet die schlagende Wahrheit jenes Ausspruches des gewandten Staatskanzlers gerade für Preußen ein. Im Leben der Staaten, wie in dem der Individuen, gibt es zuerst Perioden der Entwicklung des Wachsthums, der Bildung. Der junge Staat sucht, wie der einzelne Mensch, seinen Beruf, seine Laufbahn, seinen Standpunkt im Leben. Dann folgen andere, längere oder kürzere Zeiträume des scheinbaren Stillstandes; der Strom, hat sein bestimmtes Bett, das Leben seinen ausgeprägten, feststehenden Typus gewonnen; — allmählig tritt nachher, im Staate wie in der physischen Vegetation, ein Versiegen der Lebenskraft, ein Schwinden des innern Bildungstriebes, ein Verdumpfen der geistigen Atmosphäre, ein Verknöchern der Sehnen und Muskeln ein, der Pulsschlag wird matter, und zuletzt ist in der Politik so wenig wie in der Medicin gegen den Tod ein Kraut gewachsen. Uebrigens wartet dieser, im Staate wie im physischen Leben, keineswegs immer bis naturgemäß die Sanduhr ausgelaufen ist, sondern der Todesengel kann auch mitten in der tobenden Entwickelung des jugendlichen Lebens, mit einem raschen Schlage das

Stundenglas zerschmettern, und das Verhängniß steht eben so nahe hinter dem Knaben wie hinter dem Greise. Daher ist die Frage nach der muthmaaßlichen Lebensdauer von der, das Lebensstadium betreffenden wohl zu unterscheiden.

Preußen nun ist heute noch ein werdender, d. h. ein beginnender, suchender, sich entwickelnder, und in dieser Entwickelung schäumender und gährender Staat. — Der Inconnu verkennt dieß, und behandelte ihn, der Geschichte zum Trotz, wie eine bereits ausgeprägte, unabänderliche Individualität, — in welcher er die Möglichkeit einer durchgreifenden Veränderung und Gestaltung zum Bessern nicht mehr anerkennt. — Dieß ist sein erster, principaler Irrthum, — aus welchem unmittelbar der zweite nicht geringere fließt, kraft dessen ihm das heutige Preußen nicht wie ein bewegtes Leben und Ringen gewaltiger Gegensätze, sondern wie eine abgeschlossene, vom trostlosesten, militärisch-protestantischen Despotismus beherrschte, todte und stagnirende Masse erscheint. An diese legt er drittens mit einseitiger Beschränktheit, ohne irgend wie die geschichtlichen und nationalen Verhältnisse des deutschen Lebens zu berücksichtigen, den Allerweltmaaßstab des französisch-liberalen Repräsentativstaats, herb und schnöde verurtheilend, was diesem nicht entspricht. — Viertens endlich bürdet er Preußen als besondere, ihm eigenthümliche Uebelstände und Gebrechen Erscheinungen auf, welche jeder Unbefangene als allgemein europäische Sünden und Krankheiten der modernen Zeit erkennen wird, und mißt einem kalten, wohlberechneten, unabänderlichen Plane bei, was Sache des bewußtlosen Zusammentreffens temporärer Uebelstände, was bloßes Resultat von gegebenen mißlichen Verhältnissen ist, die kein Jetztlebender, überhaupt kein Einzelner geschaffen hat. — Aus dem Zusammentreffen aller dieser Mißgriffe aber entsteht das Conterfei eines apokalyptischen Ungeheuers, dessen bloßer Anblick das Blut in den Adern erstarren macht. In den meisten einzelnen Zügen vollkommen ähnlich, ist dennoch dieß Bild von Preußen in seiner Totalität bis zur wildesten Ue-

vertreibung ungerecht. — Der Haß, der die Farben dazu gemischt, ist nicht mehr im Stande, das Für und Wider gegen einander in Rechnung stellend, Licht und Schatten in das richtige Verhältniß zu bringen. — Mit voller Ueberzeugung behaupte ich; vor dieser Art Kritik könnte kein Staat bestehen, den je die Geschichte gekannt hat. Ob diese Auffassung bestehender, politischer Verhältnisse zum Heile der Völker beitrage? ob ihr gegenüber überhaupt auch nur eine menschliche Regierung möglich sey? — ob nicht jede Gewalt auf Erden Billigkeit und Geduld und jenes, Vertrauen ihrer Unterthanen: daß sie das Gute wolle, und daß sie, wenn sie fehlt, nur aus Irrthum sich in der Wahl der Mittel vergreife, als nothwendige Voraussetzung ihrer Existenz in Anspruch nehmen müsse? Dieß sind Fragen, welche sich der unbekannte, französische Verfasser schwerlich aufgeworfen hat. Dagegen wird jeder Katholik, er sey preußischer Unterthan oder nicht, darin mit mir übereinstimmen, daß die in diesen Fragen angedeutete Politik, wie sie für das Glück der Völkes die ausgibigste, so auch die einzige ist, welche vom christlichen Standpunkte aus gerechtfertigt werden kann. — Sie reducirt sich auf den sehr einfachen Satz: daß Regierungen und Unterthanen vorhandene Zustände in denen sie leben, als eine höhere Fügung auffassen sollen, und daß beide wechselseitig mit einander Geduld haben müssen, und dieß um so mehr, da wir in dieser Zeitlichkeit ein politisches, tausendjähriges Reich nicht zu erwarten berechtigt sind. — Ist dieser Grundsatz wahr, so muß er begreiflicherweise auch zu Gunsten von Preußen geltend gemacht werden. Aus ihm folgt freilich: daß es ein eitles, thörichtes Gerede sey, wenn Preußen von einer gewißen Seite her als der zur Hegomonie berufene, deutsche Intelligenz- und Musterstaat gepriesen wird. Es folgt aber auch daraus, daß das französisch liberale Repräsentativsystem eben so wenig das Modell sey, nach welchem Preußen zugeschnitten werden müsse. Es folgt daraus endlich: daß Preußen zwar keineswegs zur hoffärtigen Ueberhe-

bung und Selbstanbetung Ursache habe, andrerseits aber auch daß die trostlose Verzweiflung an der Zukunft dieses Landes, welche die Schrift des Inconnu im Gemüthe des Lesers hervorrufen muß, eben so wenig statthaft sey. — Uebrigens werden Sie, mein verehrter Freund! mich nicht so furchtbar mißverstehen, als ob ich einem quietistischen und pietistischen Zurückziehen und Gehenlassen das Wort reden, das Aufgeben der Vertheidigung guter Rechte für Pflicht erklären, oder den Rath geben wollte: vor allen Dingen die Hände in den Schooß zu legen. — Im Gegentheil: jeder Mensch, er sey Obrigkeit oder Unterthan, soll, wie sein Stand, Beruf und Wesen es mit sich bringt, frisch Hand anlegen zur Abwehr und Beseitigung von Mißbräuchen und Uebelständen im engern, wie im weitern Kreise des öffentlichen wie des Privatlebens. Was ich aber verlange, so überhaupt, wie in besonderer Beziehung auf Preußen, ist: daß Jedermann gerecht und billig sey, und nicht durch blinden Haß sich in eine systematische, auf durchweg falscher Basis beruhende Opposition hineinwerfen lasse, bei der von Wahrheit und christlicher Liebe nicht mehr die Rede ist, und der Freiheit und dem Rechte der Regierten nicht minder gefährlich wird, als dem Ansehn und der Gewalt der Regierungen.

Kein Sterblicher darf sich anmaßen, in der heutigen Lage der Dinge Preußen's nähere oder entferntere Zukunft voraussagen oder verbürgen zu wollen. Davon ist hier auch überall nicht die Rede. — Nur folgende Sätze würde ich insbesondere allen katholischen Unterthanen jener Monarchie als einfache praktische Regel ihres politischen Verhaltens empfehlen: 1) an die Möglichkeit der Realisirung eines Zustandes von Recht, Ordnung, Freiheit und Wohlfahrt, insbesondere für die katholische Sache zu glauben, — und dieß zwar: um dafür, Jeder an seinem Orte, nach besten Kräften, mit allen erlaubten Mitteln und in gesetzlich gestatteter Weise wirksam seyn zu können, unangesehen der Schattenseiten der bisherigen Geschichte Preußen's, welche der Inconnu mit je-

nem Scharfblicke, wie er dem Hasse eigen ist, hervorzuheben und ins möglichst ungünstige Licht zu stellen weiß. Die Geschichte hat ihr Recht, aber auch die Gegenwart und die Zukunft. Lassen wir uns die rüstige Thätigkeit für die letztern, nicht durch kränkende Erinnerungen an vergangene Unbilden verkümmern und vergessen wir nie, daß das Verzweifeln an der Zukunft der sicherste Weg zur Niederlage in der Gegenwart ist. 2) Nicht zu glauben, daß ein französisch gefärbter, unter constitutionelle Formen versteckter Demokratismus, oder überhaupt, daß französisch liberales Gebahren in Preußen den oben bezeichneten bessern Zustand herbeiführen und fördern könne.

Ueberhaupt ist es eine durchweg falsche, oberflächliche und verkehrt theoretische Vorstellung, als ob es irgend eine fertige Form gebe, in welche sich Preußen, nachdem es zuvor eingeschmolzen worden, hineingießen lasse, um dann für alle Zeiten als das höchste Muster eines freien und glücklichen Staates dazustehen. Ich weiß, daß Viele in diesem absurden Wahne befangen und der ernstlichen Meinung sind, irgend ein liberaler Staatskünstler könne über Nacht eine Form solcher Art, — Constitution genannt, — erfinden oder nach schon vorhandenen Modellen anfertigen. Es liege nur am Willen oder höchstens an einem glücklichen Griff. Eine „Constitution“ sey eben nur, wie ein Bonmot, das Resultat eines genialen Moments. — Gegen diesen Irrthum läßt sich wo er festgewurzelt ist, nicht mehr streiten. Wehe! aber Preußen! wenn diese Ansicht, wie sie täglich in allen seinen räsonnirenden Zeitungen gepredigt wird, — wirklich das Gemeingut der Nation wäre oder würde! — Auf der andern Seite ist es eben so falsch das heutige Preußen, wie es eben ist, für das höchste Muster und den Urtypus des Staats auszugeben, an dem in Ewigkeit kein Titelchen verrückt werden dürfe. Welche Falschheit sich übrigens in dieser Beziehung das Hegelthum hat zu Schulden kommen lassen, wie es bald kalt, bald warm blasend, gestern noch und

unter der vorigen Regierung die stupideste Anbetung des eben jetzt Bestehenden predigte, und heute, wie Tiber, allen Männern der „Reaction“ und der „Geschichte“, d. h. der ganzen an der Vergangenheit festhaltenden Gegenwart, einen Hals wünscht, um ihn desto bequemer abschneiden zu können, — dieß wäre wohl der Mühe werth, unterstützt durch die nöthigen, reichlich vorhandenen Citate einmal des Weitern auseinandergesetzt zu werden.

Ich habe oben Preußen ein Land des Ringens gewaltiger Gegensätze genannt. Dieses Gähren, dieser noch in keinem Lande ausgefochtene, in Preußen aber seiner ganzen Schärfe nach hervortretende Kampf aller sich untereinander widersprechenden Elemente, die in der Gegenwart liegen, ist des heutigen Preußens Signatur. Dort scheint die Vorsehung eine Bühne errichtet zu haben, auf welcher ein großes weltgeschichtliches Drama: die Entwicklung der letzten, politischen und philosophischen Consequenzen des Protestantismus, im Conflict und Gegensatze gegen die danebenstehende alte, im Glauben und der Ueberlieferung festhaltende Kirche, zu Ende gespielt werden soll. Nur wer jenes Land von dieser Seite faßt, wird ein gerechtes Urtheil über dessen wahre Lage fällen, und sich vor Verdammung und blinder Hingebung gleich weit entfernt halten. Seyn wir so aufrichtig: offen einzugestehen, daß wir den Ausgang des Conflicts nicht kennen, dessen Lösung zu den vorbehaltenen Rechten Gottes gehört. Seyn wir daher auch so billig: nicht zu verlangen, daß ein weltgeschichtlicher Kampf solcher Art sich in wenigen Jahren oder Jahrzehnten schlichte. — Wie der Knoten sich im Laufe der Jahrhunderte geschürzt hat, so kann und wird er auch nur im Laufe der Geschichte und durch die Thatsachen gelöst werden.

Indem ich nach dem eben Gesagten gänzlich darauf verzichte, die Schleier der Zukunft lüften zu wollen, beschränke ich mich darauf, die gegenwärtigen obwaltenden Conflicte,

deren Lösung die Lebensaufgabe Preußen's ist, scharf und bestimmt zu bezeichnen. —

Auf dem politischen Felde stehen im heutigen Deutschland drei, aus verschiedenen Entwickelungsperioden herrührende Systeme und Partheien neben und gegen einander. Erstens das ältere, freilich nur noch in seinen Ruinen vorhandene ständische System, zweitens das, des modernen Beamtenstaats, drittens das, des neuen constitutionellen Repräsentativwesens. Alle drei sind in Preußen in heftiger, bisher noch nicht vermittelter Reibung und Bewegung begriffen. Der preußisch-brandenburgische Staat war, bis unter dem Churfürsten Friedrich Wilhelm I. die fürstliche Alleinmacht siegte, ein ständisch-gegliederter Fürstenstaat, wie jeder andere in Deutschland. Aus dieser Zeit rühren, zumal in den älteren Provinzen Preußens, mannichfache, bis auf den heutigen Tag in Gesetzen und Gewohnheiten, aufbewahrte Reste, insbesondere Rechte und Verhältnisse des Adels, welche da sie zu Recht bestehen, ohne revolutionäre Gewaltthat nicht beseitigt werden dürfen. Eine dicht hier angränzende, überaus schwierige Frage, die ich nur andeuten, nicht beantworten kann, ist es: in wie weit überhaupt bei einer neuen Gestaltung des ständischen Wesens in Preußen, jenes ältere, auf abgesonderter Vertretung der im Leben getrennten Stände beruhende System in die neue Zeit hinüber genommen werden solle und könne? eine Frage, die wiederum wesentlich mit der andern zusammenhängt: was und wie viel von jenen ältern, factischen Voraussetzungen der ständischen Verfassung heute noch als wirklich lebendiges Factum existirt? — Auf jene erste und ursprüngliche Periode folgte dann die Gründung und Entwickelung des Beamtenstaats, dem Friedrich der Große eine Ausbildung gab, durch welche Preußen Muster für diese Staatsform wurde. Dieß ist die Feudalität der neuen Zeit. Der Beamte (Staatsdiener) ist in Hinsicht seiner Rechte und seiner Pflichten, seiner Ehre, seiner vor willkührlichlicher Entlassung gesicherten Stellung, die ihm insbesondere das Recht

verleiht: nur von seines Gleichen gerichtet zu werden, in die Stelle des alten Vasallen getreten. — Auch diese Phase der politischen Entwicklung, welche England unbekannt blieb, in Deutschland aber den alten ständischen Staat theils gänzlich absorbirte, theils zur leeren Form herabdrückte, hat ihr Recht. Es kann Niemanden einfallen, einen Zustand, der heute schon eine Geschichte von zwei Jahrhunderten hat, und auf welchen wohl oder übel, das heutige politische Wesen aller deutschen Staaten ruht, ignoriren oder mit einem Schlage vernichten und abthun zu wollen, und dieß um so weniger, als Preußens Beamtenwelt, in Hinsicht ihrer Bildung und ihrer Rechtlichkeit, mindestens den Vergleich mit jeder andern in Europa nicht zu scheuen braucht. — Allein die einseitige Ausbildung dieses Systems, aus welcher das Uebel der absoluten Allesregiererei erwuchs, verbunden mit den, als Thatsache geltenden, gleichviel ob richtigen oder falschen, politischen Ideen der neuen Zeit, hat jene Reaction gegen den Beamtenstaat hervorgerufen, die sich durch ganz Europa als Repräsentativsystem geltend macht, dessen Sinn und practisches Princip darauf hinausläuft, daß die Vertreter der Regierten, im Namen des, als homogene und souveräne Gesellschaft gedachten Staates oder Volkes in die Stelle der neuen Feudalität des Beamtenthums treten sollen; — ein System, welches, beiläufig gesagt, in England mit dem alten ständischen Wesen einen Vergleich geschlossen, in Deutschland aber die seltsame Wendung genommen hat, daß die fürstlichen Beamten (s. g. Staatsdiener) großentheils dem Fürsten gegenüber die Repräsentation des „Staates“ übernommen haben. Dieses dritte System existirt in Preußen zwar noch nicht als fertige Institution, aber es äußert seine Macht als ein Anspruch, der sich theils auf den Gang der Geschichte im neuern Europa und das Beispiel so vieler andern Staaten, theils auf förmliche Versprechungen der vorigen Regierung, theils auf das Bedürfniß gründet, den schon bestehenden Bau der Provinzialstände durch das Dach und den Giebel einer

allgemeinen, das ganze Land vertretenden Versammlung zu vollenden und abzuschließen.

Ich habe, absichtlich völlig partheilos, jene drei Richtungen neben einander gestellt, die heute in Preußen um die Ehre und den Vortheil kämpfen, dem Lande seine künftige innere Verfassung geben zu dürfen. — Zwischen ihnen zu entscheiden, ist meine Absicht nicht, — ich will nur bezeichnen, unter welchen Interessen und Systemen der Streit obwaltet. — Siegt unbedingt das erste derselben, — wozu am wenigsten Aussicht, — so ist eine heftige, den Staat in seinen Grundvesten erschütternde Reaction von Seiten der Staatsdienerschaft und der Parthei des Repräsentativstaats, und demnächst das gänzliche Erliegen der alt-ständischen sogenannten Adelsparthei nicht zu vermeiden. — Behauptet sich das zweite System ausschließlich und mit völliger Unterdrückung des ersten und dritten Elements, — so ist zunächst, in Folge der consequenten Ausbildung der Beamtenmacht, eine Annäherung an die in Rußland vorkommenden Zustände in Aussicht gestellt, welche späterhin unausbleiblich als Rückschlag zum Siege des liberalen Repräsentativstaates führen müßten. Trägt endlich dieser, als die dritte jener Partheien, definitiv einen entscheidenden Sieg davon, gelingt es ihm, die beiden andern völlig ihres Einflusses im Staate zu berauben, und jedes Gegengewicht gegen die democratisch-liberale Tendenz aufzuheben, so ist Preußen ohne Rettung allen jenen Wechselfällen preisgegeben, welche Frankreich heute schon zweimal mit großen Opfern überstanden hat. Die Vermittelung eines wahren und die Sache treffenden Friedensschlusses zwischen allen jenen drei widerstrebenden Ansprüchen, — eine Vermittlung, die von einem gedankenlosen Juste milieu wohl zu unterscheiden ist, — bleibt demnach eine Lebensfrage für Preußen. Ich halte die Lösung derselben für so schwer, daß ich nicht daran glaube, daß menschliche Reflexion sie lösen wird. Der Gang der Geschichte, d. h. die höhere Fügung allein, ist dazu im Stande, und die Hauptaufgabe der Regierung

scheint mir zu seyn: sich und dem Staate so lange das Leben zu erhalten, bis die Zeit ihr friedenstiftendes, versöhnendes und richterliches Amt erfüllt haben wird, d. h. mit einem Worte: länger zu leben, als die Crisis dauert.

Sie sehen, verehrter Freund! wie diese Ansicht sich zu der, in dem Buche über Preußen und seine Herrschaft entwickelten verhält. — Den Conflict zwischen verschiedenen, in ihrer Art wohlberechtigten, geschichtlich gegebenen politischen Principien erkennt der Verfasser gar nicht an; er stellt sich roh und einseitig auf den Standpunkt des democratisch-liberalen Repräsentativsystems, und was diesem widerstrebt, ist schwarze, teuflische Bosheit. — Daher sein überschwängliches Lob über die Stein-Hardenbergische Periode und das Constitutions-Versprechen von 1815; daher andererseits sein bitterer, wegwerfender Tadel über die antiliberalen Tendenzen des Jahres 1819; das eine so unbegründet, schief und schielend, wie der andere. Nur so viel ist an diesem Urtheil wahr, daß Friedrich Wilhelm III. die Ideen, in deren Strömung er wechselsweise (sicher ohne es zu wissen) gerieth, in ihrer Tiefe gar nicht begriffen hatte, und daß er nur, um den ihn drängenden Bedürfnissen der nächsten Gegenwart genügen und die Last des Tages tragen zu können, bald dem Rathe der Einen, bald dem der Andern sein Ohr lieh. Er selbst war weder jemals Absolutist im Sinne der Vorwürfe des Inconnu, noch liberal, im Geiste der Stein'schen Reformen. Der weltgeschichtliche Gegensatz zwischen beiden politischen Systemen, wie ihn auch heute noch nicht allzu Viele verstehen, ist zuverläßig jenem Monarchen niemals klar geworden, und auch die Versprechungen vom Jahre 1813 bis 1815 hat er gewiß nicht in ihrem Umfange und in ihrer vollen Bedeutung verstanden, weshalb die Nichterfüllung derselben eben so wenig auf Rechnung einer bestimmten, entgegengesetzten Politik und eines durchdachten Entschlusses zu setzen ist, dessen sich der König in seinen Motiven klar bewußt worden wäre. In allen diesen Dingen hat, gestehen wir es offen, — die Macht der

Dinge und nicht der Menschen überlegende Weisheit gewaltet. Ich meines Ortes zweifle jedoch stark, ob, wenn auch die Letztere zu entscheiden gehabt hätte, — der Stand der Verhältnisse in Preußen heute wesentlich ein anderer seyn würde.

Ein anderer Conflict ergibt sich aus der Zusammensetzung der Bestandtheile Preußens. — Während nach Osten hin dem deutschen Körper ein slavisches Glied angefügt ist, sind mit der altpreußischen Hauptmasse in Westen die rheinischen Lande in Verbindung gebracht, in welchen französisches Recht und französisches Verfahren Wurzel gefaßt und die Neigung der Bewohner gewonnen hatten. — War es also im Osten die Aufgabe: das rechte Verhältniß zwischen der slavischen und deutschen Nationalität zu finden, so kam es im Westen darauf an, die bestehende, französische Gesetzgebung als ein organisches Glied dem preußischen Staatskörper einzufügen. — Auch diese Aufgabe hat die vorige Regierung nicht gelöst und, — Alles wohl erwogen! — nicht lösen können, — weil auch hier wieder allein die Zeit im Stande ist, einen vermittelnden, schiedsrichterlichen Spruch zu fällen. Daß entgegengesetzte Tendenzen in der Beamtenwelt sich geltend machten, daß Manche den Slavismus vom Erdboden vertilgen, Andere ihn hegen und pflegen wollten, — daß Manche das preußische Landrecht nebst Zubehör an den Rhein verpflanzen, Andere die Oeffentlichkeit und das Geschwornengericht in die altpreußischen Lande hinüber nehmen wollten, — wen wird es Wunder nehmen? — Mißgriffe nach der einen wie nach der andern Seite hin, sind hier schlechthin nicht zu vermeiden gewesen, so lange die Regierung durch Menschen berathen ward, und nur durch Menschen ihre Beschlüsse vollstrecken lassen konnte. Wer die Neigung hat, wie der für die rheinisch-französischen Institutionen, wie für die Polen schwärmende Inconnu, allenthalben bösen Willen und absolutistische Zwecke zu wittern, findet in dieser Beziehung in Preußen ein reiches Erntefeld. Inzwischen beweist das Factum, daß die polnische Nationalität in den dem preußischen Scepter unterwor-

fenen Landestheilen noch immer in einer Lage ist, um welche die Einwohner des Königreichs Polen diese ihre Landsleute zu beneiden alle Ursache haben. Eben so besteht am Rheine heute noch das französische Recht und Gerichtswesen. Und während unter der vorigen Regierung mancherlei Eingriffe die Rheinländer allerdings mit dem Verluste dieser Institutionen bedrohten, kann heute sogar die entgegengesetzte Besorgniß entstehen: daß unzeitiges und übereiltes Herüberziehen der Oeffentlichkeit und der Geschwornengerichte den alten Provinzen ein Geschenk von sehr zweifelhaftem Werthe bringen werde. — Mit einem Worte: lassen wir in allen diesen Beziehungen dem Leben seine Rechte; verfechten wir, Jeder an seinem Orte, das nach seiner Ueberzeugung Wahre und Rechte, und erkennen wir es an, daß der preußischen Regierung das hohe Verdienst gebührt, der lebendigen Bewegung auf diesem Gebiete freien Raum gelassen zu haben. Der bittre Haß, die feindselige Opposition können hier wie überall nur Uebels stiften, und eine friedliche, ruhige Lösung gespannter Verhältnisse nur hinausschieben.

Weit schwieriger scheint mir die Lösung der in Preußen obwaltenden geistigen Conflicte, von welchen ich Sie in meinem nächsten Briefe unterhalten werde.

XIX.

Anglikanisirung des deutschen Protestantismus in Palästina.

Die Augsburger Allgemeine Zeitung macht uns in ihrem Blatte v. 16. Julius mit zwei neuen Actenstücken bekannt, welche auf das anglo=germanisch=protestantische Bisthum in Palästina sich beziehen. Aus beiden erhellt, daß die Interessenten in der Sache, das königl. preußische Kabinet und der Primas der englischen Hochkirche sich im Wesentlichen über die Grundlagen des neuen Bisthums im Oriente verständiget haben, somit also die Realisirung des Werkes von Seiten der paciscirenden Theile nicht weiter aufgehalten ist. In unseren Tagen, der Zeit so mächtiger kirchlicher Bewegung sowohl in Deutschland als in England, hat eine Transaction, wie die vorliegende, kirchenhistorische Bedeutung; und, welches auch der endliche Ausgang seyn möge, wir sind berechtiget, jetzt schon, im Moment des Eintritts, die Erscheinung mit scharfem Blicke zu fixiren. — Das erste dieser Documente ist eine Zuschrift des anglikanischen Primas an Se. Majestät von Preußen, des Inhalts:

Lambeth, den 18. Juni 1842.

Sire!

Da es mir wünschenswerth erscheint, daß Ew. Majestät von dem Verhältniß, worin die deutschen Gemeinden in Palästina, zu dem Bischof der vereinigten Kirche von England und Irland in Jerusalem stehen werden, eine vollständige Kenntniß erhalten, so lege ich ehrerbietigst folgende Vorschläge

vor, welche, wie ich hoffe, Ew. Maj. genehm seyn werden. Der Bischof wird es für seine Pflicht erachten, alle die Gemeinden des deutschen protestantischen Bekenntnisses, welche sich innerhalb des Bereiches seines Sprengels befinden, und geneigt sind, sich seiner Gerichtsbarkeit zu unterwerfen, in seine oberhirtliche Fürsorge und seinen Schutz zu nehmen, und wird denselben allen in seiner Macht stehenden Beistand leisten. In diesen Gemeinden wird die von mir sorgfältig durchgegangene deutsche Liturgie, welche aus den in Ew. Maj. Landen kirchlich recipirten Liturgien entnommen ist, bei der Feier des Gottesdienstes von den Geistlichen angewendet werden, die nach folgenden Grundsätzen angestellt worden sind. Candidaten des heiligen Predigtamts deutscher Zunge, welche dazu Ew. Kön. Maj. Erlaubniß erhalten haben, werden dem Bischof das Zeugniß einer von Ew. Maj. zu bestimmenden Behörde vorlegen, worin ihr guter Wandel und Aufführung, sowie ihre Befähigung für das geistliche Amt in jeder Beziehung bezeugt wird. Der Bischof wird natürlich Vorsorge treffen, bei jedem ihm also präsentirten Candidaten von dessen Befähigung für die besondern Pflichten seines Amtes, von der Lauterkeit seines Glaubens und von seinem Verlangen, die Ordination von den Händen des Bischofs zu empfangen, sich zu überzeugen. So wie der Bischof die Ueberzeugung über diese Punkte gewonnen hat, wird er den Candidaten auf die Unterschrift der drei Symbole, des apostolischen, nikänischen und athanasianischen, ordiniren, und ihm auf die eidliche Zusage des kirchenordnungsmäßigen Gehorsams gegen den Bischof und seine Nachfolger, die Erlaubniß zur Ausübung seines Amtes ertheilen. Was die Confirmation junger Personen in solchen Gemeinden in Palästina betrifft, so wird der Geistliche die Gemeinde in hergebrachter Weise dieselben zu diesem Zwecke unterrichten, die erforderliche Prüfung mit ihnen vornehmen, und von ihnen in Gegenwart der Gemeinde das Bekenntniß ihres Glaubens empfangen. Sie werden alsdann dem Bischof vorgestellt werden, welcher die Handlung der Con-

firmation nach der Form der Liturgie der vereinigten Kirche von England und Irland vollziehen wird. — In tiefster Ehrfurcht habe ich die Ehre zu verharren, Sire, Ew. Maj. aufrichtigster und unterthänigster Diener. (Gez.) W. Canterbury. An Se. Majestät Friedrich Wilhelm den Vierten, König von Preußen.

Diese Zuschrift haben Se. Königl. Majestät von Preußen an den Cultus-Minister Eichhorn zur Darnachachtung mit folgendem Cabinetsschreiben überwiesen:

„Ich übersende Ihnen hiebei ein Schreiben des Primas von England, Erzbischofs von Canterbury, welches die bestimmten Vorschläge enthält, über das Verhältniß des Bischofs der vereinigten Kirche von England und Irland in Jerusalem zu den deutschen Gemeinden evangelischer Confession in Palästina, welche sich der Jurisdiction des letzteren zu unterwerfen geneigt sind. Sie werden daraus entnehmen, daß der genannte Prälat den Gemeinden des deutschen protestantischen Bekenntnisses in Palästina den Schutz und die hirtliche Fürsorge des englischen Bischofes zu Jerusalem zusichert, ohne andere Bedingungen zu machen, als solche, welche die Ausübung dieses Schutzes erfordert. Eine Veröffentlichung dieser Vorschläge wird am geeignetsten seyn, die Mißverständnisse Wohlmeinender zu beseitigen, und die Verdrehungen und Verleumdungen Böswilliger unschädlich zu machen. Wenn auch zur Zeit noch keine deutsch-evangelischen Gemeinden in Palästina sich befinden, sondern die Bildung derselben unter dem Einfluß der sie begünstigenden Umstände erst noch zu erwarten ist, so werden doch schon jetzt Candidaten der deutsch-protestantischen Kirche, welche das wachsende Interesse an dem Werke der Missionen zur Bekehrung der Juden nach Palästina führt, es für wünschenswerth halten, von den in dem Schreiben des Erzbischofs von Canterbury enthaltenen Anerbietungen Gebrauch zu machen, und mittels des sich anzueignenden Schutzes und der Fürsorge des Bischofes der vereinigten Kirche von England und Irland in Jerusalem ihrer

Wirksamkeit eine freiere Bahn und einen segensreicheren Erfolg zu bereiten. Ich bin gerne geneigt, Candidaten dieser Art, wenn sie von der Behörde geprüft und qualificirt erachtet worden sind, insbesondere ihre feste Begründung in dem evangelischen Glauben nach dem Lehrbegriff der augsburgischen Confession zuvor nachgewiesen haben, in angemessener Weise zu unterstützen, und trage Ihnen auf, mir dergleichen zu bezeichnen".

Danzig, den 28. Juni 1842. Friedrich Wilhelm.
An den Staatsminister Eichhorn.

In dem königlichen Schreiben ist auf den äußeren Anlaß und damit auf den Schlüssel hingewiesen, der zum Verständniß des Ganzen leitet. Es ist den Lesern aus öffentlichen Mittheilungen wohl noch in Erinnerung, daß die protestantische Geistlichkeit in Preußen, wohl dem größeren Theile nach, den Absichten des Monarchen in der Sache des protestantisch-palästinischen Bisthums sich nicht sehr gewogen zeigte. Der ministeriellen Aufforderung zu einer Kirchencollecte für diesen frommen Zweck ward die Anfrage entgegengestellt: „Welche Bewandtniß es eigentlich mit dem zu stiftenden Bisthum habe"? Die vorgängige Abneigung gegen das Project war sich nicht ganz unklar; sie glaubte wenigstens so viel dem bisherigen Sachbestand zu schulden, um nicht mit unbedingter Folgeleistung auf das gestellte Ansinnen einzugehen. Die Gegengründe selbst, in der Hauptsache einig, theilten sich nach den Individualitäten. Die „Wohlmeinenden" konnten nicht aller Bedenken sich entrathen, und waren darum geneigt, mit einem vorläufigen „Aber" an sich zu halten. Die „Böswilligen", aus gar vielen Ursachen dem Unternehmen abhold, trachteten, ihm durch „Verdrehungen und Verleumdungen zu schaden". Die Sache unbefangen angesehen, so stand, nachdem so Alles ins Publikum gedrungen, sehr Vieles auf dem Spiele. Aufklärung darüber schien nicht bloß mehr „wünschenswerth", sondern nothwendig, um die Absichten des Königs ins rechte Licht zu stellen. Dieß der äußere Anlaß,

welchem wir die erzbischöfliche Mittheilung über die Grundzüge der anglo-germano-protestantischen Union in Palästina verdanken. Sie enthält die Antwort auf die Anfrage, welche die protestantische Geistlichkeit dem preußischen Ministerio vorgelegt hat.

Den größten Anstoß hatte die Absicht des Königs von Preußen an der allgemein verbreiteten Besorgniß gefunden, das anglikanische Episcopalsystem möchte der preußischen Landeskirche aufgedrungen werden. Daß Gedanken **der Art** im Hintergrunde lagen, daran zweifelt Niemand, welcher von der auf „Ermächtigung" hin vom anglikanischen Primas veröffentlichten Notification: Statement of procedings with reference to the Bishopric of the United Church of England in Jerusalem, published by Authority, — gelesen oder gehört hat. Zwar wird darin der durch Dr. Alexander zu erwirkende Zweck ostensibel dahin gestellt: „im heiligen Lande eine neue religiöse Colonie zu errichten, die theils aus Engländern, theils aus Deutschen bestehe"; — zugleich aber auch die sanguinische Hoffnung nicht unterdrückt, daß diese Vereinbarung den Weg anbahnen könnte „zu einer wesentlichen Einheit in der Disciplin, wie in der Lehre zwischen der anglikanischen und den weniger vollkommen eingerichteten protestantischen Kirchen in Europa". Allein eben diese unverhohlen gegebene Absicht, zusammengehalten mit den Unionsvorschlägen, rief auf deutscher Seite einen fast einmüthigen Widerstand gegen das Unternehmen hervor. Die Folge davon ist die Veröffentlichung der vorstehenden zwei neuen Documente, welche nicht unwesentliche Modificationen, oder wenn man lieber will, genauere Bestimmungen zum frühern Plane nachliefern. — Fürs Erste tritt die Anwendung oder Ausdehnung des Vereinigungsplanes auf die deutschprotestantischen Kirchen vollends zurück. Damit ist auch der Gegenstand selbst ihrer Discussion und Controverse entzogen, wovon eben jetzt, so lange dieselben in schweren Krämpfen sich zerarbeiten, ohnehin nicht viel Gutes zu erwarten stand. Der Punkt der wech-

selseitigen Berührung wird auf den dritten Ort beschränkt, der zu einem ungestörteren Zusammenfinden geeigneter, und besonders dadurch im hohen Grade unverdächtig ist, weil beide Theile dort gleich viel Recht und Grundbesitz, d. h. beide Nichts besitzen. Beide Paciscenten haben sich dahin verständiget, dort im entlegenen Osten, auf neutralem Gebiete, wo der deutsche Protestant wie der Anglikaner gleich heimathlos, somit auch kein Vorrecht, kein Streit über Mein und Dein, somit auch keine Rechtsverletzung möglich ist, nach ordentlichem freien Vertragsrechte die Hände sich zu reichen. Hier also fern von allem Einspruche, wechselt die deutsche Braut den Ring mit dem Anglikaner. Dieser gewährt ihr seinerseits die Gunst, „daß sein Name über sie angerufen werde"; diese aber verspricht ihm als künftige ordentliche Hausfrau, wie die Arbeitsbiene dem Waisel im Bienenkorbe, die Früchte ihres Schweißes zuzutragen; ferner wird stipulirt Gütergemeinschaft nach englischem, nach preußischem Landrechte aber festgesetzt, daß die zu erwerbende Nachkommenschaft aus dieser Civilehe auf des „Vaters" Religion, d. i. des Anglikaners, confirmirt werden solle. Im Uebrigen kommen beide überein, darin einander etwas nachzusehen, daß jedes nach seiner Weise („Liturgie") fortan beten möge. So hätte also für jetzt der Unionsplan in einen um etwas engeren Kreis sich geringelt, und das von Ritter Bunsen mit so vieler Begeisterung aufgenommene Project Jablonsky's einer weitaussehenden Vereinigung der protestantischen Kirchen stünde auf dem Punkte, dasselbe Loos zu theilen, welches jenem mit dem Hinscheiden des König Friedrich I. von Preußen 1713 zugefallen ist.

Durch diese Umgestaltung des Sachverhältnisses hat der König allerdings den „Wohlmeinenden" wie den „Böswilligen", wenn nicht den Grund zu Besorgnissen weggenommen, wenigstens die Last ihres Kummers verringert. Wir sehen vor der Hand von diesem Schauplatz der Vereinigung ab, und auf den Grundriß hin, nach welchem die vereinigte englisch-deutsch-

protestantische Kirche in Palästina aufgeführt werden soll. Begreiflicher Weise legen wir dabei den katholischen Maaßstab an, der von Seiten der Geschichte und Erfahrung den Stempel der Richtigkeit aufzuweisen hat.

Wir unterscheiden an den vorliegenden Vorschlägen, was von beiden Contrahenten angeboten und was geleistet wird. Der Anglikanismus erscheint zuerst auf dem verabredeten Territoire, und ergreift nominellen Besitz von der Sache, wird Grundbesitzer, der nachfolgende deutsche Protestantismus wird sein Client: der englische Primas bietet ihm, im Namen seines Suffraganen in Palästina, „dessen Schutz und oberhirtliche Fürsorge und allen in seiner Macht stehenden Beistand“ an. Für uns, die in Dingen der Art überall auf Bestimmtheit zu sehen gewohnt sind, haben Ausdrücke, wie die vorliegenden, eine so unbegränzte Weite, daß wir mit unsern hergebrachten Vorstellungen uns darin zurecht zu finden, Mühe haben. Dr. Alexander befindet sich dermalen einsam in seinem länderreichen, nach zwei Welttheilen reichenden Sprengel, steht vereinzelt mit seinem Glauben; sein Wohnhaus ist seine Kirche, sein selbsterzeugtes „Israel dem Fleische nach“ ist auch gewiß der größere Theil von „seinem Israel dem Geiste nach“. Noch ist sogar seine politische Stellung zweifelhaft und seine geistliche Macht reicht nicht weit über die Schwelle seines Wohnhauses. Worin also der angebotene Schutz, — wenn dieser nicht identisch mit dem des residirenden englischen Consuls seyn solle, bestehen werde, ist vorläufig nicht abzusehen, da ihm selbst noch keine unbestrittene Autorität oder Gewalt zur Seite steht. Das Wort Schutz dürfte vielleicht aus dem Munde des englischen Primas im guten Deutsch so umschrieben werden: „deutsch-protestantischen Candidaten des heil. Predigtamts wird angetragen, nach Palästina zu kommen, für den anglikanischen Episcopus in P. eine Diöcese zu gründen, ihn dadurch aus einem alttestamentlichen Patriarchen, dessen Priesterthum der Umfang seines Hauses abgrenzte, zu einem christlichen Bischof,

und damit ihm auch die Entwicklung einer kirchlichen Gewalt möglich zu machen, die er in diesem Augenblicke noch nicht besitzt". Daß der Antrag auf die deutsche Gutmüthigkeit gebaut, und daß es nicht auf den deutschen Protestantismus, sondern auf die deutschen Hände abgesehen sey, darüber lassen die Bedingungen keinen Augenblick im Zweifel.

Der so eben berührte Beistand und die oberhirtliche Fürsorge wird abhängig gemacht von der Geneigtheit, sich der Jurisdiction des protestantischen Bischofes in Palästina zu unterwerfen. Natürlich finden wir diese Bedingung ebenso sehr, als sie in dem königl. Schreiben als nothwendig bezeichnet ist. Aber ebenso entschieden ist auch, das diese Unterwerfung unter die Jurisdiction, eine vollkommene Lossagung der sich unterwerfenden Prädicanten von der deutsch-protestantischen, und Einverleibung in die anglikanische Kirche implicire. Der deutsche Protestant verwirft als solcher die göttliche Gewalt (Jurisdiction), wie und weil die göttliche Institution und Succession des Episcopats in der christlichen Kirche. Die Negation dieses dogmatischen Princips ist die grundwesentliche Voraussetzung des ganzen deutschen Reformationswerkes im Protestantismus; durch sie ist er in seiner eigenthümlichen Wesenheit und Form bedingt. Seine Grundanschauung von Christenthum und Kirche, welche durch die ganze ihm eigene Umgestaltung der Lehre und Disciplin sich hindurchzieht, schließt den Episcopat im altchristlichen Sinne mit Nothwendigkeit aus. Die Wiederaufnahme dieses Princips hat im ganzen Umfange des symbolischen Protestantismus in Deutschland keine einzige Faser einer Wurzel übrig. Ist also einerseits nicht zu begreifen, wie der deutsche Protestantismus der Halbheit des englischen ein so schweres Opfer mit einem solchen sich selbst gegebenen Dementi, bringen werde: so ist andererseits vielleicht noch unerklärlicher, woher die vorausetzliche „Geneigtheit" zur Unterwerfung kommen solle, die wenn sie aus Ueberzeugung hervorgeht, eine moralisch nothwendige; wenn sie eine bloß willkührlich conventionelle ist,

keinen Werth, um nicht zu sagen, das Gewissen wider sich hat. Die schwebende Frage betrifft ein dogmatisches Faktum, welches sich selbst beweisend auf Anerkennung dringt, von keiner zufälligen Geneigtheit eine Gabe annimmt. Ob aber in deutschen Candidaten die Augsburger Confession, nach welcher sie ihre Rechtgläubigkeit zu erproben haben, eine solche Geneigtheit zu entzünden geeignet sey, wollen wir dem verständigen Urtheile derer überlassen, welche in Mengung des Heterogensten besser geübt als wir, auch hiefür etwa Rath und Hülfe wissen. Wir von unserm, dem katholischen Standpunkt aus, können es im Interesse des Christenthums nur abermals beklagen, wenn auch nur versuchsweise auf dem Gebiete des Kirchenrechtes nach einer Vereinigung hingestrebt würde, wobei die einschlägigen Glaubenssätze wieder umgangen und verleugnet, als indifferent wechselseitig aufgeopfert, und in Folge der Niederdrückung des Glaubens, der in Deutschland einreißende Abfall vom Christenthum auch den christlichen Orient verpesten würde.

Indeß, diese Peroration scheint überflüßig. Denn in Wahrheit ist nicht so fast von einer Unterwerfung unter die Jurisdiction die Rede, sondern von einem formellen Uebertritt zum Dogma des Anglikanismus. Wenn streng englische Blätter früher über die doppelsinnige Stellung des Dr. Alexander in Jerusalem in Angst gerathen sind *), so war diese so unge-

*) Der toryistische „Churchman" äußert sich aus Anlaß des ersten Erlasses des Primas: „Die Stellung des Dr. Alexander ist in einer Hinsicht eine ganz eigenthümliche; er ist jedenfalls eben so sehr Bischof der preußischen als der anglikanischen Kirche; und es mag der Fall eintreten, daß die Mitglieder jener Kirche in Ansehung dieser und jener Artikel unserer Kirche Bedenken hegen. Was in diesem Dilemma zu thun sey, ist uns nicht klar; wir meinen jedoch, daß Falls Dr. Alexander unter so äußerst schwierigen Verhältnissen einen Theil der Artikel bei Seite setzen und ein Individuum lediglich für die preußische Confession ordiniren sollte, damit der anglikanischen Kirche kein Eintrag ge-

gründet, als es jetzt die Befürchtungen gewisser deutscher Journale sind, wenn sie vor den anglikanischen Inseln bangen. Nach den vom Primas von England vorgelegten und in Berlin genehmigten Vorschlägen treten die deutschen Juden-Missionäre vollständig in die Glaubens- und Kirchengemeinschaft der vereinigten englischen Kirche ein. Zwar ist in diesem zweiten Erlasse des Erzbischofs die im ersten bedungene Unterzeichnung der 39 Artikel Seitens der zu ordinirenden Deutschen ausgeblieben, und damit die nicht geringe Anstößigkeit der so sehr bloßgelegten Intention weggefallen, welche das deutschprotestantische Selbstgefühl so tief verwundete. Allein die Unterdrückung dieser Clausel ändert nichts am Wesen. Der Augsburger Confessionist, „wenn er seine feste Begründung in dem evangelischen Glauben nach dem Lehrbegriffe dieses (des lutherischen) Bekenntnisses nachgewiesen“, und mit dem legalen Zeugnisse hierüber, und über seine Gesittung, Befähigung rc. in Palästina vor dem anglikanischen Bischof erscheint, „so wird natürlich dieser Vorsorge treffen, von der Lauterkeit seines Glaubens und von seinem Verlangen, die Ordination von seinen (des Bischofs) Händen zu empfangen, sich zu überzeugen“. So erscheint also das Zeugniß der preußisch-protestantischen Behörde unzulänglich, eben so die feste Begründung in dem Lehrbegriff der Augsburger Confession nicht zureichend. Die Lauterkeit seines Glaubens wird einem neuen Scrutinium unterstellt. Sollte sein Glaube „lauter“ befunden werden, wenn darin eben jene Dogmen

---

schehe. Wir können es allerdings nicht gutheißen, daß der Mann diesen doppelten Charakter habe, und in der einen Eigenschaft etwas thun dürfe, was er in der andern nicht kann, und in diesem Betracht möchten wir das fromme Motto der City von London aufnehmen: „Domine, dirige nos“. An Anomalien in der kirchlichen Disciplin fehlt es uns gegenwärtig nicht, und dieß ist eine dergleichen. Wir hegen große Besorgniß vor dem Nützlichkeitsprincip, wenn dasselbe überhaupt ein Princip genannt werden kann“. Berlin. Allg. Kirchenz. 1842. Nro. 14.

mangeln, welche die anglikanische Kirche so auszeichnend charakterisiren, und sie, weit voraus vor den anderen protestantischen Confessionen, nach dem Ausdruck des hochkirchlichen Primas, mit dem Vorzug „der völlig reinen und durchaus unverdorbenen Kirche“ schmücken? Sollte namentlich jenes Dogma darin fehlen dürfen, welches ihn zu den Füßen des anglikanischen Bischofs führt, um durch seine Händeauflegung endlich die Autorisation und Mission zur Verkündigung des Evangeliums zu empfangen? Ein Zweifel daran ist uns erlaubt, so lang von dem Ordinanden die eidliche Zusicherung des canonischen Gehorsams gegen den Bischof und dessen Nachfolger gefordert, und die Zulassung zum activen Kirchenamte davon abhängig gemacht wird *). Wenn der zweite erzbischöfliche Vorschlag von der früher urgirten Unterschrift der 39 Artikel Umgang nimmt, so gleicht sich dieses damit aus, daß auch von der Augsburger Confession eben darin keine Meldung mehr geschieht. Man suchte und fand, mit Uebergehung der beiderseitigen Bekenntnißschriften mit ihren unleugbaren Glaubensdifferenzen, eine ostensible Basis an den drei alten, beiden Kirchen gemeinsamen Symbolen, dem apostolischen (in der römischen Fassung), dem nicäenischen und athanasianischen, welche aber freilich keine eigenthümlich protestantischen, noch weniger auf die der zwischen der deutsch-protestantischen und anglikanischen Kirche schwebenden Differenzen bezügliche Lehrbestimmungen enthalten, daher zu ihrer Vereinigung eben so wenig ausreichen, als beider mit der katholischen Kirche. Wir sagten daher, eine ostensible Basis; denn in der That wird der anglikanische Bi-

*) Die Subjectionsformel lautet nach dem englischen Rituale für die Ordination der Presbyter so: Bischof: Num Ordinario vestro reverenter praestabitis obsequium ut et praecipuis Ecclesiae Ministris, quorum curae atque regimini subjecti estis, piis eorum admonitionibus alacriter atque ex animo obtemperantes, vosque piis eorum decretis submittentes? Der Ordinandus: Faciam mihi opitulante Domino.

schof angewiesen seyn, seiner Zeit und privatim auf eine nicht minder strenggläubige Anerkennung der 39 Artikel zu halten, als der König seinerseits in seinem Ausschreiben abermals die feste Begründung in dem Lehrbegriff der Augsburger Confession den dahin abgehenden Candidaten zur ausdrücklichen Pflicht gemacht hat. Wir wollen keine Heuchelei supponiren: — mittels der so zu vollziehenden Ordination geht der deutsche Judenmissionär in die anglicanische Glaubens- und Kirchengemeinschaft über. Dem englischen Bischofe und seiner Kirche trägt er von da an auch die Früchte seines Fleißes zu. Diejenigen, deren „Glaubenslauterkeit" (im englischen Sinne) das Scrutinium bestanden, führen die von ihnen, versteht sich derselben englischen „Glaubenslauterkeit" Unterrichteten abermals zu des Anglikaners Füßen *), „welcher die Handlung der Confirmation nach der Form der Liturgie der vereinigten Kirche von England und Irland vollziehen wird". Und Wem eignen nun wohl die unter solchen Präcedentien, von diesen Missionarien bekehrten und in solcher Weise Confirmirten? Der deutsch- oder der gemischt- oder endlich der rein anglikanischen Kirche? Gewiß täuscht sich hierüber Niemand. Und begreiflich: was dem Könige von Preußen Achtung vor der englisch-bischöflichen Kirche einflößte, war eben der Vorzug der besseren Constituirung in Doctrin und Disciplin, der sie auszeichnet, und wofür der deutsche Protestantismus ihr keine Wiederlage aus dem Seinigen entgegen anzubieten hat. Dieser kann in sie eingehen, um in ihr aufzugehen; — als besonderer Bestandtheil sich in ihr aufrecht halten, das vermag er nicht, und, — die „Vorschläge" genau besehen, soll er es auch nicht. Daß die deutsch-protestantischen Gemeinden ihre eigene, die preußische, Liturgie beibehalten, verschlägt Dem nichts; —

*) So ist es in dem anglikanischen Formular für die Confirmation ausdrücklich vorgeschrieben: Tunc omnibus ordine in genua provolutis coram episcopo, uniuscujusque capiti successive manum imponet.

sie ist vom Primas revidirt und approbirt. Besonderheiten der Art schließt auch die Einheit der katholischen Kirche nicht von sich aus.

Ob die Veröffentlichung dieser Propositionen auf deutscher Seite den beabsichtigten Erfolg haben, ob sie die Abneigung, Einsprüche, Verdächtigungen ꝛc. ꝛc. heben werde, — können wir dahin gestellt seyn lassen. Wichtiger scheint für uns die Frage: welchen Erfolg kann diese versuchte Union für den Stand des Christenthums überhaupt, und — die Realisirung des Projectes vorausgesetzt, — im Oriente insbesondere haben?

Einheit ist das Hausgesetz des Christenthumes und ihm charakteristisch. Da es sich darstellt, nicht als ein Produkt der Reflexion, sondern als ein Geschenk des sich selbst seiner Schöpfung offenbarenden Gottes, der sich uns darin nach seinem Wesen präsentirt: so formt es nothwendig alle Intelligenz zur wesentlichen Einheit des religiösen Erkennens. Und dieses eignet ihm so sehr, daß, wo nur immer eine grünende Wurzel in den Gemüthern übrig ist, es mit einer Art göttlichen Instinktes zur Einigung ruft und treibt. Nur der im Indifferentismus Abgestorbene fühlt nichts mehr hievon; und nur dem egoistischen Schwächling, die fressende Eiterbeule in der Kirche vorstellend, schauderts vor dem Worte „Einheit", weil sie das Wunde ausheilt. Von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet, wäre das Unternehmen der besprochenen Union gewiß im hohen Grade löblich zu nennen; das Christenthum würde an siegreicher Gewalt über die Gemüther nur gewinnen. Aber die Art, wie dieses angegangen wird, muß und wird ihm ebenso viel schaden. Die Kirche ist ebenso wesentlich auf die Einheit des Glaubens gegründet, als das Christenthum auf die Einheit Gottes. Alle und jede Abweichung darin macht die Gemüther einander fremd, es gibt keine Verschmelzung der Seelen in Liebe, keine innere Erstarkung der Kräfte, kein heiteres Erblühen des Lebens. Vielmehr, indem man über diese Differenzen bei einer Union hinwegsieht, schließt man die Wunde von Außen, während sie im

Innern forteitert und bis auf das Mark einfrißt. Dieser Befürchtung können wir uns auch im vorliegenden Fall nicht ganz erwehren. Man will beide Kirchen einander nähern, und, wenn möglich, aus zweien Eine machen; aber beide Theile haben die unzeitige Artigkeit sich die Lehrgegensätze zu verhehlen, die Kluft zwischen den sich ausschließenden Principien zu überkleistern, und Friede zu rufen, wo kein Friede ist. Statt des frohen Zusammenfahrens der Lebenskräfte, werden gerade die vordem agitirenden Elemente nur einander lähmen, deprimiren und in dem Maaße bis zur Ohnmacht schwächen, als dieses falsche Einheitsband straff angezogen wird. Was hat die deutsch-protestantischen Confessionen mehr entkräftet und tiefer herabgewürdiget, als gerade diese mechanische Unionen? Wenn der preußische Monarch den gegenwärtigen Zustand aufrichtig betrauert und beklagt, und so fern es geschehen könnte, gerne helfen möchte, so wäre ebenso sehr zu wünschen, daß der Grund so betrübender Erscheinungen auf Seite der Protestanten, nicht verheimlicht würde. Wird oder will man auf dem betretenen Wege voranschreiten, abermals ohne wahrhafte innere Ausgleichung der Differenzen und ohne Feststellung des gemeinsamen Lehrbegriffes eine bloß äußerliche Vereinigung erzwecken, so werden beide Kirchen, ohnehin schon innerlich tief genug zerrissen, durch ein solches Sichselbstaufgeben den letzten Halt noch einbüssen, die Verwesung des eigenthümlich Christlichen in ihrem Schooße beschleunigen, und dem religiösen Verfalle in die Hände arbeiten. Doch genug; die Beispiele und die Erfahrungen in der deutschen Heimath, welche für das ersterbende, wenn nicht schon erloschene christliche Leben in den protestantischen Kirchen, kein Heilmittel mehr aufzutreiben weiß, mögen es entschuldigen, wenn wir die gegebenen Andeutungen hier nicht weiter ausführen wollen. Wir freuen uns, wenn die dissidirenden Dissenters sich vereinigen; können es aber nicht genug beklagen, wenn die Union abermals wie in Deutschland, auf Kosten des positiven Christenthums durchgesetzt werden soll.

Kürzer können wir uns in Ansehung der andern Frage fassen. In der früheren Notification des Erzbischofs ist die Hoffnung ausgedrückt: „es werde der Anblick einer ganz reinen und durchaus unverdorbenen Kirche, welche die englische Kirche im Bunde mit den deutschen Kirchengemeinschaften in der heiligen Stadt errichtet, als eine, welcher in der Einheit des Geistes durch das Band des Friedens den reinen Glauben bewahrt, nothwendig die Aufmerksamkeit des jüdischen Volkes in der ganzen Welt auf sich ziehen, und die zur Zeit planlosen Bemühungen zur Bekehrung derselben centralisiren". Ob in dem Augenblick, da der englische Primas, (wenn er der Verfasser ist),' diese Lobsprüche auf die deutsche und anglikanische Kirche niederschrieb, keinen Blutandrang nach Stirne und Wangen empfunden, wollen wir nicht untersuchen. Aber das muß ihm jedenfalls entgegnet werden, daß das Christenthum im Oriente geblühet und fortbestanden habe, ehe 1842 der Gedanke gefaßt ward, den todtkranken Protestantismus nach jenem milderen Klima zu tragen. Es wird viel auf die Verschrobenheit „des jüdischen Volkes in der ganzen Welt" (sic!) gebaut, wenn man es von der Frage Umgang nehmen läßt, wie der moderne glaubensdürre Protestantismus zu dem dort aufgegangenen und fortgepflanzten Katholicismus sich verhalte. Hierin fürchten wir, täuscht man sich überarg. In Palästina leben andere Erinnerungen, ein anderer Ausdruck des Glaubens, der Andacht und christlichen Pietät, andere Vorbilder des Lebens; jener mit katholischem Martyrblut getränkte Boden haucht Empfindungen aus, welche in protestantischen Gemüthern keine Heimath haben. Wir ehren es, wenn man zudem mehr anstrebt, als den Aposteln selbst bezüglich dieser Nation gelungen ist; können aber die Besorgniß nicht unterdrücken, die Verpflanzung der protestantischen Spaltungen und Eigenheiten werde keine größere Achtung vor dem Kreuze bei den dortigen Juden erwecken, als dieselben bei den europäischen Katholiken und orthodoxen Griechen sich erworben haben, und genießen.

XX.

Amerika.

Wir freuen uns, unsere Leser auf eine kleine, aber überaus wichtige Schrift aufmerksam machen zu können, welche den Titel führt: „Gegenwärtiger Zustand der katholischen Kirche in den vereinigten Staaten, vorzugsweise in ihrem Verhältnisse zur Freiheit und zum Protestantismus. In einem Sendschreiben an Herrn von Beckedorf. Regensburg 1842.“ Der Verfasser ist einer von den Vielen, der seinen kirchlichen und politischen Idealen über das Meer nachgezogen, und bekehrt wieder zurückgekommen ist. „Was ich in meinem Leben,“ sagt derselbe, „ehe ich nach New-York kam, für das Höchste und Schönste gehalten hatte; Freiheit und Protestantismus — das habe ich hier in den vereinigten Staaten, wo kein Druck, keine äußere Macht, keine hemmenden Institutionen die freie Entwickelung bis zur Vollendung hindern konnten, als etwas so Seltsames, Zwitterhaftes und Unnatürliches kennen gelernt, daß Sie Sich nicht wundern dürfen, wenn ich Ihnen offen von vorn herein bekenne: Amerika hat aus mir, dem Freiheitsprediger, mit seiner Freiheit einen Conservativen, Amerika hat aus mir dem eifrigen Protestanten, mit seinem Protestantismus, wenn auch zur Zeit noch keinen streng rechtgläubigen Katholiken, doch einen Menschen gemacht, der nach alle dem, was er von der katholischen Kirche während eines vierjährigen Aufenthaltes in den vereinigten Staaten gesehen und in Erfahrung gebracht, eine hohe Achtung für diese Kirche gewinnen und einsehen lernen mußte, daß es wohl der Mühe werth ist, einer solchen Kirche, auf die er so vielfach nur

schimpfen und schmähen hörte, deren eigenthümliches Leben, deren segensreiche und heilsame Institutionen ihm aber (wie so vielen unter den Protestanten!) bis in sein reiferes Mannesalter gänzlich unbekannt blieben, wo möglich immer näher und näher zu treten, damit auch er mit jener Einfalt gesegnet werde, die den Weg des Streites verläßt, und auf dem ruhigen und sichern Pfad der göttlichen Gebote wandelt"! Es kann daher nur vom höchsten Interesse seyn, die Ansicht kennen zu lernen, welche der Verfasser, ein hochbegabter, scharf beobachtender, wahrheitsliebender Mann, während einer vierjährigen, eigenen Anschauung gewonnen hat, und wir erwarten mit wahrer Sehnsucht die Fortsetzung seiner interessanten Lebensbilder, welche seinem Versprechen nach, eine Schilderung des Wirkens der katholischen Kirche, in dem Heimathslande der modernen Freiheit enthalten soll.

Die uns vorliegende erste Abtheilung beschäftigt sich mit der Beantwortung der Frage: welche Früchte hat den Amerikanern die mit Blut erkaufte Freiheit in den ersten 65 Jahren ihres Bestehens getragen? Als Antwort rollt der Verfasser ein wahrhaft schaudererregendes Gemälde vor unsern Augen auf. Er hat statt der gerühmten Freiheit des Geistes den Despotismus des Lasters, statt der Freiheit der Liebe und Demuth die Knechtschaft der Sünde und des Egoismus, statt des Licht und Klarheit verbreitenden Protestantismus einen Augiasstall der ekelhaftesten Secten gefunden, und wie einst Jugurtha über Rom, so ruft er über Washington's und Lafayette's Schöpfung aus: o urbem venalem cito perituram, si emtorem invenerit! — Die schein-liberale democratische Richtung des Protestantismus hat sich hier in voller Freiheit, ungehemmet und unbehindert durch irgend einen Druck von außen, allseitig entwickeln können, und hier wie überall, hat sich aus dem innersten Kerne des Volkslebens heraus, d. h. aus dessen religiöser Ueberzeugung der entsprechende politische Zustand entfaltet. Denn die Verfassung der vereinigten Staaten, (darüber sind alle einig!) ist rein und

lediglich das Geschöpf des freisinnigen Protestantismus. — Es ist interessant zu sehen, welche Stufe der Entwickelung dieser Zustand in zwei herodotischen Menschenaltern erreicht hat. Wir unsererseits tragen, nach der übereinstimmenden Aussage aller Beobachter kein Gelüsten, auch nur einen Augenblick diese „freie“ Luft zu athmen. Im Uebrigen bitten wir jeden unserer Leser, der die empörende, despotisch eogoistische Schlechtigkeit kennen lernen will, welche sich unter dem Mantel dieses Freithums birgt, des Verfassers eigne, beredte Schilderung der in Amerika einheimischen, eigenthümlichen Art der Anarchie und Ruchlosigkeit nicht ungelesen zu lassen. Nur das, was er über den kirchlichen Zustand des Landes sagt, wollen wir mit einigen Bemerkungen begleiten. —

„Wie oft habe ich nicht“, sagt der Verfasser „in Deutschland die Klage gehört, daß es mit dem Protestantismus daselbst viel besser aussehen würde, wenn er freier und selbstständiger das Haupt erheben, wenn er fesselloser und ungehinderter sich bewegen könnte. So aber mache man es mit ihm, wie die Wälschen mit dem Weinstocke; man lasse ihn an der Erde fortkriechen, überall sey er beschränkt, gebunden — was Wunder? daß seine äußere Erscheinung armselig, seine Verbreitung gering, seine Gaben dürftig wären“! „Nun wohlan! auf dem freien amerikanischen Boden war die katholische Kirche vom Anfang an die Ecclesia pressa, die verachtete, zurückgesetzte, die kaum geduldete, so daß sogar früher Niemand ein öffentliches Amt bekleiden konnte, der sich zur katholischen Kirche bekannte, der Protestantismus dagegen in seiner eigenen Regel- und Fessellosigkeit das Schooßkind der freien Amerikaner, welche die Fesseln der Abhängigkeit gebrochen, und die Alle, wie aus Einem Munde, das kühne Wort: We determine to die or to be free! ausgesprochen hatten. Und wie hat der Protestantismus sich hier ausgebildet, wie hat er hier seine innere Lebenskraft geltend gemacht, welche Segnungen, welche Vortheile hat er dem ganzen Lande und den einzelnen Menschen gebracht? Meiner

Hand entsinkt vor Wehmuth die Feder, wenn ich daran denke, was aus Amerika hätte werden können, wenn von Anfang an dieß schöne, große, reiche Land, mild und sanft geleitet von der treuen, sichern Hand eines festen geregelten Glaubens, mit den wilden Ausbrüchen und Auswüchsen der unseligsten aller Selbsttäuschungen verschont geblieben wäre! Wie glücklich, wie zufrieden, wie einig, wie groß und mächtig, wie so reich an wahrer Bildung und frohem, kindlichem Lebensgenusse könnte dieses Land jetzt nicht schon seyn, anstatt daß es nun so verkehrt, so armselig, so zerrissen, so kalt und unbehaglich dasteht, daß es einen friert, wenn man den Namen Amerika hört, weil man mit diesem einen Worte Alles erhält, was jede Begeisterung für des Lebens höhere und heiligere Interessen abgestreift hat".

„Wenn Sie täglicher Zeuge davon gewesen wären, wie diese verkehrte Auffassungsweise des Christenthums, nach welcher es Jedem frei steht, sich sein eigenes kleines Religiönchen ad libitum zu machen, so tief, so unbeschreiblich verderblich und Sittlichkeit schwächend in alle socialen und öffentlichen Verhältnisse des hiesigen Lebens eindringt, wie sie es veranlaßt, daß alle jungen, schönen Blüthen eines frischen, frohen, kräftigen Lebens, wie von kaltem Nachtfroste berührt, verwelken und abfallen müssen, wenn Sie das Alles so vier Jahre mitgelebt und durchgemacht hätten, wie ich es gethan, dann würden Sie, ich bin davon lebhaft überzeugt, meine Behauptung" (daß der Protestantismus allein an dem verkehrten und unseligen Leben der Amerikaner schuld sei) „weniger hart und lieblos finden. Anstatt wie es der Zweck der christlichen Kirche ist, und wie ich es auch hier überall unter den katholischen Gemeinden und Familien gefunden habe, die Menschen gemeinschaftlich einem schönen Ziele, dem Ziele der möglichsten Vollkommenheit auf Erden zuzuführen, sich also gegenseitig in die Hände zu arbeiten, arbeitet hier eine protestantische Secte der andern entgegen, so viel als es sich nur thun läßt, und die Familien, die nicht schon wegen Geldverhältnisse von ein-

ander getrennt sind, werden es jetzt durch die Religions-Verhältnisse. Der Methodist ist verdammt, wenn er mit einem Quäcker sich verbindet; dem Mitgliede einer Reformed-Dutch-Church ist der Lutheraner ein Gräuel, und der Unitarier will wieder mit dem Free-Thinker Nichts zu schaffen haben, und so geht das fort bis in das Unendliche; denn da es Jedem hier erlaubt ist, irgend eine beliebige Secte zu stiften, wenn er nur eine Kirche und Zuhörer findet, so würde man sich sehr irren, wenn man glauben wollte, man habe die Zahl derselben erschöpft, wenn man nur die protestantischen Episcopalen, die associirten Methodisten, die Presbyterianer, die associirten Reformirten, die Baptisten, die methodistischen Episcopalen, die afrikanischen Methodisten, die deutschen und englischen Lutheraner, die evangelische Congregation, die deutschen reformirten Calvinisten, die Congregation der Freunde, die Unitarier, die Dunkard's, die schottischen Separatisten, die Universalisten, die Herrnhuter genannt. Alle Augenblicke wächst, wie der Pilz aus der Erde, eine kleine Secte auf, die mit der Muttersecte in irgend ein Schisma getreten, ihren eigenen Weg gehen und den Himmelsweg allein finden will".

Der Verfasser erzählt dann, wie ein fanatisch lutherischer Prädicant zu New-York seinen Zuhörern die Geschichte des s. g. Thorner Blutgerichts von 1724 mit absichtlicher Entstellung der Wahrheit von der Kanzel vortrug, und den Lügenbericht mit den Worten schloß: „Und warum, meine geliebten Brüder und Schwestern in Christo! habe ich euch dann nun diese gräßliche Geschichte erzählt? Darum, damit wir Gott danken, daß wir keine Katholiken sind! darum, darum damit wir Gott Alle danken, daß wir eine Religionslehre empfangen haben, die Licht, Leben, Liebe, Freiheit verbreitet, die uns auf dem Wege der Vernunft zur wahren Erkenntniß des Heils führt, damit wir allen Aberglauben ablegen, mit welchem die Katholiken, wie mit einen undurchdringlichen Nebel überschüttet sind, so daß sie den Wald vor lauter Bäumen nicht mehr sehen können; darum endlich, daß wir uns

von dieser entsetzlichen Secte (die katholische Kirche eine Secte!) so weit als möglich entfernt halten; darum, daß wir die Katholiken fliehen, ärger als die Pest; denn ihr Athem ist Pest, ihre Berührung ist pestartig, und daß wir sie auszurotten suchen, wo wir sie finden. Laßt uns hierauf die Hände reichen, und: Eine feste Burg ist unser Gott von Luther singen“.

„An denselben Tage noch, Nachmittags zwischen 3 bis 4 Uhr, erschlug ein Protestant, der am Morgen diese christliche Predigt mit angehört hatte, seine katholische Frau, und gestand späterhin im Verhör, wie er einen solchen Haß gegen alle Katholiken durch diese Predigt bekommen habe, daß er den an seiner Frau begangenen Mord durchaus nicht bereuen könne“!

„Sehen Sie da, wie tief und wie namenlos unheilbringend der Protestantism unmittelbar in das Leben einzugreifen vermag, wenn er sich frei und fessellos bewegen darf, wenn es dem Prediger frei steht, aus ihm zu machen, was ihm beliebt“.

Ein anderes Erzeugniß der freien Entwicklung des Protestantismus hatte der Verfasser mit eigenen Augen zu beobachten Gelegenheit: „Der Pfarrer der reformirten Kirche in Forseyth-Street, Herr Schmidt, Zögling des lutherischen Predigers Gaisenhainer, war gestorben. Die Stelle sollte wieder besetzt werden, und eine Menge von Candidaten, da sie eine einträgliche ist, melden sich. Inzwischen theilten sich, wie man sagt, in Folge der Intriguen des Predigers Gaisenhainer, der die Stelle seinem Sohne gerne verschaffen wollte, die Ansichten der Gemeinde über die zweckmäßige Wiederbesetzung derselben. Der eine Theil will, daß nur ein streng reformirter, der andere, daß nur ein guter und tüchtiger, gleichviel, von welcher Confession, der dritte endlich, daß nur ein solcher gewählt werden sollte, wie ihn der Herr Pfarrer Gaisenhainer als ein verständiger und erfahrner Mann vorschlagen würde. So geschah es denn, daß an dem Tage, an welchem ich in gedachter Kirche war, ein Candidat, den die streng reformirte Synode aus Pensylvanien gesandt, der aber sonst wenig geistliche Gaben hatte, predigte. Unter

denen die weniger auf den streng reformirten Glauben als auf die Tüchtigkeit sahen, hatte sich das Gerücht verbreitet: die streng Reformirten würden es um jeden Preis durchzusetzen suchen, daß gerade dieser als Pfarrer erwählt würde, indem er den „reformirten Glauben“ am Besten verstände, und so hatte sich denn schon von vorn herein gegen ihn eine gehässige Stimmung, wenigstens bei einer Parthei der Gemeinde erzeugt. Gleich als er die Kanzel betreten hatte, fingen deßhalb Einige aus dieser ihm feindlich gesinnten Parthei an zu husten und mit den Füßen zu schaaren, während Andere von der Gegenparthei Ruhe! Maul halten! riefen. Der Candidat betete das Gebet unsers Herrn, wie die Reformirten es haben wollen, und beging die große Taktlosigkeit, den Unterschied zwischen „Vater unser“ und „Unser Vater“ besonders hervorzuheben, und die alberne Bemerkung hinzuzufügen: „„Merkt es wohl! ich bete nach richtiger, reformirter Weise!““ Schon jetzt entstand hie und da ein leises Gelächter; aber die unaussprechbare Göttlichkeit des Gebetes selbst ließ es nicht weiter aufkommen. Doch als die Gegenpartei sehr bald merkte, daß die ganze Predigt ein Nonsens war; als der Candidat sogar Sprachfehler häufte, brach der Unwille los. Mitten in der Predigt rief auf einmal ein vierschrötiger Grocer (Höcker) von der Gegenpartei „Runter mit ihm!“ und ein streng reformirter Merchant-Tailor (es ist dem freien Amerikaner ehrenrührig ein gewöhnlicher Schneider (tailor) zu seyn, er muß noch den Kaufmann (merchant) vorsetzen, hatte die unerwartete, bei Schneidern nimmer gesuchte Kühnheit, dem Grocer eine Ohrfeige zu geben. Das war das Signal zu einem förmlichen Aufstande im Gotteshause. Hätte der Wahlcandidat nur den geringsten Takt gehabt, (aber der hängt ja auf das Genaueste mit der Sittlichkeit zusammen, und die Sittlichkeit mit einer tief gewurzelten Religiösität, die nur der haben kann, dem der Glaube etwas festes geworden), so würde er sofort die Kanzel vearlssen haben; aber er fuhr fort, zu predigen, als ginge ihn der

Lärm da unten gar nichts an, und damit ihn, trotz des Scandals, ja Alle hören möchten, so wurde sein Sprechen jetzt ein Brüllen, so daß ihm die Stirnadern anschwollen und mir die Ohren gellten. Aber siehe! — plötzlich waren zwei bis drei Menschen aus der Gemeinde, natürlich von der Gegenpartei, auf der Kanzel, die dem ehrwürdigen Herrn den eingenommenen Platz streitig machen wollten, und ihn deßhalb hinabzuzerren beabsichtigten. Dieser aber, ein starker, rüstiger Pensylvanier, bog sich zurück, nnd setzte sich sofort in eine regelrechte Boxer-Positur. Aber endlich siegte doch die Uebermacht; der Candidat wurde von der Kanzel gerissen, mit einem ungeheuren Triumphgeschrei bis an dir Kirchthür geschoben, und von allen Seiten flogen dem, „„reformirten Märtyrer““, ehe er zur Kirche hinaus kam, Gesangbuch und Bibeln an den Kopf, während die Kirche selbst in der gränzenlosen Aufgeregtheit beider Parteien so lange zum Schauplatz eines blutigen Kampfes gemacht wurde, bis es einer Anzahl Constabler gelang, die wüthenden Menschen zur Ruhe zu bringen, und die Kirchthüren bis auf weiters im Namen des Gesetzes zu schließen!„

Hat in dieser Weise die lutherische Orthodoxie, und wie aus dem letzt genannten Exempel hervorgeht, auch der zur „brüderlichen Vereinigung“ der Lutheraner und Calvinisten hinstrebende „evangelische“ Indifferentismus seine Fanatiker in Amerika, so fehlt es dort eben so wenig an Vertretern der Vernunftreligion, die, zur Schande des deutschen Namens! leider von unserm Vaterlande aus über den Ozean gewandert ist.

„Die dritte bedeutende deutsche Kirche in New-York, ein wahrer Abladeplatz aller Gemeinheiten, wird von den Mitgliedern der, durch einen gewissen Joh. A. Försch gegründeten Vernunft-Gemeinde gehalten. Wenn ich Ihnen das Alles erzählen sollte, was hier in dieser sogenannten Kirche, von einem durch und durch moralisch versunkenen Mann, der sich selbst „„Volkslehrer““ nennt, und mit einem

Universalisten, eine besondere Gattung von Narren, die deutsche „„religiöse Zeitung unter dem Titel““, der Vernunftgläubige“ herausgiebt, gesagt werden darf, und von einem Haufen roher, unverständiger Menschen mit ungeheurem Beifall und wieherndem Gelächter während des Vortrags aufgenommen wird, Sie würden die Hände über dem Kopf zusammenschlagen! Alles Heilige, alles Ehrwürdige, alles Göttliche wird hier verhöhnt. Die Person Christi, Maria, das Abendmahl, die Taufe auf die infamste Weise lächerlich gemacht, und statt eines Kirchenliedes: „Freut euch des Lebens“ oder „„Freude, schöner Götterfunken!““ gesungen. Statt der Bibel, die nur benützt wird, um Gelegenheit zum Hohne zu haben, gilt Strauß Leben Jesu, und dieser Dr. Strauß mag das Unheil einst vor dem höchsten Richter verantworten, daß er mit einem Werke gestiftet hat, welches er selbst nur als das Resultat wissenschaftlicher Forschungen für Freunde der Wissenschaft geschrieben haben will, das aber hier in den freien Amerika Gelegenheit geben muß, seine „„Ansichten““ in das Volk, einzuführen und nach denselben sogar zu predigen. Sehen Sie da eine neue verderbliche über Alles beklagenswerthe Seite des Protestantismus“. — — —

„Aber das traurigste bei dem Allen ist, daß die Verkündigung dieser „„Ansichten““, bei der immer mehr und mehr überhandnehmenden Unsittlichkeit nur zu willige Herzen, nur zu offene Ohren findet; daher ist denn auch dieser „„Tempel der Vernunft““ einer der besuchtesten in New-York; und es ist die Rede davon, eine eigene, neue große Kirche in Dalancy-Street zu kaufen, weil die gegenwärtige in Mott-Street die große Anzahl der Mitglieder dieser „Gemeinheit“ nicht mehr fassen will“.

„Außer den bereits genannten Gemeinden giebt es nun noch unzählige andere hier, in denen der Atheismus sein Bekenntniß nur auf andere Weise abzulegen sucht. Sie haben hier Religionen jeder Art und für jeden Geschmack: Presbyterianer, Methodisten, Quäker, Anabaptisten, Herrnhuter und

glauben, daß alle Religionen gleichen Werth haben *), daß es keine Hölle gebe, und daß die Guten, wie die Bösen in gleicher Weise, Gott von Angesicht zu Angesicht schauen; Sie haben weiter Abarten und Unterabtheilungen aller dieser Secten, Sie haben endlich auch die Episcopalen hier, die mir, mit Ausnahme der Methodisten, die widerlichste Secte von allen andern ist, und zwar weil sie erstens in ihrem Gottesdienste, der sich dem der katholischen Kirche am meisten nähert, die Mysterien nnd Ceremonien jener auf die seltsamste Weise, gleich der anglicanischen, nachäfft, und sich in den lächerlichsten Anstrengungen erschöpft, sie in ihrer Unfehlbarkeit zu parodiren, also die Grund-Principien der katholischen Kirche anerkennt, aber dem ungeachtet sich von ihr getrennt hat und eine entschiedene Feindin derselben geworden ist, so, daß man die Worte:

„Habes quaecunque membra corporis? certe!
Sed multa — nil tamen! Cur? Unum deficit!"

ganz treffend auf sie anwenden kann; zweitens, — und diese Thorheit gehört ihr allein an — weil sie, nachdem die amerikanischen Engländer nicht mehr unter der Obergewalt des Königs von England stehen, dennoch im unbegreiflichen Widerspruche fortfährt, denjenigen als Papst anzuerkennen, welchen sie nicht einmal als Souverain anerkennt. Und doch ist das ganze System des Episkopalprotestantismus lediglich auf die Suprematie des Monarchen der drei vereinigten Königreiche gegründet, und verfällt augenblicklich in Trümmer und Staub, wenn Hand an die Basis gelegt wird. Drängt man diese Bewahrer des wahren Glaubens und der neununddreißig Artikel mit dieser kitzlichen Erörterung, dann mögen sie freilich ihre Verlegenheit nicht verbergen; doch in ihren Chorstühlen in Mitte der gedankenlosen, leichtbetrogenen Menge wächst ihnen

*) Hätte der Verfasser gewußt, wie weit diese Parthei insbesondere in den höhern Schichten der Gesellschaft verbreitet ist, so würde er sich dieser ehrenrührigen Bezeichnung derselben vielleicht enthalten haben.

wieder Sicherheit und Muth. Auch gewinnen ja diese sogenannten Bischöfe mit ihrer sogenannten Geistlichkeit einen ganz ansehnlichen Ehrensold, der ihnen das behaglichste Leben verbürgt, und sie nothwendig in dem Entschluße befestigt, einen so süßen, freundlichen Zustand möglichst lange währen zu lassen, denn ihre Religion ist hier die Religion der vornehmen Welt, der Leute comme il faut, und in keiner andern sind ihre Diener so reichlich belohnt. Darum findet es sich auch wohl in dieser bischöflichen Kirche, daß der Arme, der sein Heil hier sucht eben nicht mit offenen Armen aufgenommen wird, und daß sich die Pforte nur jenen Gläubigen öffnet, die mit dem Wagen vorfahren".

Unter allen diesen Insecten, die in der Fäulniß der großen Leiche des Kirchenkörpers, aus dem der heilige Geist gewichen, munter und rührig ihr Wesen treiben, darf, wie natürlich, auch der Pseudomysticismus nicht fehlen, der in den vereinigten Staaten vornämlich durch die Methodisten gepflegt und verbreitet wird. „Ich besuchte einmal" schreibt unser Verfasser „in Philadelphia eine Methodisten Kirche. Es war Abends acht Uhr — ein milder, freundlicher Regen erquickte nach langer Dürre das Land. Die Kirchthür war verschlossen; da aber die Fenster offen waren, stellte ich mich an eines derselben, und sah, daß die Kirche bis zum Erdrücken voll war; der Prediger machte mitunter lange Pausen, und erhob dann plötzlich die Stimme, welches von den Zuhörern mit tiefen Seufzern beantwortet wurde. Nachdem die Predigt geendet war, wurden die Thüren geöffnet und eine ungeheuere Menschen-Menge wogte aus denselben heraus. Da aber der Regen gerade in diesem Augenblick in Strömen sich ergoß, so kehrten die Meisten wieder um, und ich drängte mich mühevoll mit den Zurückkehrenden in die Kirche hinein. Die Thüren wurden wieder verschlossen, und einer der anwesenden Brüder forderte die Versammlung zu einem Gesange auf, nach dessen Absingung ein zweiter ein schwülstiges Gebet mit lautem Gebrüll vortrug, wobei er sich wie

ein Unsinniger gebehrdete, indem er von Minute zu Minute in die Höhe sprang und fortwährend die Worte wiederholte: O, o, hi, hi the Lord beginn's to work" (der Herr fängt an zu wirken). Die männlichen Zuhörer ächzten, die weiblichen schrien laut auf. Ein von mir stehender junger Mensch knirschte eine halbe Stunde lang unaufhörlich: „O Jesus, mein theurer Jesus, komm herab, segne mich". Ein sechszehnjähriges Mädchen lag in Zuckungen in den Armen einer alten Frau, die der ganzen Versammlung diese Extase zu zeigen bemüht war. Jetzt trat ein Bruder auf und verkündigte, er habe das Vertrauen, daß an dem heutigen Abend, wo Gott sichtbar den Regen gesandt hätte, damit Alle noch einmal mit dem wahren Thau der Gnade begossen werden sollten, sich auch irgend ein ausgezeichneter Gnadenbeweis ereignen würde. Augenblicklich traten zwei Schwestern auf ihn zu, und warfen sich vor einer Brüstung nieder, die im Halbkreis vor der Kanzel angebracht war, so daß man während des Knieens nur den Oberleib sehen konnte, und dieser und ein andrer Bruder sanken den Mädchen zur Seite, und sprachen ihnen unter unaufhörlichem Geheul in's Ohr. Die allgemeine Raserei stieg jetzt zu einer solchen Höhe, daß meine Einbildungskraft sich nie etwas ähnliches gedacht hatte, und selbst die Bewohner von Bedlam, wenn sie sämmtlich losgelassen wären, es nicht ärger machen könnten. Vierzig bis fünfzig Menschen beteten zugleich mit lauter Stimme, wobei sie mit den Füßen stampften, umhersprangen, in die Hände klatschten, und im Chor ausriefen: „Ehre! Ehre!! Ehre!!! Jesus ist ein guter Freund; Jesus, komm herab". Die körperliche Erschöpfung veranlaßte eine augenblickliche Pause. Allein nach einem Gesang begann von neuem die Scene der Raserei mit verdoppelter Anstrengung. Endlich ward ein sechsjähriges Mädchen (horribile dictu!) Gegenstand der allgemeinen Aufmerksamkeit. Ein ehrwürdiger Bruder verkündigte, sie habe so eben einen Besuch von Gott erhalten, und so stark wirke in ihr der heilige Geist, daß sie in Zu-

ckungen liege. Das war mir zu viel. Ich hielt mein Tuch vor die Nase, als hätte ich Nasenbluten, verlangte mit gebieterischem Ernste die Oeffnung der Thür, und dankte Gott, daß ich diesem Narrenhause entronnen, zum milden klaren Himmel emporschauend, die frische, duftige Luft wieder einathmen konnte, da ich durch die methodistische, religiöse Luftpumpe dem Ersticken nahe gebracht war.!"

„Sehen Sie wohl, zu welchen entsetzlichen Verkehrtheiten der Protestantismus in seinem Abweichen von der reinen, ewig feststehenden, in sich begründeten und einigen Lehre der katholischen Kirche die nächste Veranlassung geben muß?".

An diese treue Schilderung des Protestantismus in den vereinigten Staaten, welche unsre Leser durch eigene Lectüre der in Rede stehenden Schrift vervollständigen mögen, knüpft sich für Jeden, der das Glück hat ein Glied der Kirche zu seyn, die einfache Frage: was haben wir hieraus zu lernen? —

Nachdem ein Theil der christlichen Welt den Schritt aus der wahren Kirche heraus gethan, sich in die schwankende Barke des Irrthums eingeschifft, und den Entschluß zu erkennen gegeben hat, von jedem Winde der Lehre getrieben, das hohe Meer des Zweifels ohne Steuer und Kompaß zu befahren, so ist es dann freilich nothwendig, daß sich die Irrfahrt vollende. — Der Schriftsteller, aus dessen Bericht wir hier einige Stellen anführten, hat den Passagier auf einer höchst interessanten Station angetroffen, und dessen dortige Aventuren treu und wahrhaftig beschrieben. Es macht seinem Herzen Ehre, daß die Trauer und Wehmuth über den unglücklichen Verlauf der Entdeckungsreise seiner ehemaligen Glaubensgenossen die Oberhand in seinen Betrachtungen hat, und wir begreifen und ehren sein Gefühl, wenn er ausruft: was könnte dieses herrliche Land ohne den Gräuel der Verwüstung seyn, den der Protestantismus über Amerika gebracht hat, und was wären die vereinigten Staaten, wenn sie der wahren Kirche angehörten! — Allein neben diesem nur allzugerechten Schmerze hat auch eine andere Erwägung ihr

Recht. — Man ist eben so wohl zu der weitern Betrachtung befugt: welch' ein herrlicher Garten Gottes wäre die Erde, wenn die Sünde nicht wäre. Gott aber hat nun einmal dem Menschengeschlechte und den Nationen, wie den Individuen, die Freiheit gelassen seine Wege zu wandeln, seinem Gesetze ihren Willen zu unterwerfen, oder ihre eigene Straße zu ziehen, und Jedem wird gewogen, wie er geglaubt hat. Daher der Kampf zwischen dem Guten und Bösen in der Geschichte, dessen nothwendiger Ausgang immer und nothwendig der Sieg der Wahrheit, und mithin der Kirche und des Rechtes seyn wird. — Die Stadien aber, die der Kampf durchläuft, sind eben so viele Stationen zur Verherrlichung Gottes. — Der Herr der Heerschaaren streckt nicht den Arm aus den Wolken, um seine Feinde auf Erden niederzuschmettern, sondern übergiebt sie dem Gelüste ihres Herzens, und läßt sie durch sich selbst zu Schanden werden. Jede falsche Richtung muß allein schon dadurch, daß sie sich zur vollen Consequenz entfaltet, ad adsurdum kommen. In diesem Sinne dient dann die Geschichte nicht minder wie die Natur zur Verherrlichung des Allerhöchsten, und wenn der Löwe der Wüste und der Behemoth des Meeres seine Ehre erzählen, so preist ihn in demselben Sinne auch die Geschichte des naturgemäßen Entwickelungsprozeßes der Confessionen und Secten in Nordamerika. Hat sich auf dem europäischen Continent der Protestantismus größtentheils in den Dienst des absoluten und omnipotenten Staates begeben, und hat diese Richtung in dem leeren Nichts des allerinhaltslosesten Judifferentismus geendet, — (eines Indifferentismus, in dessen Namen sogar die letzten lutherischen Prediger, die einzigen treuen Protestanten des 19ten Jahrhunderts, mit beispielloser Erbitterung von ihrer eigenen Schutzheerschaft verfolgt, und „bis auf ein Lützel, daß da übrig bleibe zum Gedächtniß“, ausgerottet wurden!) so hat ihm Gott jenseits der großen Wasser eine andre Laufbahn geöffnet, — die der allerschrankenlosesten, vollkommensten Frei-

heit! — Und diese hat noch schneller zu demselben Ziele der vollständigsten Auflösung und Verflüchtigung geführt.

Dieß aber ist die Moral, welche wir aus der Schilderung der protestantischen Zustände in Nordamerika schöpfen: die Wahrheit ist und bleibt Wahrheit, und jede Probe dient nur zu ihrer Verherrlichung; der Irrthum und die Lüge aber vergehen an und durch sich selbst, in dem großen Gottesurtheile der Zeit. Der Abfall von der Kirche hat diese Probe in Amerika nicht besser wie in Europa bestanden, und wenn nicht alle Zeichen trügen, dürfte jene Periode, welche mit der Glaubenstrennung des 16ten Jahrhunderts begonnen hat, in nicht gar langer Frist wohl in beiden Hemisphären geschlossen seyn.

XXI.

Die Propaganda in Rom, König Ludwigs von Bayern Besuch derselben und der Cardinal Mezzofanti.

(Schluß.)

Seitdem Mezzofanti Cardinal ist, haben sich die Aemter und Würden, aber auch die Pflichten und Arbeiten über ihn gehäuft, der römische Almanach für 1841 gibt seine verschiedenen Titel in folgender Reihefolge an: Guiseppe Mezzofanti, Cardinal mit dem Titel von St. Onofrio; Mitglied der Cardinalscongregationen von der Propaganda, dem Index, den Riti, der Studien, der Prüfung der Bischöfe in der Theologie und den Canones und für die Angelegenheiten für China. Apostolischer Visitator des Erzspital von den San Giacomo in Augusta, Präsident des Erzspitals von dem Hr. Salvator,

ad Sancta Sanctorum, apostolischer Visitator der Casa Pia de Catecumeni und des Klosters der heiligsten Annunziata. Ferner Protector des gesammten Karmeliten-Ordens, der Congregation der Spitalschwestern von der Barmherzigkeit, des Kloster von Santa Marco beim römischen Collegium, der Sapienza oder des Collegii Pii von Perugia, der Bruderschaften von S. Emidio in Trastevere, von S. Felice da Cantalicio, des allerheiligsten Sacramentes della Terra di Posi, der frommen Verbindung von dem Kirchhof zu St. Giovanni ad Sancta Sanctorum, der Kapuziner-Nonnen im Kloster St. Johann Baptist di Bagnacavallo, der Stadt Bologna, der Gemeinde Gravignano in Latium, der Bruderschaft der heil. Jungfrauen St. Rosalia und Filomena in der Kirche des Calvarienberges genannter Gemeinde und der Vereinigung der Genossen von der Terra di Medicina (in Bologna).

Man sieht hieraus, daß es die Welt nicht an Ehren und Titeln hat fehlen lassen, und wie viele sich unter das Protectorat dessen gestellt, der selbst ohne alle andere Protection als die der Versehung Gottes, und welche barmherziges Mitleid der Armuth gewährt, angefangen. Er hatte auch in Rom die Freude, daß ihn sein alter Wohlthäter der nun neunzigjährige Greis Pater Respighi besuchen kam. Wer übrigens glauben möchte, daß alle diese Ehren den geringsten Einfluß auf seinen Charakter geäußert, der würde sehr irren; auch unter dem Cardinalshut, ist Mezzofanti immer noch derselbe schlichte, fast schüchtern demüthige, wohlwollende, gewissenhafte, unermüdliche, thätige Priester, wie damals als er mit Stunden geben, kümmerlich für die Familie seiner Angehörigen zu sorgen hatte. Obwohl den Kopf mit so vielen Sprachen beladen, ist er ihm, was unseren Gelehrten so häufig geschieht, doch noch nicht schwindelig geworden. Als Vorstand das Haus der Neophyten und ihren Unterricht überwachend, zeigt er sich dabei mit der Unverdrossenheit eines gewissenhaften Schulmeisters beinahe

jeden Tag geht er die Anstalt besuchen und unterstützt die ärmeren Zöglinge auch noch mit seinen Almosen.

Es macht einen eigenen Eindruck ihn bei größeren Festen, wie z. B., wenn ein neuernannter Cardinal die ganze Stadt Rom und die ausgezeichnetere Fremdenwelt empfängt, in einem jener Salons zu sehen, wo Fremde so vieler Nationen sich zusammen finden. Er steht in der Mitte, einer nach dem andern läßt sich ihm vorstellen, mit jedem spricht er in seiner Sprache, unbeweglich auf dem gleichen Fleck stehend, und wie er in dem ihn umgebenden Kreise auf der Fußsohle sich herumdreht, so hört man immer andere und andere Laute aus demselben Munde tönen. Kommen zum Beispiel Orientalen hieher in Geschäften, oder um dem heiligen Stuhl ihre Ehrfurcht zu bezeugen, sind sie dann aufs höchste erfreut, endlich einmal Einen gefunden zu haben, der ihr Schweigen löst, und mit dem sie Worte der Heimath wechseln können; so sind sie nicht minder im höchsten Grade erstaunt, wie eben dieselbe schlichte, körperlich so schwächliche, so anspruchslose Gestalt das Wort auch an jeden anderen Fremden jeder Nation, der sich zufällig zugegen findet, richtet. So sah man ihn in der Propaganda, als dort noch Deutsche angestellt waren, mit diesen eine Unterredung beginnen, dann ging er von einem Zögling zum andern, manchmal zu acht und zehn, besprach sich mit jedem in seiner Sprache und kehrte zurück, um das deutsche Gespräch dort fortzusetzen, wo es unterbrochen worden. Von manchen Sprachen spricht er sogar auch die Dialecte. Im deutschen, das er schon in Bologna von einem Abbate Thiulen nebst verwandten Dialekten erlernte, drückt er sich mit großer Leichtigkeit aus, wie es nur einem Fremden möglich ist. Ja es befand sich sogar einmal eine Berliner Dame hier, die einen Italiener geheirathet hatte, und ihm darüber ein eigenes Lob ertheilte. Nach Weise der Berliner, welche die unübertrefflichen Vorzüge ihrer Spreestadt eben nicht unter ihrem Werthe anzuschlagen pflegen und mit beredter Zunge geltend zu machen wissen, lebte sie in der angeneh-

men Illusion, nirgends in Deutschland werde die deutsche Sprache so rein und vortrefflich gesprochen, als eben in Berlin dem deutschen Florenz. Sie gerieth hierüber mit solchen, welche diese Ehre der weichlautigen Sächsin zuerkennen wollten, in eine Discussion. Beim Besuch der Vaticana hatte sie dann auch Gelegenheit, Mezzofanti natürlich deutsch sprechen zu hören, und nun kehrte sie triumphirend zurück, erklärend: sie habe jetzt einen neuen Beweis, daß das Berliner Deutsch die ächte und wahre deutsche Sprache sey, denn Mezzofanti spreche Berlinerisch. Nun hat zwar ein anderer Berliner, der sich doch auch ziemlich auf das Sprechen versteht, Tieck, bekanntlich in einer seiner Vorreden über den Dialekt oder den Sprache seiner eigenen Vaterstadt sich dahin ausgesprochen, daß man ihr zuviel Ehre anthue, wenn man sie einen Dialekt nenne, wie wir z. B. einen schwäbischen, einen fränkischen, einen Münchner und einen Wiener Dialekt haben, daß sie vielmehr ein charakterloser Galimathias aus aller Welt entlehnter, schlecht zusammengeflickte Fetzen sey. Wir unserer Seits wagen, es nicht diese kühne Behauptung zur unsrigen zu machen wir wollen ihn vielmehr diese seine Ketzerei, wenn es eine ist, selbst gegen seine Landsleute verfechten lassen. So viel jedoch können wir zur Beruhigung unserer Leser mit gutem Gewissen versichern, daß die schlichte, einfache, unaffectirte, bescheidene, ruhige, natürliche, sanfte Aussprachsweise des Deutschen im Munde Mezzofanti's, auch nicht im allerentferntesten einen Berliner Beigeschmack hat, und daß dieß ohne Zweifel eine von den Selbsttäuschungen war, denen die Eingebornen jener Stadt, wie es scheint, durch Natur oder Erziehung mehr als andere Deutsche ausgesetzt sind. Seine Kenntniß des Deutschen geht in der That so weit, daß ihm sogar Wortspiele zu Gebote stehen, wie mir einige erzählt wurden. So theilte mir unter Andern der Trappisten Procurator Geramb mit, er habe ihm einmal bemerkt, daß er denn doch nun auch anfange einige weiße Haare zu bekommen. Mezzofanti erwiderte: ach wäre ich statt weiße Haare zu haben,

ein Weiser, so wäre mir besser damit gedient. Mit der gesammten deutschen Sprachfamilie vertraut, stehen ihm die slavischen Sprachen, seit den Napoleonischen Feldzügen nicht minder zu Gebot. Eine russische Dame wollte ihm eine Freundin vorstellen, sie schrieb daher an ihn ein russisches Billet, worin sie um eine Stunde bat. Mezzofanti antwortete ihr, bemerkte jedoch bei ihrer Zusammenkunft: sie müsse in ihrer Sprache außer Uebung gekommen seyn, da sie in ihrem Billet mehrere Versehen begangen habe, worauf er sie aufmerksam machte und welche die Dame anerkannte. Sie selbst erzählte diesen Vorfall einem meiner Bekannten. Da er glaubte, die Familie Schwarzenberg sey eine eigentlich böhmische, so begrüßte er den deutschen Cardinal bei seiner Aufnahme in das heilige Colleg böhmisch, um ihm die Freude zu machen, den Laut seiner Muttersprache in einem so feierlichen, ehrenvollen Augenblicke zu hören; indessen sagte er mir selbst, daß die böhmische Sprache ihm minder geläufig sey. Man würde sich aber sehr irren, wenn man glaubte, der von allen Angestaunte und Bewunderte bilde sich etwas auf diese außerordentliche Gabe ein. Einem meiner Bekannten, ein einfacher Priester, der wie so viele diese römische Berühmtheit sehen wollte, und ihm zur Entschuldigung seines Besuches bei der Begrüßung eine Artigkeit über seinen europäischen Namen sagte, erwiederte er in seiner schlichten Bescheidenheit: „Ach was helfen mir alle diese Sprachen, damit kann ich nicht in den Himmel kommen, denn da kömmts auf Werke und nicht auf Worte an“.

Obschon er wohl den größeren Theil seines Sprachschatzes sich in persönlichem Umgange, durch lebendige Mittheilung und nicht aus Büchern gewonnen hat, so sind ihm doch die Arbeiten deutscher, französischer und englischer Gelehrten, im Gebiet der Sprachwissenschaft keineswegs unbekannt. Er sprach mir mit Achtung von der Berliner Sanscritschule, namentlich von Bopp, von Rosen, dann von Klapproth und Schlegel. Gegen einen anderen meiner Bekannten äußerte er,

daß man gegenwärtig Gellerts Verdienste um die deutsche Sprache seiner Ansicht nach zu wenig mehr würdige.

Uebrigens von unermüdeter Geistesthätigkeit ist Mezzofanti auch anderen Gebieten der Wissenschaft nicht fremd geblieben, so ist er zu Bologna den Vorträgen über Mathematik und die Naturwissenschaft gefolgt. In Bologna trug er aus dem Gedächtniß lateinische und italienische Abhandlungen vor, andere las er bei Promotionen und in den dortigen gelehrten Gesellschaften. Allein nichts desto weniger hat Mezzofanti nichts geschrieben, was zum Theil in seiner von den Umständen bedingten Richtung, die ganz dem praktischen Leben zugekehrt ist, zum Theil in der Natur seines Geistes, seinen Grund haben mag. Der wissenschaftlich schöpferische Constructionsgeist, der durch die Kraft des Nachdenkens den Stoff zu beherrschen strebt und gewaltsam in sein Inneres eindringend es so zu begreifen sich bemüht und auf seine Gesetze und seine einfachsten Formeln zurückführt; jener Geist, der jede Sprache wie einen geistigen Naturorganism ansieht, den er vor seine geistige Anschauung bringend mikroskopisch zergliedert und wieder reconstruirt und mit verwandten Organism vergleicht, um die allgemeinen um die besondern Lebensgesetze daraus zu abstrahiren, er scheint ihm ferne zu seyn. Sein Erlernen der Sprachen ist mehr ein unmittelbares Auffassen, seine vorzüglichste Kraft besteht in der Feinheit seines Gehörs, das mit einer äußersten Empfänglichkeit für die Analogien begabt, diese in lebendigem und unmittelbarem Verständniß in sein Inneres aufnimmt und dort treulich bewahrt, etwa wie ausgezeichnete musikalische Genies durch eine verwandte Empfänglichkeit eine Oper im Gedächtniß behalten, und in ihr leben und weben, denken und fühlen, wenn sie dieselbe auch nur einmal gehört haben, weil ihre Seele von den Tönen durchdrungen ist, und dieselben daher immer wieder aufs Neue daraus hervortönen. So ist Mezzofanti ein ähnliches Echo, das jede Sprache zurückschallt, die man hinein ruft und auf diese Weise, haben sich in dem engen Raume dieses Menschenkopfes, so viele von den Sprachen, die

seit dem Thurmbau von Babel zerstreut wurden, vielleicht zum erstenmal wieder in friedlicher Eintracht vereinigt gefunden. Im Interesse der Wissenschaft wäre es daher zu wünschen, daß ihm eines jener wissenschaftlichen, sprachforschenden Genies unserer Zeit, das nicht durch seinen Beruf genöthigt war gleich dem frommen Bolognesen seine Sprachstudien am Krankenbette und bei Sterbenden zu machen, zur Seite stände, um diesen Stoff wissenschaftlich zu bearbeiten; denn sonst werden über kurz oder lang alle diese, während eines so langen mühevollen Lebens erlernten Sprachen mit Mezzofanti begraben, ohne daß die Wissenschaft irgend einen Nutzen davon gehabt hätte. Er selbst sagte mir bedauernd: leider ist meine Jugend in eine Zeit gefallen, wo man das Sprachstudium keineswegs von dem hohen wissenschaftlichen Standpunkte aus ansah, wie gegenwärtig. Es wäre unbillig bei seinem Alter in dieser Beziehung Anforderungen an ihn selbst zu stellen, er hat redlich nach Kräften das Seine gethan, mögen andere mit gleicher Unverdrossenheit und Selbstverläugnung das Ihrige thun.

Um nun auf unsere Propaganda und ihr Colleg zurück zu kommen, so gereicht es Mezzofanti gewiß zur größten Ehre, daß er die Verbindung, die er als einfacher Prälat begonnen, als Cardinal mit gewissenhafter Treue fortgesetzt. Ohne die geringste Verpflichtung dazu zu haben, besucht er die Zöglinge jeden Tag im Sommer eine Stunde, im Winter ein und eine halbe; er übt sie und sich in ihren Sprachen, und sucht dabei ihren religiösen Geist zu wecken, und sie für ihren Beruf vorzubereiten. Kommen Zöglinge an, was aber jetzt nur sehr selten mehr geschieht, die eine ihm unbekannte Sprache sprechen, so wird er von neuem Schüler. Sind Bücher in dieser Sprache gedruckt, Katechismen oder was sonst immer, so läßt er sie darin lesen und übersetzen; existiren aber keine Bücher, so läßt er sie viel reden und laut beten, er prägt sich das Gehörte ein, erforscht die Bedeutung des allgemeinen Sinnes, sucht den Klang, gleichsam den Rhytmus

Hauptmassen ordnet er allgemach den übrigen Sprachstoff. Eine Sprache, die er noch nicht kannte, war die Californische es kamen von dort zwei Knaben in das Collegium, die mit keinem Menschen reden konnten. Um also diese Taubstummheit der Verlassenen zu lösen, und zunächst um sie zur Beichte vorzubereiten, begann er mit ihnen seine Californischen Sprachstudien, und da diese Sprache bis dermalen noch den Grammatikern entgangen war, so bemühte er sich aus dem Erlernten eine Grammatik zusammen zu setzen. Allein das Werk war noch nicht vollendet, wie er mir selbst mit Bedauern erzählte, als die beiden Knaben starben.

Daß auch hier seine Zöglinge ihrem uneigennützigen Wohlthäter mit Liebe ergeben sind, bedarf wohl kaum der Erwähnung; seine hingebende vieljährige Fürsorge aber ist um so verdienstlicher, als seine Gewissenhaftigkeit die Stelle eines Sekretärs der Propaganda damals ausschlug, als er noch Bibliothekar der Vaticana war. Er erklärte mit einer Selbstverläugnung, von der es zu wünschen wäre, daß sie in Rom oftere Nachahmung fände, daß er von dem Rechnungswesen und den Geschäften einer so großen Administration nichts verstände, und daher die Pflichten einer solchen Stellung nicht über sich nehmen könne. Zu mir selbst sagte er, als ich ihm über sein Verhältniß zu den Zöglingen befragte: ich gebe dahin nicht als Cardinal, sondern als Jüngling, als Zögling (Giovanetto). Ein jugendlicher sich aufopfernder Eifer, der gewiß etwas Rührendes in dem Munde eines alten Mannes hat, dem das Leben eben keine leichte Last aufgebürdet, die er so viele Jahre getragen, und dabei eine von Natur zarte Gesundheit und namentlich in den letzten Jahren hart von Krankheit heimgesucht. Um ihm auf eine ehrende Weise ihre Dankbarkeit zu bezeugen, erschienen als er die Cardinalswürde erhielt, vor ihm drey und vierzig seiner

Zöglinge aus der [illegible], und jeder [illegible] ge-
genen Sprache ein [illegible] [illegible] [illegible] dann
auch die Seele jener [illegible] . [illegible] Zöglinge des
Collegs zu Ehren der [illegible] [illegible] zwan-
zig Sprachen, in welchen [illegible] neu-
geborne Heiland begrüßt wurde, [illegible]
de, dagegen befinden sich [illegible]
vollkommen [illegible] und [illegible]
ser von nicht wenigen [illegible]
Zweifel mithin der [illegible] Spra-
chen verfaßt hat. [illegible]
längerung gehört, [illegible]
denjenigen, welcher das [illegible]
sich Niemand in der [illegible] ein
Wort davon verstünde, [illegible]
zu schätzen wüßte. Den [illegible] scheint
es, bildet die [illegible]
harmlose Unterhaltung. [illegible]
Verse, die er für den [illegible] unter
die Porträte der [illegible] Er
soll aus den Zügen [illegible] auf ihren
Charakter [illegible]

Den [illegible] anlan-
gend, so [illegible] und
was nicht [illegible] Kö-
pfe noch keine [illegible]
daß er [illegible]
einem [illegible]
das andere [illegible]
er alle, [illegible] asia-
tischen [illegible] griechi-
sche und [illegible]
portugiesische, [illegible]
auch die Sprachen [illegible]
dänische und [illegible]

sische, dänische, böhmische, serbische, das ungarische und türkische, allein auch die Sprachen dritten und vierten Ranges: wie das Irische, das Gälische, das Albanische, Walachische Bulgarische und Illirische sind ihm geläufig. Da ich ihm gesagt, daß ich auch einmal etwas mit dem baskischen mich beschäftigt, so wollte er sogleich mit mir baskisch anfangen, selbst das Romanische in den Alpen und das Lettische ist ihm nicht unbekannt geblieben, ja der einsame umschweifende Lappländer mit seinem Elentthier ihm nicht entgangen. Doch sagte er mir: er wisse nicht, ob man diese Sprache im deutschen die Lappische oder die Lappländische nenne. Gehen wir nun nach Asien über, so kennt er auch hier zwar nicht alle Sprachen, welcher dieser weite Welttheil, mit seinen dürstenden Steppen und seinen dahinsterbenden Völkern und Völkerresten beschließt, doch dürfte ihm auch hier nicht leicht eine der vorzüglicheren Mundarten entgangen seyn, zu denen überhaupt Europäern der Zugang offen steht. Da gehören ihm die Sprachen, welche sich der Indogermanischen Familie unterordnen: nämlich das Sanscrit, das Persische, das Kurdische und Armenische, ferner das Georgische, dann die semitischen und die damit verwandten Sprachstämme: das Hebräische, das Arabische, Syrische, Samaritanische, Chaldäische und Sabäische und endlich das Chinesische, welches er nicht nur liest, sondern auch spricht. Für Afrika und seine Hamiten ist ihm die in neuerer Zeit wieder inniger gewordene Verbindung namentlich mit Aegypten und Abyssinien zur Erweiterung seiner Kenntnisse günstig gewesen, hier umfaßt er das Koptische, Aethiopische, Ancharische, und Angolisische. Ob er mit den Eingebornen von Amerika, noch andere Bekanntschaften als die mit den Californiern gemacht hat, ist mir unbekannt, einer Mittheilung zufolge hätte er sich auch über dieß Sprachgebiet schon in Bologna von Exjesuiten einige Kenntniß verschaft.

Mezzofanti war noch Hausprälat des Papstes und erster Custos der Vaticana, als er einmal Gelegenheit nahm von seinen

damaligen Sprachschätzen, die seitdem bei seiner Unermüdlichkeit immer zugenommen haben, einen gottesdienstlichen Gebrauch zu machen. Er schmückte nämlich die Capelle des Heiligen Carlo Borromeo in Nonantola mit Aufschriften in nicht weniger als vier und dreißig Sprachen und zwar waren es die folgenden: Hebräisch, Griechisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Aethiopisch, Persisch, Türkisch, Armenisch, Georgianisch, Coptisch, Tagalisch, Peruvianisch, Spanisch, Französisch, Mösogothisch, Finnisch, Deutsch, Schwedisch, Holländisch, Englisch, Illyrisch, Böhmisch, Polnisch, Ungarisch, Walachisch, Rhätisch, Lappisch, Catalanisch, Walisisch, Malabarisch, Dänisch, Kurdisch, und Chinesisch.

Wir haben uns von der Bescheidenheit des frommen Cardinals nicht abhalten lassen, diese Mittheilungen über sein Leben und seine Kenntnisse unsern Lesern zu machen, weil wir glauben eine so wunderbare Gabe wie die seine, die zugleich von dem Begabten mit so großer Demuth und Selbstverläugnung und zur Ehre Gottes und zum Besten seiner Mitbrüder angewendet wird, verlange auch ihrer Seits, von Seiten der Menschen ihre volle Anerkennung, damit Gott um ihren Dank nicht verkürzt werde. Namentlich ist es uns auch als eine Pflicht erschienen, einen Charakter, der so ganz katholisch, der katholischen Kirche zu so großer Ehre gereicht, in sein volles Licht zur Belehrung ihrer Gegner und Schmäher stellen zu müssen. Wenn es aber kaum einem Einzigen gegeben seyn dürfte mit aller Anstrengung ihm in dem wunderbaren Umfang seiner Kenntnisse gleich zu kommen, so steht es doch allen frei, ihm in seiner Demuth und seinen übrigen christlichen Tugenden nachzuahmen und jenes Wort, das er zu einem Deutschen gesprochen zu beherzigen, nicht durch Wort, sondern durch Werke wird das Himmelreich gewonnen. Indem wir hiemit von dem berühmten Cardinal Abschied nehmen, lassen wir zum Schluß den deutschen Willkomm folgen, womit die Propaganda in ihrer Polyglotten-Druckerei König Ludwig am 7ten Juni begrüßte.

der Sprache sich einzuprägen, dann überdenkt er sich das Gehörte und nun beginnt er die Zeitwörter, die Substantiven, die Adjektiven und die Adverbien zu scheiden, und um diese Hauptmassen ordnet er allgemach den übrigen Sprachstoff. Eine Sprache, die er noch nicht kannte, war die Californische es kamen von dort zwei Knaben in das Collegium, die mit keinem Menschen reden konnten. Um also diese Taubstummheit der Verlassenen zu lösen, und zunächst um sie zur Beichte vorzubereiten, begann er mit ihnen seine Californischen Sprachstudien, und da diese Sprache bis dermalen noch den Grammatikern entgangen war, so bemühte er sich aus dem Erlernten eine Grammatik zusammen zu setzen. Allein das Werk war noch nicht vollendet, wie er mir selbst mit Bedauern erzählte, als die beiden Knaben starben.

Daß auch hier seine Zöglinge ihrem uneigennützigen Wohlthäter mit Liebe ergeben sind, bedarf wohl kaum der Erwähnung; seine hingebende vieljährige Fürsorge aber ist um so verdienstlicher, als seine Gewissenhaftigkeit die Stelle eines Sekretärs der Propaganda damals ausschlug, als er noch Bibliothekar der Vaticana war. Er erklärte mit einer Selbstverläugnung, von der es zu wünschen wäre, daß sie in Rom öftere Nachahmung fände, daß er von dem Rechnungswesen und den Geschäften einer so großen Administration nichts verstände, und daher die Pflichten einer solchen Stellung nicht über sich nehmen könne. Zu mir selbst sagte er, als ich ihm über sein Verhältniß zu den Zöglingen befragte: ich gehe dahin nicht als Cardinal, sondern als Jüngling, als Zögling (Giovanetto). Ein jugendlicher sich aufopfernder Eifer, der gewiß etwas Rührendes in dem Munde eines alten Mannes hat, dem das Leben eben keine leichte Last aufgebürdet, die er so viele Jahre getragen, und dabei eine von Natur zarte Gesundheit und namentlich in den letzten Jahren hart von Krankheit heimgesucht. Um ihm auf eine ehrende Weise ihre Dankbarkeit zu bezeugen, erschienen als er die Cardinalswürde erhielt, vor ihm drey und vierzig seiner

Zöglinge aus der Propaganda, und jeder trug in seiner eigenen Sprache ein Glückwunschgedicht vor. Er ist dann auch die Seele jener Sprachfestfeier, welche die Zöglinge des Collegs zu Ehren der Epiphanie begehen. Von den nahe vierzig Sprachen, in welchem bei der verwichenen Feier der neugeborne Heiland begrüßt wurde, ist keine, die er nicht verstünde, dagegen befinden sich gar manche nicht darunter, die er vollkommen versteht und spricht. Allein er ist auch der Verfasser von nicht wenigen dieser polyglottischen Dichtungen und ohne Zweifel mithin der Dichter, der sich in den meisten Sprachen versucht hat. Wozu übrigens keine geringe Selbstverläugnung gehört, da in den meisten Fällen außer ihm und demjenigen, welcher das Gedicht oder den Spruch hersagt, sich Niemand in der Versammlung befindet, der auch nur ein Wort davon verstünde, viel weniger den Werth der Dichtung zu schätzen wüßte. Dem italienischen Charakter gemäß, scheint es, bildet die Poesie überhaupt für ihn eine anspruchslose harmlose Unterhaltung. Einer meiner Freunde sah italienische Verse, die er für den Papst, der ihn besonders liebt, unter die Porträte der Urenkel von dessen Bruder geschrieben. Er soll aus den Zügen dieser Kinderbildnisse treffend auf ihren Charakter angespielt haben.

Den Umfang der von ihm beherrschten Sprachen anlangend, so gränzt dieser in der That fast ins Unglaubliche, und was nicht minder überraschend scheint, ist, daß in seinem Kopfe noch keine neue babylonische Verwirrung entstanden, daß er vielmehr ohne allen Uebergang, wie ein Vogel von einem Zweig zum andern hüpft, aus einem Sprachgebiet ins das andere überspringt. Die europäischen Sprachen kennt er alle, und wir verstehen hierunter nicht blos die alten klassischen und die neueren ersten Ranges, nämlich, die griechische und lateinische, die italienische, französische, spanische, portugisische, deutsche und englische, seine Kenntniß befaßt auch die Sprachen zweyten Ranges, nämlich: die holländische, dänische und schwedische, die slavische Sprachfamilie, die rus-

sische, dänische, böhmische, serbische, das ungarische und türkische, allein auch die Sprachen dritten und vierten Ranges: wie das Irische, das Gälische, das Albanische, Walachische Bulgarische und Illirische sind ihm geläufig. Da ich ihm gesagt, daß ich auch einmal etwas mit dem baskischen mich beschäftigt, so wollte er sogleich mit mir baskisch anfangen, selbst das Romanische in den Alpen und das Lettische ist ihm nicht unbekannt geblieben, ja der einsame umschweifende Lappländer mit seinem Elenthier ihm nicht entgangen. Doch sagte er mir: er wisse nicht, ob man diese Sprache im deutschen die Lappische oder die Lappländische nenne. Gehen wir nun nach Asien über, so kennt er auch hier zwar nicht alle Sprachen, welcher dieser weite Welttheil, mit seinen dürstenden Steppen und seinen dahinsterbenden Völkern und Völkerresten beschließt, doch dürfte ihm auch hier nicht leicht eine der vorzüglicheren Mundarten entgangen seyn, zu denen überhaupt Europäern der Zugang offen steht. Da gehören ihm die Sprachen, welche sich der Indogermanischen Familie unterordnen: nämlich das Sanscrit, das Persische, das Kurdische und Armenische, ferner das Georgische, dann die semitischen und die damit verwandten Sprachstämme: das Hebräische, das Arabische, Syrische, Samaritanische, Chaldäische und Sabäische und endlich das Chinesische, welches er nicht nur liest, sondern auch spricht. Für Afrika und seine Hamiten ist ihm die in neuerer Zeit wieder inniger gewordene Verbindung namentlich mit Aegypten und Abyssinien zur Erweiterung seiner Kenntnisse günstig gewesen, hier umfaßt er das Koptische, Aethiopische, Ancharische, und Angolisische. Ob er mit den Eingebornen von Amerika, noch andere Bekanntschaften als die mit den Californiern gemacht hat, ist mir unbekannt, einer Mittheilung zufolge hätte er sich auch über dieß Sprachgebiet schon in Bologna von Exjesuiten einige Kenntniß verschaft.

Mezzofanti war noch Hausprälat des Papstes und erster Custos der Vaticana, als er einmal Gelegenheit nahm von seinen

damaligen Sprachschätzen, die seitdem bei seiner Unermüdlichkeit immer zugenommen haben, einen gottesdienstlichen Gebrauch zu machen. Er schmückte nämlich die Capelle des Heiligen Carlo Borromeo in Nonantola mit Aufschriften in nicht weniger als vier und dreißig Sprachen und zwar waren es die folgenden: Hebräisch, Griechisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Aethiopisch, Persisch, Türkisch, Armenisch, Georgianisch, Coptisch, Tagalisch, Peruvianisch, Spanisch, Französisch, Mösogothisch, Finnisch, Deutsch, Schwedisch, Holländisch, Englisch, Illyrisch, Böhmisch, Polnisch, Ungarisch, Walachisch, Rhätisch, Lappisch, Catalanisch, Walisisch, Malabarisch, Dänisch, Kurdisch, und Chinesisch.

Wir haben uns von der Bescheidenheit des frommen Cardinals nicht abhalten lassen, diese Mittheilungen über sein Leben und seine Kenntnisse unsern Lesern zu machen, weil wir glauben eine so wunderbare Gabe wie die seine, die zugleich von dem Begabten mit so großer Demuth und Selbstverläugnung und zur Ehre Gottes und zum Besten seiner Mitbrüder angewendet wird, verlange auch ihrer Seits, von Seiten der Menschen ihre volle Anerkennung, damit Gott um ihren Dank nicht verkürzt werde. Namentlich ist es uns auch als eine Pflicht erschienen, einen Charakter, der so ganz katholisch, der katholischen Kirche zu so großer Ehre gereicht, in sein volles Licht zur Belehrung ihrer Gegner und Schmäher stellen zu müssen. Wenn es aber kaum einem Einzigen gegeben seyn dürfte mit aller Anstrengung ihm in dem wunderbaren Umfang seiner Kenntnisse gleich zu kommen, so steht es doch allen frei, ihm in seiner Demuth und seinen übrigen christlichen Tugenden nachzuahmen und jenes Wort, das er zu einem Deutschen gesprochen zu beherzigen, nicht durch Wort, sondern durch Werke wird das Himmelreich gewonnen. Indem wir hiemit von dem berühmten Cardinal Abschied nehmen, lassen wir zum Schluß den deutschen Willkomm folgen, womit die Propaganda in ihrer Polyglotten-Druckerei König Ludwig am 7ten Juni begrüßte.

Zur Festlichen Begrüßung
Seiner Majestät
Koenig Ludwigs I
Von Baiern
Bei Seinem Besuche Der
PROPAGANDA
In Rom.

DIE PROPAGANDA
AN
KOENIG LUDWIG I VON BAIERN.

Du kamst kein Fremdling zu St. Peters Dom,
Dich grüßt als seinen Sohn das alte Rom;
Du liebst Italiens Himmel blau und tief,
Wohin den Jüngling schon die Sehnsucht rief;
Du hast als König seinen Glanz besungen,
In Liedern, die dem Herzen tief entsprungen.

Und was von seinem Lichte mild durchglüht
An Himmelsblumen seiner Flur erblüht,
Verpflanztest du mit königlicher Hand
Hinüber in Dein nordisch Vaterland,
Und ließest Werke dort verjüngt erstehen,
Die staunend einst Italien gesehen.

Im wilden Wogenschlag der Zeiten schwand,
Was kühn den Stürmen, trutzend aufrecht stand;
Die Tage, wo der Hirt der Christenheit
Die Kaiser ihr zu Schirmern eingeweiht,
Sie sind wie Schatten lange schon vergangen,
Wie Glockenklänge, die im Wind verklangen.

Doch kömmst Du aus dem alten Kaiserreich,
Zum Vater noch, dem frommen Sohne gleich,

Und betest mit Karol im alten Dom,
Und ehrst die Vaterstadt im heiligen Rom;
Dem Ewigen bewahrtest Du die Treue,
Es schirmend wider wandelbares Neue.

Drum werde Gottes Segen Dir zu Theil,
Wir rufen, willkomm Ludwig, Dir, und Heil;
Es blühe unter deiner Königshand
Dein Stamm, Dein Volk, Dein frommes Bayerland,
Das von dem Opfergeist der Lieb geleitet
Mit Gaben mild das Glaubenslicht verbreitet.

An einem Baue bauet unsre Hand,
Zu Brüdern einet uns das Glaubensband;
Der Höchste wache über Deinem Thron.
Verleihe Deinem Volke reichen Lohn,
Und lasse freudenreich und reich an Ehren
Noch oft Dich zu den sieben Hügeln kehren.

Durch das Gebot, Gehet in alle Welt und verkündet allen Völkern die frohe Botschaft des Evangeliums, bestellte Jesus Christus selbst seine Jünger seine Apostel zu Missionarien De propaganda Fide. Und dieses heilige Feuer einer wahrhaft katholischen d. h. die ganze Menschheit umfassenden Liebe, das Er angezündet, hat durch die Jahrhunderte hindurch in den Herzen seiner Gläubigen fortgeglüht; immer neue Apostel führten immer neue Völker in das Heiligthum der Kirche ein und Tausende starben den Martertod, um die Zeit vorzubereiten, wo Alle zu den Füßen des Kreuzes knien würden, ein Hirt und eine Heerde, durch dieselben Sacramente zu einem lebendigen Ganzen vereinigt.

In dem Maaße aber, als die heiligen Lampen in immer weiterem und weiterem Umkreis angezündet wurden und immer neue Länder und neue Völker dem heiligen Eifer der Glaubensboten sich erschloßen und ihre eigene Zahl wuchs und

ihre Bemühungen vielfältiger und verwickelter wurden, und nach tausend verschiedenen Richtungen auseinander liefen: um so fühlbarer mußte sich den Statthaltern Christi, den Wächtern der katholischen Einheit, das Bedürfniß machen, alle diese einzelnen Kräfte unter eine gemeinsame Oberleitung zu stellen, und zwar in Rom selbst, dem Mittelpunkte der katholischen Gemeinschaft, um von hier aus, nach einem einzigen Plane, nach allen Richtungen hin zu wirken. Hatte der großartige Geist Gregors XIII. Priesterschulen in Rom für verschiedene Völker gegründet, hatte Clemens VIII. die Zahl derselben noch vermehrt: so war es jedoch Gregor XV., der dem gesammten katholischen Missionswesen jene Einheit verlieh, indem er durch die Bulle Inscrutabili im Jahre 1622, aus dem Schooße des heiligen Cardinals-Collegium's die besondere Congregatio de Propaganda Fide festsetzte, und für ihre Dotation aus seinen eigenen Einkünften, wie aus denen der Apostolischen Kammer Vorsorge traf und zugleich alle, welche in das heilige Collegium, diesen obersten Rath der Christenheit eintraten, verpflichtete, bei ihrem Eintritte zu diesem Liebeswerk der Verbreitung des Glaubens eine Beisteuer zu zahlen.

Diese Congregation nun ist es, die sich in den Erdkreis theilend, so viele Erzbisthümer und Bisthümer in der alten und in der neuen Welt gegründet hat, und ihre apostolischen Vicare, ihre Präfekten und ihre Glaubensboten in die glühenden Sandwüsten des Südens, in die starren Schneegefilde des Nordens, und in die Einsamkeit der Urwälder, zu den Söhnen der Wildniß sendet, die in den Schatten des Todes ihren Götzen das Opfer anzünden, und das Fleisch der Gefangenen zum Opfermahle verzehren.

Gregors XV. Nachfolger, Urban VIII., war es, der fünf Jahre später, 1627, das begonnene Werk weiter führte, und ihm dadurch die Krone aufsetzte, daß er durch die Bulle Immortalis, unter der Anrufung der Fürstapostel, das päpstliche Collegium Urbanum de Propaganda Fide gründete, und mit

Rechten und Einkünften begabte. Hatte der Herr seine Apostel in alle Welt zu allen Völkern ausgesendet, so berief jetzt sein Statthalter, anderthalb Jahrtausende später, jugendliche Jünger aus allen Völkern zu der Kathedra des Apostelfürsten, um in diesem Seminarium Universale sich zu Aposteln und Bekennern zu bilden, die alsdann heimkehrend zu den Ihrigen, in allen Zungen, allen Völkern das eine Wort katholischer Wahrheit verkündigen sollten.

Dieses war ohne Zweifel ein Gedanke allumfassender, barmherziger Liebe, dem der Geist des alten, heidnischen, weltbeherrschenden Roms keinen großartigeren gegenüber zu stellen hat, und der daher auch vor den Augen eines neueren Cäsars, der sich mit dem alten Römerschwerte der Eroberung zu dem Titel eines Kaisers den eines Königs von Italien erkämpfte, diese Anstalt Gnade finden ließ. Napoleon bewunderte und bewahrte diese Gründung, die einem allgemeinen, aber geistigen Reiche angehörte. Die großmüthigen Gaben eines Spaniers und eines Römers, des Legaten Giovan-Battista Vives aus Valencia und des Cardinals Antonio Barberini waren es übrigens vorzüglich, die das rasche Emporblühen dieser Schule gleich bei ihrem Beginne begünstigten. Durch die Vereinigung so vieler fremd redender Jünglinge aus den entlegensten Theilen der alten und neuen Welt, wird es ihr daher möglich, das Fest der Epiphanie in Nachahmung des ersten Pfingstfestes in einer Weise zu begehen, wie es sonst wohl nirgends auf der Erde begangen wird, dadurch nämlich, daß die verschiedensten Sprachen der Erde dem Heiland das Opfer ihrer Anbetung darbringen.

Während in diesem Augenblicke Zöglinge, welche ihre Bildung in dieser Anstalt empfangen haben, als Patriarchen, als Erzbischöfe und Bischöfe in Bagdad, in Constantinopel, in Smyrna, in Persien, in Aegypten, in Griechenland, in Nordamerika, in Cochinchina, China und Australien den Hirtenstab führen, wird ein jüngeres aufblühendes Geschlecht darin herangebildet, bestimmt das begonnene Werk weiter zu

führen, und das Licht des Evangeliums, den Geist christlicher Liebe und mit ihm zugleich seine Wohlthaten und seine Früchte, europäisch-christliche Gesittung, Bildung und Kunst und Wissenschaft bei Völkern zu verpflanzen, die zum Theil auf der äußersten Stufe der Verwilderung stehen, oder deren geistige Lebenskraft, getrennt von dem wahren Gotte und nicht gestärkt, verjüngt, und geheiliget durch einen lebendigen gnadenreichen Glauben abgewelkt und abgestorben ist, also daß sie in sich selbst keinen Trost und keine Hoffnung zu künftiger Verjüngung finden.

Die Völker, die im gegenwärtigen Augenblick durch ihre jugendlichen Zöglinge in diesem Weltseminar vertreten sind und in deren Sprachen bei dem jüngsten Sprachfeste das Gloria der Christnacht ertönte, sind folgende: Chinesen aus Canton, Honan und Schansi; Indier aus Ava, Madras und Goa; Chaldäer aus Mesopotamien, Kurdistan und Persien; Armenier aus Kleinasien und Constantinopel; Syrer aus Aleppo; ein Bethlemite; Maroniten vom Libanon und aus Cypern; Aegyptier aus Kairo; Abyssinier aus Godscham; Griechen von Smyrna, Konstantinopel und den Inseln des Archipels: Melchiten aus Syrien und vom Libanon; Albanier aus Epyrus und Serbien; Bulgaren aus Philippopolis; Illyrier aus Dalmatien; Walachen aus der Moldau; Deutsche aus Sachsen, Westphalen den Rheinprovinzen, und der Schweiz; Holländer, Engländer, Irländer, Schottländer, Spanier und Portugiesen, und endlich Amerikaner aus Kalifornien, aus Neuschottland, aus Canada, aus New-York, Philadelphia, Cincinnati, Washington und Charleston in Nord-Amerika.

Um jedoch dieser Anstalt, die ihrer ganzen Bestimmung nach eine rein geistliche Pflanzschule für Apostel und Martyrer des Glaubens ist, unabhängig und unwandelbar den zerstreuenden Wechselfällen und Schwankungen menschlicher Interessen, Leidenschaften und Irrungen zu bewahren, hat der Geist ihrer Stifter, der römischen Päpste, in weiser Voraussicht es ihren Zöglingen zur Pflicht gemacht, sich in weltliche

Händel nicht zu mischen, und namentlich sich von dem Felde politischer Partheikämpfe fern zu halten, während ihnen anderer Seits alle Mittel an die Hand gegeben werden, auch in zeitlichen Dingen die Wohlthaten christlicher Bildung und Wandels in ihrem Kreise zu verbreiten.

Durch eine Bulle vom Jahre 1641 stellte Urban VIII. das von Ihm gestiftete Collegium unter die unmittelbare Leitung der Congregatio de Propaganda Fide, und als in unsern Tagen der wieder erwachte Geist der Religion in Frankreich, im Jahre 1822 zu Lyon, den Verein zur Verbreitung des Glaubens stiftete, der seitdem durch die Gnade der Vorsehung im fortdauernden Wachsen begriffen, schon gegenwärtig eine Ausdehnung gewonnen, die die kühnsten Hoffnungen übersteigt, unterordnete auch dieser sich der höchsten Autorität dieser Congregation. Die Katholiken von Belgien, Savoyen, Italien, England, Irland, der Schweiz, den deutschen Bundesstaaten, selbst die von Smyrna und Konstantinopel haben sich seitdem mit mehr oder minderem Eifer jenem Vereine angeschlossen. Bayern aber gereicht es vorzüglich zur besonderen Ehre, daß, laut der Ausweisung der öffentlichen Rechnungen, sein Verein, der unter dem Schutze seines Königs, Ludwig I. so rasch erblüht ist, durch die Größe seiner milden Beiträge zu dem gemeinsamen Liebeswerke von keinem Volke übertroffen, in der vordersten Reihe von Allen stellt. Bayern stellt seine Beisteuer zur unmittelbaren Verfügung eben dieser Congregatio de Propaganda Fide, deren Sprengel an Umfang wohl jedes irdische Reich übertrifft.

Während die Zöglinge des von Urban VIII. gestifteten Collegiums so viele Sprachen reden, haben die Leiter der Propaganda ihm eine Druckerei beigefügt, die durch die große Mannigfaltigkeit ihrer Typen zum Drucke religiöser oder sprachlicher Werke lange der unbestrittenen Ehre genoß, daß sie keine ihres Gleichen hatte, und die auch noch jetzt immer als eine der ersten genannt werden darf. Gebührt Deutschland der Ruhm die Druckerei erfunden zu haben, und waren

es Deutsche, welche die neu erfundene Kunst nach Italien verpflanzten, und hier die ersten Incunabeln italischer Typographie zu Lichte förderten: so hat Rom gewiß nicht minder sich dadurch einen gerechten Anspruch auf den Dank aller Christen erworben, daß es diese Kunst zum Dienste Gottes und zur Verbreitung der christlichen Glaubenswahrheiten anwandte, indem es in manchen Sprachen, die früher nie gedruckt wurden, die ersten religiösen Schriften zu Tage förderte, oder durch den Druck von Sprachlehren und Wörterbüchern den Missionairen sowohl, wie der übrigen gelehrten Welt, den Zutritt öffnete. Es war ebenfalls die Propaganda, woraus zur Zeit Napoleon's die kaiserliche Druckerei von Paris die ihr mangelnden Lettern ergänzte. Die Sprachen, deren Typen sie gegenwärtig besitzt, sind außer den gewöhnlichen europäischen, folgende: arabische, persische, hebräische, punische, samaritanische, syrische, chaldäische, coptische, abyssinische, sanskrita, birmanische, malabarische, armenische, georgische, irische, tibetanische, bulgarische, und endlich für die slavischen Sprachen nach ihren verschiedenen Dialekten in Rußland, Illyrien, Epirus, der Moldau, u. s. w.

Neben den dem religiösen Unterrichte zunächst gewidmeten Schriften, welche in dieser Druckerei, ihrer vorzüglichen Bestimmung gemäß, gedruckt wurden, erschienen auch andere Werke in ihr, welche in der wissenschaftlichen Welt eine verdiente Anerkennung gefunden haben, unter denen wir hier nur die Namen von Assemani, dem Pater Paolino, der hier das erste Sanskritwerk druckte, und von Imbonato erinnern wollen, zum sprechenden Beweise, daß in Rom, dem Mittelpunkte der katholischen Welt, wahre Religion und gründliche Wissenschaft Hand in Hand gehen.

XVII.

Die christliche Sonntagsfeier in Berlin und die neue Philosophie.

Der nachstehende Aufsatz ist aus der Feder eines eben so geistvollen, als redlichen protestantischen Schriftstellers geflossen. Da wir uns häufig in der Lage sehen, Nachtheiliges über das berichten zu müssen, was unter unsern irrenden Brüdern auf kirchlichem Gebiete geschieht, so haben wir die Gelegenheit mit Freuden ergriffen, unsere Leser auch auf die Regungen einer erfreulichern Gesinnung unter Vielen, die heute noch außerhalb der Kirche stehen, aufmerksam zu machen. Eine ganz andere Frage ist es, was sich, vom katholischen Standpunkte aus, über die hier in Anregung gebrachte Sache sagen ließe? Wir hegen die Absicht, uns darüber bei einer andern Gelegenheit auszusprechen, und lassen hier das Votum unseres protestantischen Freundes unverändert folgen. Unsere, an einen consequenten Sprachgebrauch gewöhnte Leser werden es deshalb entschuldigen, wenn sie hierin manchen Ausdrücken und technischen Bezeichnungen protestantischer Verhältnisse begegnen, die ein katholischer Schriftsteller heutzutage vermieden haben würde.

Die Feier des Sonntages ward, wie durchaus glaubhafte Nachrichten darthun, und aus der Bibel selbst erhellet, bereits von den Aposteln angeordnet, um jeden siebenten Tage das Andenken der Auferstehung des Heilandes zu begehen. Alles, was das Christenthum, das in der Kirche eine Darstellung und Form gewann, eingerichtet, ist auf höchst natürliche und einfache Weise entstanden. Schon der unbekehrte Mensch feiert die Erinnerung an wichtige Begebenheiten durch regelmäßige Gedächtnißtage, so lange ihm die Bedeutung der Wichtigkeit eines solchen Ereignisses im Bewußtsein gegenwärtig ist. Nichts wichtigeres aber kennet das Christenthum, als dasjenige Ereigniß, wodurch die Göttlichkeit Christi augenscheinlich dargethan und seinem gesammten Wirken der Stempel der Beglaubigung aufgedrückt wurde: Die Auferstehung. So lange daher

in der christlichen Kirche auf Erden ein Bewußtsein von ihr selber ist, wird sie das Gedächtniß der Auferstehung begehen. Die hohe Wichtigkeit *) des freudenreichen Ereignisses, an welches die Feier des Tages des Herrn erinnern sollte, sprach sich nun gleich von Anfange an in der häufigern Wiederkehr dieses Gedächtnißtages aus, weil der auferstandene Christus, denen, die seine Jünger seyn wollen, nicht oft genug in der Vorstellung gegenwärtig seyn kann. Da die Apostel im jüdischen Cultus den siebenten Tag bereits als einen Feiertag vorfanden, und die Völker, welche ihnen Gott zuführte ebenfalls einen wiederkehrenden Ruhetag in jeder Woche gewohnt waren, so machte sich die Feier des Gedächtnisses des Auferstandenen am Ende jeder Woche wie von selbst und wird seitdem auch von den christlichen Secten unverrückt festgehalten. Da die Erinnerung wichtiger Momente nicht anders als durch Betrachtung des Gegenstandes, dem das Gedächtniß gilt, gefeiert werden kann, das Gedächtniß der Auferstehung Christi aber als Gegenstand der Feier allen Christen gemeinschaftlich ist und war, so bildete sich gleichsam wiederum von selbst seit Anbeginn eine Gemeinsamkeit der Begehung dieses Gedächtnisses und der Feier desselben heraus, deren Leitung aus leicht begreiflichen Gründen dem geistlichen Hirten zufiel, den jede zu einem besondern Körper vereinigte Abtheilung der großen Heerde, welche sich an Christi Evangelium weidet, von Gründung der Kirche her, an ihrer Spitze sah. Wie die Erinnerung an die Auferstehung des Herrn einen wöchentlichen Gedächtnißtag erhalten, so wurde auch vom Anfange an das Leiden, die Auferstehung, die Himmelfahrt Christi, und die Herabkunft des heiligen Geistes mit einer jährlichen Feierlichkeit durch gemeinschaftlichen Gottesdienst begangen. Bei Fortentwickelung der Kirche wuchs die Masse wichtiger Erinnerungen, welche sie, weil die Erinnerung zunächst mit ihrer Macht das Gefühl der Kirche durchdrang, auf die Abfolge der Zeiten im Kirchenjahre vertheilte. Die Bestimmung aller dieser Festtage war und ist von jeher die geblieben, daß an denselben der Mensch vorzüglich bei geistlichen Betrachtungen verweilen und sein Herz in Andacht zu Gott erheben soll. Um dieß für alle möglich zu machen, mußten alle Arbeiten und Beschäftigungen an den Gedächtnißtagen ruhen, welche sich mit jener Bestimmung nicht vereinigen ließen. Es waren nun aber leider von jeher nicht alle Christen so rücksichtsvoll, daß sie, wenn eigene Unempfindlichkeit gegen die großen Thaten Gottes und der Seinigen, welche in den Festtagen der

*) Apostelgeschichte XX. 7. II. Corinth. XVI. 2. — Offenbarung Johannis I. 10.

Betrachtung vorgelegt wurden, sie von letzteren ausschloß, die Betrachtung der Andern geschont, und Beschäftigungen und Arbeiten, welche jene störten, unterlassen hätten. Deßhalb mußte die sich von selbst verstehende Einstellung dieser Geschäfte und Arbeiten zum Verbote erhoben werden. Dieses Verbot ward, weil zur Geltendmachung desselben weltliche Mittel erforderlich sind, in den christlichen Reichen von jeher durch die weltlichen Gesetze und Behörden unterstützt. Denn noch nie hat ein Vernünftiger gezweifelt, daß ein christlicher Staat, welcher die christliche Religion und deren objective Form, die Kirche will, diejenigen seiner Unterthanen, welche sich dem, was das Ganze bezweckt und will, widersetzen, zur Aufgabe dieser Widersetzlichkeit nöthigen kann. Weil hiernach Alles so klar und einfach in Bezug auf die würdige Feier des Gottesdienstes sich gestaltet, so hat sich der Feind von Anbeginn, welchem die Andacht und der Gottesdienst der Christen ein Dorn im Auge ist, da er mit einem directen Angriffe nichts ausrichten kann, auf beliebte Art in's Hinterpförtchen eingeschlichen, und sucht im Innern unerkannt, was ihm von Außen her wohl nicht gelingt, dadurch zu erreichen, daß er sich, in einen Hausgenossen verstellt, die Mitbewohner zu überreden sucht, daß, was sie treiben, nicht das rechte christliche, ihnen dafür sein eigenes Evangelium als das echte Christenthum anweiset um durch das Schein-Christenthum das wirkliche zu stürzen und aus seiner eigenthümlichen Wohnstätte zu verdrängen sucht. Alle Weisheit dieser Welt, deren eigennütziger Protektor jener Feind ist, hat diesen Weg eingeschlagen und sich an die Stelle der Lehre Christi gesetzt. Diejenigen Philosophirer, welche mit vornehmer Ignoranz des Christenthums ihre Weisheit construirten, ohne zu thun, als ob ein Christenthum in der Welt wäre, haben demselben nur wenig geschadet, weil man durch Nichtkenntnißnahme eine historische Thatsache nicht vernichtet. Diejenige Weisheit aber, welche es sich anscheinend zur Aufgabe gemacht, das Christenthum zu durchdringen, dasselbe aufzuklären und zu rechtfertigen, ist die schlimmste Feindin; denn sie würgt mit christlicher Gebärde ihre eigene Mutter. So haben es die Ketzereien von Anbeginn gehalten, die ewige Macht der Kirche hat sie aber, selbst wenn jene auch anscheinend die Mehrheit der christlichen Bekenner auf Erden zu ihren Anhängern zählten, zu Schanden gemacht und überdauert. Sie haben nun also wieder einmal das Gewand der sich christlich gebärdenden Philosophie angezogen. So lange der kluge und schwer verständliche Chorag dieser neuen Schule lebte und lehrte, trat selbst dem christlichen Bewußtsein die Kluft, welche diese Weisheit in das

christliche Wesen zu reißen unternommen, nicht so deutlich entgegen. Nun aber der Meister dahin und seine Jünger, wie Alexanders Generale nach dem Tode des großen Herrschers, seine Idee fortführen und seinen Nachlaß ausbeuten wollten, so kommt, was jener wollte oder auch nicht einmal wollte, in den Bestrebungen seiner Schüler zum offenen Verständniß. Ueber dem beständigen Vorgeben, den in ihrer Mitte wieder erstandenen Christus der Welt zum Bewußtsein zu bringen und dessen Anerkenntniß zu vermitteln, wird dem Christenthume seine alleinige Säule: die Positivität bestritten und wankend gemacht, wobei Verkehrungen oder Erschleichungen von Begriffen an der Tagesordnung sind. In Bezug auf die Sonntagsfeier nun ließ sich unter von vorn hereiniger Verdunkelung des historischen Herganges diese neue Allerweltswerdenwollende Wissenschaft schon seit geraumer Zeit ganz heimlich und vor guten Freunden also vernehmen: Das symbolische Wort der Schrift, welches sagt: daß Gott in sechs Tagen die Welt erschaffen und am siebenten geruht, werde zu einer kleinlichen Vorstellung vom erhabenenGeiste, welcher das All erschaffen, verhunzt, wenn man sich denke: Er, der Inbegriff der Allmacht, habe der Ruhe bedurft, oder auch nur derselben sich überlassen. Der freie Geist ist, so lehrt uns diese moderne christlich sich gehabende Weisheit, die ewige That und nur der beschränkte, an den Körper gefesselte Geist eines Menschen konnte in einer Zeit der Einfalt einen solchen Gedanken fassen. Aber Moses baute darauf ein Gesetz für sein Volk und sprach: „Gedenke des Ruhetages, daß du ihn heiligest; sechs Tage sollst du arbeiten und alle deine Dinge beschicken, aber am siebenten Tage ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes, du sollst kein Werk thun, noch dein Sohn, noch deine Tochter, noch dein Knecht, noch deine Magd, noch dein Vieh, noch dein Fremdling, der in deinen Thoren ist". Diese Vorschrift hat, wie nun glücklich heraus gebracht ist, den Zweck gehabt, durch Hingeben an einen höhern Willen ein umherziehendes, sich erst bildendes, Volk zu vereinigen. Dieß Hingeben war das Gebot und demselben daher ein ganzer Tag geweihet, während dessen sich der Einzelne an die Gesammtheit schließen mußte, aus welcher die Hoheit des Begriffes, der den Vereinigungspunkt bildete, ihn um so stärker anwehen mußte. Die Zeiten haben sich aber gänzlich geändert. Denn nicht mehr das momentane Richten des Gemüths zu Gott ist es, wodurch dem nun entwickelten Geiste das wahrhafte Gebet gegeben wird. Die aus unausgesetztem Streben nach Wahrheit hervorgehende That, das sittlich edle Handeln selbst ist schon der Inbegriff

des geläuterten Gebets, wie wir es dem selbst bewußten schaffenden Geiste Gottes zu entrichten haben. Eine ähnliche Ansicht hatte schon Schleiermacher in seiner Predigt vom Gebete aufgestellt. Er wagte es aber noch nicht auszusprechen, daß es unsere Aufgabe in der Welt sey, mit aller Kraft an der Entwickelung unseres Geistes zum Wohle der Allgemeinheit deßhalb zu arbeiten, weil die höchste Höhe des entwickelten Menschen die Göttlichkeit berge. Die Größe der letztern fassen wir, wie man uns jetzt lehrt, noch nicht, wir glauben sie nur. Es bedarf also des Gottesdienstes und Gebets nicht mehr in der Absicht, welche Moses dabei hatte. Man muß nicht mehr am Buchstaben des Gegebenen festhalten und damit die Entwickelung hindern. Wenn aber ferner die Schrift lehrt, am ersten Tage der Woche sey Christus auferstanden so ist der neuen Doctrin zufolge kein Grund, denselben deßhalb der Ruhe zu widmen. Das Beispiel des großen Lehrers sollte uns vielmehr begeistern, eben erst recht diesen Tag mit Handlungen für das Wohl der Allgemeinheit oder des Kreises, dem wir angehören zu feiern*). Christus hat sich für uns geopfert. Deshalb sollen wir müßig seyn? Solche Feier vergleicht die neue Lehre einem Mittagsmal bei dem man sichs wohl seyn läßt, einem geschiedenen großen Geiste zu Ehren. Jeder Mensch ist angewiesen, auf einen bestimmten Kreis der Wirksamkeit, und wer nicht für Viele schafft, wird doch für Wenige zu schaffen haben. Wenn er hierin redlich und emsig ist, thut er seine Pflicht und bedarf nicht des materiellen Wortes, um sein Gebet auszudrücken, welches schon in seiner gottgefälligen Handlung mitbegriffen ist. Daher bedarf es keiner Vereinigung zu wörtlichem Gebete, sondern die Religion hat in das Leben selbst zu greifen, aber nicht mit absolutistischen Dogmen, sondern mit der Macht des befreienden und fortschreitenden Geistes. Nicht nach sechs Tagen hat der Mensch Ruhe nöthig, sondern nach jedem Tage. Die Stunde dazu mag er sich selbst bestimmen. Oft kann ihm die Arbeit eine Erholung, die gebotene Ruhe eine Mühe, ja ein Verderb für ihn und für die seyn, deren Wohlfahrt ihm anvertraut ist. Darum soll man es loben, wenn den armen Handwerker die Thätigkeit Sonntags in seinem Hause zurückhält, aus Sorge für seine Familie, oder aus Lust und Liebe zur Arbeit. Beides kann dem Staate nur angenehm seyn. Treue Ausübung seiner Pflicht ist der beste Gottesdienst, und wer erst eines Tages und eines Ortes

*) Dieß dürfte, wie die Sache jetzt betrieben wird, in der Regel darauf hinauslaufen: den Tag des Sabbaths durch Arbeiten zu entweihen, mit deren Ertrag die Prassereien am Abende bezahlt werden.

bedarf um gottselig zu seyn, mit dessen Gottseligkeit stehet es erbarmungswürdig schwach. Wer ein Bedürfniß fühlt, das Wort der Bibel ausgelegt zu hören, der wird auch ohne Zwang den Weg zur Kirche finden, während das Verbot der andern Beschäftigungen nur Heuchler machen muß. Deßhalb also muß es jedem frei gestellt bleiben, seine Arbeit zu thun, wann er will, und seiner Erholung nachzugehen, wann er deren bedarf, so wie die Kirche zu besuchen, wann er sich darnach sehnt. — In solcher Weise und ähnlicher lassen sich die Jünger der Modeweisheit vernehmen. Ihre Gottesdienste sind ihre gottlosen Werke. Sie schlagen Gott in der Welt todt, um denselben wieder in sich auferstehen zu lassen. Die Sonntagswerke dieser auf Erden wandelnden Gottheitsfutterale, in deren leiblichem Gefäße der Deus in pyxide verborgen, bestehen, wie aus obigem hervorgeht, in der Vernichtung des Sonntags. Bei Scheinkatholiken und bei den protestantischen Glaubensgenossen finden die Verkündiger des neuen Christenthums willigen Anklang. Die letztern vergessen ganz, wenn anders sie es jemals wußten, daß die zehn Gebote in der Erläuterung Luthers im großen und kleinen Katechismus zu den Symbolen der lutherischen und in dem Genfer und Heidelberger Katechismus zu den Symbolen der reformirten Kirche gehören, und sie sich in einem wesentlichen Stücke von denselben trennen, ja selbst nach Jacobus II, 10. von einem allgemeinen christlichen Gesetze lossagen und Sectirerei treiben, wenn sie jener Einflüsterung sich zuwenden und nach derselben handeln. Eine grobe Unwissenheit geben sie auch dadurch zu erkennen, wenn sie vermeinen, die Aeußerlichkeit der Mosaischen Auffassungsweise der Vorschrift des dritten Gebotes, worin den Juden die Heiligung des Feiertages anbefohlen war, sey erst im erleuchteten 19ten Jahrhundert aufgefunden. In Luthers großem Katechismus ist dieselbe schon deutlichst auseinandergesetzt, und erklärt, wie das Gebot in seinem „groben Verstande“ dem Christen, welcher alle Tage und immerfort Gott dienen müsse, nichts angehe. „Weil es aber der Haufe nicht warten kann“, sagt Luther, „muß man zum wenigsten einen Tag der Woche dazu ausschließen. Weil aber von Alters her der Sonntag dazu gestellt ist, soll man's auch dabei bleiben lassen, auf daß es in einträchtiger Ordnung gehe, und Niemand durch unnöthige Neuerung eine Unordnung mache. Also ist das die einfältige Meinung dieses Gebotes, weil man sonst Feiertage hält, daß man solche Feier anlege, Gottes Wort zu lernen, also, daß dieses Tages eigentlich Amt sey, das Predigtamt, um des jungen Volkes und des armen Haufens willen, doch daß das Feiern nicht so enge gespan-

net, daß darum andere zufällige Arbeit, so man nicht umgehen kann, verboten wäre". „Darum merke, daß die Kraft und Macht dieses Gebotes stehet nicht im Feiern, sondern im Heiligen, also daß dieser Tag eine sonderliche heilige Uebung habe. Denn andre Geschäfte heißen eigentlich nicht heilige Uebungen, es sey denn der Mensch zuvor heilig. Hie aber muß ein solches Werk geschehen, dadurch ein Mensch selbst heilig werde". Man kann übrigens, wenn man die Auslegung des dritten Gebotes in Luthers großem Katechismus mit der im Römischen genau vergleicht, bei aller Abweichung des ersten von dem, was der Katechismus über das dritte Gebot beizubringen weiß, den Uebergang aus dem Lutherthume, welches der Anfang des Hinausschreitens aus der Kirche und Kirchlichkeit darstellt, in den neuen Lehren und die denselben vermittelnden Zwischenstadien leicht herausfühlen. So etwas müssen dann auch die Berliner Geistlichen gewittert haben, weil sie da ihre Pfarrkinder, denen die Quelle und die Brüste der neuen Weisheit so nahe lagen, daß sie dieselbe als eine Mitbürgerin begrüßen dürfen, von jener Sonntagsverachtung sich angesteckt zeigten, und solches durch Werke und Unterlassungen an den Tag legten, nicht zur Einschärfung des Katechismus, darin Jedermann unterwiesen worden, griffen, sondern dem Unwesen, welches zur Verödung der Kirchen und des Gottesdienstes in der ungemein christlichen Residenz umschlug, auf einem andern Wege beizukommen suchten. Es war dem scharfsichtigen Auge jener Gottesmänner nicht entgangen, welche Vortheile für die Erreichung eines Zweckes durch die Benutzung des Partheimittels der Tractätlein und Vereine sich erzielen lassen. Es konnte also um so weniger fehlen, daß man gerade auf die Vereine verfiel, weil die Sache in einem Staate zur Sprache kam, in welchem selbst von Obrigkeitswegen für die Förderung aller möglichen Zwecke zunächst Vereine vorgeschlagen werden *). So sind allmählich auf Anlaß des Polizeistaates in's Leben getreten: Vereine zur Besserung entlassener Sträflinge, zur Erziehung verwahrloster Kinder, zur Besserung des Gesindes, gegen Thierquälereien, gegen übermäßigen Genuß des Branntweines, zur Beförderung der Sparkassen, Actienvereine zur Ausführung von Chausseen, Eisenbahnen rc. so daß manche Behörde, welcher die befohlene Empfehlung solcher Vereine oblag, schon in seltsame Verlegenheit gerathen seyn mag wenn von Oben

*) In Berlin soll sogar (freilich ohne Staatsgenehmigung) ein auf Gegenseitigkeit gegründeter Verein bestehen, welcher für die Theilnehmer die Strafgelder bezahlt, welche diejenigen zu erlegen haben, die verbotswidrig Tabak rauchen.

her eine neue Empfehlung geboten worden, das Magazin empfehlender Redensarten aber schon bei den frühern Anpreisungen erschöpft war und sie keine neue Wendungen vor sich sah, mit denen sie der Idee des neuen Vereins das Wort reden konnte. Ein Verein muß, wann dieselben alle wirksam werden sollten, dem anderen die Kräfte nehmen und die Zersplitterung der Kräfte wird keinen einzigen zu etwas Rechtem gelangen lassen. Von den auf obrigkeitliches Empfehlen und Dringen in's Leben getretenen Vereinen für Allerhand sind uns große Heldenthaten noch nicht zu Ohren gekommen. Dagegen hat es sich zugetragen, daß wo durch einen kräftigen und energischen Mann zu Erlangung eines Bedürfniß gewordenen Zweckes angemessene Kräfte sich vereinigten, dankenswerthe Erfolge erzielt wurden. Hierauf hatten die Berliner Geistlichen ihr Augenmerk gerichtet. Ihnen standen, um eine „christliche Sonntagsfeier" zu fördern keine andern Mittel zu Gebote als „von den Kanzeln die Gemeinden und hie und da auch Einzelne zu ermahnen. So lange es aber dabei bleibt und nichts weiter geschieht, wird die heilige Angelegenheit immer noch nicht recht gefördert werden. „Wir möchten Euch daher (so sagen die Berliner Seelsorger) vorschlagen, daß in einzelnen Gemeinden um jeden Prediger, der sich dazu willig fände, Vereine solcher Christen sich bildeten, welche sich freudig und ernstlich entschließen, die Heiligung des Feiertages nicht nur sich selbst angelegen seyn zu lassen, sondern auch für Förderung derselben überall nach Kräften zu wirken" *). Die Namen ehrenwerthen Klanges, welche unter diesem Aufrufe stehen und von welchen viele als eine Zierde der evangelischen Geistlichkeit Berlins gelten, bürgen dafür, daß diese Geistlichen nicht aus Trägheit und Bequemlichkeit die Hilfe eines Vereins zur Förderung von Wahrheiten in Anspruch nahmen, deren Verbreitung eigentlich nur ihres Amtes ist. Es ist daher dieser Aufruf als ein Nothschuß anzusehen, welcher die Bedrängniß der evangelischen Kirche in Berlin bezeichnet. Von dem Zustande derselben erhalten wir auch ein recht trübseliges Bild im ersten Theile jenes Aufrufes, welcher „als Wort der Liebe an unsere Gemeinden" unter dem Titel die „Christliche Sonntagsfeier" zu Berlin im Drucke erschienen und am Neujahrstage in einem Exemplare jedem Kirchenbesucher an der Kirchenthür in die Hand gegeben ist. Die wohlmeinende Gesinnung und ein christlicher Ernst lassen sich in diesem von 57 Geistlichen unter-

*) Es sind zugleich Vereinslisten zur Subscription einladend mit dem Tractat ausgegeben.

zeichneten Worte nicht verkennen. Um so getroster dürfen wir auch annehmen, daß die darin angeführten Thatsachen die lautere Wahrheit enthalten. Zunächst wird es für jeden treuen und freisinnigen *) Bekenner des evangelischen Glaubens „als eine Herzens- und Gewissensangelegenheit" bezeichnet, „daß sich die evangelische Kirche von innen heraus durch den Geist kräftig erneuere und durch eine geistliche Belebung ihrer Glieder erstarke, um frei und herrlich aus den großen Kämpfen der gegenwärtigen ernsten und vielfach bewegten Zeit hervorzugehen". Um zur Herbeiführung dieses Ausganges noch stärker mitzuwirken, wollen jene Geistlichen von Zeit zu Zeit mit Druckschriften, welche wichtige Gegenstände des religiösen und kirchlichen Lebens zur Sprache bringen, hervortreten. „Da es nun unläugbar ist, daß sich der Verfall der Kirche äußerlich am stärksten offenbart durch die Entweihung der kirchlichen Feiertage, daß die Glieder anderer Religionsgemeinschaft an der Art, wie diese Tage unter uns begangen werden, großen Anstoß nehmen, daß kein Freund des Volkes, keiner, dem menschliches Wohl am Herzen liegt, es ohne Schmerz mit ansehen kann, wie viele Glieder unserer Gemeinden unter den auch an den Sonntagen fortgehenden Arbeiten von der Last des irdischen Lebens erdrückt, sich ihres höhern geistigen Seyns gar nicht mehr recht bewußt werden und fast aller kräftiger Anregungen zur sittlichen Besserung beraubt sind, so bieten die Berliner Seelsorger zunächst ihre Schrift über die christliche Sonntagsfeier dar". Die Geringschätzung des Tages des Herrn läßt sich aus folgenden Aeußerungen noch weiter entnehmen. Mit Schmerz bemerken die Seelsorger, wie so Viele des großen Segens sich selbst berauben, den die wahre Ruhe, die Ruhe von irdischen Mühen und Sorgen, die Erhebung der Seele zu Gott an einem bestimmten, von Gott dazu festgesetzten Tage gewährt. Sie erinnern daran, wie die Reichern und Vornehmern ihre oft bis in den Sonntagmorgen hinein dauernden Vergnügungen jetzt vorzugsweise auf den Sonnabend verlegen, und sich dadurch für jede ernste, heilige Beschäftigung am Sonntag Vormittag unfähig machen, wie so viele Beamte einen Theil ihrer Geschäfte besonders gern am Sonntage Vormittag besorgen, wie so viele Gewerbtreibende und Handwerker öffentlich und in ihren

*) Die Nebeneinanderstellung dieser beiden einander ausschließenden Worte deutet unverkennbar darauf hin, daß mit dem einen der Orthodoxie, mit dem andern der rationalistischen Theologie hat genügt werden sollen, die Unterschriebenen haben so die verschiedenen Fractionen, denen sie angehören, wenigstens bei diesem Vorhaben versöhnen wollen.

Werkstätten den halben Sonntag wenigstens arbeiten und erst am Nachmittage ruhen, wie man in allen Berufs- und Erwerbszweigen gern wenigstens Nebenarbeiten am Sonntage abmacht, wie das Kaufen und Verkaufen am Sonntage zu allen Stunden fort geht. „Welch ein trauriges Beispiel", rufen die Berliner Seelsorger aus, „gibt Berlin hierin den nächsten Dörfern und kleinen Städten, deren Einwohner, weil sie wissen, daß man hier ungescheuet am Sonntage Handel und Verkehr aller Art treibt, gerade an diesem Tage früh morgens so zahlreich der Hauptstadt zuströmen, während die Gotteshäuser in den umliegenden Ortschaften leer stehen. Welch ein Aergerniß geben unsere Christen den Juden in unserer Mitte, die, so lange noch eine Spur von Gottesfurcht in ihnen ist, ihren Sabbath nie auf solche Weise entheiligen! Und welch ein tiefer Schmerz ist es besonders uns, Euern Seelsorgern, denen ihr Eure Kinder zur Confirmation anvertrauet, wenn wir diesen im Unterricht das dritte Gebot einschärfen sollen, zu dessen Uebertretung so häufig das Beispiel der eigenen Eltern und der nächsten Umgebungen im Hause sie verleitet; oder wenn wir sehen, wie Lehrlinge und Gehilfen aller Art fast allgemein Sonntagsvormittags ja bis in die spätern Nachmittagsstunden arbeiten müssen, wo sie das Gotteshaus nicht mehr besuchen können und den schlimmsten Versuchungen ausgesetzt sind. Wie viele Geschäftszimmer und Werkstätten giebt es wohl noch in unserer Hauptstadt, welche alle Sonntagemorgen geschlossen sind? Wie viele Läden welche, den ganzen Tag nicht geöffnet werden. Wie viele Maschinen, wie viele Stühle, welche den ganzen Tage stille stehen"? Die eifrigen Wortredner für eine christliche Sonntagsfeier widerlegen nun nach der Reihe die gewöhnlichen Entschuldigungen, welche die Verächter des öffentlichen Gottesdienstes für ihr Hinwegbleiben aus demselben anzuführen pflegen, als da sind: Ich habe meine Religion für mich, diene Gott im Stillen auf meine Weise, ich bedarf keines gemeinschaftlichen Gottesdienstes, oder: Ich halte meinen Gottesdienst am liebsten in der freien Natur, und bedarf dazu keiner Stätte, gebauet von Menschenhand, und keiner Anleitung durch einen andern, der so gut Mensch ist, als ich selber; oder: Ich habe keine Zeit, mein Beruf, mein Geschäft, mein Dienst gehet dem Kirchenbesuche vor; oder: Ich kann ja auch ohne Kirchenbesuch ein guter Mensch, ein guter Bürger, ein guter Christ seyn. Nach Widerlegung solcher, von der faulen Indifferenz erfundenen Entschuldigungen und Einwürfe erinnern die Seelsorger mit dem Wunsche der Wiederkehr an die schöne alte Sitte, daß Sonnabends die Arbeit etwas früher als sonst beendigt, und nun

das Haus gekehrt und die Zimmer aufgeräumt wurden, damit am Sonntage schon die früheste Morgenstunde vor Störung gesichert sey, wie dann die Heiligung des Tages damit begonnen sey, daß nach Beseitigung aller nicht durchaus nothwendigen Geschäfte Ruhe und Stille im Hause geherrscht, und wie im Hause, so auf Straßen und Plätzen. Damals hörte man auch selten einen Wagen rollen. Die Läden blieben geschlossen, der öffentliche Verkehr hörte auf; nichts unterbrach die ernste, heilige Sabbathstille. Dann pflegten der Hausvater, die Mutter, die Herrschaft wohl die Ihrigen zur Andacht zu versammeln. Man las einen Abschnitt aus der Bibel, am liebsten das Evangelium und die Epistel des Sonntags, man stimmte ein Lied zum Preise Gottes an. Hierauf besuchten alle, welche im Hause nicht schlechterdings unentbehrlich waren, den öffentlichen Gottesdienst, und für die Zurückbleibenden pflegte sogleich von vorn herein eine andere Zeit festgesetzt zu werden, wo sie am Gottesdienste und an der Ruhe des Tages auch ihrerseits Theil nehmen sollten. Die Pfarrkinder werden von den Berliner Seelsorgern aufgefordert, dahin zu wirken, daß die frühere fromme Sitte wieder allgemein werde. Es wird daran erinnert, die Feier des Sonntags nicht auf die kurze Zeit des Gottesdienstes zu beschränken und etwa die übrige Zeit den Geschäften und Arbeiten zu widmen, denn, „da wir Alle durch unsere täglichen Beschäftigungen nur zu leicht von Gott abgezogen werden, und da die Gefahr, sich darin zu zerstreuen sehr groß ist, so bedarf es fürwahr mehr als der flüchtigen Erhebung einer Stunde, um sein Herz und Leben Gott zu heiligen". Gerade durch die Unterbrechung soll man, wie es weiter heißt, sich recht deutlich bewußt werden, wie es noch etwas Höheres und Seligeres gibt, als diese Welt mit ihren Mühen und Sorgen. Der Einwand, man könne höchstens die Zeit des Kirchenbesuches von der Arbeit abmüßigen, wird schließlich durch den Hinweis auf England, Schottland und Nordamerika widerlegt, wo der Gewerbfleiß auf's Höchste gestiegen ist, und die größte praktische Thätigkeit herrscht, gleichwohl aber der Sonntag am strengsten geheiligt wird.

Dieses gewiß und unstreitig in Liebe gesprochene Wort an die Berliner evangelischen Gemeinden empfahl sich schon dadurch bei vielen Mitgliedern derselben sehr übel, daß die Art seiner Verbreitung so sehr an die Manier der Tractätchenvertheilung erinnert, mittelst der man Gottes Wort so oft den Säuen vorgeworfen, und welche, wenn es auch der höhern und niedern Tractatenfreunde genug in Berlin gibt, doch weit entfernt ist, allgemeinen Beifalls sich zu erfreuen. Die eben so gewöhnliche als

unausstehliche Stockberlinerei, welche mit pretiösen Bemakelungen immer bei der Hand ist, wenn irgend ein Meteor am Himmel der Alltäglichkeit auftaucht und Aufsehen macht, ermangelte nicht ihre Wespenstacheln auch an die gutgemeinte Unternehmung der Geistlichkeit zu setzen. Alle obsoleten Faditäten, welche der Deismus einer längst verschollenen Zeit schon vor der Geburt der jetzigen hochweisen Kritiker völlig abgetragen, wurden nicht für zu schlecht gehalten, wenn sie nur einen Steinwurf auf die Geistlichen abgeben zu wollen sich anließen. Diese kleinern Klaffer, welche sich bald beschwichtigen lassen, wenn ihrer Anbellerei nur ein neues Object zum Anfletschen dargeboten wird, waren aber vermuthlich den Geistlichen selber nicht furchtbar gewesen, welche sich nach dem üblichen Hergange in Berlin eines solchen Anfalles gewärtig seyn mußten, wenn sie irgend ihr Terrain kannten. Diese Meute hat denn auch wirklich nichts eben Bemerkenswerthes wider das „Wort der Liebe“, das jene an ihre Gemeinden richten, hervorgebracht. Sie hat nur raisonnirt, um eben zu raisonniren. Das Wort Liebe hat auf sie nicht den mindesten Eindruck gemacht, sie haben nicht darüber nachgedacht, haben es von vorn herein nicht an sich gesprochen erachtet, und dasselbe nur als eine Erscheinung in Betracht gezogen, welche ihnen einen neuen Stoff zum Absprechen darbiete. Dagegen hatten die Seelsorger mit der Schärfe der Wahrheit ihres Wortes empfindlich jene Natter getroffen, welche unter dem weitüberwuchernden Lotos der Wissenschaft am Borde des Stromes unserer Zeit sich gelagert, und im dahingleitenden Spiegel selbstgefällig ihre vermeintliche Schönheit beliebäugelt. Aus ihrem Weisheitsgifte waren ja die Mittelchen präparirt, mit denen man die eingerissene Verödung des öffentlichen Gottesdienstes fördern, als vernünftig darstellen und wissenschaftlich sanctioniren wollte. Züngelnd wand sich die Natter empor und stach nach dem Fuße, welcher sie zu treten sich erkühnte. Alles Gift, das ihr zu Gebote stand, spritzte sie auf den Angreifer, indem sie das „Gegenwort eines Mitgliedes der Berliner Gemeinde“ wider die von den 57 Berliner Geistlichen vertheilte Schrift erließ. Wegen ihrer schädlichen Beschaffenheit und des Angriffes auf die Grundwahrheiten des positiven Christenthums ist zwar dieses Stückchen von der Censur für literarische Contrebande erklärt, und überall als unvergleitetes Gut confiscirt. Allein alle Welt weiß, daß ein solcher Schritt weit besser empfiehlt, als zehn günstige Recensionen, und daß der Verleger den Betrag des Honorars derselben gern erlegt, wenn er dafür das Verbot eines Verlagsartikels erwirken kann, weil er schon Mittel findet, den Appetit

der zahllosen Liebhaber der verbotenen Frucht so zu befriedigen, daß er von der Wegnahme der wenigen, von der Polizei attrapirten Exemplare keinen Schaden erleidet. So ist denn auch dieses Gegenwort, dessen musterhafte Schreibart und geschickte, durch und durch bewußte, und sich selbst begriffen habende, dialectische Behandlung seines Gegenstandes an Schleiermachers Reden über die Religion erinnert, in den Händen einer zahllosen Leserschaft, und das Verbot durchaus vergeblich gewesen. Es lohnt sich der Mühe, bei diesem Stückchen zu verweilen, welches gewissermaaßen ein Stadium in den Fortschritten des Protestantismus gegen den großen Abgrund zu bezeichnet, nach welchem das Princip der Reformation hindrängt. Nicht dadurch, daß sie Neues und Unerhörtes enthielte, ist diese Schrift merkwürdig, sondern dadurch, daß sie, was in Deutschland bisher nur leise in den Auditorien von dem Catheder den zuverlässigen Jüngern so zu sagen als Geheimlehre zugeflüstert worden, von den Dächern herab predigt, daß der schwerfällige philosophische Jargon, welcher den Exoterikern das Verständniß erschwerte, abgestreift, und rund und voll im allgemein verständlichen Deutsch zu Jedermanns Kenntniß gebracht ist, was klüglich verborgene Wahrheit geblieben war, und nur zum Theil in der Romantik des jungen Deutschlands in wenig erlesene Kreise drang. Fassen wir diese, der Idee des Protestantismus angemessene Erscheinung, dieses Specimen der Perfectibilität des Christenthums näher ins Auge.

Der unbekannte Verfasser hebt damit an, daß von denen, welche es am besten wissen müssen, wie es mit der Kirchlichkeit bestellt sey, über den Verfall der Kirche, welcher sich gerade jetzt offenbare, geklagt werde. Nichts nütze aber so sehr, als Offenheit, und man müsse, ohne vor dem Zugeständnisse der Richtigkeit jener Anklage zurückzuschrecken, den Vorwurf nach allen Seiten hin gründlich erwägen. Das Zugeständniß der Anklage genügt aber dem Gegenwörtler noch nicht, er jubelt darüber, daß von competenten Zeugen in der Darlegung des Verfalles der Kirche ein Fortschritt der Gemeinden offen bekundet werde, an dessen Wirklichkeit zu glauben man sich noch nicht einmal getraut habe. Es frage sich nämlich, wenn man den Vorwurf der Unkirchlichkeit zugestehen, ob man darum schlechter geworden, daß man nicht mehr kirchlich sey nach alter Art? Zu empfänglicher Stunde auf unser Gewissen geschleudert, sagt der kluge Gegner, hat dieser Vorwurf allerdings die Macht einen augenblicklichen Schreck, eine plötzliche Reue und den Vorsatz hervorzubringen, künftig die Kirche gewissenhaft zu besuchen. Allein die Verkehrtheit unseres Benehmens

giebt sich dadurch zu erkennen, daß uns die Reue wieder gereuet und wir des Vorsatzes ungeachtet die alte Sünde begehen, indem wir dem Zuge der Zeit folgen, was man doch mit ruhigem Gewissen dürfe, zumal man nicht die Kraft habe, demselben entgegen zu schwimmen, um den längst versunkenen alten Glauben und die alte Furcht wieder zu gewinnen. Wenn die Seelsorger solchen zwischen Himmel und Erde schwebenden Seelen durch ihr Liebeswort zu imponiren sich Aussicht gemacht, so will der Führer des Gegenwortes auch seinerseits retten, was er vermag. Darum frägt er, was uns denn so kalt und gleichgiltig mache gegen die alten Heiligthümer. Er findet den Grund hievon in dem Mangel einer Begeisterung, welche den ganzen Menschen durchglühe, die alle Zweifel des Gedankens und alle Verführungen der Sinne in ihren reinen Flammen aufzehrt, die den Tod zur Auferstehung erklärt.

Nach einer solchen Begeisterung, welche die Geistlichkeit nicht bieten kann, sehne sich die protestantische Christenheit. Die neue Offenbarung der Wahrheit, deren das Gemüth bedarf, ist von der Geistlichkeit, welche die alte Kirche und Lehre erhalten will, nicht zu erwarten, die Gemeinden sind aber leider in fatalistischer Hingebung, die lieber schweigsam leidet, als sich Recht zu verschaffen nur versucht, immer noch gehorsam auf Erden, um im Himmel erst frei zu werden, während es nur an ihnen liegt, die Freiheit schon hienieden zu haben. Während die Mitglieder der Gemeinde, welche die alter Kirchlichkeit vernachläßigen, vernünftiger handeln als sie glauben, lassen sie sich vom alten Glauben und dessen Angst noch vielfältig berücken, und straucheln auf der Bahn des Fortschrittes; sie geben ihr Recht und damit Gott auf, veräußern ihre unveräußerlichen Rechte und lassen sich behandeln wie Kinder wo sie das unvertilgbare Recht der Männer wahren sollten, gehaben sich wie Maschinen, wo sie Geister seyn sollten, die sich und Andere befreien. Der Führer des Gegenwortes wirft seinen durch die Geistlichkeit noch bethörten Glaubensgenossen vor, daß sie immer noch sehnsüchtig nach dem Himmel und noch so gleichgültig gegen das Reich dieser Welt seyen, daß sie sich unempfindlich stellten, gegen die Dinge der Erde, um im Himmel desto mehr zu haben, daß sie sich von den Predigern vorsagen lassen, was sie hier aufgeben müßten, um drüben die Fülle zu empfangen, und wie sie sich hier zu kasteien hätten, um im Himmel zu Gnaden angenommen zu werden, daß sie um zukünftige Bürger des Himmels zu werden, keine Bürger der Erde seyn wollten. Wenn wir aber, sagt das Gegenwort, Bürger der Erde sind, so müssen wir Belehrung darüber suchen, was dem Erdenbürger ziemt, und uns

nicht gängeln lassen, wo wir unsern Weg allein zu verfolgen wissen. Wenn die Lehrer sagen dürften, was des Menschen Werth ausmacht, was ihnen nach der althergebrachten Lehre untersagt ist, dann würden die Kirchen mit Eifer und Freude besucht werden. Nur an der Lehrfreiheit fehlt es dem Gegenworte zufolge, um jedem Lehrer willige und unermüdliche Zuhörer in Menge zuzuführen. Dem kundigen Leser wird bereits bekannt seyn, daß die Lehrfreiheit der modernen Weisheit darin bestehet, mit Ausschluß aller übrigen Doctrinen, nur die ihrige lehren zu dürfen, wie ja der Ruf nach Freiheit von jeher nur den Zweck hatte, ungezügelt Andere beherrschen zu können, sey es mit der politischen Gewalt, oder der Gewalt einer Meinung. Wie einst die übermüthigen Venetianer dem Papste, welcher eines ihrer vielen eigennützigen Beginnen als unchristlich bezeichnet, erwidert hatten: Prima siamo Veneziani poi Christiani, so macht das Gegenwort auch darauf aufmerksam, daß wir eher Menschen sind als Christen, und obgleich wir Christen werden, doch Menschen bleiben. Die Prediger sagen uns bloß, was des Christen Bestimmung ist, wir erfahren aber von ihnen nie, was des Menschen würdig ist, während doch die einzige Aufgabe darin besteht, nach dem wahrhaft Menschlichen zu fragen. Man bildet sich, wie das Gegenwort verlauten läßt, wohl ein, das Menschliche und Christliche falle in Eins zusammen; allein man habe auch vor Luthers Zeit das Unmenschliche und Schlechte für christlich gehalten. Wie Luther nun damals mittelst der Lehrfreiheit, welche er sich genommen jenes Christliche in seiner Erbärmlichkeit aufgewiesen und an dessen Stelle das biblische als das von ihm erkannte Christliche gestellt habe, so ist es, wie das Gegenwort meint nach den Jahrhunderten rastloser Forschung wohl an der Zeit zu fragen; ob dann auch das Biblische das Wahrhafte sey. Sollen wir, so wird gefragt, dabei verharren, auch wenn das Menschliche darunter litte, sollen wir uns auf das Christliche verpflichten, selbst mit Aufopferung des Menschlichen. Sollen wir um jeden Preis und namentlich um diesen Preis Christen seyn wollen. Das Schiboleth der neuern Einsicht ist:„ wir wollen vom Christlichen nichts wissen, wenn es nicht das Menschliche ist. Lehret uns die Religion der Menschlichkeit“. Der Pfaffe, welcher gebieterisch den alten Glauben verlangt, kann nun freilich der ersehnte freie Lehrer nicht seyn, er kann keine ganzen, vollen Menschen bilden, denn sein Bemühen gehet dahin, daß seine Schüler ihm glauben, was er ihnen von ihrem innersten Wesen, von ihrem Berufe und von dem Gotte, der doch in jedem selbst wohnt, erzählt und versichert. Nur den erkennt das Gegenwort

für menschlich an, der ganz in sich selbst ist, wer ganz sich selbst besitzt, wer in das Heiligthum seines eigenen Wesens eingedrungen ist, wer bei sich ist, der ist beim Vater, denn Gott ist der Mensch.

So lehrt uns, (wie der Verfasser des Gegenwortes aus der Bibel herausgelesen), Christus, daß wir Christen seyn sollen, und das hält er für Christi wahre Wiederkunft, wenn in den Christen Christus lebendig geworden ist. Die Erkenntniß, daß Gott der Mensch ist, ist also die wahre Wiederkunft Christi. Die Lehrer können uns daher nur zu Gott führen, wenn sie uns zu uns selber führen. Das thun sie aber nicht, sondern wollen uns der abgebrauchten Redensart zufolge, zu uns selber führen. Der Ruf des Gegenwortes ergehet demnach dahin: „Erkennt Euch, so erkennet Ihr Gott und die Welt, liebt Euch, so liebt Ihr alle, suchet Euch, so sucht Ihr Gott, habt Euch, so habt Ihr Alles, trachtet (im höhern Sinne) zuerst nach Euch, so fällt Euch Alles Andere zu, Nichts ist Euch so verborgen, als Ihr Euch selbst, nichts kann Euch aber auch so offenbar werden, als euer Selbst, und auch darin offenbaret sich Gott Euerm suchenden Geiste. Der Gott, den uns die Prediger lehren, sind nicht wir selbst, es ist ein Anderer, der uns auch in der innigsten Verbindung noch fremd bleiben muß, ein Herr und Vater in unnahbarer Majestät. Schleudert die Demuth von Euch, ruft Jener, die einen Herrn braucht und seyd Ihr selbst. Fürchtet Euch nicht zu denken, was Ihr unbewußt doch thut, denn Ihr seyd längst nicht mehr gottesfürchtig nach alter Art, wie Euch Eure Geistlichen verkünden, deren Wort, daß Ihr schlechte Christen seyd, Ihr beherzigen müsset. Kommt dadurch zur Erkenntniß und bekennet frei: wir sind keine Gläubigen mehr! Wir glauben nicht ernstlich mehr an den alten Herrgott und wenn wir nur wüßten, wie ohne ihn die Welt hätte entstehen und bestehen können, so würden wir dieser ganzen unbegründeten Voraussetzung nicht mehr bedürfen. Und wenn Ihr mit diesem Selbstbekenntnisse die Last Eurer Selbsttäuschung abgeworfen, und Euch wenigstens offen gesagt habt, wie es um Euch und Euern Glauben steht, so fordert für Euern Lehrer das freie Wort, die unveräußerliche Lehrfreiheit". — Sollte man, wenn man das so liest, nicht vermeinen, Mephisto oder ein Anderer der negirenden Geister sey hier in die Haut eines Hegelingen gefahren, habe es aber so dumm angefangen, als der Esel in der Löwenhaut, da er von seinem Pferdefuß so viel durchblicken ließ, daß Niemand ihn für das nimmt, was er mit seinem Costüm erlügen will. Und noch dazu spielt er ganz die alte Geschichte, welche er einst im Paradiese aufführte. Auch hier steht der Baum der Erkenntniß, dessen

Frucht zu brechen er uns mit der Aussicht locken will, daß wir dadurch göttlich werden. Evas Schlange ging in der Verheißung doch nur so weit, daß die Ureltern, wenn sie die verbotene Frucht genießen möchten, seyn würden, wie Gott, während der übel verkappte Pferdefüßler ohne Umschweife verkündet, wir werden nach Verschlingung seiner Erkenntniß-Frucht Gott selber seyn. Um seinem Zwecke noch näher zu treten, betrachtet er die Berliner Seelsorger als Beamte des göttlichen Wortes und frägt nach der Dignität ihres Amtes. Er findet dessen Aufgabe in der Verpflichtung, die Bibel buchstäblich, treu und ohne Einmischung eines Urtheiles zu erklären und das Bibelwort als das göttliche Wort zu verehren. Die Geistlichen sind daher in seinen Augen Sklaven am göttlichen Worte, denn sie müssen durch alle möglichen Kunststücke des Scharfsinnes so lange drehen und deuteln am Bibelworte, bis ein leidlicher Sinn herauskommt. Er findet solches widerwärtig und will statt eines solchen Sklaven, welcher geschworen hat, seinen Hörern nur biblische Lehren beizubringen, aber seine abweichende Ansicht und seine Einwürfe zu verschweigen, einen freien Lehrer? „Es ist wahrlich erhebender und göttlicher“, sagt er, „einen freien Menschen zu vernehmen, als anzuhören, wie ein Diener des Wortes seine pflichtschuldigen und diensteifrigen Lobgesänge anstimmt, und lieber lausche ich einem Sünder, der im Kampfe der Gedanken sich verirrt hat, als neun und neunzig solcher Gerechten“. Auf eine Bemerkung im „Worte der Liebe“, wie es eine gesegnet Frucht der Drangsale gewesen, welche vor 30 Jahren und darüber unser Vaterland getroffen, daß so viele Herzen dem Gott, der uns geschlagen, sich wieder zugewendet, bemerkt der Gegenwörtler: „der Gott, der uns geschlagen, der war unser besseres selbst, das über den Rhein herüberkam und unsere mattherzige Selbstsucht zerbrach, und wir wendeten uns auch ihm wieder zu, anfangs freilich in taumelnder Frömmigkeit, endlich aber, und das ist die gesegnete Frucht der dreißig Jahre, ja die wahrhaft gesegnete! mit bewußtem, männlichem Muthe. Jetzt erst, da wir ihn nicht mehr bloß in den Kirchen suchen, haben wir ihn noch mehr zu unserm Freunde gemacht“. Sodann erklärt das Gegenwort den Seelsorgern Berlins, wie man keineswegs mit ihnen darin einverstanden seyn könne, daß Gottesfurcht das Heiligste und Höchste sey. Fürchten möge sich, wer vor einem Furchtbaren im Staube kriecht, als Christen solle man aber schon gelernt haben, Gott nicht zu fürchten, sondern zu lieben; allein einen Gott, der außer und über uns throne, den man auf den Knieen anbete, könne man nimmer lieben. Bis man zu sich, d. h. zu Gott

kommt, kann man den im Jenseits gesuchten Gott, wie das Gegenwort versichert, nur fürchten, dieß zu thun darf nur der aufhören, der den Allmächtigen nicht mehr außer sich, sondern in sich hat. Das Gegenwort will dem Worte auch nicht bestreiten, daß mit der Gottesfurcht auch die Ehrfurcht vergehet, und an die Stelle des Gehorsames gegen die von Gott eingesetzte Obrigkeit und ihre heilsamen Ordnungen, an die Stelle der milden und ernsten Zucht und Sitte des Hauses und der Familie eine zügellose Willkühr, eine stete Auflehnung gegen die Schranken, die jeden in seinem Berufe umgeben, Unzufriedenheit, Mißmuth und Murren tritt. Auch wird zugestanden, daß die Selbstsucht in dem Maaße steigt, als die Gottesfurcht sinkt, weil sich die Extreme ja allezeit berühren und ablösen, weil sie, ob zwar feindliche Brüder, doch aber deßhalb die nächsten Verwandten sind. Ungemein verwundert stellt sich das Gegenwort führende Mitglied der Berliner Gemeinde, wie die Berliner Seelsorger die von ihnen geschilderte Gottesverlassenheit so ganz und gar in ihrem Grunde nicht begreifen, und Angesichts des von ihnen entworfenen Bildes derselben, nicht in sich gehen, noch in sich die Schuld der Kirchenverödung finden, und einsehen, daß an den Tisch der Knechte sich kein Freier setzen mag, und daß selbst in den Synagogen, deren stärkern Besuch sie ihren Pfarrkindern beschämend vorhalten, den jüdischen Bedürfnissen eine bessere Befriedigung zu Theil wird, als die evangelischen Geistlichen den Bedürfnissen der Berliner Gemeinde zu gewähren vermögen. Lasset sie, so ergehet die Aufforderung des sprechenden Mitgliedes dieser Gemeinde, nur statt der eingelernten Litanei ein freies Wort bieten, wie es aus einer frischen Seele und einem lebendigen Geiste kommt, und sie sollen Wunder sehen, wie sich ihre Kirchen trotz den Synagogen füllen werden; wir mögen nur ihre gefesselten Reden nicht und fliehen die Kutte, unter der nur ein demüthiges, kein muthiges Herz schlägt, und das salbungsreiche Gelispel, das sich nie zum salbungsvollen Laute erhebt, zum offenen Worte eines furchtlosen Geistes. An den für die Sabbathsfeier von dem Worte der Liebe angeführten Gründen findet der Sprecher, da sie nur allgemein Bekanntes enthalten, nur das erwähnungswerth, daß ihre ganze Färbung der sonst so verhaßten Aufklärung abgeborgt ist. Der denkende Leser des Gegenwortes wird es charakteristisch finden, daß die Hauptsache in der Erklärung der Seelsorger umgangen wird, und daß für die Zurückweisung, welche die Ausflüchte der Kirchenscheuen im „Worte der Liebe" erfahren, nur die Re-

densart zu Gebote steht, „daß dieselbe zwar in ziemlicher Breite, aber leider auch mit allem Aufwande überzeugungsloser Klügelei" geschehen sey. Diese Gründe sind, wie es heißt, nur für die Gottesfürchtigen. Wir aber, läßt der Unbekannte namens der Berliner Gemeinde sagen, die wir Gott nicht fürchten, suchen auch keine Ausflüchte und brauchen der Entschuldigung nicht, weil wir nicht in der Schuld, sondern im Rechte stehen. Wir meiden das Gotteshaus, so lange das Gotteswort geknechtet ist im Buchstaben, und so lange seine Ausleger nicht sprechen dürfen als freie Geister. Die wahren Gegner, gegen welche die Seelsorger zu Felde ziehen müssen, sind, wie ihnen weiter eröffnet wird, nicht die Gespenster des „Weltsinns und der herzlosen Gleichgültigkeit", über welche sie herfallen, sondern der wiedergekommene Christus, welchen sie im Kampfe besiegen müssen, wenn sie nicht schmählich unterliegen wollen. Der vorwärtsschreitenden Tendenz dieses wiedergekommenen Christus gegenüber ist es eine leere Vergeblichkeit, auf die alten frommen Zeiten und Sitten mit der Sehnsucht der Wiederkehr zurückzublicken. Der Hinblick auf die Sabbathfeier der Briten und Amerikaner gilt dem Gegenwort für einen unredlichen Vergleich, denn es sey der britischen und amerikanischen Freiheit nicht Erwähnung geschehen, durch welche, trotz der Tyrannei der Kirche, jene Nationen reich und blühend sind. Vom Wiederbeleben alter Glaubensformen und frommer Sitten die Wiedergeburt des Christenthums zu erwarten, erklärt das Gegenwort für eine Vorstellung wie die des Nicodemus, welcher sich die Wiedergeburt nur nach einer Rückkehr in der Mutter Leib denken konnte. Es findet eine solche Erwartung kaum anders, als die Anforderung an einen vierzigjährigen Menschen im Spiel und Tanz immer noch seine Freude finden zu sollen, weil er's vor zwanzig Jahren gethan. War die Frömmigkeit zu ihrer Zeit ein gesunder, naturgemäßer Zustand, so ist sie heute eine krankhafte Ueberreizung, denn die Gegenwart fordert, wie die Berliner Gemeinde erkannt hat, nicht Frömmigkeit, sondern das rein Menschliche, welches das allein wahrhaft Göttliche ist. Es bedarf der würdigen Männlichkeit des Geistes, nicht bevormundeter Kindlichkeit, Begeisterung für die ewig-gegenwärtige Welt des Wollens und Handelns, nicht blind ergebener Sehnsucht nach dem Jenseits. Dieß können alle wissen, welche nur irgend bedenken wollen, wie sie wirklich gesonnen sind. Denn schon längst fragt Niemand mehr nach der Frömmigkeit der Dichter. Schiller, der nie ein frommes Lied zu Stande gebracht, gilt uns nicht weniger als Klop-

stock, der einen Messias im Tone hinaufgeschraubter Frömmigkeit gedichtet. Niemand achtet den Staatsmann, welcher durch die Censur die Rechtgläubigkeit der Gedankenäußerungen überwachen lässet, höher, als den, welcher dem Gedanken und Streben der Menschen keine orthodoxen Fesseln anlegt, und wir verurtheilen Niemand deßhalb, weil er keine herkömmliche Frömmigkeit übt, wenn wir ihn sittlich und edel handeln, frei und furchtlos denken sehen. Wir stellen also an den Menschen nicht mehr die Forderung, daß er fromm sey. Unsere Lebenspraxis ist daher unserm Denken weit voraus, welches noch von den Geistlichen sich erleuchten lassen möchte zu der verlassenen Frömmigkeit, während jene uns längst belehrte, daß Sittlichkeit und Freiheit besser ist, als formelle, todte Frömmigkeit. Es bedarf daher nur erst der Einsicht dessen, was wir längst ausüben, um die unwillkührlich erworbene Bildung der Praxis auch auf die Theorie überzutragen, um sich der Stiftung eines Vereins zu widersetzen, worin der Nachbar den Kirchgang und die Andacht des Nachbarn bewachen, der Freund den Freund anschuldigen, die Schwester den Bruder und der Bruder die Schwester um der Unchristlichkeit willen schelten, und Jeder den Andern anfeinden soll — aus Religion. Denn wenn man den Verlust der alten Frömmigkeit für ein Unglück zu halten schwach genug ist, dann muß es dahin kommen, daß die Heuchler schaarenweis zur Kirche ziehen, um, wenn sie Beamte sind, in Amt und Würde zu bleiben, wenn aber unabhängige Bürger, ihren guten Leumund nicht einzubüßen. Diesen Versuch abzuweisen, nimmt sich die Berliner Gemeinde durch das Organ ihres Sprechers vor, und erklärt, offen sagen zu wollen, daß sie mit ihrer Unkirchlichkeit im Rechte stehe, wenn sie nur freie Lehrer hören wolle. Das Gegenwort macht zugleich darauf aufmerksam, wie es, wenn man der Aufforderung zum Anschluß an den Sonntagsverein nicht entgegenwirke, schlimm um Jeden stehen würde, der keine Scheu trüge, sich auszuschließen, sein Name würde, wenn er in den zur Subscription circulirenden Vereinslisten fehle, geächtet seyn. Weit entfernt davon, daß das Gegenwort nun die Verödung der Kirche beklagt, sind ihm die leeren Tempel vielmehr ein rechtes Zeichen der erfüllten Zeit, wie damals, als die römischen Heidenpriester Wehe riefen über das Volk, dessen Tempel leer standen, während zu gleicher Zeit die Kirchen der Christen die herbeiströmenden Andächtigen kaum fassen konnten. In diese Kirchen nun wollen die Berliner Seelsorger, welche doch wissen sollten, daß man neuen Most nicht in alte Schläuche fasset, wie ihnen vorgeworfen wird, die Gemeinden zurückführen. Der Verfall der al-

ten Kirche ist unaufhaltsam. Nur dann können sie wieder gefüllt werden, wenn die Geistlichen statt des Splitters im Auge der Gemeinden den Balken im eigenen sehen wollten. Erkämpft Euch, so müssen sie sich zurufen hören, die Freiheit der Rede, und wir finden uns mit Freuden bei Euch ein, thut zu allererst ab den eigenen Knechtssinn, dann könnt ihr freie Menschen zu Euch einladen, opfert die elende Furcht auf dem Altare des Heldenmuthes, und Ihr sollt unsere geliebten Führer seyn, feiert den festlichen Tag der errungenen Lehrfreiheit, so feiern wir alle gern mit Euch den Sonntag, dann werden Eure Kirchen voll seyn, und um jeden Helden des freien Wortes werden sich lernbegierige Schaaren sammeln. Ein Geschlecht freier Menschen wird erblühen, und wenn man so will, ein neues Christenthum, obgleich im Geiste und in der Wahrheit das alte, jenes zur Weltreligion reifende. — —

Als die Stiftung der französischen Republik durch die Zeitungen verkündet wurde, als man in diesen las, wie die Nationalversammlung am 24. Nov. 1792 geschworen,

> daß sie alle Könige hasse und alle Königsmacht, und nie zugeben werde, daß je ein Fremder den Gesetzen vorschreibe,

und demzufolge am 21. ejusdem der neuorganisirte National-Convent die königliche Gewalt für ewig abgeschafft und das ehemalige Königreich Frankreich für eine Republik erklärte, sagte Kant, der allen Erscheinungen der französischen Revolution warmen Antheil gewidmet hatte, mit Thränen in den Augen zu mehreren Freunden, unter denen auch Stägemann*) war: Jetzt kann ich sagen, wie Simeon: Herr lasse Deinen Diener in Frieden fahren, nachdem ich diesen Tag des Heils gesehen. Wenn man sich nach den Winken, welche seine Schüler über ihn fallen lassen, eine Vorstellung von dem Eindrucke machen dürfte, welchen Falls er sie erlebt, die Erklärung der Berliner Gemeinde im eben besprochenen Gegenworte auf den vor eilf Jahren abgeschiedenen Großmeister der Weisheit, welcher diesem Worte zum Grunde liegt, hervorgebracht haben möchte, so scheint man annehmen zu können, daß er diese Erscheinung in ähnlicher Weise, als Kant die französische Republik, begrüßt haben würde. Diese Freude

*) Welcher es Varnhage von Ense weiter mitgetheilt. Vergl. Zeitung für die elegante Welt nro. 94 de 1842.

hat er aber nicht mit ins Grab nehmen können, wenn auch die über demselben von Fr. Förster gehaltene Rede schon zu der Erwartung berechtigte, daß über kurz oder lang in den außerauditorischen Kreisen zur Erscheinung desjenigen wieder erstandenen Christus kommen würde, dessen heilsamen Heraustritt in die Welt der Großmeister nicht mehr sehe, welcher denselben nur noch als einen der Polizei nicht angemeldeten und unerkannten Fremdling in seiner Schule beherbergte und verkleidet verbarg. Nun er aber am Sitze der norddeutschen Intelligenz, unter der Firma der durch das protestantische Princip bedingten, wahrhaften Fortbildung des Christenthums, in die nicht gelehrte Welt seinen Ausflug gewagt, und dem alten kirchlichen Christus, welcher 1800 Jahre lang fälschlich für jenen angesehen worden, als Doppelgänger zur Seite getreten, sich für den wahren, jenen aber nur für das äffende Conterfei erklärt hat, das von ihm allererst vampyrisch sich Lebenskraft und Existenzberechtigung ersogen, nun ist es für uns Andere, welchem dieser Wechselbalg sich anvettern will, Zeit einmal näher nachzusehen, wo es denn mit diesem Passagier hinaus will, und wie er sich dem alten, ewig jungen Christenthume gegenüber, welches vor Allem die Abtödtung aller Selbstsucht gebietet, ausnimmt. Jetzt ist er nicht mehr in schwer verständliche, zweideutig gehaltene Phrasen eingeschnürt, der Schleier, welcher dem ordinären (von Hegel mit dem Prädicat: ledern beehrten) Verstande des Volkes die Einsicht in das Allerheiligste der Geheimlehre, der bisher in Berlin gepflegten Weisheit, verbarg, ist gefallen, von der Hand eines ihrer eigenen verwegenen Jünger gelüftet. Der Wortführer hat den Ausspruch des Erlösers: daß der Mensch nicht um des Sabbaths willen, sondern der Sabbath um des Menschen willen vorhanden, so wie den des Apostels, wonach er so viel den gerechtfertigt erachtet, welcher etwas auf Tage hält, wie den, der nichts darauf hält, so nur beide es im Herrn thun, welche ihm so treffliche Dienste hätten leisten können, auszubeuten ganz unterlassen. Um so mehr bemerkten die sattelfesten Gläubigen sofort an dem Schwefelgestanke, welcher mit dem Wiedererstandenen hinter dem Vorhange herausdrang, durch welches offengebliebene Loch er aus seinem bisherigen Verstecke an die Oberwelt gekommen seyn möchte; denn diese specifische Penetranz, welche die Schulweisheit mit allem Dampfe ihrer Redensart nicht hat hinwegräuchern können, und welcher den allgemein grassirenden, antichristlichen Stockschnupfen überbietet, hat ihre Natur nicht zu verläugnen vermocht. Da aber der stichhaltigen Gläubigen so gar viele in der evangelischen Kirche zur Zeit nicht vorhanden sind, und

das Gegenwort einer so großen Theilnahme sich erfreut, so fragt sich, worauf dasselbe seine Hoffnung des Erfolges bei den übrigen evangelischen Christen bauet, und wodurch es diesen erreicht. Im Allgemeinen empfiehlt schon die Opposition, worin das Gegenwort sich mit der im Allgemeinen unbeliebten, mißgünstig beurtheilten Geistlichkeit versetzt, dasselbe dem Haufen, und man begrüßt es als: Reden über die Religion an die Ungebildeten unter ihren Verehrern. Damit ist denn auch der Hebel der Wirksamkeit dieses Libells gegeben, der in Mangel an Bildung und Unwissenheit besteht, und zwar auf eine ziemlich großartige Weise, weil der Gegenredner sogar Unkenntniß dessen voraussetzt, was erst vor fünfzig Jahren geschehen ist, und männiglich in große Bewegung gebracht hat. Unmöglich würde er sonst denjenigen wiedererstandenen Christus, den er uns producirt, und welcher erst das rechte Evangelium der Welt bescheert, für das Product der modernsten Weisheit, und seine gegenwärtige Erscheinung als eine nagelneue Begebenheit verkünden. Daß er aber selbst diese Unwissenheit theile, kann man bei der Omnisapienz der Schule, aus welcher er hervorgegangen und deren Interessen er vertritt, nicht voraussetzen. Es ist also nur als eine unschuldige, durch die löbliche Tendenz den Entchristlichungsproceß zu fördern, gerechtfertigte Scheinignoranz. Um der horchenden Menge nicht lange erst vorzuerzählen, daß alle diese schönen Sachen bereits vor fünfzig Jahren da gewesen, was doch auch eigentlich, da es sich nur um die Sache handelt, zu wissen nicht nöthig ist, ja sogar nur Verwirrung erzeugen, bei einigen auch wegen des nicht allzufeinen Geruches, in welchem abergläubischer Weise die erste französische Revolution stehet, unnöthige Vorurtheile erwecken könnte, stellt sich das Gegenwort rücksichtlich seiner Doctrin genetisch unkundig, und gebärdet sich, als ob die Doctrin, auf welcher es wandelt, erst ganz kürzlich in Berlin ausgeheckt, und der moderne Christus daselbst vom langen Todesschlummer an einem schönen Wintertage der dreißiger oder vierziger Jahre glücklich erwacht und wieder erstanden ist. Man stellt sich also unbekannt damit, wie die ruchlosen Lehren und der unausführbare Unsinn, womit die sittlichen Anlagen eines Volkes vergiftet, und ein religiöses Volk um den Glauben gebracht, und ein einiges im innern Zwiespalt zerrüttet werden soll, beinahe wörtlich in den glorreichen Tagen verkündigt sind, in welchen der greise Kant die Zeit des Heiles erblickte. Da die neue Wissenschaft als Inhalt den Niederschlag aller früher überwundenen Momente der Menschheit mit in sich aufnimmt, so stehet den behoseten Philosophen wohl an die philosophischen Sansculottiaden der Revolu-

tionsmenschen in ihre Doctrinen mit aufzunehmen. Das zuschauende Bewußtseyn der Andersmeinenden, wie unser eins, kann dabei freilich sich der Vergegenwärtigung des Unterschiedes zwischen den Lehren des Jahres 1792 und 1842 nicht erwehren, denn die französischen Ohnehosen waren von der Wahrheit ihrer ruchlosen Lehren überzeugte Kraftmenschen, welche, wenn es darauf ankam, Gut und Blut an die Vertheidigung ihrer Tollheiten setzten, während von unsern entnervten, von der Praxis ihrer heillosen Grundsätze depravirten Weisheitshelden noch keine Thaten zur Kunde gekommen sind, durch welche der jetzt bestehende Verdacht widerlegt werden kann, daß sie philosophische Polterer, spiegelfechtende Gascogner sind, die aus Uebermuth, und weil sie nicht wissen, welch eine Wohlthat Ruhe und Frieden (der Zweck der heiligen Allianz) sind, oder weil sie von dem Elende, welches ihre Ruchlosigkeiten, wo dieselben Anklang finden, bei ihrer beispiellosen praktischen Unerfahrenheit keine Vorstellung haben, dergleichen radicalen Unsinn zum zweiten Male ausbrüten, nachdem der erste Wurf verkalbt war.

(Schluß folgt.)

XXIII.

Briefliche Mittheilungen

aus Mainz und Würtemberg.

Aus Mainz. Den 15. August. Der von der größern Mehrzahl unserer Geistlichkeit an den Hochwürdigsten Herrn Bischof gestellte Antrag, die katholisch-theologische Lehranstalt in Gießen, der mancherlei Inconvenienzen wegen, von dorten weg nach Mainz zu verlegen, ist zwar, wie Ihnen bereits bekannt, der Hauptsache nach erfolglos geblieben, hat aber indessen nicht verfehlt, in Darmstadt und in Gießen selbst einen großen Eindruck zu machen. Es mußte jedem Unbefangenen schon von selbst einleuchten, daß die protestantische Stadt Gießen auf jeden Fall ein ungeeigneter Ort für die Erziehung katholischer Geistlichen ist, und daß in diesem Umstande allein der Clerus schon hinreichende Ursache hatte, die durch besondere Verhältnisse dorthin verschlagene Facultät wieder an ihren natürlichen Standort zurückzuwünschen; durch die Ereignisse aber, wie sie früher schon und besonders verflossenen Winter bei der plötzlichen Absetzung Professor Riffels vorgekommen sind, war dieß zu einer so unleugbaren Sache geworden, daß Niemand mehr den Katholiken zumuthen konnte, länger ruhig zuzusehen. Die Verlegenheit, worin sich die Staatsregierung durch die neu erfolgende Demonstration des Clerus versetzt sah, war nicht gering, und sie war um so mißlicher, als man es nicht verhehlen konnte, daß man selbst durch das rücksichtslose Verfahren gegen Riffel den Katholiken die Waffen in die Hand gegeben, und ihre Argumente gegen Gießen unwiderlegbar gemacht hatte, und daß es nichts weiters bedurfte, als daß der Bischof sich an die Spitze seines Clerus gestellt hätte, um die katholisch-theologische Facultät für immer von Gießen zu trennen. Das wurde in Darmstadt sehr wohl gefühlt, daher wurden unserm Herrn Bischofe gute Worte gegeben und Versprechungen gemacht, der auch, ohne die Principienfrage festzuhalten, darauf einging, und so den Streit, wenigstens momentan beilegte. Man versprach „einen ausgezeichneten, zur Illustration der katholischen Facultät und der Universität wirksamen Gelehrten

zu acquiriren", indeß mußte man die Erfahrung machen, daß es leichter sey, einen tüchtigen Lehrer abzusetzen, als einen neuen zu finden, der seine Stelle ausfüllen kann, und für die Facultät konnte nichts weiteres geschehen, als daß man zwei neue junge Docenten berief und die bisherigen Lehrer der Theologie avanciren ließ. Aber damit ist weder die katholische Facultät noch die Universität illustrit worden, und auch für die Theologiestudierenden ist wenig gewonnen. Wenn denn die Facultät noch in Gießen bleiben sollte, so wäre vor Allem ein Mann nothwendig gewesen, der selbst begeistert für die Kirche, ihre Rechte und Freiheit, es verstanden hätte, unsern jüngern Theologen denselben Geist einzuflößen, und sie vor den vielen schädlichen Einflüssen der protestantischen Wissenschaft zu bewahren und sicher zu stellen; aber der Mann fehlt. Haben ja doch die bisherigen Professoren an der katholischen Facultät bei dem, sie doch gewiß mehr als die andern Geistlichen des Bisthums berührenden Ereigniß der Absetzung Riffels, so wenig Sinn für die kirchliche und wissenschaftliche Freiheit, und so wenig Corporationsgeist an Tag gelegt, daß sie auch nicht den geringsten Schritt in dieser Sache gethan haben, die neuen Lehrer aber werden schwerlich bei den Studenten die obengenannte Wirkung hervorbringen, denn mit bloßem Dictiren der Collegienhefte — und wären sie auch die vollendetsten — ists unmöglich, Jemand zu begeistern.

Die schädlichen Einflüsse aber, denen der katholische Theologe in Gießen ausgesetzt ist, sind nicht wenige. In einem frühern Berichte aus Mainz, den Sie im März d. J. in Ihren Blättern veröffentlicht haben, sind manche namhaft gemacht; aber ein besonders wichtiger, ja wie mir scheint, der wichtigste von Allen, ist dort ganz übersehen. Ehe die Thoelogiestudierenden zum eigentlichen Studium der Theologie gelangen, müssen sie, wie dieß allerwärts der Fall ist, ihren philosophischen Cursus machen, der aus bestimmten Vorlesungen über Geschichte, Philosophie und Mathematik besteht. Diese Lehrfächer nun (die Mathematik ausgenommen) sind in Gießen mit solchen Männern besetzt, denen einen katholischen Jüngling anzuvertrauen, immer gefährlich ist. Der Professor der Philosophie ist Dr. Hillebrand, der mit seiner Philosophie ganz außerhalb des Christenthums steht, eine Ewigkeit der Weltsubstanz lehrt, und die persönliche Fortdauer des Menschen und die Auferstehung leugnet. Durch seinen fließenden Vortrag nimmt er die jungen Leute, die eben von den Gymnasien entlassen noch nie dergleichen gehört haben, für sich ein, und gewöhnlich sind es gerade die fleißigsten und tüchtigsten, denen er mit seiner falschen Weisheit entweder

für immer oder auf eine Zeitlang den Kopf verwirrt. Das wäre nun schon schlimm genug, aber was bei dieser Sache noch ärgerlicher, was in der That indignirend ist; dieser erste Lehrer der katholischen Theologen, den sie besuchen müssen, um sich von ihm in die höhere Wissenschaft einführen zu lassen, ist ein Apostat, ein ehemaliger katholischer Geistliche, der von seinem Stande und von seiner Kirche abgefallen ist. Der Professor der Geschichte, Dr. Schäfer, ist einer von jenen protestantischen Geschichtschreibern, die bei aller Mühe, die sie sich geben, unpartheiisch zu seyn, dennoch aufs ungerechteste mit der katholischen Kirche verfahren und oftmals, ohne daß sie es nur wissen, die schrecklichsten Beschuldigungen gegen die Katholiken, und die ärgsten Verstöße gegen die historische Wahrheit sich zu Schulden kommen lassen. Ohne den persönlichen Charakter des Professors Schäfer anzufechten, bleibt das Urtheil über seine geschichtlichen Vorlesungen, daß sie für die jungen unerfahrnen Theologen nur nachtheilig wirken können.

Diese Mißstände müßten — schon um der andern katholischen Studenten willen — längst gehoben seyn; bei den Theologen aber müßten diese schädlichen Einflüsse wenigstens paralysirt werden durch ein darauffolgendes, recht positives, namentlich historisch gründliches Studium der Theologie; aber gerade die historische Parthie der katholischen Theologie ist in der Facultät nicht gehörig vertreten, da Schmid, der namhafteste unter den Gießner katholischen Docenten und Professor der Dogmatik, mehr in der philosophischen Entwicklung seine Force sucht — so daß aus dieser Ursache die Entfernung Riffels vom Lehrstuhle der Kirchengeschichte doppelt empfindlich ist. — Professor Schmid ist, wie aus Gießen geschrieben wird, für das folgende Jahr einstimmig zum Rector magnificus gewählt worden. Soll diese Wahl eine neue Demonstration gegen Riffel seyn, den man noch abwesend durch die unerwartete Ehre, die man jetzt auf einmal einem seiner Collegen erweist, herabdrücken will, so ist das uns für Professor Schmid sehr leid, der als katholischer Priester und Lehrer, der katholischen Theologie über die „Reformation“ und die Mittel ihrer Ausbreitung unmöglich anders als Riffel denken darf; aber dann ist diese Wahl auch ein neuer Beweis von der Unmöglichkeit eines wahrhaft katholischen Wirkens an einer protestantischen Universität, da den katholischen Docenten nur die Wahl gelassen bliebe, entweder ihren Grundsätzen untreu zu seyn, oder angefeindet zu werden. Es ist jedoch wahrscheinlicher, daß diese Wahl auf von Darmstadt eingelaufene Ordre also vor sich gegangen ist, und scheint diese, einem katholischen Theologie-Professor erwiesene Ehre die Anklage

der Unduldsamkeit in Gießen widerlegen und gleichsam ein Pflaster seyn zu sollen, auf die dem ganzen katholischen Clerus im Großherzogthum geschlagenen und so tief verletzenden Wunden. Jedoch mit solchen Dingen wird Niemand sich bestechen lassen und ist damit auch gar nichts geholfen. Die Facultät muß, wenn sie gedeihlich wirken soll, vor allen Dingen und durchaus katholisch seyn, und sich frei und offen als solche benehmen können, und die Theologen müssen eine durchweg katholische Bildung erhalten, und beides ist in Gießen nicht der Fall. Unser Herr Bischof scheint vor der Hand diese Angelegenheit auf sich beruhen zu lassen, aber, wie über dem Rhein das Gerücht geht, denkt der Herr Bischof von Limburg, (dessen Theologen seit einigen Jahren ebenfalls die Facultät in Gießen besuchen müssen) nicht also, und man ist nun allgemein gespannt, was er in dieser wichtigen Sache thun werde. Gott leite seine Schritte, daß sie zum Heile der Kirche gereichen mögen.

Aus **Würtemberg.** Die würtembergische Kirchenfrage ist durch zwei Momente: durch die Abstimmung der Kammer der Standesherrn und durch das bekannte offene Sendschreiben in ein neues Stadium eingetreten.

Von jeher ruhte alle Hoffnung der Katholiken Würtembergs auf dieser Versammlung der Loyalität, der über Zeitmeinungen erhabenen Einsicht und der allseitigen Gerechtigkeit, und wenn deßungeachtet von Vielen in der Kirchenfrage auch die Entscheidung der Kammer der Abgeordneten in Anspruch genommen wurde, so geschah das einzig in der Voraussetzung, dieselbe besitze als eine deutsche Kammer doch noch so viel Unabhängigkeit der Meinung, so viel Gradsinn, daß sie die rechtigkeit der katholischen Sache anerkenne und würdige. Wir können nunmehr nur unsere innigste Freude äußern, daß unsere Hoffnungen ihre glänzende Rechtfertigung und Erfüllung fanden. Die Kammer der Standesherrn hat den 6. Juni mit 25 gegen 14 Stimmen beschlossen, „Se. Majestät den König allerunterthänigst zu bitten, allergnädigst geruhen zu wollen, Anordnungen treffen zu lassen, um die katholische Kirchenangelegenheit und die Stellung der Kirche zur Staatsgewalt auf geeignetem Wege bestimmter zu ordnen und festzustellen". Was unsere Freude noch erhöht, ist die Erscheinung, daß zehn protestantische Stimmen, unter ihnen die Sr. K. Hoheit, des K. Prinzen Friedrich von Würtemberg, an diesem Beschluße Theil nahmen. Das katholische Volk weiß diesen Edelsinn, diese Erhabenheit über confessionelle Rücksichten, und diese Entschiedenheit der Gesinnung

zu schätzen, und die Namen dieser Edeln, voran des K. Prinzen, werden unauslöschlich in seinem Herzen eingegraben seyn. Hält sich auch der Beschluß im Allgemeinen, so ist doch sein Inhalt so bestimmt, daß er in keiner Weise mißverstanden werden kann, wäre es auch, daß man gezwungener Weise in ihm nur „den Wunsch erkennen wollte, daß die in neuester Zeit eingetretenen Irrungen in Betreff jener Angelegenheit bald ausgeglichen werden". Für die Ansicht der katholischen Standesherrn ist übrigens der Bericht der Majorität der Commission (bestehend aus Sr. Erlaucht dem Erbgrafen zu Waldburg-Zeil-Trauchburg, Sr. Durchlaucht dem Fürsten zu Waldburg-Wolfegg-Waldsee und Sr. Erlaucht dem Grafen Albert von Rechberg) maaßgebend. Nie haben wir einen auffallendern Contrast bemerkt, als der zwischen ihm und dem Minoritätsgutachten herrscht. Bei jenem Grundsätze, die sich offen zu Tage legen; bei diesem ein völliges Absehen von inhaltsvoller Ueberzeugung. Dort gründliche juridische Auseinandersetzung aller einzelnen Punkte; hier ein eintöniges, widerliches Wiederholen von drei formalen Gründen, aus denen jede Verhandlung über die Frage zu beseitigen wäre. Dieses ängstliche Bemühen, die Sache, statt auf ihren Kern einzugehen, zu umreden, diese Scheue vor einer ordentlichen Discussion, dieses Wegzerren von dem Urtheil der Standesherrn — beweist im Grunde in seiner Art die ganz schwache Stellung der Regierung, und die bisher geübte Unterdrückung der katholischen Interessen so gut, als die mit größter Sachkenntniß und juridischen Bestimmtheit abgefaßte Exposition der katholischen Standesherrn, denen wir für ihren unermüdlichen und unerschütterlichen Eifer in dieser Sache nicht genug zu danken wissen. Diese Exposition wurde durch die sehr matte und abgeschöpfte Gegenerklärung des Freiherrn von Maucler nicht im mindesten entkräftet, dem wir übrigens das Zeugniß schuldig sind, daß er in seiner Rede die Gränzen des Anstandes und parlamentarischen Tactes vollkommen eingehalten habe, die wir früher von Hrn. v. Schlayer und bei dieser Verhandlung von Frhrn. v. Soden weitaus überschritten sehen.

Leider scheinen Letztere die Regierung mehr und mehr in eine Bahn zu lenken, die nimmer zu ihrem Heil gedeihen mag. Es ist wahr, das offene Sendschreiben hatte seiner Form nach etwas Gehässiges, und wir begreifen vollkommen den verletzenden Eindruck, den es auf den Angegriffenen machte. Aber was jeder Unbefangene, und wer es immer mit der würtembergischen Regierung redlich meint, zu tadeln, schwer zu

tadeln hat, ist dieß, daß über der Form der Inhalt, und über einem Gliede der Regierung diese selbst vergessen wurde.

Ein Abgeordneter, Freiherr von Sturmfeder, hat es freimüthig ausgesprochen, daß das Sendschreiben denn doch viel Wahres enthalte; und daß dem so sey, hat die Motion des Bischofs, haben die Petitionen, hat die klare Abstimmung der Kammer der Standesherrn, und sogar die bei aller Zweideutigkeit dennoch verständliche Abstimmung der Kammer der Abgeordneten, hat die Stimmung des katholischen Volkes, die man, nur nicht aus dem schwäbischen Merkur, kennen zu lernen sich längst die Mühe hätte nehmen sollen, haben endlich die offenen und leisen Andeutungen ausländischer, selbst protestantischer Zeitungen zur Genüge dargethan. Was soll es heißen, daß man durch die Veröffentlichung gleichgiltigen und indifferenten Katholiken, deren es, wie Jedermann schon zum Voraus wußte, nicht wenige gab, Gelegenheit verschaffte, der Regierung ein Lob zu spenden, das, wie z. B. im Cannstatter Wochenblatt, Juni S. 195 bis 196, die Religion geradezu für Hof- und Staatsreligion, und die Fürsten für die Oberherrn der Patriarchen und Bischöfe, die sie nach Gefallen ein- oder absetzen könnten u. s. f. erklärte, und allerwärts mit „Feudalsystem, hierarchischen Tendenzen, Religions- und Bürgerfehden, Widersetzlichkeit renommirter Clique, verkappter Herrschsucht, dem verhaltensten Egoismus und unehrlichsten Partheigist, mit Verachtung und Lügengeist, Betrug und Demagogie, Machlnation, Sophistik, Faustrecht, Mönchsthum, Autodaféen, mit: Alles zur Ehre Gottes und seiner heil. Lehre, mit: Herr Pater, i haun heut Nacht mein Nochber a Schwein vom Schraga weg prakteziert, drum bitt i ihn, thua er mi absolviera, i will ihn derfür mit ma Schunka traktiera, mit Verruchtheiten, zelotischen Schreiern, mit einer Masse von blingläubigen Schaafen, die einem versteckten Leithammel folgen, mit: Fanatismus ist meine Religion, Dolch meine Waffe, mit Ultramontanern, deren großer Theil zwar mit dem Weihwedel, mit geheimen Umtrieben ꝛc. umzugehen weiß, nicht aber mit etwas Anderm, mit Strohmännern, die einem nicht leiblich, aber geistig Hochgebornen im Wege stehen *)“, mit Einem Wort, mit allen Sorten

*) Letztere Erklärung ist in eine anonyme, unter der Stuttgarter Censur gedruckte Erwiderung auf das Sendschreiben niedergelegt, und hat zu ihrem Verfasser einen bekannten protestantischen Demagogen, dessen Blatt voriges Jahr wegen Obscönerie von den beiden Kirchenconventen in Stuttgart verklagt wurde, und der erst jüngst wieder den Hohenasperg zu verlassen das Glück hatte.

von Namen durchspickt war, welche der Schimpf- und Lärmgeist vom Beginn der Welt bis dato ausgeboren, und welche sonst auf einem ehrlichen Kampfplatz mit Abscheu weggewiesen werden? Wir halten die würtembergische Regierung für zu erleuchtet, als daß wir annehmen könnten, sie könne im Ernste daran glauben, es sey ihrem wahren Interesse durch derlei Demonstrationen gedient, die zum Theil von Leuten ausgehen, welche — wie wir sattsame Beweise in Händen haben — ihre Charakterfestigkeit so weit treiben, daß sie im Stillen bei andern Katholiken wegen ihrer Erklärung im schwäbischen Merkur sich entschuldigen und Abbitte leisten, und zu einem andern Theil ihren Ursprung in Beamten haben. Nichts ist leichter, als, wenn es gewünscht wird, Leute im Lande finden, die jedweder Regierungsmaaßregel zustimmen, und auch Nichts einfacher, als daß die Beamten für die Regierung stimmen, und wo ihr Eifer groß ist, auch die ihnen untergeordneten Schuldheißen hiefür zu bestimmen wissen. Eine derartige Appellation an den religiösen Indifferentismus und politischen Servilismus, an den Ehrgeiz und die Sucht nach belohnender Auszeichnung ist aber gewiß für einen Staat — wenn wir nicht sagen wollen, wenig ehrenhaft, so doch — höchst nachtheilig, ist es doppelt, wenn sich die Regierung nur auf einer Wagschale zumißt und den Gebrauch der andern durchaus verbietet. Auch ist eine ergebene, und in Leid und Freud ausdauernde Beamtenklasse für einen Staat gewiß ein Haupterforderniß und eine Hauptwohlthat. Aber nützlich kann es nie für ihn seyn, wenn sie zu einer Klasse von Automaten werden, die nirgends, nicht einmal bei den theuersten Interessen des Menschen, der Religion selbstständig urtheilen, und die Regierung nicht auch zuweilen auf die falsche Bahn, die sie einschlagen mag, aufmerksam machen. In dieser Beziehung hat es gewiß auch auf Jeden, der dem Staate wohl will und tiefer blickt, als ein guter Theil unserer Staatstheoretiker es sich gewöhnlich zu thun die Mühe nimmt, einen widerlichen Eindruck gemacht, daß bei der Verhandlung der Kammer der Standesherrn alle Beamten und außer ihnen Niemand, gegen die katholische Sache stimmte.

Was wir aber insbesondere noch bedauern, ist, daß man in dem vorgenannten Streite die Regierung in Einer Person aufgehen läßt, ganz dem monarchischen System zuwider, das nur Eine unfehlbare und unantastbare Majestät, die des Landesherrn, und außer ihm fehlbare und entlaßbare Diener erkennt. Wie nun, wenn eine allgemeine Abneigung gegen diese eine Person vorherrschte? Setzte man sich dann

nicht selbst in die Lage, dieses Mißtrauen gegen den Einzelnen auf [illegible] Gesammte auszudehnen und, was nur diesem gilt, dem Ganzen [illegible] gelten zu lassen? —

Wir kennen die Vertheidigung, die dießfalls in dem schwäbischen Merkur niedergelegt wurde, wohl, müssen aber ihre Wirkung mit Grund bezweifeln. Wir möchten — um zum Schluße blos dieß Eine zu bemerken — nicht einem andern in seinem „bitter angreifenden Briefe" Geistes- und Gedankenarmuth und „Retourgefährte" vorwerfen, um uns in diesem Stück die Originalität zu sichern; wir möchten auch nicht „die Bemerkung, daß unter all den Verschwörern gegen Krone und Thron sich nicht ein Einziger aus der Mitte der Katholiken gefunden habe, lediglich dahingestellt seyn lassen," wenn wir aus unsern Akten den Katholiken das Zeugniß schuldig wären, daß sich wirklich auch nicht Einer derselben unter diesen Verschwörern gefunden hat; wir möchten nicht behaupten, daß das Sendschreiben von einer revolutionären wür-tembergischen Parthei ausgehe, so lange wir nicht den Beweis oder auch nur die Wahrscheinlichkeit in Händen hätten (man wird sie [illegible] in die Hände bekommen, weil, wie wir aus vielen Umständen zu schließen alle Ursache haben, der Autor gar kein Würtemberger ist); wir möchten endlich nicht mit gesperrter Schrift den Begüterten zurufen, daß der Bischof den Zehnten als göttliches Recht in Anspruch genommen, wenn wir alle Tage von gehässigen und demagogischen Umtrieben sprächen.

XXIII.

Leben und Schule.

Zweiter Artikel.

Wie das Leben, so die Schule. — Diese ist ein Spiegelbild von jenem, und gewöhnlich ein so treues, daß in der Lehre und Zucht, so wie in ihren Ergebnissen das Religiöse zu dem Weltlichen in demselben Verhältniß steht, wie sich ausserhalb der Schule die Wirksamkeit der Kirche zu der des Staates verhält. Ist der Kirche ihre Freiheit vergönnt, und der ihr gebührende Einfluß bei der Erziehung nicht genommen oder verkümmert, so wird in der Schule das religiöse Princip im Allgemeinen vorwaltend oder doch lebendig sich erhalten, so wie das Gegentheil stattfindet, wo in der säcularisirten Schule die Religion nur noch als Zweig des Unterrichts Geltung hat, und nicht mehr dem Ganzen zur Basis und Richtschnur dient.

Im Leben wie in der Schule ist nun das Weltliche überall im höheren Grade vorherrschend geworden, wo immer, nach dem Vorgange Ludwigs XIV. des Gründers der modernen Monarchie, der Alles assimilirende Staat die Kirche sich unterworfen, und deren Tochter, die Schule, unter seine Vormundschaft genommen. Und wo der erziehende Polizeistaat zur vollen Entwicklung gediehen, da hat er auch nach seinem Sinn die Mittel des säcularen Unterrichts vermehrt, die Religion zu einem bloßen Lehrgegenstand, den Erwerb von Kenntnissen und Fertigkeiten zur Hauptsache gemacht, die Mitwirkung der Geistlichkeit so sehr als thunlich beschränkt, und den allgemeinen Schulzwang eingeführt, durch welchen die

Eltern bei Geld= und Gefängnißstrafen verpflichtet werden, ihre Kinder in den Unterricht zu senden. Ohne Genehmigung des Staates darf keine öffentliche und Privatschule errichtet, kaum ein Hofmeister für die Familie mehr angenommen werden; von ihm wird die Verfassung und Verwaltung des gesammten Schulwesens nach den Prinzipien der Uniformität und Centralisation entworfen und geregelt; er bildet und stellt die Lehrer an; er schreibt die Grundsätze, die Methoden und die Lehrbücher vor; er bestimmt, was und wie viel und wie lange gelehrt und gelernt werden soll, er ordnet die Prüfungen an, fordert Listen und Atteste ein, entscheidet hiernach über Fähigkeit, Beruf und Schicksal der Menschen, und duldet nicht, daß überhaupt auf eine Weise erzogen und unterrichtet werde, die nicht die seinige ist. Durch diese Praxis wird eigentlich factisch geläugnet, daß die Kirche nach göttlichem, und die Familie nach natürlichem Recht eine Mission und Befugniß zur Erziehung erhalten habe; der Mensch gehört dem Staate an, und muß von diesem für Staatszwecke gebildet werden *).

Wenn diese Theorie in manchen Landen nicht mit voller Schärfe und Härte in's Leben tritt, so ist doch eine Zuneigung zu derselben, und theilweise eine Anwendung fast überall wahrzunehmen; zumal da allgemeine Ansichten und Irrthümer der Zeit auch ohne direktes Zuthun des Staates sich fortpflanzen, mehr oder weniger Einfluß erlangen, und einem Systeme, welches man offen zu bekennen und folgerichtig durchzuführen noch Bedenken trägt, allmählig den mächtigsten Vorschub leisten können. So hat die weit verbreitete Meinung, daß der Mensch im Grund und von Natur ein gutes,

*) Böhmer durfte noch, wie von einer bekannten und ausgemachten Sache, behaupten: Nemini interdictum est, curam pauperum exercere, orphanotrophia exstrue, re vel nosocomia suo scilicet sumtu; *sic et scholas quilibet pater familias inter privatos erigere potest.* Was aber zu Böhmer's Zeit noch erlaubt war, ist es heute nicht mehr. (Jus publ. univ. p. 56.)

Wesen sey, für sich allein eine Erschlaffung der Disciplin zur Folge gehabt, und wo sie eingedrungen, nothwendig den Eifer in der Bekämpfung des Bösen vermindert *). Nicht minder einflußreich, und jener in ihrem Ursprunge verwandt, ist eine andere Ansicht, nach welcher Kenntnisse und Geschicklichkeiten die Grundbedingung jeder vernünftigen Existenz und das einzige Mittel sind, durch welche das Menschengeschlecht jetzt noch veredelt, die Civilisation befördert, und Jeder auf den für ihn erreichbaren Grad des Wohlseyns erhoben werden könne. Ein solcher Glaube hätte vielleicht auch ohne polizeilichen Zwang dahin geführt, daß jetzt sogar die Dorfkinder zur Sprachlehre, Geographie, Geschichte und Naturkunde, zur geometrischen Formenlehre, zu sogenannten

---

Merkwürdige Aeußerungen über denselben Gegenstand finden sich bei einem Schriftsteller, der nicht selten von unseren Liberalen als ein entschiedener Anhänger des Absolutismus bezeichnet worden ist. C. L. v. Haller (Restauration der Staatswissenschaft, Bd. II. S. 347 ꝛc. ꝛc.) sagt: „Daß der Fürst gleichsam ein Universalarzt und Schulmeister seyn, alle Kinder seiner Unterthanen erziehen und unterrichten lassen solle, (aus Regentenpflicht), ist eine unsinnige Lehre, die nicht nur aus keinem Rechtsgrund hergeleitet werden kann, sondern alle Freyheit, alle wahre Wohlthätigkeit vernichtet ꝛc. ꝛc. Die meisten Bildungs- und Versorgungsanstalten hat die Kirche gestiftet. — Die Uebel sind nicht zu berechnen, welche der Religion, den Wissenschäften, der Menschlichkeit und dem gemeinen Besten dadurch geschlagen worden sind, daß man in neuerer Zeit (jene Anstalten) dem Einfluß der Privaten entzogen und sie zur Sache der Fürsten gemacht. — Sich eine Herrschaft über die inneren Familienangelegenheiten anzumaaßen, — alle väterliche Autorität zu entkräften, den Unterricht und die Kinderzucht nach seinem Willen zu reguliren, solche dem Willen der Eltern zu entziehen, in Schulen, die man nicht nöthig hat, und wo man nichts lernt, mit Gewalt zu zwingen, und andere viel nützlichere zu verbieten — ist ein unerträglicher, gemeinschädlicher Despotismus“ (S. 332).

*) Friedrich II. theilte diese humane Meinung nicht. Als der Pä-

Denk-, Gedächtniß- und Redeübungen sich bequemen müssen, und die Unterweisung und Uebung in der Religion zu einer Nebensache geworden ist.

Die Protestanten, überall das Wissen voranstellend, haben die neue Lehrweise in den Volksschulen bis zum Aeußersten durchgeführt, und die Katholiken haben sich beeifert, jenen hierin nachzufolgen. Es ist jedoch zur Steuer der Wahrheit zu bekennen, daß vorzüglich protestantische Federn auch den Mißbrauch und Nachtheil dieses Systems gerügt, und als die beredtesten Vertheidiger einer einfacheren Weise sich hervorgethan. Von Luther anzufangen, der den Rath gab, daß alle Kinder, die nicht studieren, nur ein bis zwei Stunden des Tages die Schule besuchen, die übrige Zeit aber in Haus- und Handarbeit sich üben sollen, bis auf F. H. Ch. Schwarz *) und F. A. Booz-Reymond **) hat es unzählige Protestanten gegeben, die in den Elementarschulen die Religion als die Hauptsache ansahen, und übrigens das Einfachste zugleich für das Zweckmäßigste hielten. Der Staatsmann Justus Möser, dem an praktischen Sinn und Blick nur Wenige gleichgekommen, hielt es sogar für kein Unglück, wenn ein Ackersmann nicht schreiben lerne, und bedauerte den Verlust an Arbeit, Geschick und Kraft, der dadurch entsteht, daß man den Landkindern statt des Flegels die Feder in die Hand giebt, und sie bis ins sechszehnte Jahr mit Tändeleien in der Schule beschäftigt *). Er hätte zum Erstaunen manches Pedanten noch hinzufügen können, daß Wolfram von Eschenbach, der deutsche Dichter, den Einige dem Dante an

---

dagegen Sulzer ihm gesagt, es gehe besser in den Schulen, seitdem man auf Roússeaus Grundsatz, daß der Mensch von Natur gut sey, fortgebaut habe, erwiederte der König: Ah mon cher Sulzer, vous ne conoissez pas assez cette maudite raçe, à laquelle nous appertenons!

*) Erziehungslehre, Leipzig 1829, 3 Bände.

**) Staatswesen und Menschenbildung in Bezug auf National- und Privat-Armuth. Berlin 1837, 4 Bände.

die Seite stellen, weder lesen noch schreiben gekonnt. Die unbedingten Lobredner und Beförderer dieser trivialen Künste pflegen gewöhnlich jedes Menschenkind, welches zufällig sich nicht im Besitz derselben befindet, als ein abnormes Wesen, ja als ein zurückgebliebenes Exemplar der alten Unwissenheit und Barbarei zu betrachten, dabei außer Acht lassend, daß auch ohne Lesen und Schreiben die geistige Kraft und das sittliche Gefühl einer hohen Ausbildung fähig, und der Werth jeder Fertigkeit allezeit nach ihren Früchten und Ergebnissen zu bestimmen ist. Lesen und Schreiben sind an sich weder gut noch bös, sie werden es aber, je nachdem der Wille davon einen guten oder schlechten Gebrauch macht; es verhält sich damit eben so, wie mit vielen andern Dingen, die für sich indifferent, je nach ihrer verschiedenen Anwendung Heil oder Unheil stiften, als Arznei oder Gift wirken, Leben oder Tod bringen können. Wer des Lesens und Schreibens unkundig ist, kann davon auch keinen Mißbrauch machen, er bleibt sowohl der Verführung durch schlechte Bücher unzugänglich, noch vermag er solche zu verfassen; ihm schadet weder die Pest der Leihbibliotheken noch die Literatur der Kaffeehäuser, er ist nicht im Stande, eine Urkunde zu verfälschen, und eben so wenig andere Arten von Gaunerei und Verbrechen auszuüben, zu welchen Lesen und Schreiben erforderlich sind. Wie unentbehrlich und wichtig aber diese Kenntnisse nicht nur für alle großartige Schelme, sondern auch für kleinere Betrüger seyen, ist schon in der historia y vida del gran Tacanno des geistreichen *Quevedo* zu lesen, der seinen Erzspitzbuben offenherzig sagen läßt, daß ohne Lesen und Schreiben nichts zu machen sey, „pues sin leer ni escribir no se podia hacer nada“. — Deß ungeachtet wollen wir hiermit keine Geringschätzung oder Warnung gegen das allgemeine Erlernen dieser Fertigkeiten ausgesprochen, sondern nur darauf hingewiesen haben, wie hochnöthig es sey, den Kindern eine Rich-

*) Patriot. Phantasieen Thl. II. S. 442—43.

tung des Willens zu geben, von der allein ein heilsamer Gebrauch der erworbenen Gaben und Kenntnisse zu erwarten ist.

In manchem deutschen Lande ist es jetzt mit den Elementarschulen ziemlich so weit gekommen, wie mit den „Lehranstalten" gewisser Schweizer-Cantone, über deren radicale Verfassung die allgemeine Zeitung, vom 2ten Januar 1841 einen guten Artikel enthielt. „Die Einkünfte der ehemaligen Schulmeister, nun Volksschullehrer, sind erklecklich gemehrt worden, glänzende Schulhäuser und Lehrerwohnungen steigen empor, so daß auch äußerlich der Pfarrer wie Schulmeister nicht mehr den Untergebenen, sondern den Gleichgestellten, ja vielleicht das künftige Haupt der vom Aberglauben und vom Glauben emancipirten Volksgemeine anerkennen muß; die Häuser der Landleute werden mit obligatorischen Lehrmitteln, die Wände des Schulhauses mit den Tabellen des Anschauungs-Unterrichtes angefüllt, und wir sind nahe daran: eine Generation von Landleuten zu bekommen, die nicht allein vom Klima ferner Welttheile, von der längst und jüngst vergangenen Zeit, von der Heimath des Kaffees und Indigo's, von den Gesetzen der Schwere und dem Magister matheseos Rechenschaft zu geben weiß, sondern in deren enge und dunkle Hirnkammer selbst ein Strahl der Mythentheorie gefallen ist. Wird aber auch Vieles den Jungen auf der Schulbank zu schwer. Eines fassen sie doch: den Dünkel, mit welchem das hohe Wissen den Herrn des Schulzimmers angefüllt hat, sie glauben mit ihm, daß über ihre und seine Bildung nichts gehe, und ein guter Theil von ihnen eifert ihm in seiner Anmaßung nach".

In andern Gegenden zeigt der Zustand noch eine unvollkommene Entwicklung oder eine Ungleichheit an, die jedoch nicht in den herrschenden Grundsätzen, über welche man allgemein einverstanden zu seyn scheint, sondern nur in der schwächeren oder strengeren Durchführung derselben gegründet ist. Die Kinder vergessen mehr oder weniger, je nachdem eine größere

oder geringere Menge von Unterrichts-Gegenständen vorgeschrieben, diese oder jene Methode angewendet worden; der Schulzwang ist überall gesetzlich derselbe, obgleich er in der Praxis nicht immer vollkommen gehandhabt wird, und zuweilen auch das Rechtsgefühl und geistige Gewissen sich sträuben, ihn anzuerkennen. So lesen wir im Eingange einer jüngst erschienenen Schrift*). „Es ist wohl außer Zweifel, daß der Staat, wenigstens der christliche, nicht wohl daran thut, ja kein Recht hat, die Kinder ihren ersten von Gott verliehenen Beschützern zu entreißen, um sie von Andern nach den Staatszwecken erziehen zu lassen“. Im weiteren Verlauf belehrt uns jedoch derselbe Verfasser, daß die gesetzliche Verbindlichkeit zum Schulbesuch auf die Kindern aller Staatsangehörigen sich erstrecke, Privatunterricht nur mit Erlaubniß der Schulbehörde von einem für befähigt erklärten Lehrer ertheilt werden dürfe, und streng genommen sogar dem Vater und der Mutter verboten sey, ihre Kinder selbst zu unterrichten. Wir erfahren ferner, daß jedes Kind im sechsten wie anderwärts im fünften Lebensjahre schulpflichtig werde, (was beiläufig gesagt völlig naturwidrig ist), daß der Schulbesuch acht Jahre dauern, nach dem Austritt noch der Besuch der Sonntagsschule bis zum achtzehnten Lebensjahre statt finden, und jedes Versäumniß an den Eltern, Vormündern, Lehr- und Dienstherrn mit Geld- oder Gefängnißstrafen geahndet werden müsse. Endlich wird auch der Grundsatz aufgestellt, daß eine in Zukunft noch nöthige Erweiterung des Unterrichtes in den Elementarschulen nach den Fortschritten der Wissenschaften sich zu richten habe, und kein Unterschied zwischen den Bewohner der Städte und des platten Landes zulässig sey. Uebrigens geht aus dieser Schrift nicht undeutlich hervor, daß ungeachtet des beliebten

*) Das Erziehungs- und Unterrichtswesen als Angelegenheit des Staates und Gegenstand der Gesetzgebung; mit besonderer Hinsicht auf Würtemberg. Reutlingen 1841.

Systemes die gewünschten Früchte auch in Würtemberg nicht reifen wollen, und daß der Verfasser, wie er versichert, hauptsächlich deßhalb geschrieben, um eine bessere Erziehung im Staat und in der Familie herbeiführen zu helfen.

Aehnliche Beobachtungen über mißfällige Ergebnisse der Elementarschulen, sowohl in Hinsicht auf Sittlichkeit als auf Fortschritte im Wissen und Können, finden auch statt, wo Lehrplan und Methode noch anders beschaffen, und die äußern Verhältnisse mehr oder minder verschieden sind. Die Klagen werden bald still und leise, bald lauter und stärker vernommen, und wollen durch die glänzenden, alljährlich mit großem Fleiß zusammengestellten und öffentlich bekannt gemachten statistischen Nachweisungen von der Vermehrung der Schüler, Lehrer und Schulhäuser sich nicht beschwichtigen und unterdrücken lassen. Im Volke, welches die herrlichen Resultate ganz oder theilweise mit seinem Gelde bezahlen muß, gibt sich zunächst eine sichtbare Abneigung gegen die Schulmeister kund, die es als die Urheber neuer Lasten betrachtet, und häufig auch zu scheuen pflegt, seitdem dieselben, nicht mehr bloße Kirchendiener vorstellend, in ihren Personen die Würden von Lehrern, Gemeindeschreibern, Rechnungsführern, Schiedsmännern u. s. w. vereinigen, dadurch einen bedeutenden Einfluß auf die Angelegenheiten der Gemeinde erlangen, und eigentlich als Staats= oder Communalbeamte sich zu verhalten pflegen. — Doch ist nicht zu läugnen, daß manche Lehrer, die das System vollständig erfaßt, und eine besondere Gabe zur Mittheilung haben, Erstaunliches zu leisten vermögen. Der Schreiber dieses kannte einen solchen, der die Kinder seines Dorfes dahin brachte, daß die Kinder bei der Prüfung nicht allein im Lesen, Schreiben, Zeichnen, Singen und Declamiren vollständig genügten, sondern auch außerordentliche Proben schwerer Rechenkünste ablegen konnten, in der Geographie von Australien und Amerika eben so gut, wie in der ihres Vaterlandes Bescheid wußten, über jede wichtigere Naturerscheinung eine Erklärung in Bereitschaft hatten, ja sogar

außer ihrer Muttersprache sich noch in einer andern auszudrücken im Stande waren. Nur ist zu beklagen, daß die mit so stupendem Erfolge Gelehrten schon wenige Jahre nach dem Austritt aus der Schule fast Alles durch die unmerkliche Ausdünstung wieder verloren hatten, und der hochbegabte Lehrer, nachdem er seinen Pfarrer halbtodt geärgert und mit der ganzen Gemeinde sich verfeindet hatte, zuletzt als Inhaber einer Branntweinschenke endigen mußte.

Richten wir den Blick auf Preußen, welches Cousin das classische Land der Schulen und Kasernen nennt, und dessen Stellung mit den Worten „Schul- und Dienstpflicht" bezeichnet wird, so fällt vor Allem auf, daß gerade dort, wo nach der allgemeinen Versicherung für das Schulwesen das Meiste geschehen ist, die lautesten Beschwerden über die vorhandenen Mängel und Gebrechen an der Tagesordnung, und deßhalb auch die hitzigsten Kämpfe ausgebrochen sind. Die eiserne Beharrlichkeit, mit welcher in Preußen, wie nirgend, das vom Staate adoptirte Erziehungs- und Unterrichtssystem vertheidigt, aufrecht erhalten und durchgeführt wird, ist nicht im Stande gewesen, eine Opposition zu unterdrücken, die, unaufhörlich ihre Angriffe erneuernd, aus den verschiedensten Klassen der Bevölkerung, ja aus dem Schooße des Lehrkörpers selbst hervorgegangen ist. In jedem Fall beweist diese Thatsache, daß ein verständiges und sonst gehorsames Volk, ungeachtet langer Bearbeitung und Gewöhnung, noch nicht allgemein disponirt ist, sich als willenlose Masse den Theorien und Experimenten seiner pädagogischen Führer zu unterwerfen. Der dortige Zustand der öffentlichen Erziehung ist bereits früher in einigen Aufsätzen der hist.-polit. Blätter *) beleuchtet worden, und das Schulblatt der Provinz Brandenburg (Jahrgang 1839, Heft 4) hat dazu einen interessanten Beitrag geliefert. Die Unzufriedenheit mit den Elementar-

*) Bd. V. S. 385 u. ff. der absolute Staat und die Schule; Bd. VII. S. 727, Erziehungswesen in Preußen.

schulen scheint aber in neuester Zeit sich eher vermehrt als vermindert zu haben. Ein pädagogisches Journal erwähnt einer Denkschrift, in welcher das Schullehrer-Seminar in Pommern als eine wahre Landplage bezeichnet wurde, und vor Kurzem las man in Zeitungen, daß Jemand in der Mark Brandenburg den verzweiflungsvollen Vorschlag gemacht, die Landschulen wie unter Friedrich II. den ausgedienten Unterofficieren anzuvertrauen. Wie wenig überhaupt diese Schulen und die Lehrer-Seminarien den auf geschriebenen Reglement beruhenden Lobpreisungen des Auslandes entsprechen, ist neulich auch in dem, angeblich von einem hohen Verwaltungsbeamten verfaßten „Sendschreiben über einige Mängel der preußischen Schulverwaltung an den Nachfolger des Staatsministers v. Altenstein, Bromberg, 1840" zur Sprache gekommen. Die meisten in den Seminarien gezogenen Schullehrer werden als „dünkelhafte Vielhalbwisser" geschildert, die an der falschen Richtung ihrer Schulen die meiste Schuld tragen sollen (?). Und nicht blos Vernachlässigung der Sittendisciplin, sondern auch verderbliches lehren, und ein Geist der Auflehnung schlich sich in ein solches Seminar ein, indem ein Aufwiegler, ein Lehrer von größerem Einfluß auf die Seminaristen als seine Mitlehrer, nicht entfernt werden durfte, weil er auf Kosten des Staates in Yverdun gewesen war, als einer, der zu Pestalozzi's Füßen gesessen, etwas galt, und noch mehr sich zu Gute that. Mit gerechtem Nachdruck hat auch der protestantische Verfasser sich gegen die unzweckmäßigen Simultan-Schulen und Simultan-Seminarien erklärt, die besonders in den östlichen Provinzen zu finden sind.

Noch lehrreicher und viel bedeutender als literarische Fehden müssen die Anträge der auf den letzten Landtagen versammelt gewesenen Stände erscheinen, die in verschiedenen Provinzen gleichsam nach einer Uebereinkunft das Schulwesen zum Gegenstande der Berathung gemacht. Während die rheinischen Stände vorzüglich der leiblichen Gesundheit der Jugend sich annahmen, wurde von dem Brandenburgischen

und Pommerschen Landtage eine Milderung des Schulzwanges, besonders in Hinsicht der Strafen wegen des Ausbleibens aus der Schule beantragt, und von dem Landtage in Preußen eine wesentliche Aenderung des Lehrplanes in den Elementarschulen vorgeschlagen. Im April 1841 meldeten öffentliche Blätter aus Danzig: „Eine lebendige Theilnahme erregten mehrere Petitionen, welche das Mißverhältniß zwischen dem Aufwand an Kosten und Kräften, der dem Elementarschulwesen zu Theil wird, und den Ergebnissen desselben zur Sprache brachten, die Wahrnehmung, daß ungeachtet der eifrigen Unterstützung dieses Schulwesens von Seiten der Staatsbehörden und Gemeinden die Zahl der Landleute doch äußerst gering sey, welche einer ihren Berufspflichten entsprechenden Bildung sich erfreuen, wurde von der Plenarversammlung (des Landtages) einstimmig bestätigt. Man erkannte als Ursache die ungeeignete Richtung, welche dem Unterricht in den Landschulen gegeben worden, wodurch die Kräfte zersplittert und die gründliche Erfassung der unerläßlichen Unterrichtsgegenstände gehindert werde. Beschlossen wurde eine Denkschrift an den König, mit dem Antrage, daß der Lehrplan der Landschulen sowohl, als auch seine Anwendung und Prüfung einer gemischten Commission, an welcher Stände Theil zu nehmen hätten, unterworfen werde“. — Noch weiter ging der Landtag des Großherzogthums Posen, der darauf antrug, daß den Ständen eine fortdauernde Mitbeaufsichtigung des Schulunterrichtes eingeräumt werde. Dieses Verlangen, in welchem man ohne Zweifel auch ein Widerstreben des polnischen Nationalgefühles gegen die eingeführte deutsche Bildung erblicken darf, ist jedoch höchsten Ortes, wie zu erwarten war, zurückgewiesen, und als gänzliches Verkennen des Wesens ständischer Wirksamkeit und der Gränzen, innerhalb welcher ein Erfolg derselben als möglich vorauszusehen ist, bezeichnet worden.

Nicht minder ungenügend und in mancher Hinsicht noch bedenklicher als in den Elementarschulen, wo doch nicht sel-

ten die Nachtheile des Systems durch die Persönlichkeit des Seelsorgers und Lehrers in der Anwendung gemildert werden, stellt sich in Deutschland überhaupt der Zustand der höheren Lehranstalten dar, in welchen eine größere Anzahl von Lehrern vereinigt wirken, und die Jugend ihre Vorbildung zur Wissenschaft und Technik empfangen soll. Während aus jenen die meisten Schüler dem Landbau und Gewerbe sich zuwenden, und gut oder schlecht sich selber forthelfen müssen, werden in diesen vorzüglich die Personen gebildet, welche für das Verwalten öffentlicher Aemter vom Staat oder der Gemeinde ihre Besoldung erhalten. Da nun aber das Streben, über den Stand und Verhältniß hinauszugehen, in welchem die Vorsehung einen Menschen geboren werden ließ, in neuerer Zeit viel allgemeiner geworden, und die beträchtliche Nachkommenschaft der Beamten meistens in derselben Laufbahn verbleibt, wenn sie auch höhere Stufen erstrebt, so übersteigt die Zahl der jungen Leute, welche sich dem Staatsdienst widmen, das obwaltende Bedürfniß schon längst in einem Grade, daß man fast sagen kann, die halbe Welt will angestellt seyn, um die andere Hälfte zu regieren. Der Staat vermag sich des Andranges der Anstellungsfähigen kaum noch zu erwehren, und nachdem er selbst durch die Vermehrung und Erweiterung seiner Bildungsanstalten zum Erzeugen dieser Fluth mit beigetragen und das Wachsen derselben begünstigt hat, so muß er jetzt erklären, daß so viele Candidaten nicht versorgt werden können, und sieht sich genöthigt, öffentliche Warnungen vor dem Studiren gewisser Fächer ergehen zu lassen, und durch höhere Anforderungen, erschwerte Prüfungen, längere Vorenthaltung oder Einschränkung des Soldes ꝛc. die heranströmenden Aspiranten wieder abzuschrecken und zurückzuweisen. (Sehr charakteristisch ist jedoch die Theologie in unserer Zeit das einzige Fach, worin sich am wenigsten eine Ueberfülle von Candidaten, sondern im Gegentheil noch häufig ein großer Mangel zeigt.) Aus diesen Mißverhältnissen ist eine höchst beachtenswerthe Classe von Menschen hervorgegan-

gen, die in so großer Schaar noch niemals da gewesen, als Schmarotzerpflanzen und wahre Supernumerarien der Gesellschaft zu betrachten sind; Subjecte, die, auf gutes Glück sich eingeschifft, entweder schon auf den Sandbänken des Gymnasiums gestrandet, oder an den Klippen der Universität gescheitert, oder im letzten Examen durchgefallen, nicht wissen, was sie beginnen sollen; die in der Regel auch nichts habend und nichts könnend, an Leib und Seele mehr oder minder verkommen, der Hungersnoth auf die verschiedenste Weise zu entrinnen trachten, und vom Schicksal hin- und hergeworfen, am häufigsten als Lohnschreiber, Winkel-Consulenten, fahrende Comödianten, literarische Eckensteher, mitunter auch als Schul- und Hauslehrer, oder unter dem speciosen Titel von Privatgelehrten ihr zweck- und nutzloses Leben zu fristen suchen, und eigentlich zur Plage der Behörden und zum Schaden des Volkes sich auf Gottes Erdboden befinden. Die Zunahme dieser Art von Proletarier scheint uns besonders durch die jetzige Einrichtung und Lehrweise der gelehrten Schulen sehr befördert zu werden.

Der Humanismus und der Encyclopädismus haben eine zu große Macht und Bedeutung erlangt, als daß noch vom Verdrängen und Zurücksetzen des einen oder andern die Rede seyn könnte; jede der beiden Richtungen hat als eine nothwendige und unentbehrliche sich geltend gemacht, und beide suchen neben und mit einander sich immer fester zu behaupten und auszudehnen. Daher ist die Quantität des Unterrichtes bis ins Monströse vermehrt, am meisten in den Gymnasien, wo durch Vereinigung von humanistischen und encyclopädistischen Elementen, und bei der jetzt herrschenden Sucht des Detaillirens und Specificirens eine Masse von Dingen gelehrt wird, unter deren Last der jugendliche Geist fast zum Erliegen und Erlahmen kommt. Zu dieser Paralyse tragen auch reichlich die geschärften und häufigen Prüfungen mit bei, indem sie die Schüler bewegen, nicht sowohl für sich selbst und für das Leben, sondern für den Examinator und das

Zeugniß zu lernen; eine Aufgabe, deren schwierige Lösung oft allein hinreichend ist, die Nähte und Fugen eines minder starken Hirnschädels zu sprengen, und den Eigenthümer eines solchen um so williger und fähiger macht, alles, was darin mit saurer Mühe und Widerwillen eingespeichert worden, ehestens wieder herauszubringen, wegzuwerfen und in ewige Vergessenheit zu begraben. Da sich nun ergeben, daß die Capacität einer guten Zahl von Köpfen zu gering ist, um jene Ueberfülle in sich aufzunehmen, Viele auch, die nicht Gelehrte werden wollen, in den Gymnasien die Zeit verlieren, die sie für ihren künftigen Beruf viel nützlicher verwenden können, so hat man angefangen, Realschulen einzurichten, und auch wohl vorgeschlagen, bei jedem Gymnasium eine Dichotomie eintreten zu lassen, so daß den höheren humanistischen Classen noch einige Realclassen an die Seite zu stellen wären. Wenn man aber sieht, mit welcher großer Menge von Lehrstoff auch schon die Realschulen überladen werden, und wie wenig überhaupt die Gymnasien geneigt sind, von ihrem bisherigen Material etwas fahren zu lassen, so ist zu bezweifeln, daß so bald eine Erleichterung für die Lernenden eintreten und der Zweck jener Scheidung zu erreichen seyn werde.

Mit einer bloßen Verminderung der Quantität des Unterrichtes ist aber dem Uebel nur höchst unvollständig abzuhelfen. Der Streit, der in den letzten Jahren, besonders in Norddeutschland, sich wegen der Gymnasien erhoben, und eine Unzahl von Schriften hervorgebracht, hat noch ganz andere Gebrechen an's Licht gezogen, die dem innersten Wesen und Leben dieser Anstalten angehörend, nicht minder als die Menge des Lehrstoffes zu beachten sind. Dahin gehören vorzüglich der Mangel an organischen Zusammenhang sowohl der Klasseneintheilung als der Unterrichtsgegenstände; die verkehrte Methode und unrichtig angewendete Wissenschaftlichkeit, besonders in sofern sie das Abstractionsvermögen, welches in der Jugend noch am wenigsten vorhanden, mit Beeinträchtigung oder Tödtung

der übrigen Geisteskräfte einseitig cultivirt, und in der Philologie nur die Form im Auge hat, während der Stoff unbeachtet bleibt; die fehlerhafte Einrichtung des Fachsystems, der Prüfungen, Censuren u. s. w., die mit der schiefen Geistesrichtung und dem Verfall der Gesundheit einhergeht; ferner die mangelhafte Ausbildung der Lehrer selbst, von welchen Mehrere nur wie akademische Docenten sich zu verhalten wissen, Andere ohne alle Lehrgabe unterrichten, und nicht Wenige von der Erziehung der Jugend so viel wie nichts verstehen, was nicht selten auch an ihren eigenen Kindern wahrzunehmen ist. Meistens ergiebt sich am Ende der langen Mühe eine einseitige Verstandesbildung, in deren Gefolge nur zu häufig die Flachheit, der Dünkel und Unglaube sich einzustellen pflegen. Auch der Gewinn an Kenntnissen steht mit der darauf verwendeten Zeit in keinem günstigen Verhältniß, und erfahrne Lehrer selbst bekennen, daß bei einer zweckmäßigeren Einrichtung und Methode, besonders im Sprachunterricht, dieselben oder noch bessere Resultate leichter in vier als jetzt in acht Jahren zu erreichen wären.

Ein wohlmeinender Mann*) hat prophezeit, der Ausgang jenes Streites werde folgende Resultate haben: vollständige Trennung der Realschulen von den Gymnasien, Beschränkung der Quantität des Lehrstoffes, Vereinfachung desselben, Aufhebung der Stundengeberei, Restauration der Gymnasien als Erziehungsanstalten, Anlegung von Seminarien für die Lehrer. Das Letzte werde der Schlußstein der ganzen Bewegung, ihr Triumph ihre Krone seyn; Lehren sey ein practisches Geschäft, man lerne es nicht durch einen gelehrten Mann, der der vom Catheder spricht, noch durch ein Probejahr, sondern einzig und allein in der Schule selbst, unter dem Vorthun und der Leitung von Lehrmeistern u. s. w. Eben so ist die Nothwendigkeit der zu errichtenden Pflanzschulen für künftige

*) Streitfragen auf dem Gebiet der Pädagogik, von Diesterweg, Essen, 1837.

Lehrer neuerlich auch von andern Schriftstellern behauptet worden. Man will also keine bloße Philologen, keine Mathematiker u. s. w., sondern Männer bilden, welche die Kunst der Erziehung und Unterweisung in vollem Umfange verstehen, nach übereinstimmenden Grundsätzen und Methoden verfahren, und einen einigen leibhaften Geist, einen wahren Esprit de corps besitzen. — Merkwürdig; wie die Protestanten durch die Gewalt der Umstände dahin gelangt sind, ein Princip anzuerkennen, nach welchem früher in allen katholischen Landen verfahren wurde, und wie nahe sie daran sind, den Ausspruch de Bonald's zu bestätigen, der behauptet, es lasse sich fast mathematisch erweisen, daß das öffentliche Erziehungswesen einer Corporation anvertraut werden müsse!

Wir können zu solchen Bestrebungen nur Glück wünschen, und den Männern, von welchen sie ausgehen, unsere aufrichtige Theilnahme nicht versagen. Indessen ist von jenen Wünschen bis zur Stunde noch kein einziger vollständig in Erfüllung gegangen, und trotz des vielen Schreibens in der Sache nichts Genügendes geschehen. Wir sind aber auch fest überzeugt, daß alle äußerliche Veranstaltungen, wie klug und nützlich sie immer seyn mögen, die eigentliche Wurzel des Uebels unberührt lassen, und das Heil der Jugend nicht wesentlich fördern, so lange die Schulen keine höhere, göttliche Weihe empfangen, und nicht im religiösen Geiste zu einem neuen Leben geboren werden. Nur wo dieser Geist einkehrt und waltet, stellt sich die wahre Zucht und Ordnung her, wird auch das rechte Maaß und Ziel erkannt; die Liebe wird thätig, der Gehorsam frei, die Kraft geregelt, und wie der Sinn für das Gute, so der Blick für das Wahre geschärft. Denn derselbe Geist ist ja kein anderer, als der Geist des Friedens und der Liebe, der Weisheit und Einsicht, des Rathes und der Stärke, der Frömmigkeit und Wissenschaft. Wo er fehlt, da fehlt auch alles wahre Leben, da bricht die Gewalt des Todes ein, der bald in Erstarrung und Verdummung, bald in Zwietracht und Zügellosigkeit, immer Irrsal

und Verkehrtheit sich zeigt. Der Mangel oder die Schwäche dieses lebendigen und lebendigmachenden Geistes ist das tiefste Haupt- und Grundgebrechen der Schulen, ja die eigentliche Quelle, aus welcher erst alle andern Gebrechen ihren Ursprung genommen. Religiöse Bildung muß in der Gesinnung, in der Kraft und Uebung eines in Liebe thätigen Glaubens sich bewähren, und der bloße Vortrag christlicher Glaubens- und Sittenlehre, ja selbst die befohlene Theilnahme am Gottesdienst und Sacrament sind ungenügend oder fruchtlos, wenn der Spiritus rectus et vivificans nicht weht, und nicht das Ganze beseelt. Glaube, Hoffnung und Liebe werden auch niemals tiefe Wurzeln schlagen können, wo der Erwerb von bloßen Kenntnissen als die Hauptsache gilt, der junge Mensch durch das beständige Lernen verhindert ist, zu sich selbst zu kommen und in seinem Innern sich zurechtzufinden, und wo überdieß durch vorherrschende Beschäftigung des Abstractionsvermögens zuletzt sogar die Fähigkeit zum Glauben sich immer mehr vermindern muß. Dann ist ein Zustand unvermeidlich, von welchem Fenelon sagt: L'instruction augmente, et la foi diminue.

Wenn dabei noch die Beschaffenheit so mancher Führer und Lehrer in Betracht gezogen wird, so kann man sich wundern, daß das Uebel nicht noch größer und gewaltiger geworden, und nur in der früheren, besonders der häuslichen Erziehung wird man den Grund dieses Anhaltens oder Gegenstrebens auf dem Wege des Verderbens zu suchen haben. Es ist gewiß, daß Deutschland keine geringe Zahl von Schulmännern besitzt, die voll von gutem Willen, Talent und Gelehrsamkeit, und selbst mit frommer Gesinnung ihr Amt versehen, das Gute nach Möglichkeit zu fördern, das Böse zu verhüten und zu mindern trachten; allein es ist nicht weniger wahr, und diese Würdigen werden es selbst nicht in Abrede stellen, daß neben ihnen das Lehrgeschäft von Menschen getrieben wird, die als lebendige Satyren auf den Spruch: Didicisse fideliter artes rc. rc. sich darstellen, und eher zu jedem an-

dern Dienst, als zum Erziehen einer christlichen Jugend geeignet sind. — Wir nennen keine einzelne Person, und können eben so wenig den an sich ehrwürdigen Lehrstand verumglimpfen wollen, wenn wir sagen, daß er in seinen Reihen untaugliche Mitglieder zählt; bekanntlich ist dieses mehr oder weniger in jedem Stande der Fall, und keiner hat noch jemals darauf Anspruch gemacht, von diesem allgemeinen Loose befreit zu seyn. Der Lehrstand ist aber vermöge seinen Stellung und Verpflichtung dem öffentlichen Urtheil noch mehr als mancher andere unterworfen, Irrthümer und sittliche Gebrechen desselben können wie ein geistiges Contagium, verderblich auf eine ganze Nachkommenschaft fortwirken, und deßhalb haben nicht allein die aufsichtsführenden Behörden, sondern auch alle Eltern die Befugniß, ja das Recht und die Pflicht, von der Beschaffenheit derjenigen Kenntniß zu nehmen, welchen sie das Theuerste, was Gott ihnen verliehen, anvertrauen sollen. Es ist nicht zu berechnen, welchen Schaden ein am Glauben banquerott gewordener Mensch, wenn er auch sonst gelehrt und tüchtig ist, als öffentlicher Lehrer und Erzieher anrichten kann, in katholischen leicht noch mehr als in protestantischen Schulen, da der Katholik, wenn er fällt, im Gewissen mehr auf das Spiel setzt und einen tieferen Fall thut, als der Protestant, aus dem einfachen Grunde, weil jener ursprünglich im Religiösen einen höheren Standpunkt einzunehmen und zu behaupten hatte. Mit welchem Vertrauen können christliche Hausväter ihre Söhne in eine Schule senden, wo auch nur ein und der andere Lehrer sich ihres kirchlichen Bekenntnisses so gründlich schämen, daß sie von jeder öffentlichen Religionshandlung sich ferne halten, und selbst dem Gottesdienst an Sonn- und Festtagen sich möglichst zu entziehen suchen, die durch ihr Beispiel und durch gelegentlichen Witz und Spott das religiöse Bewußtseyn der Schüler oft tiefer und wirksamer als die verruchtesten Bücher untergraben? Und welche Früchte sind von einem Unterricht zu hoffen, wenn Lehrer, die für die schlechtesten Tenden-

zen des sogenannten Zeitgeistes eine unverholene Sympathie empfinden, in jeder Hinsicht sich so verhalten, als ob ihre Aufgabe darin bestände, wiederum nur ihres Gleichen zu erziehen? —

Hoffen wir, daß die Zahl solcher Irreführer nicht beträchtlich sey, und mit der Zeit sich immer mehr vermindern werde. Daß jedoch das Letztere, und überhaupt eine wesentlich bessere Ausbildung der Gymnasiallehrer durch die in Vorschlag gebrachten vom Staat anzulegenden Seminarien zu erreichen sey, möchten wir schon deßhalb nicht zu behaupten wagen, weil in der That nicht einzusehen ist, warum aus solchen Anstalten heilsamere Resultate für die Gymnasien sich ergeben sollen, als aus den verunglückten Schullehrer-Seminarien für die Elementarschulen hervorgegangen sind.

Die Erziehung der Jugend ist ein so edles, und zugleich ein so schweres und großes Geschäft, daß sie von Seiten der Lehrer eine mehr als gewöhnliche Hingebung, eine beständige Geduld und Selbstverläugnung, ja eine wahre Aufopferung erfordert, die ohne religiöse Motive nicht möglich ist.

Solche Eigenschaften, und die davon bedingten Fähigkeiten, lassen sich nicht durch Decrete der Behörden in's Leben rufen, und werden auch nicht in Anstalten erworben, deren Grundlage, Verfassung und Zweck nur weltlich und zeitlich sind. Es kommt hinzu, daß jeder Beruf, der eine ungetheilte Liebe und ein weites Herz im Dienst der Menschheit verlangt, in seiner Ausübung so häufig durch die engen Sorgen um die Welt und um die eigene Familie gehindert und beschränkt zu werden pflegt, und zwar bei Lehrern um so mehr, je weniger der Staat und die Gemeinden fähig oder willig sind, sie überall auf die gewünschte Weise dieser Sorgen zu entheben, und die vielfach erhöhten Ansprüche auf Besoldung zu befriedigen. Auch dies erzeugt Unlust, vermindert den Eifer, und vereitelt den gehofften Erfolg. — Die unerschöpfliche Regenerationskraft der katholischen Kirche ist es allein, die der öffentlichen Erziehung Lehrer gebären kann, welche freier von jenen irdischen Hem-

nissen und aus reiner Gottesliebe sich der Ausbildung jugendlicher Seelen mit ähnlichem Eifer und Erfolge weihen, mit welchem die Schwestern der Barmherzigkeit sich vorzugsweise der leiblichen Pflege der Kranken unterziehen. Diese Kraft hat jetzt in Frankreich, außer den auch nach Bayern verpflanzten Schulschwestern, nicht weniger als zehn Genossenschaften christlicher Schulbrüder erzeugt, welche mehr denn 2000 Mitglieder zählend, zuerst den Spott und die Verachtung ihres Namens besiegt, sodann die Zuneigung des Volkes sich erworben, und endlich dem Minister des Unterrichts das öffentliche Bekenntniß abgezwungen haben, daß sie in ihren zahlreich besuchten Schulen nicht allein nach einer guten Methode und auf die wohlfeilste Weise einen sehr zweckmäßigen Unterricht ertheilen, sondern auch durch ihr Beispiel, durch ihre Frömmigkeit, Demuth und Sittenreinheit selbst auf die weltlichen Lehrer sichtbar den heilsamsten Einfluß üben. Aehnliche, aber gelehrtere Vereine können auch für die Gymnasien sich wieder bilden, wenn man die Kirche gewähren läßt, und der freien Entwicklung ihrer Liebeswerke nicht durch unzeitiges Zuhülfekommen, oder durch feindliches Widerstreben störend und hindernd entgegentritt. Denn auf eine freie, spontane Weise muß die Kirche ein solches Werk aus sich selbst hervorbringen, wenn es dauernd gedeihen und wachsen soll. Ein armer Priester oder Laienbruder, berufen und erfüllt von Gottes Geist vermag dabei Unglaubliches zu leisten; aber kein Monarch der Christenheit ist im Stande, zur Erziehung seiner Unterthanen einen neuen Orden zu gründen, oder einen abgestorbenen wahrhaft wieder herzustellen.

XXV.

Theobald Thamer.

(Eine Bekehrung aus den Zeiten der Glaubensspaltung des 16ten Jahrhunderts).

Unter jenen Protestanten, welche bereits gegen die Mitte des 16ten Jahrhunderts den Irrthum und die Gefahr der neuen Lehre erkannten, und die Stimme der Wahrheit hörend in den Schooß der alten, christlichen Kirche zurückkehrten, behauptet auch Theobald Thamer einen ehrenvollen Platz. Er war zu Rosenheim oder Roßheim im Niederelsaß geboren, hatte zu Wittenberg studiert, Melanchthon's und Luthers Vorlesungen fleißig besucht und auf eben dieser Universität die Magisterwürde genommen. Nach vollendeten Studien erhielt er eine Lehrstelle zu Frankfurt a. d. O. ward dann (1543) nach Marburg zum Professor der Theologie und Pastor zu St. Elisabeth berufen, und folgte drei Jahre später als Feldprediger dem Heere seines Herrn des Landgrafen in den schmalkaldischen Krieg. — Dort scheinen ihm die Augen über das Wesen der „Reformation" aufgegangen zu seyn, denn er schildert den damaligen religiösen und sittlichen Zustand der „evangelischen" Glaubensarmee in folgender Weise*): „Als wir vor fünf Jahren in dem jämmerlichen vnd ellenden kriege wider Kay: Maiesteet zu Feld lagen, das Evangelium wie wir meineten zu verthedigen, begab es sich

*) Der Bericht über seine Bekehrung führt den Titel: Wahrhaftiger Bericht Theobaldi Thameri, von den Injurien und Lästerungen, welche ihme die Lutherischen falsch und unchristlich zumessen, daß er in den Glauben mit guten Werken des Menschen Gerechtigkeit setzet u. s. w. 1552.

im Anfang etlich mal, das ich hin vnd wieder gienge das vermeynete Evangelisch Kriegsvolk zu beschawen, gleich wie sichs dann gebürt, das ein Hirt oder Seelsorger Acht habe auff sein Schäflin so ihm befohlen, vnd merke ob eynem etwas felet oder verloren were, das er dem selbigen wider zurecht hülffe. Aber lieber Gott, ich sah das ich von Hertzen erschrack, vnd befand vil anders dann ich gehoffet hatte, jha gantz vnd gar zuwider dem Namen vnd Evangelio, welchs Patrocinium vnd Beschirmung sie sich rühmeten, dann sie gaben für die göttlich Liebe gegen seinem Wort vnd der Christlich Glaub zwünge sie solichen schrecklichen Krieg zufüren, so ihr doch der merer Theil nichts anders im Grunde suchten, den Eygennutz, eittel Ehre und fleischliche Lüste. Da fraß man vnnd soffe mit halben vnnd gantzen, da rasselt vnd spilet man, da zancket vnnd lestert man Gotte auffs allerhöchst, das ich glaube der Teuffel in der hellen köndt nicht grewlichere Flüche wider Gott vnd seinen lieben Sun Christum erdencken. Da raubet ünd plündert man die armen leut, vnsere Freünd eben als bald, das doch wider die Natur ist, als die Feinde. Summa, da war nichts dann solche Laster, die nicht heidnisch oder menschlich, sondern teuflich waren, ich wil des Christenthumbs geschweigen“.

„Derwegen ergrimmet ich in mir selber, vnd in meinen Predigen ermanet ich auffs ernstlichst, wir hiessen vns Evangelisch, vnd sollten sein ein Seminarium oder Samen, auß welchem noch andere Christen erwachsen solten, und zum rechten Glauben kommen, Sintenmal wir derhalben weren ausgezogen vnd versamlet, das wir auch andere wollten Christen machen, vnd zum waren Glauben bekeren. Wenn aber nu der Samen solch ungeschlacht Art, da nichts gvts an ist, were, wie würde dann die Frucht so darauß erwachset gestalt sein? Du Heuchler ziehe zuvor den Balcken auß deinem Aug, ehe du das spliterlein thust auß dem Aug deines Bruders. Wahrlich es stehet geschrieben, weder Hurer noch Abgöttische, noch Ehebrecher, noch Dieb, noch Geitzige noch

Vollsäuffer, noch Lästerer, noch Räuber ꝛc. werden das Reich Gottes ererben. Wann denn [illegible] nu solche Leut seind, vnd wollt andere zu eüch bringen, [illegible] sie euch gleich werden, so bringet jr ihnen ja für Seligkeit, der Seelen Verdamnus, vnd machet also ewern Proselitum vnd gewunenen Christen doppelt böser denn er zu uor war, wie Christus gesagt hat Matth: 23".

„Soliches vnd dergleichen vil mehr, so jetzund nicht von nötten ist zu erzälen, hab ich offt, das weiß Gott, mit großem Eifer geleret, aber der ain flucht mir dran, der ander verlachts als ein vnnütz Geschwetz vnd Merlein, der dritte schosse mich mit mein eygnen pfeilen sagende: Du lerest doch selber das der Mensch nichts guts thun kan, damit er für Gott bestehe vnd gerecht werde, darumb müssen wir allein durch den Verdienst Christi, so vns durch den Glauben zugerechnet werde, selig vnnd Gottes Kinder werden, was wiltu uns denn mit gutten Werken plagen? hetten wir gutts thun können, vnd mit unsern Werken gerecht werden, was hette dann Christus für uns dörffen sterben"? ꝛc.

„Wie ich nu ein solch rohes Leben, vnd gantz vnd gar kein Besserung weder bei großen noch kleinen Hansen vernam, sonder das ye lenger ye ärger ward, da trawert ich von Hertzen, vnd bat Gott vnd vnsern Herrn Christum Tag vnd Nacht, er wollte sich mein erbarmen vnd aus diesem Jamertal erlösen, das ich doch diese grewliche Sünd vn Schand nicht sehen dürffte, hoffete aber doch: wo vns Gott seine Rutten zaiget vnd eußerlich straffen ließ, wir würden das ja zu Hertzen fassen vnd Buß thun, besonder dise so dahaim bliben, und alle Wochen ettliche Bettag, wie sie es haissen, zu halten pflegten".

Nachdem er jedoch im Winter 1546 bis 47 nach Marburg heim gekommen, fand er: „daß man sich ganz und gar nichts, weder von unserm Unfall noch von ihrem vielen Predigen und Bettag halten, gebessert hätt": Die Landsknechte waren daheim eben so sicher und stolz, als sie im Kriege wild

und roh gewesen, „sie pochten noch, und wollten das fleischlich Evangelium mit Gewalt wider alle Porten der Helle erhalten". —

Der redliche Thamer ward über diesen sittlich verwahrlosten Zustand seiner Glaubensgenossen in tiefster Seele betrübt. „Da hab ich tristitiam, wie der heilige Paulus sagt, über tristitiam, ein Schmertzen über den vorigen empfangen, und bin viel Nacht ohn Schlaff (das weiß Gott) gelegen und betrachtet den erschrecklichen Zorn Gottes, so wider unser verkehrtes Leben entbrannt ist". — Derhalben fährt er fort, habe er sich nieder gesetzt, und aus allen Händeln, die sich vor, bei und nach diesem Kriege, zugetragen, zwei und dreißig Ursachen dieses göttlichen Zornes colligirt und zusammengetragen. Gleichzeitig forschte er mit unbefangenem Sinne und redlichem Willen in der heiligen Schrift, und machte zu seinem Erstaunen die Entdeckung, daß die Texte der Evangelien und Episteln, welche im Sommer nach Trinitatis in der Kirche gelesen werden, sich zu der lutherischen Lehre vom bloßen Glauben ohne Werke mit nichten schicken wollten, „denn die Episteln sind schier alle von der Liebe Gottes, und die Evangelie von guten Werken, welche denn der Glaub selbst sind".

So ward ihm auf sein fleißiges Bitten und Anklopfen, nach der Verheißung des Herrn, das innere Auge aufgethan, und er kam in der Erkenntniß der göttlichen Lehren noch in demselbigen Sommer so weit, daß wie er sagt, „ich auf den 14ten Sonntag nach Trinitatis, da man das Evangelium von den zehn Aussätzigen predigt (Lucä 17) zu Marpurg öffentlich beide in der Schulen und auch auf der Kanzel, den bloßen und lutherischen Glauben hab Lügen gestrafft, und probiert, daß er nicht kann oder mag allein, ohn alle gute Werke gerecht machen für Gott, er sey wie groß er immer woll und mag". Deshalb zog er sowohl aus jenem Texte, als aus vielen andern Bibelstellen den Schluß, daß der bloße Glaube an Christi Verdienst, als an ein rein äußerliches, des Menschen sittlichem Wesen völlig fremd bleibendes Factum, welches auf un-

sere Heiligung gar keinen Einfluß haben solle noch könne, mit einem Worte: ein Glaube ohne Liebe, ein todter Glaube sey. „Daher ist nun leichtlich zu schließen, daß allein der Glaube nach lutherischer Lehre, der Widerchrist und Gräuel der Zerstörung sey, davon Daniel geweißagt hat, sintenmal er gerade dem rechten, wahren Glauben entgegen ist“. — „Also bin ich, christlicher, lieber Leser, aus keinem andern Bericht, denn aus der heil. Schrift offenbarten Sinn gelernet worden, was der rechte, christliche Glaube sey, auch aus keiner andern Ursach, es sey Geld oder Gut, Stolz oder Ehrgeitz, — — (das bezeug ich hiermit vor Gottes Angesicht!) denn allein aus der Offenbarung des Zornes Gottes, und um unser aller Seligkeit willen, vom Lutherschen und bloßen Glauben abgetreten, und nun in die christliche Kirche gepflanzt, auch also darin, Gott lob gewachsen, daß ich jetz und um ihrer Erbauung alles leiden und dulden kann“. —

Der geneigte Leser wird bereits ohne unser Bemerken darauf gefaßt seyn, zu erfahren: daß dem neubekehrten Forscher dieses göttliche Geschenk in so fern theuer zu stehen gekommen sey, als er von seinen Glaubensbrüdern, trotz ihrer vielgerühmten Freisinnigkeit und höhern Erleuchtung, wegen des Gebrauchs, den er von seinem Rechte der freien Forschung machte, mit der äußersten Schärfe angesehen ward. Gerade dadurch wurde er aber auch auf der einmal eingeschlagenen Bahn merklich gefördert. In der That wich der damalige Weltlauf von dem heutigen nicht um ein Haar breit ab. Kaum hatte Thamer „das Fundament, worauf das Lutherthum steht“, unsanft zu berühren gewagt, ohne dabei, im ersten Anfange, an eine förmliche Rückkehr zur Kirche, als Einzelner, zu denken, so brach sein Collega D. Johannes Drach, noch an demselben Sonntage, ohne seine Predigt gehört, oder sich auch nur wegen derselben mit ihm besprochen zu haben, mit wüthenden Schmähungen von der Kanzel gegen ihn los. Er fand, in der schon damals in der neuen Kirche beliebten Weise: „daß Theobaldus, so ihren bloßen

Glauben und das fleischliche Vertrauen auf die Barmherzigkeit Gottes nach dem Worte Christi gestrafet, wäre ewiglich vor Gott verdammet, und auch wie ein Uebelthäter werth, daß er öffentlich mit Ruthen zur Stadt Marburg hinaus gestrichen würde, und finge allda an, wie sie dann pflegen, zu donnern und zu blitzen in der Gemeinde wider alle Papisten und Wiedertäufer und Werkheiligen, welche er sämmtlich dem Teufel mit mir und allen guten Werken“ übergab. „Da ward nun in der Stadt Marburg beide unter den Gelehrten und Bürgern ein groß Gemurmel: wie die Pfaffen wieder einander liefen, und waren Etliche, so D. Drachen, Etliche so mir zuschlugen“. — Alsbald brachte „ein erbar, weiser Rath“ die Sache vor die Herrn Statthalter und Hofräthe, und diese citirten sowohl den Magister Theobald als seinen Gegner, um ihre Sache zu hören und zu schlichten. Der Proceß, welcher sich hieraus entspann, gewährt uns gelegentlich eine lebendige Anschauung des innern Lebens der neuen Kirche und insbesondere der Art und Weise, wie in derselben das Dogma behandelt wurde. „D. Drach, als er ward wie der Actor und Kläger erstlich gefordert, seine Klage fürzubringen, da fing er an mit dem Statthalter und Räthen zu expostuliren, als die ihm nichts zu gebieten oder zu verbieten hätten, so er und seine Gesellen doch zuvor die geistliche Obrigkeit verwarfen, und sich der weltlichen ergeben hätten. Der Predigtstuhl sagt er, wäre ihm befohlen, da sollte ihm von Weltlichen keiner einreden. Er schändete oder lästerte, wenn er wollte, so möchte man ihn vor dem Rector der Universität beklagen, da wollt er antworten, denn er wäre zu Wittenberg von D. Marthin Luther, der ein wahrer Apostel Gottes wäre, recht zu predigen gelernt, auch zum Doctor promovirt worden“. — Er entwickelte dann weiter die Lehre seines Meisters „wie Christus allein wäre und litte nichts bei sich, also were auch der Glaube, so vor Gott gerecht machet, allein, und welcher ihm einerlei Werk zusetzet, der erhöhet sich wie Lucifer, und wäre der wahre Antichrist,

der sich wolle Gott vergleichen". — Thamer dagegen, der an Kenntniß der heil. Schrift seinen Gegnern mindestens gleich stand, und außer vielen andern Texten die Worte Christi (Math. 15) für sich hatte: Laßet euer Licht leuchten vor den Menschen, auf daß sie eure guten Werke sehen, und also der himmlische Vater geehrt werde, — bemühte sich in einer ausführlichen Rede die handgreifliche Verkehrtheit der Behauptungen seiner Gegner darzuthun. „Als ich nun", erzählt er, „auf diese Weise mit mehr oder weniger Worten redete, fiel mir Magister Adam (der Superintendent von Fulda) etliche Mal in meine Antwort, sagend das wäre wiedertäuferisch, das Eccii, das Witzelsch, und als ers übermachet, bat ich den Statthalter, daß er ihm gebeut zu schweigen, und mich wollten wie D. Drachen aushören". — Nachdem dieß geschehen ließ der Statthalter beide Theile abtreten, um mit den Beisitzern Raths zu pflegen. „Wie aber D. Drach aus der Rathstuben von mir ging und ich allein stunde, da ruft er mich zu sich und sagt: Theobalde, ich will mich mit dir vertragen. Da antwort ich: Herr Doctor, das hättet ihr vorhin wohl gethan, so wären wir den Leuten nicht also zur Fabel worden, auch einen strengen, weisen Statthalter und Rath nicht dürfen beschweren. Da antwort er: M. Adam der nu richter soll in unsrer Sachen seyn, ist schuldig dran, und hat mich also weder dich verhetzet, und darneben gesagt: seine Söhne sollen nicht mehr in deine Predigt gehen, denn du predigst wider die Wahrheit des Evangelii. Da lachet ich und sprach: so sagt er bei mir von euch, nicht viel anders, heißt euch ein antinomum, der das Gesetz Gottes verwirft, und predigt allein Gnad und Barmherzigkeit ohn Buß". M. Drach gerieth über diese Entdeckung ausser sich, und wollte dem Superintendenten, wenn sie wieder hinein vor die Herren gefordert würden, „seine Meuterei vor dem ganzen Rath vorwerfen". — Wirklich kehrte er jetzt, als der Statthalter die Sache mit glimpflichen Worten beizulegen suchte, und M. Adam zum Schiedsmann für die theologische Seite

der Sache bestellt ward, seinen ganzen Grimm wider diesen, den er einen Ursacher des ganzen Haders nannte. „Da fing M. Adam solches an zu leugnen und ward schaamroth, aber D. Drach bekräftiget seine Rede noch heftiger, also daß die beiden Räthe des Fürsten und der Stadt, die Köpfe zusammenstießen, und etliche lachten des seltsamen Handels, etliche aber wurden darüber wie billig entrüstet“. —

Trotz der scheinbaren Beilegung des Streites lag dennoch die wahre Ursache desselben zu tief, als daß untergeordnete Nebenpersonen mit guten Worten einen Handel hätten schlichten können, der damals schon ganz Deutschland in zwei feindliche Feldlager schied. Die vermeintliche Versöhnung konnte daher unmöglich lange Stich halten. Thamer's Gegner setzten ihre Polemik fort, er selbst aber, „damit keine fernere Zerrüttung im Volk entstünde, schalt nicht mehr so heftig auf der Kanzel“, ließ aber eine lateinische Disputation von der Rechtfertigung durch den Glauben drucken, und schlug diese an den Thüren des Collegii und der Kirche an, „zeiget auch beineben den Tag an, wenn die Disputation sollte gehalten werden, nämlich auf den Samstag darnach“. — Aber schon am Mittwoch kam ihm ein Befehl zu Handen, Angesichts dieses nach Cassel zu ziehen, und seinem Buchdrucker wurden nicht nur sämmtliche Exemplare weggenommen, sondern auch verboten ihm künftig etwas zu drucken. Als er, so wie D. Drach und M. Adam „nun zu Cassel auf die Kanzlei kamen zu den fürstlichen Räthen, handelten sie ganz und gar nichts mit mir, hatten andere weltliche Sachen, die sie wichtiger däuchten, denn dieser Pfaffen Zank. Allein, daß sie mich weiseten auf die Confession, so Anno 1530 kaiserlicher Majestät zu Augsburg von den Protestirenden ist übergeben worden, und befahlen mir ernstlich, daß ich danach mein Predigt richtet, oder sollt meines Amts entsetzt werden. Da antwortet ich: Es haben die Juden den Talmud, die Türken den Alcoran, die Papisten das Jus canonicum, ihr Lutherischen die Augsburgische Confession, wo bleibt das Evangelium? Ich

will nach dem Evangelium predigen und mich nach Gottes Wort richten. Verflucht sey, der da nach dem Fleisch, den Menschen nach lehrt oder lebt. Ist ihr Einer aus allen euern Prädikanten der mich kann überweisen, daß ich wider das Evangelium predige, so will ich ausstehen und leiden, was ich verdient hab. Da antwortet Einer aus den Räthen: die augsburgische Confession wäre auch das Evangelium; sagt ich: was heißet ihr sie denn euer Confession oder Bekenntniß, und gebet dem Evangelium Christi einen andern Namen? Ich meine das Evangelium wäre vor fünfzehnhundert Jahren von Aposteln und Evangelisten beschrieben, so habt ihr's erst zu Augsburg aufgereiht? Da antwortet er wieder: ist sie schon nicht das Evangelium, so ist sie doch dem Evangelio Christi gleich und gemäß, auch haben sich unsere gnädigsten und gnädigen Landesfürsten und Herren sammt vieler des Reichs Stände subscribirt und unterschrieben, dabei ihr Leib und Gut aufzusetzen, ist auch von also vielgelehrten Leuten approbirt und angenommen, welche du verachtest und weiser dann sie alle seyn willst". — Gegen diese Berufung konnte Thamer, der sich der höchsten und bessern Autorität der allgemeinen Kirche noch nicht unterworfen hatte, sich freilich nur auf sein Gewissen berufen. „Allein", setzte er hinzu, „das sag ich jetzund, daß dieser Confession Fundament, welches da ist die sola fides, ich will des andern Gebäu's geschweigen, nirgend im Evangelio oder anderer heiligen Schrift befunden". —

„Da fing M. Adam vor den Herren an und fragt mich: ob ich überwunden seyn wollt, und Luther wahrhaftig halten, wo er mir ein Wörtlein, so eben so viel hieß, als sola fides anzeigt, wie dann bei den Lateinischen ist das Wörtlein nisi und alsbald zog er ein Testament herfür, las diesen Spruch (Galat. 2). Scientes autem quod non justificatur homo ex operibus legis, — *nisi* per fidem Jesu Christi. — Und von Stund an, schlugen ihm etliche von den Räthen zu, als hätte er gesiegt und auch überwunden". — Thamer, den jener Text wirklich überraschte, bat dagegen um eine kurze Be-

denkzeit. „Die Herren liessen uns damals alle von sich, meinten das Maul wär mir nun gestopfet, ich würde mich hinfürder nach ihren Lehrer halten müssen. Aber noch am selbigen Tag auf den Abend, als man zu Hof essen ging, begegnet mir der Herren einer, welcher mir etwas gemein war, sprach ich zu ihm: Gott hatt mich aus dem Falstrick erhöhet ich hab eine gute Antwort funden, auf den fürgeworfenen Spruch Pauli: Da fragt er: wie da? Sagt ich ihm zu Latein, (denn er war gelehrt): daß *nisi* gar ein ander Ding wäre denn *sola*, gleich wie denn auch bei uns Deutschen ein großer Unterschied ist unter dem Wort allein, und dem Wort es sey dann, besonders wie es die Lutherischen brauchen". —

Diese Auslegung belegte er mit vielen Parallelstellen und Beispielen, wollte sie auch des andern Tags den fürstlichen Räthen vortragen. Allein diese hatten begreiflicherweise ein ganz anderes Interesse als die Erforschung des wahren Sinnes der heiligen Schrift. „Derhalben forderten sie mich nicht wieder auf die Kantzelei, sondern verschafften, daß M. Adam, D. Drach und ich den andern Morgen zu unserm gnädigen Fürsten und Herrn, Landgraf Wilhelm dem jüngern wurden zu Gast geladen auf sein Gemach". Dort sollte er durch Güte, Ueberredung und Drohungen zum Stillschweigen gebracht werden.

„Man warf mir für, wie mein Abfall von den Lutherschen würde gebären eine Erweiterung „(Verlängerung)" des Gefängnisses unsers gnädigen Fürsten und Herrn und auch einen großen Aufruhr im Volk, welches nun eine lange Zeit solche Lehre für das wahre Evangelium gehalten, und auch Leib und Gut aufgesetzt und noch aufsetzen wollen. Welche Wort waren mir, wie ein Jeglicher leichtlich kann ermessen, ein Herzensstich, besonders im Beiwesen des jüngern Fürsten, welchem nichts Schwereres konnte widerfahren, dann daß sein Herr Vater sollte härter gefangen werden, und in Sr. F. G. Lande ein Aufruhr erwachsen. Darum ward ich sehr betrübt, und konnte mich auch des

Weinens nicht enthalten, die weil man mir solche Bösewichtstücke zumesset, so ich doch, daß weiß Gott aller Herzenskündiger, gerade das Widertheil bei mir beschlossen hätt, nämlich, daß durch die wahre Bußpredigt, so ich jetzund anfing zu treiben, der Zorn Gottes ausgelöscht, und unser G. F. und Herr zu Hessen wieder erlöset, auch der Aufruhr, Krieg und Empörung, so unter dem Lutherthum entstanden, wieder pacificirt und gestillet würde. Ich weiß es auch gewiß, sagte ich, daß mein G. F. und Herr nicht kann erlöset werden, als lang die Gewissen mit dieser falschen Lehre sind gefangen und verstricket. Bitt derhalben mein gnädiger Hr. Landgraf Wilhelm auch fürstliche Räthe, man wolle mich nicht wider mein Gewissen zu predigen zwingen, sondern mir ehe einen gnädigen Urlaub geben und mich ziehen zu lassen, sintemal ich nicht mehr kann die solam fidem für gut und evangelisch halten, ich sey dann mit andern Gründen, dann ich noch in ihren Büchern finde, überweiset, alsdann, so ich also über Wissen nicht gehorchen, so strafe man mich wie recht ist".

Diese wahrhaft rührende Naivität läßt sich nur aus einer Unbekanntschaft mit der Welt erklären, wie ihrer bloß der deutsche Gelehrte fähig war, und zum Theil heute noch ist. — Sie war so groß, und die auf der lautersten Ehrlichkeit beruhende, gute Meinung des Mannes beschämte seine Gegner so tief, daß diese, denen es bekanntlich um ganz andere Güter, als die himmlischen zu thun war, ihm gegenüber in wahrhaft peinlicher Verlegenheit verstummten. „Weil du dann", sagt zuletzt einer der fürstlichen Räthe, „noch erst an unserm Glauben zweifelst, und begehrest zu disputiren, wir a b e r d e r S a c h e n i c h t g e n u g s a m e r f a h r e n s i n d, so solltu gen Wittenberg zu Philippo Melanchthon, auch andern dieser Lehren Ursacher ziehen, die werden dich wohl convinciren und überweisen". Theobald, der gar keine Ahnung gehabt zu haben scheint, daß irgend Jemand auf Erden etwas anderes wollen könne, als die Wahrheit, und der mithin den ganzen Streit um den Glauben für ein bloßes Miß=

verständniß hielt, welches sich ja durch vernünftige und gütliche Erörterung wohl schlichten lassen werde. Theobald war mit diesem Anerbieten von Herzen zufrieden. Er begehrte bloß einen Credenzbrief an die Universität Wittenberg, und die Erlaubniß sich aus Marburg einige Bücher holen zu dürfen, die vom Glauben handelten. „Das gefiel den Herren wohl, bestimmten mir auch einen Tag, auf welchem ich wieder zu Cassel seyn sollt und zur Reise auf Wittenberg gerüstet. — — Als ich nun auf die verordnete Zeit wieder kam gen Cassel und fast drei Tage zu Hofe ging, da bat ich den Herrn Statthalter, man wolle mir nur eine Antwort geben, daß ich wüßte, woran ich wäre. Sprach der Herr Statthalter: Theobalde! bleib eine Weile bei uns, und gehe herein zu Hof, iß als gut, wie mir's haben, wir wollen dir bald deinen Abschied (Bescheid) geben“. Thamer erwiederte dagegen bescheidentlich: jeder Mensch habe seinen gewissen Beruf und Amt, worüber er Gott Rechenschaft geben müsse, „seind nicht zu essen und trinken wie ein unvernünftig Vieh geschaffen“. Deshalb bat er: man möge ihn nach Wittenberg oder nach Marburg abfertigen, damit er seines Amtes warten könne. Da antwortet er: „ich soll fröhlich seyn, essen und trinken, die Bücher eine Zeitlang fahren lassen, ich studirt zu viel werde zum Narren darüber werden“. —

Des andern Tags erfuhr er, es sey ein Postbote nach Donauwörth an den gefangenen Landgrafen gesendet, damit dieser über den Handel entscheide. „Ungefährlich aber etwan über drei Tage kommt der Postbot wieder und unter andern bringt er auch, wie man sich meiner Sachen halten soll, wiewohl ich keinen Brief sahe, allein die Räthe sagten mir: Theobalde! es hat unser gnädiger Fürst und Herr geschrieben und befohlen, daß du allhie bleibest, *und nicht zu den Wittenbergern; welche selbst in Aberwitz gingen, ziehest.* Denn es wär eben dazumal ein deutsch Büchlein, unter dem Namen Dr. Pommers ausgegangen, darin er sehr lächerlich und närrisch die wittenbergische Belagerung, so von

Kaiserlicher Majestät geschehen, beschrieben hat, welches sich der Fürst auch viel andere verständige Leut schämten."

Auf diesen Bescheid begehrte Thamer auf's Neue Wiedereinsetzung in seine Professur, und forderte daneben: daß seinen Gegnern verboten werde den nackten Glauben ohne Liebe zu predigen. In ihrer Verlegenheit schienen die fürstlichen Räthe ihm dieß wirklich zugesagt zu haben; er kehrte nach Wittenberg zurück und brachte die Botschaft mit:" daß ihnen die sola fides und Fundament ihrer Lehre sollte niedergelegt seyn." — Allein was leicht vorauszusehen war, geschah. D. Drach predigte nach wie vor von der sola fides, und gebrauchte dieses Wort in einer Predigt auf St. Mathias Tag, wie Magister Theobald selbst zählte, jetzt absichtlich an die funfzig Mal. Andere scheinen ihn nach überboten, und sogar eine Nuda fides empfohlen zu haben.

Thamer stellte dagegen sein Licht auch nicht unter den Scheffel, und stritt mit so populären Argumenten gegen diesen verderblichen Grundsatz, daß das Volk zweifelhaft zu werden begann, und einem Theile der Bürgerschaft die Augen aufgingen. Natürlich verklagten ihn die Prädicanten auf's Neue zu Cassel, „als der das Volk an sich hinge, und von ihrem Evangelio abwendig macht; wenn er lang unter uns predigen sollte, sprachen sie, so würden die Leut endlich wieder papistisch werden, und die reine Lehre Christi, davor uns Gott behüte verlieren". Deßhalb ward er wieder vor die fürstliche Canzlei gefordert, wo er und Magister Adam jeder ein schriftliches Bekenntniß ihres Glaubens einliefern mußten. Nur mit Mühe gelang es ihm, eine dreistündige Frist zur Anfertigung des seinigen zu erhalten, welches er in einem Auszuge aus seinen Schriften niederlegte. „Als ich diese Schrift den Herren überantwortet hatte zu Latein, auf vier Quaternion uneingebunden, nahm einer diesen, und jener einen andern, wo ihrer keiner so das halb Theil auslas. Dann es däucht sie vielleicht zu lang seyn, solche Sachen zu hören. Wer ihnen viel kurzweiliger in weltlichen Händeln

umzugehen.“ Eben so oberflächlich und kurz war die mündliche Verhandlung; der im übrigen nicht unbillige und für jene Verhältnisse ziemlich milde Canzler verrieth unzweideutig, daß er den eigentlichen Streitpunkt gar nicht verstand, ob er ihn hat verstehen wollen, muß dem Gerichte Gottes überlassen bleiben. Zuletzt ward Thamer ein Versprechen in Betreff seiner künftigen Lehre abgefordert, des Inhalts: „daß der Glaube an Christum ohne die Werke des Gesetzes uns seelig und gerecht mache, und daß der Glaube, der durch die Liebe nicht thätig ist und keine gute Werke bringe, ein todter Glaube, ja kein Glaube, sondern allein ein Schein und bloßer Name des Glaubens sey.“ — Thamer, dem es damals noch immer an der klaren Einsicht in sein Verhältniß zur Kirche gebrach, unterschrieb diesen Revers mit der Clausel: „bis auf unsers gnädigen Fürsten und Herrn Erledigung,“ — statt, wie es passender gewesen wäre, die Entscheidung des Conciliums vorzubehalten. — Ausserdem forderte er und erhielt die Zusage: daß M. Adam auch eine solche Schrift von sich geben solle. — Dann ließ man ihn nach Marburg zurückkehren. M. Adam promovirte jedoch keinen Studenten, der seine Collegien gehört, bevor er nicht scharf examinirt hatte: ob derselbe etwa die „giftige Lehre eingesoffen“: daß der Glaube, der durch die Liebe wirkt, seelig mache.

Für Theobald begann nun freilich zu Marburg eine trübseelige Zeit, die auch ihres Trostes nicht ermangelte. Er ward, wie er erzählt, „von den Pharisäern und großen Hansen verschmäht, ja man trachtete ihm nach dem Leben; Gott erhielt ihn aber, wie auch seinen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, durch das gemein Volk, daß sie nichts wieder mich durften fürnehmen.“ —

Ein so unnatürliches und gespanntes Verhältniß konnte unmöglich lange währen. Thamer scheint in seinem gereizten Zustande, ohne geistlichen Anhalt und Führer wie er war, einmal sogar von einer, fast an wiedertäuferisches Wesen erinnernden Ueberspannung berührt worden zu seyn, — wobei sich rich-

tige Einsicht in die Verhältnisse, gerechte Entrüstung und Neigung zu verdächtigen Visionen in dem sonst so klaren Kopfe zu mischen begannen. „Am ersten Ostertage des Jahres 1549", erzählt er, „ward mir befohlen, (von wem, das weiß ich wohl!) daß ich schrecklich wider das Lutherthum predigen mußt, und ihnen drei Stück, so sich bald begeben würden, öffentlich auf der Kanzel, da etliche tausend Menschen, jung und alt am Ostertage in der Kirche waren, verkündigen. Zum ersten, daß ein Concilium würde um ihretwillen gehalten, und allda öffentlich ihre Lehre verbannet und anathematisirt, daß sie were des Antichristi Leib und ein Grundsupp aller Ketzereien, so jemals in der christlichen Kirche entstanden wären. Darnach würden die jetzigen Prädicanten, die keine Warnung annehmen wollten alle abgesetzt, und gräulich auch nach ihrem Tode gehandelt werden, welches, sagt ich, wird über zwei Jahr geschehen. Zum dritten gab ich ihnen ein Zeichen, woran sie solcher Ding gewiß werden könnten, nämlich mir selber, daß ich vor ihnen würde abgesetzt und erniedrigt werden, sintemal das Urtheil am Haus des Herrn anfahet." — Dieses dritte Stück ließ sich freilich, nach dieser Predigt, ohne Gabe der Weissagung vorhersehen. Schon am Samstage nach Pfingsten ward Thamer unter dem Vorwande nach Ziegenhain beschieden, daß er über das Interim sollte rathschlagen helfen. Dort war er 14 Tage, „wußte aber nicht woran er wäre." Dann ward er aber nach Cassel geschickt, wo er neun Wochen vergebens haaren mußte; bis endlich das Interim vom Kaiser und dem Erzbischof von Mainz einlief, und die Ritterschaft, so wie die Gelehrtesten aus den Prädicanten sich versammelten um darüber zu rathschlagen. — Diese Gelegenheit benutzte Thamer, um bei dem Kanzler mit allem Ernste auf Verhör und endliche Entscheidung zu dringen. „Hätt ich's verdient, so wären sie die Obrigkeit, und hätten Schwert, Feuer, Wasser mich hinzurichten. Hätt' ich's aber nicht verdient, und könnten mich nicht leiden, so bäte ich um ein gnädiges Urlaub. Könnte man mich aber leiden,

so bäte ich flehentlich, daß man mich wieder nach Marburg zu meinem Amt schicket, denn ich mag nicht mehr also umhergehen, die gute Zeit übel verlieren. Da lachte der Canzler und sprach: Theobalde, deren eines sollt Du haben, Du sollt entweders gehenkt oder beurlaubt, oder wieder in dein Ampt gesetzt werden; komm danach zu zwölf Uhr auf die Canzlei, wollen wir Dir ein endlich Bescheid geben.“ —

Als er sich zur bestimmten Stunde vor die Canzlei stellte, wurden seinen Gegnern, den Prädicanten, Bänke gesetzt, und diese nahmen als Richter über ihren theologischen Widersacher unter der Ritterschaft Platz. — Ihn selbst hieß der Canzler abtreten, und als er nach drei Stunden wieder vorgerufen ward, — zogen die Prädicanten aus einer andern Thür ab. — Der Canzler aber eröffnete ihm: daß dieselben erklärt hätten, sie wollten von der Augsburgischen Confession nicht einen Fuß breit weichen. Da er (Thamer) aber seinerseits die Lehre von der Justification, welches der Grund ihrer Lehre sey, für antichristisch halte, so hätten die Herrn geurtheilt, daß er, bis auf des Landgrafen Erledigung, beurlaubt seyn, und so weit das Fürstenthum Hessen reichet, in Kirche und Schule nicht weiter lehren solle. Auch dürfe er nicht wieder nach Marburg zurückkehren, sondern seine Bücher und sonstiges Geräth sollten dort zusammengepackt, und ihm wohin er wolle geschafft werden. — Vergebens waren alle seine Gegenvorstellungen und Bitten, daß man sich nur auf die Sache einlassen und ihn hören möge. — Der Canzler fällte das merkwürdige, der Lage der Sache nach ziemlich milde Urtheil: „Wie wol wir alle Christen sind, und das Evangelion bekennen, so sind wir dennoch nicht alle Theologi, oder über solche Artikel zu urtheilen gesetzt. Auch im Fall, wo wir dich hörten, und verständen auch, daß du recht hättest, so könnten wir doch nicht Exekution und Vollziehung daran thun. Denn es sagen die Prädicanten, sie wollten alle ehe aus dem Lande ziehen, ehe sie deine Lehre annehmen wollen, oder auch die augsburgische Confession ver-

lassen. So gedenk Du nun selber, ob es nicht besser sey, daß einer entweiche, dann daß alle Pfarren wüst würden, und die armen Leut' ohne Hirten wären.“ Zehn Jahre später, als der tyrannische Einfluß der Prädicanten auf die Gewissen merklich erstarkt, und die kaiserliche Macht, welche allein die wahre Gewissensfreiheit schützte, gebrochen war, wäre der wackere Theobald schwerlich so wohlfeilen Kaufes davon gekommen, und der hartnäckige Gegner des „Glaubens ohne Liebe“ hätte leicht, wie Krell, seinen Freimuth mit dem Halse büßen können.

Thamer bat nach diesem Bescheide wenigstens um Zurückstellung seines Reverses, und unbedingte Entlassung mit einem ehrlichen Abschiede. Allein auch dieser wurde ihm verweigert; „wenn ihn“ hieß es, „einst der Landgraf nach seiner Erledigung wieder aus einem guten Dienste berufen sollte, so wolle der Kanzler sorgen, daß er bei Sr. fürstl. Gnaden einen eben so guten oder bessern erhalte.“ Auf seine weitere dringende Vorstellung, daß er ohne Geld sey, da er das Evangelium immer umsonst gepredigt, und das Erübrigte den Armen gegeben habe, erlangte er endlich nur noch das Versprechen: daß ihm ein vierteljähriger Gehalt ausgezahlt werden solle. — Zuletzt entließ man ihn mit einer Verehrung von fünfzig Gulden und einem Paßport, worin geschrieben stand, daß ihn die Prädicanten der Augsburgischen Confession halber nicht hätte leiden wollen, und daß es den Herrn besser geschienen habe, man gebe ihm allein Urlaub, denn daß Alle abzögen und ließen das Volk verderben. Auch wurde ihm ein dreitägiger Aufenthalt in Marburg zur Abholung seiner Habe gegönnt.

Trotz dieser übeln Erfahrungen, konnte sich der redliche, aber wenig weltläufige Theobald noch immer nicht von dem Gedanken losmachen: daß er die Protestierenden doch wohl noch von der Haltlosigkeit und Verschrobenheit ihrer Justificationstheorie überzeugen werde, wenn es ihm nur gelänge sich Gehör zu verschaffen. — Ihm war die ganze Frage, um die

sich der Weltstreit drehte, so sonnenklar, seine Ueberzeugung von der Macht der Wahrheit so felsenfest, sein Glauben an den guten Willen der Menschen so unerschütterlich, daß sich für ihn die ganze Noth der Zeit in der einen Aufgabe zusammendrängte: zu Worte zu kommen. Der Gedanke: daß es sich hier gar nicht um Mißverständnisse handle, die im Verstande wurzeln und durch Erörterung gehoben werden können, sondern daß man ihn eben nicht hören *wolle*, weil man von vorn herein entschlossen war, sich auch durch die Evidenz nicht überzeugen zu lassen, — dieser Gedanke war trotz aller Verhandlungen, deren Zeuge und Gegenstand er seit drei Jahren gewesen war, nicht in seine Seele gekommen. „Als ich nun", erzählt er, „unverhört beurlaubt und meine Sach zu Marburg ausgerichtet hatte, gedacht ich bei mir: Es seynd noch viel einfältiger, frommer Leut, auch unter den Prädikanten, die dich Unschuldigen jetz und ohn Wissen verfolgen. Sie seind durch den bloßen Glauben und todten Buchstaben verzaubert, auch also verblendet, daß sie nicht anders meinen, ihre Lügen seind die göttliche Wahrheit und der Schaum sey das rechte Gold. *Könntest du nur also viel bei ihnen erhalten, daß sie dich hören wollten, es würde die Sache wohl besser werden.* Und machet also ihrer Seelen Seeligkeit, daß ich mir eine andre Reis, denn ich wollte, fürnahm, nämlich auf Udenaer, zu dem der Macht hat im Hessenlande zu gebieten und verbieten, zu meinem gnädigen Fürsten und Herrn, der Meinung, daß ich Se. Fürstl. Gnaden um Gottes willen bäte, daß sie dem Statthalter und Räthen schreiben, *auch die Prädikanten dazu anhalten wollten, daß sie mich doch höreten.* Denn ich wußte es gewiß, daß Se. Fürstl. Gnaden nicht könnte Glück oder Heil haben, als lang die lutherische Lehre also im Schwang ginge". —

Auf dieser Reise ward er zu Cöln mit dem Prior der dortigen Carmeliten, Caspar Dolorer, bekannt, welcher gerade um diese Zeit nach Antwerpen zu seinem Ordensprovin-

zial reiste. Thamer machte sich an ihn, um durch seine Vermittelung an den Provinzial, durch diesen an den Bischof von Arras, und durch dessen Einfluß vor den, in enger Haft gehaltenen Landgrafen zu gelangen. — Wirklich wurde er dem Provinzial, Eberhard Billick, so gut empfohlen, daß dieser ihn etliche Tage bei sich im Kloster zu Brüssel beherbergte, „bis daß“, wie Theobald erzählt, „er mich und ich ihn wohl erkannte. Da bat ich, wenn seine Ehrwürden einmal der weil hätte, so wollt ich ihm mein Anliegen entdecken“. — In Folge dessen, erzählt er ihm, auf einer Reise von Brüssel nach Mecheln der Länge nach den ganzen Handel, und vertraute ihm sein Vorhaben, durch ihn zu seinem Herrn, dem Landgrafen zu gelangen. „Das gefiel Herrn Eberharden zum Theil wohl, zum Theil auch nicht; sagte: Theobald, ich will dir wohl helfen, daß du zu deinem Herrn kommest, auch daß seine Fürstl. Gnaden in das Hessenland schreibet. Aber was willtu mit den halsstarrigen, verkehrten Leuten ausrichten? Es gebeut ihnen Gott durch seine Kirche von geistlichen (Dingen), er gebeut ihnen auch durch seine weltliche Obrigkeit, durch Kais. Majestät, was er will, so thun sie doch, was sie wollen. Es haben ihre Fürsten und Gelehrten selber angenommen, und auf dem Reichstag jüngst zu Augsburg gehalten, eine Declaration, die man das Interim nennet, confirmirt, auch ihnen solches zu halten geboten. Siehe was hilft das, sind sie nicht trotziger, denn vor je, da sie noch blüheten? Derhalben, im Fall, wo du sie, die Prädicanten, convincirt, und der Lügen überweisest, so batt es dich doch nichts. Ich weiß einen bessern Rath; dieweil Marburg gehört ad diocesim Moguntinam, sollt du wieder hinauf ziehen zu meinem gnädigsten Herrn“ (dem Kurfürsten von Mainz) „um der Injurien klagen, der kann darnach, wo sie dir Hilf und Beistand abschlagen, an Kais. Majestät schreiben, und also dir zu deinem Rechte helfen“.

Theobald, welcher dergleichen naheliegende Erwägungen noch niemals angestellt hatte, konnte sich die traurige Wahr-

heit nicht länger verhehlen. — Jetzt zum ersten Mal in seinem Leben ward es ihm klar, daß keine menschliche Kunst oder Wissenschaft, dem verkehrten Willen gegenüber etwas ausrichten könne. Deshalb zog er mit einem Credenzschreiben Billick's nach Aschaffenburg zum Kurfürsten, wünschte aber doch als dieser ihm die Stelle als Stiftsprediger an der St. Bartholomäuskirche zu Frankfurt übertragen wollte, den theologischen Händeln fortan fern zu bleiben. Viel lieber hätte er eine Professur der griechischen Sprache zu Köln übernommen, die Billick ihm angetragen hatte. Allein der Kurfürst, der sich mit großen Hoffnungen in Betreff seiner Wirksamkeit zu Frankfurt trug, wollte ihn nicht ziehen lassen. — Es ist rührend zu sehen, wie Thamer jetzt mit dem Vertrauen zum guten Willen seiner ehemaligen Glaubensgenossen, jedwede Lust verloren hatte, sich ferner mit ihnen einzulassen. „Ach Herr", sagte er zu Billick, der im Namen des Kurfürsten mit ihm unterhandelte, „ach Herr, ich bin zu bekannt daselbst, und die Leut sind ganz mit der lutherischen Secten verderbet. Denn wie St. Paulus der Juden, von welcher er ab war getreten, Apostel nicht seyn konnte, sondern mußt sich zu den Heiden kehren, also werd ich auch von den Lutherischen verachtet werden, und keinen Platz bei ihnen finden. Ich will viel lieber mit euch auf Cöln ziehen, und in den Schulen bleiben". — Billick redete ihm dagegen in wahrhaft christlicher Weise zu. „Halt dich christlich im Leben, und wart deines Amtes, wirst wohl Leute finden, die dich hören werden. A l l e i n s e y n i t s o h e f t i g. L a ß d e n G l i m p f b e i u n s i n d e r c h r i s t l i c h e n K i r c h e n" (b e s t e h e n). „Da gedacht ich weils Gott also seltsam, ohn dein Gedanken gefügt hat, daß du in einen solchen Ort wirst berufen, und darzu mit solchem Gedinge, daß man dir den Mund frei läßt, und dich nach deinem Gewissen predigen, wie du es vor Gott und der Welt gedenkst zu verantworten, welches dir zwar bei den Lutherischen nicht hat können widerfahren. Wolan, so willtu es auch in Gottes Namen annehmen. Er wird dir wohl Weis-

heit in den Mund geben, daß du solch Amt ausrichten und verwesen kannst". —

Thamer begann demnach sein Predigtamt zu Frankfurt in einer christlichen und wahrhaft erbaulichen Stimmung. Seine ersten Predigten, deren Inhalt er in seiner oben genannten Schrift angiebt, waren in Form und Inhalt zeitgemäß; er suchte die vom Gifte der Sectirerei stark angesteckte Gemeinde, in den mildesten Formen über die Streitpunkte aufzuklären, predigte aus der heiligen Schrift, legte ihnen das Ave Maria, die priesterliche Kleidung, die Ceremonien der Kirche aus, und löste überhaupt seine Aufgabe auf eine Weise die seinem Herzen, wie seinen natürlichen Gaben und seiner Kenntniß der Bibel alle Ehre machte. Leider sah er sich aber einer Gemüthsstimmung gegenüber, an welcher auch eine mehr als menschliche Geduld verloren seyn mußte. — Einige seiner Zuhörer fingen an überlaut in der Kirche zu lachen, andere fluchten und lästerten, wie wenn er die größte Blasphemie vorbrächte, und trieben ein gräuliches Gespött im Gotteshause. — Die Prädicanten schickten nach ihrer Weise Spione in seine Predigten, oder suchten sich durch Zwischenträger, die sich als erbaute Zuhörer seiner Reden stellen mußten, das Manuscript derselben zu verschaffen, welches sie dann verstümmelt drucken ließen, um mit Schmähungen darüber herfallen zu können, die ihres Meisters würdig waren. — Mit einem Worte: Es scheint, daß Thamers Aufenthalt in Frankfurt, nach der Fügung der Vorsehung, lediglich für ihn und Andere, den Zweck gehabt hat, den Beweis liefern zu helfen, daß vernünftige, ruhige Belehrung und gütliches Zureden auch nach Luthers Tode nicht im Stande waren, diejenigen zur Besinnung zu bringen, welche im blinden Grimme das ungenähte Kleid Christi zu zerreißen trachteten.

Leider fehlen über das spätere Leben des interessanten Mannes genauere Nachrichten. Nur im Allgemeinen wissen wir, daß Thamer, nachdem er seinen Reinigungszustand zu Frankfurt überstanden, nach Minden an den katholischen Dom

als Prediger versetzt ward. Dort lebte er wenigstens im J. 1557, um welche Zeit der „sanfte“ Melanchthon mit wüthenden Schmähungen über ihn herzufallen beginnt. — Von Minden ging er wieder nach Mainz; reiste später nach Rom, und kehrte dann nach Mainz zurück, wo er ein Canonicat erhalten hatte. Später ward er Professor zu Freiburg im Breisgau, wo er am 10ten Mai 1569 starb.

Außer der im Eingange genannten Schrift hat er während seines Frankfurter Aufenthalts eine Streitschrift erscheinen lassen, welche auch noch heute, in mehr als einer Hinsicht von Bedeutung seyn dürfte. Sie führt den Titel: „Das letzte Theil der Apologie und Verantwortung Theobaldi Thameri des Dieners Christi, im Stift zu St. Bartholomäi, von dem Schandbuch M. Hartmann Baiers. Auch von den drei Zeugen, dem Gewissen, Creaturen und heiliger Schrift, daß sie noch feststehen, und wider alle Porten der Helle bleiben werden. Joh. 16. Hebr. 10. Anno 1552“.

Schon auf dem Religionsgespräch zu Regensburg im Jahre 1546 hatte, einem lutherischen Berichte zufolge, der oben erwähnte Carmelit Eberhard Billick die Behauptung aufgestellt: daß jeder Mensch der Gott nach dem Gesetze seines natürlichen Gewissens diene, selig werden könne, worauf die Protestanten voll Erbitterung über solche Lästerung das Colloquium abbrachen, und von keiner nähern Erklärung und Begränzung, des in seiner Unbestimmtheit allerdings viel zu gewagten Satzes hören wollten. „Wenn das“, sagten sie, „ihr (der Katholiken) Glauben wäre, daß Jemand ohne Erkenntniß Christi seelig werden könne, so wäre dieses Disputirens nicht von Nöthen, und hinreichende Ursache, von dem Colloquio aufzustehen“. — Auch Thamer der sechs Jahre später dieselbe Streitfrage in einem ähnlichen Geiste, wie sein Freund und Gönner Billick behandelte, entging denselben Vorwürfen nicht. — Dem lutherischen Dogma von der absoluten Verworfenheit und Abscheulichkeit der Substanz des Menschen und aller Creatur, stellte er die Behauptung ge-

genüber: Daß die Natur außer dem Menschen, und das Gewissen in ihm, dem durch Schrift und Tradition verkündigten Evangelio Zeugniß gebe, und daß der Mensch, welcher wirklich dem natürlichen Gesetze seines Gewissens folgend, die Botschaft des Heils nie vernommen habe, in einer ähnlichen Lage sey, wie die Erzväter und die Juden, vor der Erscheinung des Herrn im Fleische. „Ein solcher" sagt Thamer wo er sich haltet nach dieser Erkenntniß oder Gewissen, als lang bis ihm Christus geboren wird, mit Worten, Werken, Gedanken, so hat er sein Gesetz nach dem alten Testament erfüllt, und wäre, wo er also stürbe, durch solch Zeugniß seines Gewissens bei Gott eben als wohl gerecht, in seiner Art, als wenn er nach dem Beruf Christi, im geistlichen Gewissen unschuldig gewandelt hat, denn die Kleine oder Größe eines Dinges verändert das Wesen nicht".

Die richtige Seite in dieser Ansicht ist nicht zu verkennen: Wir können hoffen, daß Gott dem, der über Weniges getreu gewesen, auf übernatürliche Weise, vielleicht im letzten Augenblicke noch jenes Licht des Glaubens mittheilen werde, ohne welches es unmöglich ist, Gott zu gefallen, und diese Gnade findet in einem reinem Gewissen jedenfalls einen bereiten Boden. Thamer hat jedoch diesen richtigen Grundgedanken auf eine Weise durchgeführt, die im Ausdruck und Inhalt manche Blößen bietet, was um so weniger zu verwundern ist, da sein redlicher Wille und sein angebornes Talent unmöglich die Lücken in seinem positiven, theologischen Wissen ausfüllen konnten, die seine wittenbergischen Studien gelassen haben mußten. Jedenfalls verdient es den heutigen, zum atheistischen Indifferentismus durchgebildeten, außerkirchlichen Bestrebungen gegenüber hervorgehoben zu werden: daß die Kirche von den Neugläubigen des sechszehnten Jahrhunderts beschuldigt wurde: daß sie die Pforten des Himmels zu weit öffne; Juden, Heiden und andere im Irrglauben Geborne nicht sorgfältig genug vom ewigen Heile ausschließe, und die Bedeutung des alleinseligmachenden Glauben zu mild auslege. —

XXVI.

Die christliche Sonntagsfeier in Berlin und die neue Philosophie.

(Schluß.)

Beim Lichte der Vergleichung stellt sich das Gutachten, welches die allweisheitelnde, moderne Schule in Sachen der Sonntagsfeier ans Licht gefördert, nur als eine schlechte Tautologie dessen dar, was jenseits des Rheines vor einem halben Jahrhundert, wie die Jünger jener Schule von ihren Vätern haben erzählen hören, wenigstens in der frischen Farbe der Entschlossenheit, womit es auftrat, gewissermaaßen etwas Modernes und Originelles war. Unser Landsmann Cloots, der große Philosoph, der Jacobiner, und der Schweizer Göbel wandelten die Pfade derselben Finsterniß, welche die erleuchtete Omnisapienz unserer Tage wieder zu betreten ein Gelüsten fühlt. Gar zu gern möchte auch sie dem dummen Pöbel die rothe Nachtmütze des Jacobinismus überziehen, um ihn während seines Schlafwandelns in der benebelnden Kappe zu Excessen hinzureißen, bei deren Verwirrung sie im Trüben fischen, und demnächst noch ihre Schäfchen ins Trockene bringen möchte. Um zu begreifen, daß hiermit unsern Weisheitsherren kein Unrecht geschieht, muß man sich erinnern, daß der flämische Cloots im Jahre 1793, also lange vorher, als General Menou und Andere in Egypten sich praktisch zu dieser Meinung bekannten, der sehr edeln Nationalversammlung der Franzosen, ein Werk über die Wahrheit des Muhamedanismus überreichte, worin er, im langjährigen Vorsprunge vor dem Hegelthume den Beweis führte, daß alle positive Religionen Lügen seyen. Eben so predigte er, noch ehe ein Hegelianer zu gleichem Gesange den Schnabel öffnete, über dessen Farbe unter den Ornithologen noch Zank ist, die Lehre:

> daß es keinen jenseitigen Gott gebe, daß es überhaupt keinen Gott gebe, als denjenigen, der in der Menschheit, im Geiste zum Bewußtseyn komme, daß es keinen Gott gebe, als die Vernunft.

Voilà messieurs! Oder ist das nicht die nämliche, nur etwas anders terminologirte Doctrin, welche die jungdeutsche Aufklärung (deren Zusammenhang mit der neuesten Philosophenschule man umsonst läugnet) als philosophisch verklärtes Christenthum ein halb Mandel Lustern später auftischt, vielleicht in der Meinung, andere Gäste vor sich zu haben, oder darauf speculirend, daß die ehemaligen Tischgenossen über die vielen, seit jener Zeit auf die Tafel gekommenen Gänge, die ehedem genossenen Gerichte vergessen und durchaus verdauet haben mögen. Es mag sich, wie es will, um die Sache verhalten, so ist auch hier die Redlichkeit auf Seiten der Revolutionsmänner, welche wenigstens mit hellem Bewußtseyn den großen Unterschied zwischen ihrem selbstverfertigten Menschengotte und dem, welchen das Christenthum uns vorstellt, erkannten, und sich ungescheut vom letztern lossagten, in rechtschaffener Fehde und offener Hingabe an den Teufel; während die neuen Seelenheilande um ihr subjectives Gemächt, ihren Menschheitsgott einzuführen, bei der Frage nach dessen Legitimation mittelst eines taschenspielerischen Hokuspokus mit ganz ehrbarer Miene ihn für den Christengott ausgeben. Bei der Parallele, welche wir zwischen der Cloots'schen Doctrin und deren heutigem Revenant begonnen haben, liegt die Frage nahe, welchen Verlauf und Erfolg jene hatte, um daraus auf die Resultate des letztern zu schließen, wenn er dasselbe allgemeine Glück machen sollte, als seine Vorgängerin. Es erstanden damals, wonach man sich jetzt, wie das Gegenwort beweiset, so sehr sehnt, freie Lehrer mit Facultäten, deren Herbeiwünschung man zur Zeit noch für eine Vermessenheit halten möchte, um mit der Kirchenlehre auch die Kirchenleere zu beseitigen. Einer der ersten dieser erhabenen, unsterblichen freien Lehrer war der Pfarrer Parens zu Boissise-leBertrand. Dieses Kindlein der Revolutionszeit dürfte ganz nach dem Geschmacke unserer liebenswürdigen Freiheitshebammen seyn, welche, alles guten Willens ungeachtet, die schwer kreisende Zeit ihrer Bürde immer noch nicht haben entledigen können. Derselbige Pfarrer Parens nun schrieb am Anfange des Kothmonats 1793 an den National-Convent: sein liebes Leben lang habe er Lügen gepredigt. Es sey nichts mit diesem (historischen) Christus. Er sey des Dings müde, verzichte auf seine Pfarre, und bitte den Convent, ihm ein anderes Stück Brod zu geben. Diese Art Lossagung erinnert an diejenige, welche Luther befolgte, da er sich vom lästigen Klosterzwange freimachen wollte, in welchem er sich, um die Selbstrechtfertigung zu erreichen, vergeblich abgemühet hatte. Der Bürger Parens hatte mit seiner Addresse nicht übel speculirt. Der Con-

vent war damit auf der rechten Stelle getroffen, es ward eine Ehren=erklärung des Trefflichen votirt und decretirt. Die heutigen Lehrer gleicher Grundsätze haben aber nicht die Resignation von weiland Parens. Sie legen nicht ihre, mit den Lehren unverträglichen Stellen nieder, sondern lassen es sich bei ihren Professoren=, Consistorialraths=, *) Pfarrer= und andern Gehalten, welche sie unter dem Bedinge christlicher Lehre genießen, wohl seyn, und predigen und lehren den leibhaftigen Antichrist, nämlich den mythischen oder irgend einen beliebten andern, als den historischen Christus. — Der Bischof Göbel von Paris mochte sich nach einem so günstigen Erfolge das Prevenire von einem so simpeln Pfarrer nicht spielen lassen. Mit seinen prälatischen Insignien angethan, denen sich zu verträglicher Gesellung die rothe Mütze, welche unsere teutschen freien Lehrer noch nicht aus der Tasche zu langen wagen, angeschlossen, trat der Herr Bischof vor dem Convente mit der Versicherung auf: wie er seither nur deßhalb gepredigt, weil das Volk das Christenthum verlangt habe; dasselbe wolle jetzt keines mehr, so wolle er es nun auch nicht mehr — er erkenne keine Religion mehr an, als die, der Freiheit. Nach diesen Worten warf er den Priesterrock und alle Abzeichen der geistlichen Würde von sich; die in die Komödie schon eingeweiheten Apostel des in der Menschheit werdenden, zum Bewußtseyn kommenden Gottes, jauchzten ihm Beifall. Dem erleuchteten Convente sank es wie Schuppen von den Augen, ihm ward klar und fiel in die Hand, wonach er unbewußt schon lange sich gesehnt. Der Schlag, welcher hier mit einemmale den Convent von dem christlichen Irrthume enttäuscht, pflanzte sich elektrisch in die Nation fort; dieselbe wußte sich nun mit einemmale an dem Ziele, welches leider denen, an welche das Berliner Liebeswort über die Sonntagsfeier gerichtet ist, nicht aufleuchten will. Der in unsern Tagen so sehr herbeigewünschten freien Lehrer wurden immer mehrere, keiner der constitutionellen Geistlichen wollte zurückbleiben. Allenthalben wurden die Altäre zerstört, die Sacristeien geplündert. Die Juden, welche auch bei unsern modernen Christushändeln die Hand so sehr im Spiele haben, schacherten mit den Paramenten und Ornamenten. Nachdem Alles, was in den Kirchen beweglich war, oder sich machen ließ und einen Käufer fand, vertrödelt worden, zündete man in den verödeten Tempeln große Feuer an, tanzte in denselben auf gut Caraibisch umher, warf die Reliquien

*) Es ist nicht gut begreiflich, wie ein Derartiger das Wort der Liebe in Bezug auf die Sabbathfeier hat unterschreiben können.

hinein und ergoß sich im jubelnden Hohn und jauchzenden Spott, während die Heiligthümer in den Flammen aufgingen. Auch die Gräber plünderte man und schmolz die bleiernen Särge ein. Kinder spielten mit den Gebeinen mächtiger Monarchen. Die prächtige Abtei St. Denis ward eine Wuste, der Vogel rastete auf dem Vorbeifluge darinnen, das Gras wuchs auf den zertrümmerten Altären. Statt der Todtengesänge, welche im hohen Gewölbe wiederhallten, vernahm man nur das Tröpfeln des Regens, welcher durch das abgerissene Dach ins Innere niederfiel, oder das Niederrollen irgend eines Steines, welcher sich von den in Trümmern zerfallenden Wänden ablöste *). Die heiligen Gefäße wanderten zur Münze, nachdem sie zu Werkzeugen des übermüthigsten Spottes und frevelhaftesten Hohnes gedient. In den Patenen trug man Häringe auf, welche auf eine rohe Weise verschlungen wurden; aus dem Abendmalskelche ward zur Würze dieses Genusses Branntwein gesoffen. „Leute aus dem Pöbel zogen die Priestergewänder an, und ritten auf Eseln in Hanswurstweise durch die Straßen, hielten vor den Schnapsläden und ließen sich die Abendmalskelche füllen. In Paris fand sich so einmal eine ganze Procession Frevler-Hanswürste zusammen. So im Narrenaufzuge brachte man den Rest des Pariser Kirchensilbers, trunken und halbtrunken, nach dem Convente, und hielt in Knittelversen Narrenreden vor den Räpräsentanten der großen Nation, die, seit sie existirt, an der Spitze der Civilisation gestanden hat. Danton, der Unerschütterliche, welcher sich des derben Antlitzes, der Freiheit, das ihm die Natur gegeben, rühmte, ward bei solchem Auftritte nachdenklich, die Ahnung schien ihm aufzudämmern, daß seine Sache in diesem Getöse keinen guten Weg nehmen dürfte. Allein er konnte dem Gefürchteten nicht mehr wirksam begegnen; seine Brut war ihm über den Kopf gewachsen“. Dann „statt zu gehorchen, erbaten sich die Hanswürste in Meßgewändern die Erlaubniß, vor dem hohen Rathe Frankreichs eine Carmagnole tanzen zu dürfen, und der hohe Rath hielt es seiner Würde angemessen, diese Erlaubniß zu ertheilen. — Ja! eine Anzahl der würdigen Repräsentanten Frankreichs verließen ihre Sitze, mischten sich in den Reigen und tanzten mit den Lumpenkerlen und Buhldirnen, die in den Meßgewändern steckten, selbst die Carmagnole. Kaum war diese zu Ende, so erschien eine Deputation der Municipalität. Diese brachte auf den Schultern einen Tragsessel her-

*) Vergl. Chateaubriand: le genie du Christianisme IV. partie livre II. chap. IX am Ende.

ein, auf welchem ein lüderliches Weib von der Oper saß, wohlgeschmückt, in einem himmelblauen Mantel, mit der rothen Jacobinermütze auf dem Haupte, mit Eichenlaub bekränzt, mit der Pike, dem Symbol des Volksgottes oder des Gottvolkes in der Hand. Um sie herum war eine Anzahl junger Weibspersonen ähnlicher Extraction mit Tricolorbändern geschmückt, und Chaumotte (procureur de la Commune de Paris) proclamirte im Convente laut Clootsens neue Religion, die Religion des werdenden, zu sich selbst kommenden Geistes, der Vernunft, und verlangte vom Convente, er solle sich erheben und der Deputation nach der ehemaligen Cathedrale von Paris folgen, um da eine Probe des neuen Gottesdienstes mitzumachen, der an die Stelle des Christenthumes zu treten habe. Der Präsident und die Sekretäre gaben der geschmückten Repräsentantin der werdenden Gottheit einen Bruderkuß — sie stieg von ihrem Tragsessel und nahm neben dem Präsidenten Platz, und nachdem nun noch einige schöne theatralische Reden gewechselt waren, machten sich die würdigen Repräsentanten Frankreichs auf, und marschirten in Prozession mit der hochgetragenen Repräsentantin des werdenden Gottes nach notre Dame, alle die roth wollenen Nachtmützen auf den ehrwürdigen Häuptern unter wehender Musik. Die geschmückte Repräsentantin des werdenden Gottes ward auf den Hochaltar, den man in dieser Kirche gelassen hatte, gehoben, und die Versammlung intonirte Cheniers Hymne an die Freiheit, welche Gossac in Musik gesetzt hatte". (Leos Handbuch der Universalgeschichte Bd. V. S. 113.) König Salomo, welcher wegen der schönen Sentenz: „es geschieht nichts Neues unter der Sonne", so häufig citirt ist und täglich citirt wird, würde zu dieser Ehre nicht gelangt seyn, wenn er mit jenem Ausspruche nicht eine große Wahrheit getroffen, deren Bestätigung jeder Citirende eben von Neuem auszusprechen sich getrieben fühlt. Haben wir nun in der illüstern Weisheit der Mode und ihrem Verhältnisse zu den Dienern des göttlichen Wortes im vergleichenden Rückblicke auf Clootsens Doctrin die Richtigkeit des Salomonischen Wortes schon erkannt, so wird auf die keineswegs nicht neuen Folgen dieser Doctrin aus dem früher Geschehenen zu schließen seyn. Bei diesem nahe liegenden Schlusse muß es befremden, außer Bruno Bauers Anstellungsunfähigkeit und dem Verbote des hier besprochenen Gegenwortes, von Staatswegen gegen das Umsichgreifen der so weit grassirenden Lehre, noch nichts Ostensibleres unternommen zu sehen. Es scheint nämlich gar nicht bezweifelt werden zu können, daß, wenn das Gegenwort in die Gemeinde, aus der es angeblich hervorgegangen, und die

übrigen transpirirt, Scenen wie diejenigen, welche oben mit Leos Worten geschildert, an die Tagesordnung kommen dürften. Hiermit wird jeder einverstanden seyn, wer die Macht des Wahns in dem damit vergifteten Pöbel kennt. Bei der Aussicht, womit die für die Sonntagsfeier eifernden Seelsorger sich bedroht sehen, darf aber zu ihrem Troste der Verlauf, welchen Clootsens System nahm, nicht unberücksichtigt bleiben. Der Niederschlag dieser Lehre: Post mortem nihil est ipsaque mors nihil konnte sich dem mächtiger werdenden, Tugendsysteme Maximilian Robespierre's gegenüber nicht halten, denn dieses erforderte ein höchstes, richtendes Wesen und eine Unsterblichkeit. Außerdem hatte Hebert, der unermüdliche Ausbildner der Praxis von Clootsens Ideen, dieser als Dieb und Gauner gebrandmarkte Logenschließer, Paris seinen Befehlen unterthänig gemacht, wie jetzt wieder der Führer des Berliner Gegenwortes die Meinungsgewalt der Berliner Gemeinde über ihre Prediger, wie jener die Gewalt der Gemeinde Paris über den Convent ausdehnen wollte. Danton, welcher schon mehrfach den alten Gottesdienst in Schutz genommen, verband sich mit Robespierre. Dieser entlarvte die Erbärmlichkeit der im Menschen werdenden Gottheit; und ihre Herolde, Hebert, Rousin, Momoro und Cloots wurden verhaftet und um die Köpfe verkürzt, in welchen sich der Dunst jener tollen Lehren entwickelt hatte, die man jetzt, obwohl sie noch Caviar für den Pöbel sind, reconstituiren will. Wenn nun der Gott der neuesten Mode vom Clootsenschen sich durch nichts unterscheidet als durch das Vorgeben, der christliche zu seyn, wenn mithin in der vergötterten Menschheit und Gemeinde des freien Geistes, nur der abgestandene, verwesete Begriff des vor fünfzig Jahren in Paris angebeteten Peuple-Dieu aufgewärmt wird, so mögen sich die modernen, nachaffenden Orginalseynwoller nur in Acht nehmen, daß die Effervescenz ihrer Doctrin in die Praxis hinein, und ihr Wüthen gegen die Kirche Gottes ihnen nicht ähnliche verkürzende Resultate eintragen mag, als ihren Herrn Antecessoren. Jetzt kann uns nur erst vor ihrem geistigen Kopfe bangen, dann aber wird uns vor ihrem körperlichen Haupte, dem materiellen Reste ihrer sublimen Begriffe, bange seyn dürfen.

Dieselben scheinen sich derartiges nicht träumen zu lassen, und leben da sie anscheinend so allgemeiner Zustimmung sich erfreuen, in dulci jubilo. Ob nun sie, ob die Seelsorger rücksichtlich der Sonntagsfeier recht behalten werden, stehet abzuwarten. Der Staat hat bis auf das Verbot des Gegenworts für die Sonntagsfeier wenig gethan. Es bestehen zwar einige ganz allgemeine nicht mehr ganz neue Bestimmungen,

welche die Praxis derjenigen Polizeibehörden, welchen um di baes Sbathsfeier Ernst ist, für sich auszubeuten suchen, während die Mehrzahl für die Heiligung des Feiertages geringes Interesse zeigt. Mehrere Provinzialbehörden haben die Nothwendigkeit erkannt zur Sicherstellung des öffentlichen feiertägigen Anstandes, statt jener allgemeinen Bestimmungen, welche auch mit der günstigsten Interpretation nicht ausreichend zu machen sind, specieller Vorschriften höhern Ortes zu beantragen, welche der Heiligung des Feiertages den polizeilichen Schutz sichern. Unseres Wissens sind nur etliche Provincialbehörden so glücklich gewesen, zum Erlasse umfassender Vorschriften in der besagten Hinsicht autorisirt zu werden. Nachmals hat man es, wie es scheint, für bedenklich gefunden, und dergleichen Anträge abgelehnt. Vielleicht hat dabei die Ueberzeugung obgewaltet, daß mit Edicten zur Heilighaltung des Sonntags auf den größten Theil des Publicums ein unangenehmer Eindruck würde hervorgebracht werden, oder man theilt in Berlin die Meinung des neuesten preußischen Kirchenrechtslehrers des Dr. Klee, welche S. 178 u. 179 Th. II. seines Werkes *) die Ansicht ausspricht, daß kein menschliches Gesetz die Erfüllung des göttlichen Gebotes der Sabbathheiligung erzwingen dürfe, und der Staat seines Ortes sich darauf zu beschränken habe, durch sein Gesetz die Bewahrung der äußern Ruhe, als der äußerlichen Grundlage für die Sammlung der Gemüther, zur allgemeinen Ruhe der Gedanken in Gott sicher zu stellen, und in allem, was von ihm selbst ausgehet, selbst diese Rücksicht für den Sabbath kund zu geben. Bei dieser Ansicht ist nur der kleine Umstand übersehen, daß, wenn die Berliner Seelsorger und deren Gegner in der übereinstimmenden Schilderung der geringen Theilnahme, welche der öffentliche Gottesdienst findet, und welche aus der Leere der Kirche zu folgern ist, die Wahrheit getroffen haben, die Kirchenbesucher und Heilighalter des Feiertags, den Verächtern der Kirche gegenüber nur eine ganz geringe Anzahl, und jene eine so überwiegende Majorität bilden, daß es eine Ungerechtigkeit seyn würde, die Mehrheit um des Eigensinnes der Wenigen willen (deren Anzahl wohl noch weiter ab-

---

*) Das Recht der Einen allgemeinen Kirche Jesu Christi aus dem in der heiligen Schrift gegebenen Begriffe entwickelt, zwei Bände, Magdeburg 1840 und 1841, mit dem Motto: *Πιςευω εἰς μιαν ἁγίαν καθολικὴν ἐκκλησίαν*, wonach man einer so abgünstigen Beurtheilung der Lehren und Einrichtungen der katholischen Kirche, als in diesem Buche an Tag kommen, sich schwerlich versehen dürfte.

nehmen dürfte, wenn die Wortführer richtig darstellen) ungebührlich zu beschränken. Auch ist jene Rücksicht, welche in dem gedachten Kirchenrechte dem Staate angesonnen wird, ein Widerspruch mit dem daselbst nachmals ausgesprochenen Grundsatze, daß das Daseyn einer kirchlichen Gemeinde nur von der Gesinnung ihrer Mitglieder abhänge, und folglich der Zufälligkeit Preis gegeben ist *). (S. 275 ibid.). Was aber auch die Meinung der Regierung, rücksichtlich ihres Verhaltens bei dem an sie gestellten Verlangen, der Ergreifung von Maaßregeln zur Förderung einer christlichen Sonntagsfeier, seyn mag, so ist ihr Standpunkt dem protestantischen Principe gegenüber, in dessen Fortbildung sich sowohl der Führer des Gegenwortes als der Dr. Klee und jeder andere denkende Protestant begriffen wissen wollen, ein sehr schwieriger, weil wie bereits im Anfange bemerkt worden, jenes Princip in seinen Consequenzen unabweislich zur Vernichtung des äußern Gottesdienstes hinführt, und alle Maaßregeln, diesen zu retten, nur Reactionen gegen den aus jenem Principe abgeleiteten Impuls, und nur auf Kosten der Consequenz in der betretenen Richtung, ausführbar sind. Durch diesen Hinweis, welcher der katholischen Kirche in Allem, was evangelischer Seits für eine sichtbare Kirche geschieht, zu Statten kömmt, werden immerfort alle die schönen Argumentationen, welche Dr. Klee und andere rechtschaffene Freunde der evangelischen Kirche, zu deren Stützung und Förderung vorbringen, untergraben, und es stellt sich immer mehr heraus, daß die evangelische Kirche, so weit nicht der Staat ihre Schirmvogtei übt, nur durch katholische Mittel, oder durch Schritte, welche zur katholischen Kirche, von der sie sich losgetrennt, zurückfüh-

*) „So wenig (S. 273) wie das Gesetz des Zwanges eine Gemeinde zusammenbringen kann", sagt Klee, „so wenig darf es auch dieselbe zusammenhalten, sondern was nicht leben kann, in der Kraft der Gesinnung, das mag auch in seinem äußerlichen Daseyn absterben". Ueber die bedenkliche Aussicht, welche hiemit bei Zuständen (wie die Berliner angeblich sind) der einen allgemeinen Kirche Jesu Christi sich eröffnen, tröstet sich der Verfasser mit der Gewißheit, daß nicht bloß die Eine Kirche des Herrn (womit natürlich die protestantische gemeint ist) vom Erdboden nicht verschwinden, sondern daß aus diesem Leben sich auch immerdar bestimmte Gemeindeversammlungen für den Dienst am Wort herausbilden werden. Dieser schönen Zuversicht widerspricht leider der gegenwärtige Zustand der evangelischen Kirche ganz und gar. Denn es ist keine Frage: daß dieselbe weder überhaupt ohne die Hülfe der weltlichen Macht hätte entstehen und wachsen, noch überhaupt sich ohne dieselbe jetzt würde in ihrer Integrität erhalten können, zumal solchen Ansichten gegenüber als das Gegenwort uns kund gibt.

ren, existent erhalten werden mag, da, wie Strauß, Bauer und das Gegenwort beweisen, der Protestantismus nicht bestehen kann, und wie der Vorgang des noch weiter verbreitet gewesenen Arianismus, als eine ähnliche kirchenhistorische Erscheinung aufgefaßt, ahnen läßt, der alten Kirche sein Gebiet vielleicht wieder wird überlassen müssen. Der Protestantismus scheint also, er mag stehen oder fallen, nur für die katholische Kirche Zeugniß ablegen zu können.

XXVII.

Die alten Bäume und die alten Geschlechter.

(Eine patriotische Phantasie.)

Wer Westphalen gesehen, das Land alter Sitte, mit den Eichen- und Tannenwaldungen, und den einzeln darüber ausgestreuten Halden und den Saatfeldern, die sich waldumsäumt unabsehbar weit hinaus über das Flachland und über die Hügel ausdehnen, der hat ohne Zweifel auch die alten Bäume bemerkt, die seine einzelnen Gehöfte friedlich umschatten.

Ging er in des Sommers schwüler Mittaghitze daran vorüber, und hörte in dem laubigen Gezweige die Vögel singen, sah er in ihrem Schatten eine wiederkäuende Kuh behaglich auf dem Wiesengrund gelagert, und daneben blondhaarige, rothwangige Kinder mit blauen Augen unter einem Crucifix spielen, dann fühlte er sich vielleicht von diesem laubumschatteten Bilde ländlicher Ruhe und Einsamkeit vertraulich angezogen, und bog von der staubigen Straße ab, um auf der steinernen Bank unter dem alten Baume zu ruhen, und sich einen Trunk frischen kühlen Wassers zu begehren. Ließ er sich nun mit dem Bauern, oder dem spinnenden alten Mütterlein, in ein Gespräch über den Hof und das Alter des Baumes

ein, hörte er, daß seine Aeste, so wie heute, schon zu Zeiten ihrer Großväter diesen Hof, der seinen Namen seit Jahrhunderten nicht geändert, überschatteten, und daß deren Söhne und Enkel und Urenkel schon darunter gespielt, wie nun ihre Kinder, und blickte er dann hinauf nach der grünen lustigen Krone, durch die mächtigen Aeste, mit den grünen Zweigen, die seit Jahrhunderten, gleich den Eichen in Germaniens Götterhainen, keinen Ast verletzt: dann erwachte in ihm das wohlthuende Gefühl, als wohne hier ein guter Geist des Friedens und der Zufriedenheit, ein Geist des behaglichen, gesicherten, von den Vätern in ununterbrochener Reihe vererbten Wohlstandes, der sich in stiller Zurückgezogenheit und Genügsamkeit des Lebens und der Gaben Gottes dankbar freut. Er vergaß den Schmutz, die Nacktheit und Gedrücktheit der Armuth, und fühlte hier das Walten jener Gesinnung, die uns so vielfach aus den Bräuchen und Sitten, den Festen und Feierlichkeiten, den Rechten und Weisthümern jenes alten deutschen Bauernstandes anspricht, der sein Gehöft in Mitte der Urwälder aufgebaut. Es wehte ihn hier beim Rauschen der Aeste jener frische, heitere Lebensmuth, jener lebendige, gemüthvolle Natursinn an, der nicht jede Nachtigall, die er singen hört, sogleich an den Bratspieß stecken möchte, noch jede Blume ausreißen und unter den Topf werfen, die nicht in den Topf taugt. Er fühlte sich von jenem harmlosen Frohsinne durchdrungen, der die Ankunft der ersten Schwalbe, das Wiedererscheinen des alten Klapperstorchen mit den langen Beinen, das Aufblühen des ersten Veilchens als einen Festtag feierte; das Bild der Kinder trat vor seine Seele, die sich mit dem alten bemoosten Baume herzlich freuten, wenn auch er, mit dem neuerwachten Leben, nach dem langen kalten Winter die ersten Frühlingsknospen wieder trieb; er sah sie, wie sie alle früh Morgens die Köpfe neugierig zum Fenster hinaus streckten, ob nach dem warmen Mairegen und dem Morgenthau sein Laub dichter sich gemehrt, und der Finke mit seinem Neste fertig geworden; er hörte sie, wie

sie an den langen warmen Sommerabenden singend und erzählend, mit den Nachbaren unter ihm gesessen, während der Baum, einem frohen Vogel gleich, die reich befiederten Aeste über ihnen im Abendwinde geschüttelt. Und wieder dachte er sich die Hausgenossenschaft, wie sie an ihren Fest- und Hochzeittagen, mit seinen jungen grünen Maien das Haus und die Kirche ausschmückten; und wie sie mit ernster Wehmuth in ihm das Bild ihres eigenen Lebens erblickten, wenn sie sahen, wie mit dem reifendem Herbste beim Nahen des Winters, das Laub des alten Hausgenossen gelber und dünner wurde, und der kalte Oktoberwind seine Blätter über die öden Stoppelfelder dahinführte, und der weiß bereifte alte Baum seines Frühlingsschmuckes beraubt, dann in den langen stillen Winterschlummer versank, und schlief bis ihn der fröhliche Ruf der Lerche und des Finken wieder zum neuen Leben aufweckt.

Diese Gefühle und Bilder rief in der Seele des Wanderers vielleicht die schattige Ruhe unter einem jener alten Bäume, den Zeugen anderer Zeiten und Sitten, hervor, und er ging dankend, erquickt und erheitert seine Straße weiter, sah sich noch manchmal nach dem Hofe um, der durch seinen Baumschmuck weithin kenntlich, ihn zutraulich aus seinem grünen Verstecke grüßte.

Nun aber kommen dieselben Straße hinter ihm her, in eilfertiger Hast die Schacherjuden der Industrie, die Commis Voyageurs der Gemeinheit gerannt; diese Fanatiker der kalten Nüchternheit und Nützlichkeit, die über Alles doppelte Buchhaltung führen und die ganze Logik auf zwei Begriffe: Sollen und Haben, zurückführen möchten. Sie erblicken den guten, alten, bemoosten Baum vor dem Bauernhofe kaum von ferne, so wissen sie, als Oberrechnungsräthe mit ihrem geübten Auge, auch schon genau, wie viele Quadratfuße Bauholz, und wie viele Klafter Brennholz er abgeben wird; denn

Maaß und Gewicht ist das Einzige, was diese Freunde des Realen und Handgreiflichen erkennen und anerkennen.

Froh über die gemachte Entdeckung treten sie in den Bauernhof ein, und halten ihren Beutel mit blanken Thalern und den schmutzigen Groschen dem Einwohner entgegen und sprechen: Alterchen, wie viel der Baum? Erwiedert der Bauer: „der Baum ist mir nicht feil, mein Großvater hat ihn meinem Vater hinterlassen, und von mir sollen ihn meine Kinder erben; dann lachen die Schacherer laut auf über die ländliche Einfalt, sie klirren ihm mit den Silberlingen in dem ledernen Beutel um die Ohren, und sprechen wieder: wie viel der Baum Alterchen? Will aber der Bauer noch immer nicht und spricht er: der Nachbar und der Freund ruhen in seinem Schatten und die Kinder spielen darunter, dann öffnen sie den ledernen Beutel, und zählen ihm laut die klirrenden Thaler und die Groschen auf dem Tische vor, sprechen ihm dabei vom todten Capital, und warnen ihn als gute Freunde vor Aberglauben und Köhlerglauben, vor Einbildungen und Empfindsamkeit, und fragen wieder: Alterchen, wie viel das Bäumchen. Und so fahren sie fort und da sie sich keine Mühe verdrießen lassen, und des Gehens und Kommes, des Zahlens und Klirrens und Warnens und Zuredens nicht müde werden, und das Alterchen auch die Silberlinge nicht bis auf den Tod haßt, so wird es zuletzt mürbe und spricht, des Neinsagens müde endlich: in Gottes Namen ja, blos um Ruhe zu bekommen.

Der Handel ist also richtig, der Baum ist verkauft und damit es dem guten Bauern allenfalls nicht über Nacht gereue, haben sie schon die Axt in Bereitschaft. Mit schwerem Herzen muß er zusehen, wie das Eisen erbarmungslos mit scharfem Schlage in das Herz seines alten Hausgenossen eindringt, der so manches Jahr, in Wind und Wetter, sein Dach treulich geschirmt; die weißen Spähne splittern rechts und links, Ring um Ring durchschneidet das harte, kalte Eisen, der

alte Baum mit seiner hohen Krone, mit dem prachtvollen Gezweig, und dem reichen Blätterschmuck, er schüttelt sich, er seufzt, er zittert, er wankt, kracht und bricht zusammen.

Fünfhundert Jahre hatte es für ihn bedurft, um aus unscheinbarem Keime aufzuwachsen, die Axt bedarf keiner fünf Stunden und er liegt gefällt zu Boden.

Zuletzt geht es nun noch an ein Graben und Wühlen, um den Grundstamm und die großen Wurzeln dem Erdboden zu entreißen, und so ziehen sie re bene gesta mit ihrer Beute von der Stätte der Verwüstung, dem Markte zu, ihres Gewinnes sicher; den Bauern aber lassen sie mit seinen paar Thalern allein zurück.

Kommt nun der Wanderer nach Jahr und Tag wieder des Weges, dann sieht er sich vergeblich von Ferne nach seinem alten Bekannten um, keine grüne Laubkrone begrüßt ihn am Horizont; nichts unterbricht die eintönige gerade Linie der Saatfelder; alles ist flach und offen; er wird traurig, denn eine baumlose Landschaft und eine thurmlose Stadt, ohne Glockenklang, sind langweilig, und machen einen dürftigen Eindruck. Kömmt er näher, so scheint ihm der Hof ein anderer, er steht kalt und nackt da, allem Wind und Wetter zugänglich; seine Traulichkeit und seine Heimlichkeit hat er verloren. Der Schatten des alten Baumes ladet den Wanderer nicht mehr gastlich zur Ruhe ein, er hört seine Zweige nimmer rauschen, keinen Vogel hört er darin singen, keine Kinder sieht er darunter spielen, die Ruhebank und das Crucifix sind verschwunden; wie der Baum der stille Zeuge des hundertjährigen Friedens, mit seinen Erinnerungen, seinen Liedern und Sagen. Dafür sieht er nun einen schmutzigen Düngerhaufe, und wo der Baum gestanden, eine wüste Stätte, worauf noch kein Gras gewachsen.

Ein alter Mann steht dort, einsam in trüben Gedanken

es ist der Großvater, seit der Baum verschwunden, fühlt auch er sich fremd hier in dieser neuen Welt und überflüßig, er seufzt und sieht sich lebensmüde nach seinen Grabe um. So geht dann der Fremde traurig und ohne anzuhalten, und ohne zuzusprechen an dem Hofe vorüber, und weiter eilend blickt er nimmer nach ihm zurück, und sucht, was er gesehen, zu vergessen.

Wenn aber ein alter Baum, der keine Früchte trägt, und sonst keinen unmittelbaren Gewinn bringt, nichts destoweniger von so großer Bedeutung für ein Haus, für eine Familie, für eine Gegend seyn kann: so soll er uns doch hier zunächst nur als ein Bild von andern lebendigeren Bäumen dienen, die weiterhin über den Boden des Landes sich eingewurzelt, die tiefer im Herzen des Volkes grünen, und die mit ihren Kronen höher zum Himmel hinanragend, von der Berges-höhe, wie ein gemeinsames Friedensdach, beschattend und beschirmend, auf viele Häuser hinabblicken, und wenn die Lüfte des Himmels in ihren Zweigen spielen, mit ihren Früchten die darunter Wohnenden überschütten.

Wir meinen hiemit jene alten ehrwürdigen Geschlechter, die seit unfürdenklichen Zeiten in einem Lande reich begütert, und ihres Berufes eingedenk, in allen Beziehungen an der Spitze ihres Landes und Volkes gestanden, und ihre Namen und ihre Thaten seiner Geschichte aufs innigste und unzertrennlichste eingewoben. Wir meinen aber keineswegs ausschließlich adeliche Familien, solche, die ihren Stammbaum urkundlich hoch hinauf, in die mythischen Zeiten der alten Heroen, führen können, oder solche, an die sich wenigstens adeliche Vorrechte knüpfen, es gibt ja auch alte Bauerngeschlechter, die von ihrem Hofe aus, wenn auch in engerem Kreise, Jahrhunderte hindurch nicht minder segensreich gewaltet, als die edelsten der adelichen es nur gekonnt. Die freien Lande und Städte

der alten Schweiz kennen manchen Namen altverehrter Geschlechter, die dem Rechte nach keinen Vorzug vor dem gemeinsten Landmann haben, die aber nichts destoweniger durch ihren hochherzigen, von Vater auf Sohn vererbten Gemeinsinn, und ihre fortlebende Tüchtigkeit auch die Liebe und Verehrung ihres Volkes forterbten, so daß es ihnen auf seinen Landgemeinden, durch stets erneute Wahlen zu den höchsten Würden, freiwillig jenen Vorrang zuerkannte, den sie ihrer Seits in den Zeiten der Gefahren, Nöthen und Drangsalen, wenn das Vaterland schwere Opfer verlangte, großmüthig für sich in Anspruch nahmen, und darin Allen vorangingen.

Solche Geschlechter meinen wir, mögen sie nun adelich, oder nicht adelich seyn, die die Erde, wo ihre Saaten reifen, und ihre Waldungen grünen, nicht wie eine Waare, oder wie Staatspapiere ansehen, die sie vertauschen und zerstücken, auf den Anstrich ausbieten, oder gar, was das Schimpflichste ist, als Lotteriegewinnste ausspielen, nur um größere Prozente aus dem Capital zu ziehen, sondern die mit ihrem alten Stammgut und seinen Ein- und Umwohnern seit lange innig verbunden und vertraut gelebt; Geschlechter, denen der Boden heilig gilt, wo ihre Wiege gestanden, weil ihre Vorfahren ihn mit ihrem Schweiße angebaut; weil er in heißen Schlachten, der Väter ruhmvoll vergossenes Blut getrunken, und ihre Gebeine in seinem kühlen Schooße unter alten Kreuzen, oder in selbst erbauten Kirchen und Kapellen, ihre letzte geweihte Ruhestätte gefunden; Geschlechter endlich, die für das Volk, das für sie, oder mit ihnen den gleichen Boden bebaut, ein Herz voll Liebe und Theilnahme haben, weil sie in so manchen Gefahren und Nöthen einander wechselseitig brüderlichen Beistand geleistet, weil ihre Thränen in Tagen unabwendbaren Unglücks sich gemischt, und sie zur Feier glücklicher, oder ehrenreicher Ereignisse aus dem gleichen Freudenbecher getrunken.

Darum werden sie dieses ihr altes Erbe, in dem auch

einst ihre Gebeine, neben denen ihrer Väter, ruhen sollen, nicht dem ersten besten Käufer, einem Güterzertrümmerer, oder einem Engländer, oder einem Russen, für den sechsunddreißigfachen, oder hundertfachen Jahresertrag hingeben; denn die Liebe, womit sie an ihm hängen, der Werth, den alle die Erinnerungen haben, die sich daran knüpfen, ist keiner, der sich nach Prozenten berechnen und in Sterlinge, oder Rubel umsetzen ließe; sie lieben ihr heimisches Gut, wie der Soldat seine alte Fahne, die Zeugin seiner Siege und Wunden, oder der Seemann sein altes Schiff, und der Schütze seine Büchse liebt, die ihm bei Jagden und auf Freischießen so manchen Preis und Ehre gewonnen. Mit ihrer Hausgenossenschaft und ihrer Nachbarschaft innig und vielfach verknüpft, ziehen sie es vor, altem Herkommen gemäß, lieber als milde Herrn und gute Nachbarn, väterlich und freundschaftlich zu walten, als durch die harten Mittel einer herzlosen Industriosität ihr Einkommen auf den höchst möglichsten Ertrag zu steigeren, um statt für Wohlthaten, reichlichen Segen und Dankgebete, für ihre Erpressungen Flüche und Verwünschungen zu erndten. Hier, wie in allen übrigen Verhältnissen, ist es ja die Liebe, sie, die auch an Andere denkt, welche eint und kräftigt, während der Egoism, der nur für sich sorgt, alle Bande zerreißt und alle Wurzeln zerstört. Und wie vielfach sind diese Bande, die das Haupt eines solchen Geschlechtes mit seiner Hausgenossenschaft, und seiner Nachbarschaft in der Runde verknüpfen können, wie viele Gelegenheiten bieten sich ihnen, entweder durch thätige Theilnahme, oder durch Beispiel und Vorbild, zur segensreichen Wirksamkeit dar.

Ein jeder, auch der Unwissendste, hält sich zwar für berechtigt, wie wir dieß tagtäglich sehen, die Handlungsweise seines Fürsten zu beurtheilen, und oft glaubt er sich eben nicht verpflichtet, dabei mit Milde und Nachsicht zu verfahren, die wenigsten dieser strengen Richter aber bedenken, daß jeder, bis zum untersten Bettler hinab, einen Kreis, und

wenn auch einen noch so engen, um sich hat, in dem er, als Fürst und oft als unumschränkter, durch keine gesetzlichen Formen gebundener, schaltet, er würde aber gar häufig übel bestehen, wenn man an ihn den gleichen strengen Maaßstab anlegte, und ihn über all das Schlimme, was er unterlassen, zur Rechenschaft ziehen wollte, obgleich sein Fürstenthum doch unendlich kleiner, und daher auch um so leichter übersehbar ist. An diese Verwandschaft der Verhältnisse aber werden wir gerade hier, in mehr als einer Beziehung, erinnert. Herrschaft ist ja ein Name, womit die Sprache des Volkes auch solche Familien zu bezeichnen pflegt, die, über ihren eigenen Hausfrieden hinaus, nichts zu beherrschen haben, wie vielmehr gebührt dieser Namen dem, der ein zweites Landgebiet sein nennt, und dazu in tausend Beziehungen tritt, in denen sich im Kleinen, das Bild des Landesherren und seiner Pflichten, spiegeln. Als Grundherr im Besitze größerer Mittel, als die meisten seiner Nachbarn, kann ein so Gestellter, ihnen in der Cultur des Landes als Vorbild und Muster, und zugleich auch als Zuflucht in der Noth dienen. Denn hat den Fleiß ein unverdientes Unglück betroffen, hat der Hagel alle Hoffnungen der Aermeren zerschlagen, hat ein Mißwachs sie genöthigt, ihren Hunger selbst mit ihrem letzten Saatkorn zu stillen, so werden sie bei seiner Barmherzigkeit Hülfe finden, und sie können ruhig seyn, daß er nicht, wie ein Jude, auf wucherische Pfänder leiht, und den Augenblick vorübergehender Noth benützt, um sie, durch Schulden zu unerschwinglichen Zinsen, in endlose Armuth und Unterthänigkeit zu stürzen.

Als Hausherr einer zahlreichen Dienerschaft gegenüber, wird er ihnen ein Beispiel väterlich ordnender, christlicher Fürsorge und herzlicher, vertraulicher Herablassung geben, der sich gleich weit von kaltem Stolze, wie von herabwürdigender Gemeinheit zu halten weiß. Und welch einen wohlthätigen, beruhigenden Eindruck gewährt es nicht, wenn der Gast, der seine Schwelle betritt, einen alten Knecht, eine alte Magd

ruhig und behaglich ihr Gnadenbrod essend findet, und sieht, wie sie, die als Kinder vielleicht mit dem Großvater gespielt, und den Vater auf dem Schooß getragen, nun wieder mit den Enkeln spielen und über sie sich freuen, als seyen es ihre eigenen Kinder, wenn sie einen Preis aus der Schule heimbringen, und in ihrem jugendlichen Aufblühen dem Hause eine fröhliche Fortdauer versprechen.

Als Mitglied der Gemeinde ist er es, der bei ihren Lasten und Beiträgen für gemeinnützige Dinge, am meisten in Anspruch genommen wird, ja die Möglichkeit mancher Unternehmen wird vielleicht einzig von seinen freiwilligen Beisteuern abhangen, es ist daher auch billig, daß er eine Stimme dabei habe, die man einiger Beachtung werth hält. Wie ihm denn auch durch seine höhere Stellung, die seinen Gesichtskreis erweiterte, und ihn in mannigfachere Berührungen mit der Welt bringen mußte, mehr Gelegenheit gegeben war, Erfahrungen zu sammeln, und sein Urtheil zu bilden, was ihn nun in den Stand setzt, jenes Ansehen, dessen er genießt, durch seine Einsicht zu unterstützen, und es zur Förderung alles Guten, und zur Hemmung alles Schädlichen und Uebertriebenen, geltend zu machen. Und wie viele Aemter gibt es nicht hier, die ihm, wenigstens der Oberaufsicht nach, gleichsam von selbst zufallen, weil man am ersten von ihm, seiner Stellung gemäß, eine uneigennützige, eine einsichtsvolle und unpartheiische Verwaltung, oder Beaufsichtigung, erwarten darf. Eine solche wachsame und thätige Fürsorge erheischt von ihm, die Beaufsichtigung und Verwendung der Gemeindegüter und Gelder, und das Armen= und Schulwesen. An ihm liegt es, die häufig nicht leichte Aufgabe zu lösen, daß das, was für öffentliche, gemeinnützige Zwecke geschieht, die Kräfte der Gemeinde nicht übersteige, aber auch, was die schwerfällige Zähigkeit der Bauern noch häufiger möchte, nicht darunter bleibe, und daß man immer, handle es sich von einer Straße oder, einem Schulhause, oder einer Brücke, oder einem Damme,

zunächst an das Nothwendigste, und Allen Ersprießlichste denke, und erst dann an das, was nur von theilweisem Nutzen ist, oder mehr zur Zierde und dem Prunke dient. Wo es gilt, die Anwendbarkeit und den Gewinn, oder Verlust neuer Erfindungen zu prüfen. Möchte man z. B. eine neue Pflanze, ein neues Geräth, eine neue Manufactur- oder eine neue Culturweise einführen, auch hierin liegt der Vorgang wieder an ihm, weil er zuerst davon erfahren wird, und am leichtesten den mangelnden Gewinn, oder im schlimmsten Fall den Verlust ertragen kann. Gelingen aber seine Versuche, so hat er durch die Mittheilung dieser neuen Quelle des Wohlstandes oft Gelegenheit, eine ganze Gegend sich zum Danke zu verpflichten. Da man ferner von ihm erwarten darf, daß er über den kleinlichen Partheiungen, und Zänkereien und Intriguen stehe, die häufig das Leben der Landleute nicht minder, wie das der Städter verbitteren, so bietet sich ihm hier kein weniger weites Feld einer wohlthätigen Wirksamkeit dar; denn steht ihm auch nicht die Patrimonialgerichtsbarkeit zu, so werden die Streitenden doch auf sein schlichtendes und beschwichtigendes Wort mehr, als auf das eines andern merken, und ihn gern als Schiedsrichter ihrer alten oder neuen Fehden zu Rathe ziehen.

Er nimmt weiter an dem Pfarrverbande Theil, und da ist ihm, als Pfarrkind, die Pflicht nahe gelegt, die erste Stelle, die er zunächst dem Altare, im Angesichte der ganzen Gemeinde, einzunehmen pflegt, durch ein gutes, erbauliches Beispiel, und durch größere Freigebigkeit und Fürsorge für den Unterhalt der Kirche, und die würdige Feier des Gottesdienstes zu verdienen. In diesem Falle darf er ruhig seyn, daß ihm der Neid sie nicht streitig macht. Und wie viele Kirchen wurden nicht von solchen, ihr Stammgut liebenden Herren von Grund aufgebaut, andere minder Reiche haben dazu den Boden und das Bauholz geschenkt, oder sie haben sie mit Altären und Bildwerken geschmückt, mit Kelchen und

Monstranzen beschenkt, und ihre Frauen und Töchter Meßgewänder, Altardecken und Fahnen dafür mit eigener Hand gestickt; wieder andere haben Messen gestiftet, und für den Unterhalt des Priesters in einer allzuarmen Gemeinde gesorgt. Sie haben zu dieser gemeinsamen Feier noch ihre häusliche hinzufügt. In unsern alten Schlößern, in den katholischen Gegenden, findet sich meist eine Hauskapelle, die allen Nachbaren offen steht, und deren Glöcklein Alle zur gemeinsamen Feier gastlich einladet, es ist das dort gewiß ebenfalls keine kleine Wohlthat, wo die Häuser weit zerstreut liegen, und gar Manche oft stundenweit zur gemeinsamen Pfarrkirche haben, die sie nur Sonntags besuchen können. Es gibt auch noch manche dieser Wohnungen alter Sitte und Frömmigkeit, wo sich, wie vor Jahrhunderten, ununterbrochen fort, die ganze Hausgenossenschaft zum Rosenkranze, oder zum Abendgebete zu versammeln pflegt, und der Hausherr, oder die Hausfrau ein Sohn, oder eine Tochter in patriarchalischer Weise vorbetet. Und wie manche Familien gibt es nicht die bei keiner anderen gemeinsamen Andacht sich auszuschließen pflegen, sondern als die ersten mit ihrem Beispiele vorangehen, sey es nun in ihrer eigenen Kirche, oder bei einem Wallfahrt- oder Bittgange. Und ebenso, handelt es sich darum am Kirchweihfest die Kirche von alten Schmutze zu reinigen, und mit neuem festlichem Schmucke zu zieren, und die Altäre mit Lichtern und Blumen zu beschenken, oder gilt es am Weihnachtstag ein Kripplein, oder am Charfreitag ein heiliges Grab zu bauen, oder soll die Prozession mit anständiger Feier gehalten werden, sollen die Waisen und die Kinder des Armen zur ersten Comunion gehen, und fehlt ihnen das Kleid die Blöße zu bedecken, so wird an die Thüre des Gutsheren und an ihr Herz mit Vertauen angeklopft, und sie thun, wie sie gesehen, daß ihre Aeltern und ihre Voreltern, die in der Kirche, oder auf ihrem Kirchhof begraben liegen, gewohnt gewesen zu thun. Ja es geschieht nicht selten, daß sie sich nicht damit begnügen für den Altar, oder für die Armen ein Almosen von ihrem Ueber-

flüße gespendet zu haben, man kann in Frankreich, sowohl in den Kirchen der Hauptstadt, als in den Dorfkirchen täglich sehen, wie Frauen und Fräulein, aus den ältesten und reichsten Familien des Königreiches, mit dem Almosenbeutel von einem zum andern bittend gehen, und für jede Gabe danken. Eben so ist es in Italien kein seltener Fall, daß Herrn fürstlicher Familien Bruderschaften der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit angehören, in dem gleichen Habit wie der Aermste, von Haus zu Haus gehen, und ihre Armenbüchse jedem Vorübergehenden hinhalten; sey es nun zum neuen Aufbau, oder zur Ausschmückung einer Kirche, oder zum Unterhalte und zur Erziehung von armen Kranken und Waisen; sey es um Messen zu lesen, für Verbrecher, die das Todesurtheil getroffen, und die diese Almosensammler und Sammlerinnen aus den höchsten Klassen der Gesellschaft, mit ihren Tröstungen und Zusprüchen, bis hinauf zum Schaffot begleiten, so daß es schon geschehen ist, daß im Augenblicke der Hinrichtung, der sühnende Blutstrahl des bekehrten Mörders sie begoß, ein Schmuck der wohl auch einer Märtyrerpalme werth ist, und gar manchen Purpur aufwiegt, den die Blutstropfen eigener ungesühnter Verbrechen und Schulden geröthet.

(Schluß folgt.)

XXVIII.

Erbetene Belehrung.

In jüngster Zeit ist bekanntlich aus Anlaß des Todes einer vielgeliebten und hochverehrten Fürstin das Verhältniß der katholischen Kirche zu den Verstorbenen anderer Religionsgesellschaften vielfach besprochen worden, und es hat sich damals häufig eine Unklarheit und Verworrenheit des Urtheils kund gegeben, welche uns bereits vor mehreren Monaten bestimmt haben würde, eine Erörterung dieses Gegenstandes in diesen Blättern niederzulegen, wenn uns nicht die Besorgniß, daß wir den Einklang der allgemeinen Landestrauer durch eine, wenn auch nur zufällig an eben diesen herben Verlust angeknüpfte Verhandlung zu stören scheinen möchten, abgehalten hätte.

Diese Rücksicht findet jedoch gegenwärtig nicht mehr statt, nachdem der königl. Oberconsistorialrath und Hauptprediger, Herr Karl Fuchs, kein Bedenken getragen hat, im dritten Hefte seiner „Annalen der protestantischen Kirche im Königreiche Bayern“, München 1842, S. 262 ff. das, was hinsichtlich der Leichenfeier der Königin Caroline von Bayern vorgefallen, zu einer theils mit ganz neuen Belehrungen, theils mit starken Vorwürfen gegen die katholische Geistlichkeit durchwebten Schilderung zu verarbeiten, deren zeitgemäße Schicklichkeit und Unpartheilichkeit zu würdigen, wir uns hier enthalten wollen. Wir fühlen uns um so mehr verpflichtet, nunmehr kurz und einfach die Grundsätze der katholischen Kirche über den fraglichen Gegenstand darzulegen, als Herr Fuchs S. 267 selbst uns dazu durch die Worte auffordert: „Wir können nicht umhin, unsere Ansichten von der Sache hier niederzulegen, und erwarten Belehrung, wenn diese nicht richtig seyn sollten“.

Das Wort eines großen Kirchenlehrers: „Vertilget die Irrthümer, aber liebet die Menschen“, soll die Richtschnur seyn, welcher katholische Christen in ihrem Verhalten gegen die von der Kirche Getrennten folgen. Fremd wäre dem

der Geist der Religion Jesu, der nicht einen weiten Unterschied zu machen wüßte zwischen der Lehre und den Bekennern derselben, der nicht, während er von jener sich ferne hält, ja sie bekämpft und verabscheut, diesen, den darin Befangenen seine ungetheilte Liebe schenkte. Und diese Liebe darf nicht ein bloßes unfruchtbares Mitleid, sie muß ein thätiges, lebendiges Gefühl seyn, welches, wo es kann, sich im praktischen Leben hülfreich erweiset; jedenfalls aber in heißen, aus dem innersten Herzen quellenden Gebeten für das zeitliche und ewige Wohl der Verirrten sich ergießt. Es gilt dieß nicht bloß für die katholischen Laien, es gilt noch mehr für die Bischöfe und die Priester. Wenn das Musterbild eifriger Seelenhirten, der Apostel Paulus, in überströmendem Gefühle schmerzlicher Sehnsucht und trauernder Liebe bis zu dem Wunsche sich fortreißen ließ, „ein Verbannter zu seyn von Christo Jesu für seine Brüder*), wenn er, falls es möglich gewesen wäre, die Erleuchtung und das Heil der irrenden Juden um den höchsten Preis, den der Mensch zu fassen vermag, um den Preis seiner Ausschließung von der Glorie des Herrn hätte erkaufen wollen — dann dürfen die Nachfolger der Apostel, die Diener der Kirche hinter ihrem hohen Vorbilde nicht zurückbleiben; kein Opfer ihrer Zeit, ihrer Kräfte, ja selbst ihrer Ehre vor den Menschen darf ihnen zu groß erscheinen, wenn es gilt, unsern getrennten Brüdern einen Dienst zu erweisen, ihre Vorurtheile gegen die Kirche zu überwinden, sie der Wahrheit zu gewinnen oder doch näher zu bringen. Das schöne Wort, welches der griechische Dichter der Schwester der feindlichen Brüder von Theben in den Mund legt: „Nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da“ — dieß Wort sey der Wahlspruch jedes katholischen Priesters.

Wenn irgendwo, so thut es in Deutschland noth, daß der Priesterstand diese Gesinnnung des Friedens und der Liebe selbst hege und predige, und überall, so weit es nur immer

*) Röm. 9, 3.

ohne Verletzung höherer Pflichten geschehen kann, sie thätig befördere und handhabe. Wo wir auch in unserm Vaterlande hinblicken mögen, allenthalben zeigen sich die Glieder der katholischen Kirche mit den Bekennern einer andern Religion bürgerlich vermischt, und durch die mannigfaltigsten Bande, auch durch die heiligsten und festesten, der Familie, der Unterthanentreue, verschlungen. Hier frommt es nicht, zu untersuchen, ob nicht ein anderer Zustand der bessere wäre, es frommt nicht, sehnsüchtig zurückzublicken nach jenen glücklicheren Zeiten, in denen das deutsche Volk noch ein im Glauben einiges war — wir müssen die Lage eben nehmen, wie sie — durch die Schuld unsrer Vorfahren auf beiden Seiten — nun einmal geworden ist.

Nun liegt es leider in der Gebrechlichkeit der Menschen, daß sie, mit Anhängern eines andern Bekenntnisses zusammenlebend und in steter Berührung mit ihnen stehend, überaus leicht einer von zwei entgegengesetzten Verirrungen sich hingeben, daß sie nämlich entweder in stumpfe Gleichgültigkeit und religiöse Indifferenz versinken, und mit dem allmählig überhandnehmenden Wahne, beide Religionen seyen nur verschiedene, aber gleich berechtigte Formen, welche nur, so weit sie zusammenstimmten, Wesentliches oder Wahres enthielten, alle Gewißheit und Festigkeit des Glaubens einbüßen, und allem religiösen Leben immer mehr absterben — oder daß sie, bei wachsamer Anhänglichkeit an ihre Religion und bei reger Empfindlichkeit gegen jeden auf ihren Glauben gemachten Angriff, sich von einem bittern und feindseligen Gefühle gegen die Andersgläubigen beschleichen lassen, und an der Liebe Schiffbruch leiden. Hier ist es nun die Pflicht und die freilich oft sehr schwierige Aufgabe des Priesters, beide Klippen möglichst zu vermeiden, und einerseits sich sorgfältig jeder Handlung, jeder Rede zu enthalten, wodurch jener Wahn von der geringen oder bloß formellen Verschiedenheit der Religionen erzeugt oder genährt, und die Meinung begünstigt werden könnte, daß das Bekenntniß an sich etwas Gleichgül-

tiges sey, und jeder sich bei dem durch Erziehung und Convenienz ihm Empfohlenen beruhigen möge; andererseits aber auch nie Veranlassung zu geben, daß die gerechte Abneigung gegen die Irrlehre auf die Personen übertragen, und die Gesinnung der Liebe, wie sie der Apostel beschreibt, der „duldsamen, bescheidenen, nicht das Ihrige suchenden, nicht erbitternden, nichts Arges denkenden" Liebe in den Gemüthern erstickt werde, oder auch nur der Pflege und Nahrung ermangele.

Darum sagten wir, daß die Vorsteher und Diener der Kirche kein Bedenken tragen dürften, der Erhaltung des Friedens, der Bewahrung der Liebe jedes billige Zugeständniß zu machen und jegliches Opfer zu bringen, sofern nur nicht heiligere Rücksichten eine Zurückhaltung oder Weigerung gebieterisch fordern. In Deutschland ist dieß auch — vertrauensvoll können wir dieß behaupten — in reichlichem Maaße geschehen; seit dem westphälischen Frieden ist ein Außenwerk nach dem andern, eine Scheidewand nach der andern, wie sie in früheren Zeiten die Kirche zwischen sich und abweichenden Religionspartheien befestigt hatte, preisgegeben worden. Wir sind natürlich nicht gemeint, hiemit auch das Verfahren jener, glücklicherweise nicht zahlreichen Kirchenhirten in Schutz nehmen oder auch nur entschuldigen zu wollen, welche in einer unglücklichen Zeit weitverbreiteter religiöser Gleichgültigkeit und Gedankenlosigkeit, ihrer eigenen Würde und ihrer angestammten, unveräußerlichen Autorität uneingedenk, selbst in wesentlichen Dingen sich schwach gezeigt, und aus mißverstandener Friedensliebe, oft auch nur aus Zaghaftigkeit und Bequemlichkeit dem Andringen weltlicher Behörden, hinsichtlich rein religiöser und den Glauben selbst berührender Handlungen und Rechte der Kirche, nachgegeben haben. Aber wenn wir auch von jeder derartigen Ungebühr hier absehen, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Kirche, und zwar mit Zustimmung und Mitwirkung auch ihrer treuesten und eifrigsten Vorsteher sich bis an die äußerste Gränze ihres noch der Be-

wegung anheimgegebenen Gebietes hat drängen lassen; jedesmal hat sie im Fall eines Conflictes, und nicht unwillig dasjenige aufgeopfert, worüber sie, weil es zum wandelbaren, nicht unmittelbar mit der Glaubenslehre zusammenhängenden Theile ihrer Disciplin gehörte, frei verfügen konnte, und nur dann hat sie fernere Zugeständnisse zu machen sich geweigert, wenn diese in das unantastbare Heiligthum des Glaubens, der Sacramente, oder in das durch uralte, wesentlich stets gleiche Gesetze geordnete Gebiet des christlichen Lebens störend und zerrüttend eingegriffen haben würden.

Eines nämlich ist, was den Hirten und Priestern der Kirche, von dem Höchsten herab bis zum Niedrigsten, in jedem Momente ihrer Wirksamkeit, als oberstes Gesetz derselben vorschweben muß: dieses, daß ihnen die kirchlichen Heilmittel, die Gebete und Weihungen nicht als ein eigenmächtig zu beherrschendes Reich, nicht zu willkührlicher, nach Convenienz oder Stimmung wechselnder Verfügung, sondern zur gewissenhaften Verwaltung nach uralten, in der Natur der Kirche und ihrer Lehre gegründeten Satzungen, anvertraut sind. Verwerflich ist jeder Gebrauch, durch welchen diese kirchlichen Dinge ihrer ursprünglichen Natur entfremdet, durch den sie einer sicheren Entweihung oder Entstellung preisgegeben, oder bei dem katholischen Volke unausbleiblich Aergerniß und Verwirrung der religiösen Vorstellungen erzeugt werden müßte; und niemals wird eine derartige Behandlungsweise der heiligen Dinge durch Gründe der Convenienz oder rücksichtsvoller Nachgiebigkeit gegen Andersgläubige gerechtfertigt werden können. Die Liebe gegen diese würde in solchem Falle nur eine eingebildete, zugleich aber und in Wahrheit Frevel gegen den Herrn und eine Lieblosigkeit gegen die Glieder der Kirche seyn.

Bei der vielfachen Mischung und Verschlingung der christlichen Confessionen in unserem Vaterlande ließ es sich erwarten, daß mitunter auch an die Diener der Kirche die Zumu-

thung gestellt werden würde, Personen, welche außer ihrer Gemeinschaft gelebt hatten und gestorben waren, die kirchlichen Gebete und die Darbringung des heiligen Opfers zu gewähren. Eine solche Zumuthung schien vorzüglich dann mit gutem Grunde gemacht werden zu können, wenn der Verstorbene etwa zu einer katholischen Kirchengemeinde in einem näheren Verhältnisse als Gutsherr oder Patron gestanden, oder und noch mehr, wenn die erhabene Würde des Abgeschiedenen den Priestern eines ganzes Landes die Pflichten der bürgerlichen Treue und Ergebenheit gegen ihn auferlegte. In solchen Fällen sind es besonders zwei ganz verschiedene Gattungen von Personen, welche der Kirche jenes Ansinnen zu machen pflegen. Die einen nämlich sehen in den Handlungen der Kirche nur leere Ceremonien und ein für den großen Haufen berechnetes Schaugepränge, das etwa mit den Kanonenschüßen und dem Glockengeläute, womit die Geburt oder der Tod eines Fürsten verkündet wird, gleichen Werth und gleiche Bedeutung habe. Diese verwundern sich dann oder erzürnen sich auch, daß man von kirchlicher Seite auf so gleichgültige Dinge Gewicht lege, und sich anstelle, als ob die Gewährung oder Verweigerung derselben irgend einen tieferen, in der Natur dieser Dinge selbst liegenden Grund habe. Zugleich huldigen sie zumeist dem bekannten, in der Theorie zwar nicht mehr so nackt hingestellten, in der Praxis aber um so eifriger festgehaltenen Princip des Territorialkirchenrechts, und sind der Meinung, eine so passende Gelegenheit, der Kirche die Stärke des weltlichen Armes fühlen zu lassen, und den Altar selbst in den Kreis administrativer Verfügungen hereinzuziehen, solle man nicht unbenützt vorübergehen lassen. Die andern dagegen, durch Bande des Blutes, der Liebe, der Treue oder der Dankbarkeit mit dem Verblichenen verknüpft, wünschen sehnlich, daß ihm doch nichts von dem fehlen möge, was in ihren Augen großen Werth hat, und dessen Mangel bei ihrem eigenen Hinscheiden ihnen als ein herber Verlust erscheinen würde, und schmerzlich empfinden sie es,

wenn die Kirche diesen ihren Wünschen nicht willfahren zu können glaubt.

Mit Personen der ersten Gattung haben wir hier begreiflicher Weise kein Wort zu verlieren; ihre Ansicht von der Bedeutung oder vielmehr von der Bedeutungslosigkeit jener kirchlichen Handlungen hängt genau zusammen mit ihrer Betrachtungsweise der katholischen Religion überhaupt, und steht oder fällt mit dieser. Vollen Anspruch aber auf die schonendste Berücksichtigung hat das Gefühl gläubiger Christen; diese befinden sich in ihrem guten Rechte, wenn sie erwarten, daß es nur die gewichtigsten Gründe seyen, welche die Vorsteher der Kirche zur Verweigerung bestimmen, und daß man ihnen von diesen Gründen Rechenschaft ablege. Auch glauben wir in der That im Stande zu seyn, ihnen jeden Zweifel über das, was in solchen Fällen Pflicht der Kirche ist, zu benehmen.

Alles was die Kirche wie der einzelne katholische Christ für Verstorbene thut, das beruht auf der im apostolischen Glaubensbekenntnisse bereits ausgesprochenen Lehre von der Gemeinschaft der Heiligen. Gemäß dieser Lehre gibt es unter den Gliedern der Kirche eine Gemeinschaft der Güter und der wechselseitigen Hülfeleistungen, eine Verbindung und einen lebendigen geistigen Verkehr, welcher die drei Abtheilungen der Einen Kirche, nämlich die triumphirende Kirche der Heiligen im Himmel, die streitende der Gläubigen auf Erden, und die leidende der noch nicht völlig gereinigten Verstorbenen umfaßt. Dieser geistige Verkehr und diese wechselseitige Hülfeleistung ist bedingt durch die Theilnahme an dem Leibe Christi, wie der Apostel in einem höheren als blos bildlichen Sinne die Kirche nennt. Glieder dieses Leibes, dessen Haupt der Herr ist, sind alle Gläubigen, sowohl jene welche bereits zu ihrer Vollendung im Reiche der Glorie gelangt sind, und vor dem Angesichte Gottes für ihre gebrechlichen und bedürftigen Brüder auf Erden bitten, als auch jene, welche, weil sie bei ihrem Tode für die in der Anschau-

ung Gottes bestehende Seligkeit noch nicht reif und geläutert genug gewesen, sich noch in einem Zustande des Uebergangs und der Reinigung befinden, in welchem sie als blos Leidende der Gebete und Opfer von Seite der noch lebenden thätigen Glieder der Kirche bedürfen. Aber nur darum erstreckt sich diese Gemeinschaft über das irdische Leben hinaus, nur darum kann Einer für den Andern Gebete, Opfer, Werke der Barmherzigkeit verrichten, weil und in so weit sie zusammen innig verbundene Glieder Eines Leibes, der Kirche, sind. Denn wie in einem lebendigen Körper die Thätigkeit der einzelnen Glieder und Organe auch den übrigen zu gut kommt, jede Wechselwirkung aber wegfällt, sobald ein Glied von dem Ganzen getrennt, und eben damit auch allen übrigen Theilen desselben entfremdet wird, so kann auch in dem Leibe der Kirche das kirchliche Gebet und heilige Opfer nur von Gliedern der Kirche für Glieder der Kirche verrichtet werden, d. h. es kann nur für solche dargebracht werden, die entweder als noch Lebende zur kirchlichen Gemeinschaft gehören, oder als Verstorbene von dieser Gemeinschaft, der sie im Leben angehört haben, durch den Tod keineswegs losgerissen sind.

Es ist wahr: die Kirche wie der einzelne Christ betet auch für Ungläubige, für Häretiker und Schismatiker; für alle, welche von ihr getrennt sind; aber diese Gebete werden verrichtet, weil solche, so lange sie noch unter den Lebenden wandeln, immer noch Glieder des Leibes der allgemeinen Kirche werden können; sie werden verrichtet, gerade damit ihnen die Gnade der Erleuchtung, der Bekehrung, der Wiederanknüpfung der zerrissenen Verbindung mit der Kirche zu Theil werde*). Da=

*) Il est bon et utile de recommander à Dieu quelques personnes en particulier. Cette pratique est autorisée par l'usage de toute l'église et par l'exemple de S. Paul. Mais on ne fait mémoire de ces personnes, qu'en les considérant comme étant déja, ou comme pouvant devenir membres du corps de l'église universelle, qui est le grand objet des prières d'un Chrétien. *Exposition* de la Doctrine Chrétienne. Cologne 1754. II, 29.

rum trägt die Kirche kein Bedenken, auch für solche Monarchen oder Personen des regierenden Hauses, welche zu einer andern Religion sich bekennen, an deren Geburtstage oder Namenstage öffentlich und feierlich das heilige Opfer zu verrichten; sie weiß wohl, welche Gabe von Oben, welche Gunst des Himmels sie als die erste und nothwendigste für sie zu erflehen hat, und wenn sie dabei auch um die zeitlichen Güter der Gesundheit, der Lebensverlängerung bittet, so betrachtet sie auf ihrem Standpunkte dieß als untergeordnete Dinge, als Mittel zum Zwecke.

Nicht also nach regelloser Willkühr dürfen Bischöfe und Priester mit dem kostbarsten ihnen anvertrauten Gute, mit dem unblutigen Opfer des Herrn schalten und walten; nicht von ihnen hängt es ab, nach Gutdünken zu bestimmen, wem die Darbringung gewährt, wem sie verweigert werden solle. Diese Bestimmung ist schon vor achtzehnhundert Jahren gegeben worden, und den Kirchenhirten ist hiebei nichts anheimgestellt, als das Geschäft, über der gewissenhaften Vollziehung zu wachen, und in Fällen, welche zweifelhaft sein könnten, im Sinne des Gesetzgebers zu entscheiden. Eine freie Verfügung steht ihnen um so weniger zu, als sie ja nicht einmal die eigentlichen Darbringer und Priester dieses Opfers sind, sonder ein weit, weit Höherer es ist, der sich nur herabläßt, sich des Dienstes sterblicher Menschen dabei zu bedienen. Und die Kirche ist nur das Organ dieses Höheren, ihres Herrn und Meisters, wenn sie zu allen Zeiten und in ununterbrochener Ueberlieferung das Princip gelehrt und befolgt hat: daß das Opfer des Leibes Christi auch nur für die Glieder seines Leibes, die gegenwärtigen, oder die wenigstens noch zu hoffenden dargebracht werden dürfe. Wer also in der Gemeinschaft der katholischen Kirche gelebt hat, und in ihrem Schooße gestorben ist, oder doch wenigstens vor seinem Tode durch einen kundgegebenen Willensentschluß von seiner Seite den Akt der Vereinigung mit der Kirche vollzogen hat, der und nur der hat Anspruch darauf, daß das Gebet und das Opfer der

Kirche für ihn verrichtet werde. Wer aber im Leben wie im Tode der Kirche fremd und ferne geblieben, mit dem kann sie nun, nach seinem Hinscheiden, in keine Gemeinschaft des Gebetes und des Opfers mehr treten, denn: „Wenn der Baum fällt, er falle gegen Mittag oder Mitternacht, auf welchen Ort er fällt, da wird er liegen*)“; ein Band, das in diesem Leben nicht angeknüpft worden, bleibt, wenn einmal der Tod dazwischen getreten, für alle Ewigkeit zerrissen.

Dieses ihr überlieferte Gesetz hat die Kirche seit den frühesten Zeiten klar und einfach ausgesprochen. „Mit denen — sagt der heilige Papst Leo der Große im Jahre 443 — mit welchen wir im Leben nicht in der Gemeinschaft gestanden, können wir auch, wenn sie verstorben, keine Gemeinschaft pflegen; ihre Sache ist daher dem Gerichte Gottes anheimzustellen“. Dieser Ausspruch ist in das allgemeine kirchliche Gesetzbuch übergegangen, und von zwei späteren Päpsten, Urban II. und Innocenz III. in denselben Worten und in allgemeiner Deutung wiederholt worden**).

Es hat wohl nie für Bischöfe eine stärkere Versuchung gegeben, dieses Gesetz zu übertreten, als im Jahre 842 auf der achten allgemeinen Kirchenversammlung, als die zu Konstantinopel vereinigten Orientalischen Bischöfe nach dem Tode des bilderstürmenden Kaisers Theophilus unter dem Schutze seiner Wittwe, der Kaiserin Theodora, die zerrüttete Ordnung und die Orthodoxie der östlichen Kirche wieder herstellten, und dem Unfuge der Ikonoklasten ein Ende machten. Damals trat die Kaiserin mit der Forderung auf, die versammelten Bischöfe sollten ihren Gemahl den verstorbenen Kaiser, jetzt nach seinem Tode noch als ein Glied der katholischen Kirche behandeln, und ihm durch die Gebete und das Opfer der Kirche

*) Pred. 11, 3.

**) Horum causa Dei judicio reservanda est; — nos autem quibus viventibus non communicavimus, mortuis communicare non possumus. *Decret.* c. XXIV., quaest. 2, c. 1. *Decretal. Gregor.* l. III, tit. XXVIII, c. 12.

Vergebung seiner Sünden von Gott erflehen; dazu fügte sie die Drohung, daß sie im Falle einer Weigerung die Beschlüsse der Synode nie anerkennen, und keinen der Bischöfe zu seiner Kirche zurückkehren lassen wolle. Hier stand also das Wohl der ganzen östlichen Kirche auf dem Spiele, denn die Kaiserin hatte allerdings die Macht, Alles wieder in ein Chaos rettungsloser Zerrüttung zu stürzen. Und doch wiesen die der weltlichen Gewalt sonst so unterthänigen griechischen Bischöfe das Ansinnen standhaft zurück; bis endlich Theodora mit einem Eidschwur versicherte, daß Theophilus noch unmittelbar vor seinem Tode seine Verirrung bereut, und die Aussöhnung mit der Kirche gewünscht habe; worauf sie bedingnißweise, falls nämlich die Aussage seiner Wittwe der Wahrheit gemäß sey, ihm die kirchliche Fürbitte gewährten*).

In diesem Sinne sind denn auch die Gebete der Kirche, ist ihre Liturgie für die Verstorbenen abgefaßt; immer wird es hervorgehoben, daß die Kirche den Abgeschiedenen nur als Bekenner des katholischen Glaubens kenne, und daß er ohne dieses Bekenntniß ihr und ihrem Gebete fremd sein würde**). Man müßte daher, wollte man auch Andersgläubigen die kirchliche Fürbitte gewähren, erst neue Gebetsformulare und Liturgien erfinden, oder, wenn man die alten beibehielte, eine offenbare und schimpfliche Unwahrheit verkünden. Auch das Auskunftsmittel, das man irgendwo vorgeschlagen, oder in Anwendung

*) *Theophanes* continuatus, ed. Bekker, Bonnae 1838, p. 153.

**) Z. B. Fac quaesumus Domine hanc cum servo tuo defuncto N. misericordiam — — ut sicut hic eum vera fides junxit fidelium turmis, ita illic eum tua miseratio societ angelicis choris. Rituale Frising. ed. nov. p. 320. Supplicationes faciendas pro omnibus in Christiana et catholica societate defunctis, etiam tacitis nominibus eorum, sub generali commemoratione suscepit ecclesia; ut quibus ad ista desunt parentes, aut filii, aut cognati, aut amici, ab una eis exhibeantur pia matre communi. S. *Augustin.* lib. de cura pro mortuis c. 4. n. 6.

gebracht hat, in den kirchlichen Gebeten statt der einfachen Zahl und der Nennung des Namens die vielfache Zahl mit einer auf die verstorbenen Gläubigen überhaupt gegebenen Beziehung zu gebrauchen, ist weder dem Ernst der Sache noch der Würde der Kirche angemessen; vielmehr durchaus verwerflich, denn nicht nur würde der Priester dabei in einen Widerspruch selbst mit dem Buchstaben der Liturgie gesetzt werden, falls er nicht eine eigenmächtige und unbefugte Veränderung mit derselben vornimmt; sondern, was noch schlimmer ist, es würde auch auf die Kirche, in deren Charakter es liegt, stets gerade und offen zu Werke zu gehen, und nie, auch nur indirekt eine Täuschung zu begünstigen, der Schatten einer unwürdigen Hypokrisie und einer geflißentlichen Irreleitung des Volkes fallen. Denn dieses, das katholische Volk, würde natürlich nur den Eindruck empfangen, daß hier, wie sonst bei jedem der kirchlichen Gemeinschaft angehörigen Verstorbenen, die bestimmte Beziehung auf die einzelne Person vorwalte.

Sollen wir endlich noch jener gedenken, welche die Meinung geäußert haben, daß die Kirche, wollte sie auch ihr Gesetz im Allgemeinen und in gewöhnlichen Fällen aufrecht erhalten, doch wohl thun würde, wenn sie in einem ganz besonderen Falle zu Gunsten von Personen des höchsten Ranges einmal eine Ausnahme machte? Diesen wollen wir nur zu erwägen geben, daß, gleichwie alle Menschen vor Gott gleich sind, so auch die Kirche ihren höhern Ursprung und ihre göttliche Sendung gerade in einer Gleichstellung Aller beurkundet habe. Eine Kirche, in welcher der König wie der Bettler, der Papst wie der dienende Klosterbruder in den Staub hingeworfen ihre Sünden einem gebrechlichen Menschen aufzählen, in welcher eine Fürstin und eine Dienstmagd dicht neben einander an Einem Tische knieen — sollte diese den Todten Rücksichten einräumen, welche sie den Lebenden nicht gönnt? Und würde das Volk fernerhin den Gesetzen und Ordnungen der Kirche willig sich unterwerfen, wenn es sehen müßte, daß die Vorsteher derselben zweierlei Maaß und Gewicht führen, und daß uralte, in dem katholischen Glauben wurzelnde Satzungen zu Gunsten der Mächtigen der Erde bei Seite gesetzt werden?

Aber — hören wir sagen — liegt in dieser Lossagung der Kirche von aller Gemeinschaft mit verstorbenen Anhängern einer andern Religion, in dieser Erklärung, daß nur den katholischen Christen als den alleinigen Gliedern des Leibes Christi das Gebet und das Opfer zu Theil werde, — liegt hierin nicht eine Verdammung, und ist es nicht hart und ver=

letzend, den katholischen Verwandten eines Abgeschiedenen die Hoffnung, daß auch er am Reiche Christi Antheil haben könne, benehmen zu wollen?

Wir antworten: Nein! die Kirche verdammt überhaupt nicht, wenn man unter „verdammen" die Erklärung versteht, daß diese oder jene Person unzweifelhaft der Seeligkeit beraubt sey, und an dem Orte ewiger Strafe sich befinde; am wenigsten beabsichtigt sie eine solche Erklärung durch die Verweigerung ihrer Fürbitte; denn eine solche Verweigerung ist im Grunde nichts anders, als die Constatirung der Thatsache, daß Jemand nicht von den Ihrigen gewesen sey. Die Kirche richtet nicht über das Innere, über die Gesinnung der Menschen, von welcher sie mit Sicherheit nichts wissen kann, die aber zuletzt vor Gott den Ausschlag gibt, während ihr, der Kirche, nur die äußere That vorliegt, welche für sich allein höchstens eine Wahrscheinlichkeit, nie aber eine Gewißheit des Urtheils über künftige Seligkeit oder Unseligkeit begründet. Die Möglichkeit muß zugegeben werden, daß jemand vor Gott ein Glied der katholischen Kirche sey, wenn er auch vor den Menschen als Anhänger einer andern Religionsgesellschaft gerechnet wird. Denn durch eine gültige Taufe wird jeder, von wem und von welcher Gemeinde er sie auch empfangen möge, der katholischen Kirche einverleibt, und er hört erst dann auf, zu dieser Kirche zu gehören, wenn er durch einen freien Act seines Willens und mit vollem Bewußtseyn sich von ihr trennt, oder der ihm hinreichend bekannt gewordenen Kirche sich wieder anzuschließen absichtlich versäumt. Wer aber hinsichtlich der wahren Kirche und der vollständigen katholischen Lehre in einem unfreiwilligen, unverschuldeten Irrthume befangen ist, wird, auch ohne daß er selbst, oder wir andern es wissen, wenn er nur nicht eine tödtliche Sünde gegen den Glauben begangen, fortwährend ein wirkliches Glied der katholischen Kirche und folglich des Leibes Christi, und vor Gott ein Theilnehmer an der katholischen Gemeinschaft, und wenn nicht allen, doch an manchen ihrer Vortheile und Segnungen seyn. Und deßhalb sind wir auch überzeugt, daß die katholische Kirche, obgleich sie ein stets sichtbarer Körper ist, doch viele Tausende unbekannter Glieder hat, welche durch die Taufe mit ihr verbunden, sich niemals mit Bewußtseyn von ihr losgesagt, niemals ihre Lehre ausdrücklich verworfen, vielmehr der Wahrheit, sobald sie ihnen in ihrer Integrität gehörig kund werden sollte, ein offenes Herz und einen zugänglichen Sinn bewahrt haben. Für solche — und es ist erlaubt zu hoffen, daß ihre Zahl viel größer sey, als man gemeinhin sich vorstellt — kann die Kirche allerdings, jeden einzeln ge-

nommen, ihr Gebet und Opfer nicht zu Gott emporsenden, weil sie sie nicht kennt, aber Gott kennt sie, und läßt sie nach seiner Weisheit und nach ihrer größern oder geringern Würdigkeit Theil nehmen an den Früchten der Gebete und Opfer, welche die Kirche ausdrücklich für alle in Christo verstorbenen Gläubigen verrichtet *). Deßhalb steht auch nichts im Wege, daß ein Priester, der etwa von der im wesentlichen katholischen, wenn auch durch schuldlose Unwissenheit und durch früh eingesogene Vorurtheile umwölkten Gesinnung eines in äußerlicher Trennung von der Kirche Verstorbenen Kenntniß hat, bei der Darbringung des heiligen Opfers auch für ihn bete, und ihn der Barmherzigkeit des Herrn empfehle; ein solches Gebet ist aber dann ein bloßer Privatact des Priesters, nicht die öffentliche Fürbitte der Kirche. Die Bedeutung dieses Gebetes ist hier keine andere, als daß Gott ihn nach seiner Gnade an den Früchten jenes allgemeinen Gebetes für alle verstorbenen Gläubigen Theil nehmen lasse, welches die Kirche ohne Unterlaß täglich und bei jeder Wiederholung des heiligen Opfers verrichtet.

Man mißverstehe uns hier nicht: wir sind weit entfernt, dem unumstößlichen, zu allen Zeiten offen und frei verkündeten Grundsatze, daß außer der Kirche kein Heil sey, das Geringste vergeben zu wollen, aber wie innig wir auch von der Wahrheit dieser Regel durchdrungen sind, wie wenig wir daher jenen eine Hoffnung des Heils anbieten können, welche mit vollem Bewußtseyn, mit freier Wahl und mit richtiger Kenntniß von dem Daseyn und der Lehre der katholischen Kirche zeitlebens von ihr getrennt bleiben, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß unter denen, welche außerhalb der sichtbaren Gemeinschaft der Kirche sich befinden, innerlich die größte Verschiedenheit walte, ja daß sie zum Theil durch eine unermeßliche, freilich dem Auge Gottes allein völlig wahrnehmbare Kluft von einander geschieden seyen. Wir sehen hier ab von jenen, welche die Kirche und ihre Wahrheit offen und bewußt anfeinden, von jenen, bei deren Gericht einst nicht einmal der Milderungsgrund wird eintreten können, daß „sie nicht gewußt, was sie gethan", wir haben auch kein Wort der Hoffnung und der Beruhigung für die Schaaren derjenigen welche, durch die Geburt einer fremden Religionspartei angehörig, in stumpfer Gleichgültigkeit und ruhiger Sicherheit dahin leben, obgleich Alles um sie herum dazu dienen sollte, sie aus diesem verderblichen Schlummer aufzuschrecken: der

*) In den Missis quotidianis defunctorum wird immer eine Oration pro omnibus fidelibus defunctis gebetet.

Anblick der Kirche, von der sie getrennt sind, das Princip der religiösen Forschung und sorgfältigen Prüfung, welches in ihrer eignen Glaubensgenossenschaft theoretisch als allgemeine Pflicht eingeschärft, wenn auch praktisch fast nie geübt wird, der Zustand der völligen Zerrissenheit und schrankenloser Willkühr der Lehre, der ein gemeinsames Glaubensbekenntniß und ein auf fester überall gleicher Lehre ruhendes religiöses Bewußtseyn unmöglich gemacht hat. Aber immer bleiben noch drei Klassen von Personen übrig, welche hinsichtlich der Gelangung zum Heile jenen gleich zu stellen, eben so hart als ungerecht seyn würde.

Die erste Klasse besteht aus jenen, welche, in einer fremden Genossenschaft erzogen, aus irgend einem Grunde, z. B. durch eine unverschuldete und unbesiegbare Unwissenheit, in die Unmöglichkeit versetzt sind, der Kirche sich äußerlich anzuschließen, und die Sacramente zu empfangen, aber dennoch ihr ganzes Leben hindurch von dem festen Willen geleitet werden, auch auf Kosten aller ihrer Vorurtheile, Neigungen und irdischen Interessen, den Willen Gottes vollständig zu erfüllen. Solche sind durch ihre Taufe wahre Glieder der katholischen Kirche, und sie bleiben dieß, so lange diese ihre Gesinnung währt, zwar nicht vor den Menschen, wohl aber vor Gott; die Gnade und Rechtfertigung, welcher sie durch die Taufe theilhaft geworden, verlieren sie nicht, so lange sie keine tödliche Sünde begehen; und sollte ihnen dieß auch widerfahren seyn, so ist obgleich ihnen die Sacramente der Kirche unzugänglich sind, doch immer die Möglichkeit für sie gegeben, durch eine vollkommene, auf reine Liebe Gottes gegründete Reue und bußfertige Gesinnung (Contrition) wieder in die verlassene Bahn des Heils zurückzukehren*).

Zu der zweiten Klasse rechnen wir jene, die wir am besten mit den Worten des heiligen Augustinus schildern können. „Solche Personen, sagt dieser Kirchenlehrer, welche ihre wiewohl falsche und verkehrte Lehre nicht mit hartnäckiger Bitterkeit vertheidigen, besonders wenn sie dieselbe nicht durch ihre eigene Anmaaßung ersonnen, sondern sie von ihren verführten und in den Irrthum gefallenen Aeltern empfangen haben, die aber die Wahrheit mit umsichtiger Sorgfalt suchen, und sie anzunehmen bereit sind, sobald sie sie gefunden haben werden, solche sind durchaus nicht den Häretikern beizu-

*) Es versteht sich, daß hiemit die schlechthinige Nothwendigkeit und Unentbehrlichkeit des Sacraments der Buße mit dem Sündenbekenntnisse durchaus nicht in Frage gestellt werden soll. Die Contrition begreift in sich das Verlangen nach dem Empfange dieses Sacraments, falls es erreichbar, und falls die Pflicht der speciellen Selbstanklage dem Gläubigen bekannt ist.

zählen" *). Wer von uns, wenn er mit Gliedern einer fremden Religionsgesellschaft in häufige Berührung getreten, kennt nicht solche Seelen der Sehnsucht (viros desideriorum, wie der Prophet Daniel genannt wird), die im tiefsten Grund ihres Herzens nach dem Besitze der vollen, unzerstückten, harmonischen Wahrheit [illegible]ürsten, deren Glaubens[illegible]ft aber noch nicht stark, deren Geistesblick noch nicht scharf und hell genug ist, um so fort das dichte Gewölke jener fast zahllosen Vorurtheile zu zert[illegible]ilen, in welche seit dem ersten Aufdämmern des Bewußt[illegible]yns ihr geistiger Horizont eingehüllt worden ist. Für sie ist die Kirche freilich auch die Stadt auf dem Berge, aber eine durch dunkle Nebel verschleierte, aus der nur in einzelnen [illegible] Silberblicken Thürme und Häuser hervorschimmern, und zu welcher nur enge Pfade führen, die mit undurchdringli[illegible]rüppe überwachsen scheinen. Und wenn sie, ehe ihre Ei[illegible]r Reife gediehen, ehe noch ihr Glaube zu männlicher, a[illegible]dernisse besiegender Kraft erstarkt ist, mit unbefriedigt[illegible]ber immer noch wacher Sehnsucht und in der Mitte ihres [illegible]chen Strebens und Ringens aus diesem Leben abgerufen werden, warum sollten wir dann an ihrem Heile verzweif[illegible]arum nicht vielmehr dieselbe Hoffnung von ihnen hegen, [illegible]che in der alten Kirche von den vor der Taufe gestorbenen Ka[illegible]nen gehegt wurde, welche z. B. der heilige Ambrosius [illegible] Tode des noch nicht getauften Kaisers Valentinian II. ausspr[illegible]

Und endlich dürfen wir wohl noch eine dritte, wenn auch der Zahl nach geringe Klasse von solch[illegible] annehmen, welche erst in ihrer letzten Krankheit zu ernstem Nachdenken über die Religion erwachen, oder bei denen früher empfangene, nachher in den Zerstreuungen des Lebens vergessene Eindrücke noch zuletzt am Abende ihres irdischen Daseyns sich wieder beleben, und die, wenn es ihnen auch an Zeit oder physischer Kraft gebricht, sich offen und vollständig in die Gemeinschaft der Kirche aufnehmen zu lassen, doch mit dem ernsten Wunsche im Herzen, der wahren Kirche anzugehören, hinübergehen. Nichts hindert die katholischen Verwandten der zu einer dieser Klassen gehörigen Verstorbenen, nichts hindert auch den einzelnen Priester, für solche zu beten, [illegible] die Pflicht der Liebe gebietet es ihm, wenn gleich die Kirche, für die nur die äußerlich wahrnehmbare Thatsache gilt und entscheidet, ihr specieles Gebet und Opfer in solchen Fällen [illegible]t gewähren kann.

---

*) Qui sententiam suam quamvis falsam atque [illegible]am, nulla pertinaci animositate defendunt, praesertim quam non auda[illegible]praesumtionis suae pepererunt, sed a seductis atque in errorem lapsis pare[illegible]operant, quaerunt autem cauta solicitudine veritatem, corrigi parati cum invenerint, nequaquam sunt inter haereticos deputandi, S. Augustin epist. XLIII.

XXIX.

Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältniß zu Deutschland.

Dritter Artikel.

Wenn wir in unserm zweiten Artikel darzuthun versuchten, daß nach dem bisher geltenden öffentlichen Rechte der preußischen Monarchie, auf die von dem verstorbenen König gegebenen Zusagen ein rechtlicher Anspruch auf Einführung einer reichsständischen Verfassung, — welche einer das Volk vertretenden Versammlung, solche die königliche Gewalt beschränkende Befugnisse beilege, wie man sie in constitutionellen Staaten als wesentlich anzusehen pflegt, — nicht gegründet werden könne; so sollte doch keineswegs darüber abgeurtheilt werden, daß nicht das Verlangen nach einer weitern Ausbildung der Verfassung, die eine festere Garantie des innern Rechtszustandes gewähre, wohl motivirt sey, ja zum Theil auf Gründe sich stütze, denen man eine, gewissermaaßen rechtliche Kraft und Bedeutung nicht absprechen kann. Vor Allem muß hier daran erinnert werden, daß in den einzelnen Landestheilen des jetzigen preußischen Staates vormals landständische Verfassungen bestanden, welche den Ständen sehr bedeutende Befugnisse einräumten, in mancher Beziehung, wenigstens in einigen Reichsländern, sogar bedeutendere, als das sogenannte constitutionelle Staatsrecht seinen Volksvertretern vindicirt. Diese landständischen Verfassungen sind großentheils schon seit Anfang des vorigen Jahrhunderts abgestorben, oder in ihrer politischen Wirksamkeit auf Null reducirt worden, durch das erfolgreiche Bestreben der Landesherrn, ihre fürstliche Macht

nach Innen in demselben Maaße auszudehnen und von Schranken zu befreien, in welchem sie selbst die kaiserliche Macht zu beschränken suchten, dem verführerischen Beispiel jenes vierzehnten Ludwig von Frankreich nachahmend, dessen Regierungsweise Veranlassung gegeben hat, daß man die altherkömmliche Schlußformel königlicher Befehle, „car tel est notre plaisir“, als den bündigen Ausdruck despotischer Willkühr betrachtete, und dessen bekannter Ausspruch „l'etat c'est moi“ zuerst in prägnanter Kürze die Idee der in der Person des Regenten beschlossenen absoluten Staatsmacht hinwarf, welche dann aber noch im Laufe desselben Jahrhunderts sich auf den Kopf stellte und in zerstörender Nichtachtung dessen, was bisher recht gewesen, in einem Jahrzehent eine, die Fürstendespotie aller Zeiten weit überbietende Thätigkeit entwickelte. In einigen Territorien, namentlich in denen ehemals geistlicher Reichsstände, erhielten sich Landstände mit bedeutenden Rechten noch bis zu Anfang dieses Jahrhunderts, erlagen dann aber ebenfalls der Ungunst der Zeiten und dem Machtspruch der Fürsten, welchen jene Lande zur Entschädigung zugetheilt worden. Es konnte nun, nach wiederkehrendem Frieden und neu gegründeter fester Ordnung der Dinge, nicht die Rede davon seyn, diese Landstände in ihrer alten Gestalt irgendwo wieder in's Leben zurückzurufen. Auch ist nicht zu läugnen, daß die Schuld ihres Untergangs großentheils auf sie selbst zurückfällt, indem sie bei den sichtbarsten Mängeln dennoch jeder zeitgemäßen Aenderung und Erweiterung ihrer Grundlagen widerstrebten, und die Regierung, zumal in jenen drückenden Zeiten, welche die äußerste Anstrengung concentrirter Kraft erforderten, ohne Vortheil für das Land sehr erschwerten, ja fast unmöglich machten. Der Verfasser dieser Artikel, dessen Geburtsjahr den Landständen seiner Heimath das Todesjahr war, erinnert sich oft von den häufigen Anläßen zu edelm Unwillen und Verdruß gehört zu haben, die seinem Vater als sogenanntem Landschreiber oder Secretär des Landtages durch die unverständigen, von beschränkter Einsicht

und kleinlichem Standes-Egoismus beherrschten Verhandlungen der Landstände dargeboten wurden, zu deren Eröffnung mancher Landedelmann Vormittags in die Stadt hereingeritten kam, Nachmittags aber wieder hinausritt, um nur beim Schluß wieder zu erscheinen, und dann für die ganze Dauer des Landtags die Präsenzgelder aus der Landeskasse in Anspruch zu nehmen. Gleichwohl behielt die Unterdrückung immerhin den Charakter einer Gewaltthat, welche sich die landesherrliche Macht nach dem damals in Umlauf gesetzten Begriffe von Souveränetät erlauben zu dürfen glaubte, und dieses fühlend, gab auch die Regierung wohl in dem Decrete der Aufhebung zugleich die Verheißung, daß diese nur die Vorbereitung zu einer neuen, den Forderungen der Zeit angemesseneren Landesverfassung seyn solle. Und so knüpft sich allerdings an jene frühern Zustände auch noch für die Gegenwart ein Anspruch auf Gewährung entsprechender Institutionen, welche die wesentlich monarchische Gewalt der Fürsten nicht beeinträchtigen, aber derselben heilsame Schranken des Rechtes setzen.

Dazu kommt noch ein anderes wichtiges Moment in Betracht. Durch die Aufhebung der Reichsverbindung wurden die Fürsten des Reiches urplötzlich Souveräne und unbeschränkte Monarchen. Nicht kündigte das deutsche Volk dem Kaiser den Gehorsam auf; mit Wehmuth sah es den Glanz der alten deutschen Kaiserkrone, den trübe Verhältnisse längst zu verdunkeln angefangen, endlich ganz verschwinden; die Fürsten sagten sich vom alten Reichsverbande los, und der Kaiser selbst legte die wankende Krone nieder, die nach ihm Keiner mehr wieder aufnehmen konnte. Aber das Reich war nicht den Fürsten allein gewesen; es war ein Reich deutscher Nation. Der Kaiser war nicht bloß ein Oberherr der Fürsten, der diese nur ihres Eides gegen ihn zu entbinden brauchte, um sie zu unbeschränkten Herrn zu machen; er war auch ein Herr und Hort des deutschen Volkes, ein oberster Schutzherr und Richter Aller, die dem Reiche angehörten, und

wenn er die goldene Last der Reichskrone niederlegte, so hatte Jedermänniglich ein Recht darauf, daß des Reiches Churfürsten einen Andern an dessen Statt zum Haupte erkoren. Wie sehr auch des Kaisers Gewalt zu Gunsten der Landesherren beschränkt worden war, des Kaisers und des Reiches Recht und Schutz bot doch immer eine Gewähr des Rechtszustandes in allen Reichslanden; es gab keinen Herrn im Reiche, der kein anderes Gesetz, als seinen Willen, anzuerkennen hatte, der bloß mit einem „tel est notre plaisir“ jede Verfügung, die es ihm zu erlassen beliebte, zu rechtfertigen vermochte, der nicht zu Recht zu stehen schuldig war, wenn er das Recht freventlich gebrochen; und so hatten auch die wohlbegründeten Landesverfassungen ihre rechtliche Grundlage und Garantie in der Reichsverfassung. Wie gestaltete sich nun die Sache, als diese dahin geschwunden war? Man hat sich nicht bis zu dem Wahnsinn verstiegen, daß die Fürsten nun unbedingt Herrn aller Rechte geworden seyen, unumschränkte Herrn über ihre Unterthanen und Alles, was sie besitzen, wie der byzantinische Jurist Theophilus von seinem Kaiser aussagte, deßhalb aber auch selbst damals strengem Tadel der Zeitgenossen nicht entging. Man hat es stets als wesentlich der christlichen Monarchie angesehen, daß der Monarch nach Recht und Gesetz regieren müsse, und mit seinem Recht der Herrschaft diese Pflicht unauflöslich verbunden sey. Aber indem nun die souverän gewordenen Fürsten keinen Höhern mehr auf Erden über sich erkannten, nur Gott noch ihnen Richter seyn sollte, dem sie dereinst Rechenschaft von ihrem Regiment zu geben haben; indem sie dann zugleich das Recht der Gesetzgebung im umfassendsten Sinne für sich in Anspruch nahmen und reichlich ausübten, und überhaupt der Staatsgewalt einen Alles beherrschenden Umfang gaben, so konnte doch in der That vor ihrem Willen nichts Bestand haben. Mochten sie auch directe Verletzung von Privatrechten vermeiden: ein öffentliches Recht bestand im wahren Sinne nicht mehr. So wie man die Souveränetätsrechte in ihrer

Richtung auf die innern Angelegenheiten auffaßte und ausübte, so hing es nur von dem ungebundenen Willen des Fürsten ab, die innere Ordnung des Staates jederzeit anders und neu zu bestimmen, und was auch für Institutionen, mehr oder minder nützlich, geschaffen wurden, ihr Bestand war nur von Heute auf Morgen, wenn zwischen Heute und Morgen der Wille des Fürsten, aus guten oder schlechten Motiven, sich änderte; es fehlte ihnen eine rechtliche Garantie. — So ist es noch heute in Preußen. Dieses hat manche Institutionen, die dem Volke ein größeres Maaß von Selbstregierung, einen bedeutendern Einfluß auf seine Angelegenheiten gestatten, als es z. B. in dem constitutionellen Frankreich der Fall ist; es hat seine Ständeverfassung, mit welcher die französische Gemeindeverfassung in dieser Beziehung den Vergleich nicht bestehen kann; es erhält jetzt auch Verfassungen für die Landgemeinden, wodurch diesen ebenfalls eine größere Selbstständigkeit gewährt wird; es hat endlich die Kreisstände und Provinzialstände, welche bereits den Beweis geliefert haben, daß sie nicht bloße Scheininstitute sind. Aber so bald der König es für gut findet, so werden jene Ordnungen verschwinden und andern Platz machen. Wenn er unerwartet die Ueberzeugung faßte, daß die französische Charte mit allen ihren Consequenzen seinen Staaten die heilsamste Verfassung sey, so würden alsbald die Ordnungen der Provinzialstände, die Rechte der Kreisstände, die Freiheiten der Communalverfassungen beseitigt, und ein allgemeines Reichsparlament, Verantwortlichkeit der Minister und willkührliche Absetzbarkeit aller Verwaltungsbeamten eingeführt werden. Wenn morgen der König die den Provinzialständen gewährten Befugnisse für zu lästige Beschränkungen erkännte, diese würden alsbald wieder auf ein kleineres Maaß reducirt seyn. Zwar müßten die Provinzialstände wegen der beabsichtigten Aenderungen erst zur Berathung gezogen werden; aber der Wille, sie durchzuführen, könnte schon im voraus feststehen, und der entgegengesetzte Rath der Stände die Ausführung nicht hemmen, und

wenn er die goldene Last der Reichskrone nieder
Jedermänniglich ein Recht darauf, daß des E
fürsten einen Andern an dessen Statt zum H
Wie sehr auch des Kaisers Gewalt zu Gunste
herren beschränkt worden war, des Kaisers u
Recht und Schutz bot doch immer eine Ge
zustandes in allen Reichslanden; es gab ke
che, der kein anderes Gesetz, als sein
nen hatte, der bloß mit einem „tel
Verfügung, die es ihm zu erlassen
vermochte, der nicht zu Recht zu
er das Recht freventlich gebroch
wohlbegründeten Landesverfass
und Garantie in der Reichs
nun die Sache, als diese
sich nicht bis zu dem W
nun unbedingt Herrn di
schränkte Herrn über ...gen ve
sitzen, wie der by... Vollziehung
Kaiser aussagte, ...f des Ungehorsa
Tadel der Zeitge... ...ckt und beseitigt? J
wesentlich der ... daß die begeisterte Verei
narch nach R... ...em Augenblicke eine ganze
Recht der L... ...s fortreiße, und wie löblich es
Aber inde... ...eich einem Eide zu achten; nücht
hern me... behaupten, daß schöne Reden schwerer
nen R...ter, in Urkunde gefaßter Eid, eine
rem ...ung zu halten, und nach Recht und Gese
Re... Man könnte uns noch entgegnen, daß in D
... der Bund schon eine mächtige Gewähr des
...biete, die im Wesentlichen ersetze, was früh
...fassung geleistet. In der That ist diese ni
...schätzen. Sehr hoch halten wir die ausdrückliche
politisch gleicher Berechtigung der verschiedene
Confessionen; die Zusicherung geordneter Rech

der Beschwerde über Rechtsverweigerung;
Ständen ihre besondern Rechte, gegrün-
Reichsunmittelbarkeit, garantirt. Aber so
ese und andere Bestimmungen des Bundes-
t doch jeder ein, daß durch sie allein jene
der innern Landesverfassung der Bun-
erden. Und wenn die Wiener Schluß-
gen Grundsatz anerkennt, daß die
estehenden landständischen Ver-
ßigem Wege wieder abgeän-
h dabei erst landständische
tzt, und wenn diese die
en lassen, so werden durch
tzes, die oben gerügten Män-
eider beschränkt sich übrigens auch
e auf die förmliche Anerkennung jenes
ne der Bundesversammlung das Recht bei-,
wenn die Pflicht aufzuerlegen, im Fall einer Ver-
g desselben einzuschreiten, wenn nicht der Bund auf Be-
gehren die Garantie der Verfassung übernommen hat, wozu
er auch nur berechtigt, nicht verpflichtet erklärt ist, während
es als sich von selbst verstehende Regel anerkannt seyn sollte,
daß der Bund eine jede gesetzlich entstandene, landständische
Verfassung unter seine Garantie zu nehmen das Recht und
die Pflicht habe, und daher natürlich auch im vorkommenden
Falle die Frage, ob eine angeblich verletzte Verfassung in an-
erkannter Wirksamkeit bestanden, entscheiden könne und müsse,
unter welcher Voraussetzung einem unglückseligen neuerern
Verfassungsstreit wohl auf befriedigendere Weise, als es wirk-
lich geschehen, rechtlich ein Ziel gesetzt worden wäre. Bei ei-
ner Verfassung, welche den Ständen in der Gesetzgebung,
auch so weit diese Verfassungsänderungen bezweckt, durchaus
nur eine berathende Stimme gibt, wäre es aber freilich un-
ter allen Umständen ein eiteles Beginnen, die Garantie des
Bundes anzurufen, und kaum möchte dieser es der Mühe

man könnte der Regierung auch nicht einmal den Vorwurf ungesetzlichen Verfahrens machen.

Unläugbar hat dieser Rechtszustand einen sehr unbefriedigenden Charakter. Er widerstrebt innerlich dem unserm Stamme, dem germanischen, eigenen Rechtsgefühl, wie es in frühern Zeiten sich geltend machte. Niemand kann es verkennen, welch fruchtbare Wirksamkeit für das wahre Wohl seines Volkes ein wohlwollender, verständiger König, den keine verfassungsmäßige Norm bindet, entfalten könne. Auch muß der Fürst die Instrumente seiner Regierungsthätigkeit, die Beamten, aus dem Volke nehmen, und darin kann man wohl eine gewisse Art von Vertretung des letzten finden. Aber es fehlt doch immer an der rechtlichen Garantie des Bestehenden; es kann selbst der gute Fürst aus Unkenntniß oder Befangenheit, oder in leidenschaftlicher Aufregung, oder von *falschen* Räthen mißbraucht, sehr Verderbliches beschließen; die Tüchtigsten unter den Beamten aber, die sich, die Gefahr der Ungnade nicht achtend, Widerspruch gegen verkehrte Anordnungen und Zögerung in deren Vollziehung erlauben, wie leicht sind sie durch den Vorwurf des Ungehorsams und amtswidriger Anmaaßung erdrückt und beseitigt? Kurz, wie erklärlich es auch sey, daß die begeisterte Beredsamkeit eines Königs in erhebendem Augenblicke eine ganze Versammlung zur Begeisterung fortreiße, und wie löblich es sey, sein bloßes Wort gleich einem Eide zu achten; nüchtern wird doch Niemand behaupten, daß schöne Reden schwerer wiegen, als ein gestabter, in Urkunde gefaßter Eid, eine fest bestimmte Verfassung zu halten, und nach Recht und Gesetz zu regieren.

Man könnte uns noch entgegnen, daß in Deutschland ja doch der Bund schon eine mächtige Gewähr des Rechtszustandes biete, die im Wesentlichen ersetze, was früher die Reichsverfassung geleistet. In der That ist diese nicht gering zu schätzen. Sehr hoch halten wir die ausdrückliche Anerkennung politisch gleicher Berechtigung der verschiedenen christlichen Confessionen; die Zusicherung geordneter Rechtspflege, mit

der Möglichkeit der Beschwerde über Rechtsverweigerung; auch sind einzelnen Ständen ihre besondern Rechte, gegründet auf frühere Reichsunmittelbarkeit, garantirt. Aber so dankenswerth diese und andere Bestimmungen des Bundesrechtes sind, so sieht doch jeder ein, daß durch sie allein jene Desiderien in Betreff der innern Landesverfassung der Bundesstaaten nicht erfüllt werden. Und wenn die Wiener Schlußacte ausdrücklich den wichtigen Grundsatz anerkennt, daß die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen, nur auf Verfassungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden können, so werden doch dabei erst landständische Verfassungen als bestehend vorausgesetzt, und wenn diese die Gesetzgebung unbeschränkt dem Fürsten lassen, so werden durch die Anerkennung dieses Grundsatzes, die oben gerügten Mängel gar nicht beseitigt. Leider beschränkt sich übrigens auch das Bundesgesetz nur auf die förmliche Anerkennung jenes Grundsatzes, ohne der Bundesversammlung das Recht bei-, geschweige denn die Pflicht aufzuerlegen, im Fall einer Verletzung desselben einzuschreiten, wenn nicht der Bund auf Begehren die Garantie der Verfassung übernommen hat, wozu er auch nur berechtigt, nicht verpflichtet erklärt ist, während es als sich von selbst verstehende Regel anerkannt seyn sollte, daß der Bund eine jede gesetzlich entstandene, landständische Verfassung unter seine Garantie zu nehmen das Recht und die Pflicht habe, und daher natürlich auch im vorkommenden Falle die Frage, ob eine angeblich verletzte Verfassung in anerkannter Wirksamkeit bestanden, entscheiden könne und müsse, unter welcher Voraussetzung einem unglückseligen neuerern Verfassungsstreit wohl auf befriedigendere Weise, als es wirklich geschehen, rechtlich ein Ziel gesetzt worden wäre. Bei einer Verfassung, welche den Ständen in der Gesetzgebung, auch so weit diese Verfassungsänderungen bezweckt, durchaus nur eine berathende Stimme gibt, wäre es aber freilich unter allen Umständen ein eiteles Beginnen, die Garantie des Bundes anzurufen, und kaum möchte dieser es der Mühe

werth halten, ernstlich einzuschreiten, wenn es doch von vorn-herein klar ist, daß der Gesetzgeber seinen Willen, ungeachtet aller vielleicht zu erwartenden Protestation der Stände, verfassungsmäßig dennoch durchsetzen könne. Wenn z. B. vor mehrern Jahren die beiden untern Stände einer preußischen Provinz die Gültigkeit eines neuen Gesetzes, wornach die Landräthe durch die kreisständische Versammlung aus den Rittergutsbesitzern des Kreises gewählt werden sollten, aus dem Grunde mit Fug anfechten konnten, weil nicht der Verfassung gemäß das Gesetz den Provinzialständen zur Berathung vorgelegt worden war, so wäre es doch wahrlich eine Thorheit gewesen, deshalb die Intervention eines Garanten, wenn es auch einen solchen gäbe, in Anspruch zu nehmen, da die Regierung nur auf demselben Landtage das Gesetz zur Berathung vorzulegen brauchte, und dann trotz aller Abrathung desselben verfassungsmäßig publiciren und so jede Beschwerde über Verfassungsverletzung beseitigen konnte.

Nach allem diesem können wir als wohlbegründet die Bemerkung wiederholen, daß das Verlangen nach einer ausgebildetern landständischen Verfassung, als die bisherige provinzialständische der preußischen Monarchie war, allerdings durch bedeutende Gründe des historischen Rechts sowohl als der Politik motivirt erscheine. Dies ist auch anerkannt durch die Aufnahme des dreizehnten Artikels der deutschen Bundesstaaten. Denn daß man bei der dort gegebenen Verheißung, daß in allen Bundesstaaten landständische Verfassungen stattfinden werden, etwas mehr im Auge gehabt habe, als was die bisherigen Provinzialstände in Preussen darbieten, daß man namentlich von preußischer Seite sich etwas anderes darunter gedacht habe, ist aus den der Bundesacten vorhergegangenen Verhandlungen bekannt genug, und wird auch durch das, was die süddeutschen Souveräne, vor allen zuerst der König von Bayern, zur Erfüllung jenes Artikels der Bundesacte ihren Landen gewährten, so wie durch die Maaßnahme und Erklärungen der preußischen Regierung selbst

in dem ersten Jahrzehent nach dem Befreiungskriege bestätigt. Wenn wir gleichwohl die Verheißung der Bundesacte — die übrigens auch nur für die deutschen Bundeslande des Königs von Preußen verbindliche Kraft haben könnte — nicht als entscheidend in unserm zweiten Artikel berücksichtigt haben, so geschah dieses mit guter Ueberlegung aus dem Grunde, weil der Art. 13 nach der zuletzt beliebten sehr unbestimmten gesetzlichen Fassung, in der That doch den einzelnen Mitgliedern des Bundes in Rücksicht dieses Punktes so freie Hand gelassen hat, daß man mit juristischer Begründung nicht behaupten kann, es genüge die bisherige Ständeverfassung in Preußen dem Art. 13 der Bundesacten nicht: zumal auch noch die Wiener Schlußacte ausdrücklich diese innere Landesangelegenheit den souveränen Fürsten der Bundesstaaten, mit Berücksichtigung der früher gesetzlich bestandnen ständischen Rechte, und der gegenwärtig obwaltenden Verhältnisse zu ordnen überläßt, und der König von Preußen dem auf jenen Artikel gründenden Ansinnen, eine reichsständische Verfassung zu gewähren, mit gutem Fug die Einwendung entgegensetzen könnte, theils daß nicht alle seine Besitzungen unter dem Bundesrecht stehen, und daß ihm nicht zugemuthet werden könne, weder die zum Bunde gehörenden Provinzen als ein, durch eine gemeinschaftliche landständische Verfassung vereinigtes Ganze, von den übrigen zu scheiden, noch auch, wenn er dieß nicht wolle, den letzten um jener willen ebenfalls eine reichsständische Verfassung zu gewähren; theils daß ihm auch die zum Bundesgebiet gehörenden Lande nicht als ein Bundesstaat, sondern unter verschiedenen Titeln, als „Herzogthum Sachsen, Großherzogthum Niederrhein, Berg u. s. w. durch die großen Friedensverträge erworben seyen, wie denn auch Niemand es als eine Verletzung des Bundesrechts tadeln kann, daß Oesterreich den Erzherzogthümern, Böhmen, Tyrol ihre besondern Landstände gelassen, an die Einführung einer gemeinschaftlichen, ständischen Verfassung für seine Lande wie es scheint, nicht einmal gedacht hat.

wenn er die goldene Last der Reichskrone niederlegte, so hatte Jedermänniglich ein Recht darauf, daß des Reiches Churfürsten einen Andern an dessen Statt zum Haupte erkoren. Wie sehr auch des Kaisers Gewalt zu Gunsten der Landesherren beschränkt worden war, des Kaisers und des Reiches Recht und Schutz bot doch immer eine Gewähr des Rechtszustandes in allen Reichslanden; es gab keinen Herrn im Reiche, der kein anderes Gesetz, als seinen Willen, anzuerkennen hatte, der bloß mit einem „tel est notre plaisir“ jede Verfügung, die es ihm zu erlassen beliebte, zu rechtfertigen vermochte, der nicht zu Recht zu stehen schuldig war, wenn er das Recht freventlich gebrochen; und so hatten auch die wohlbegründeten Landesverfassungen ihre rechtliche Grundlage und Garantie in der Reichsverfassung. Wie gestaltete sich nun die Sache, als diese dahin geschwunden war? Man hat sich nicht bis zu dem Wahnsinn verstiegen, daß die Fürsten nun unbedingt Herrn aller Rechte geworden seyen, unumschränkte Herrn über ihre Unterthanen und Alles, was sie besitzen, wie der byzantinische Jurist Theophilus von seinem Kaiser aussagte, deßhalb aber auch selbst damals strengem Tadel der Zeitgenossen nicht entging. Man hat es stets als wesentlich der christlichen Monarchie angesehen, daß der Monarch nach Recht und Gesetz regieren müsse, und mit seinem Recht der Herrschaft diese Pflicht unauflöslich verbunden sey. Aber indem nun die souverän gewordenen Fürsten keinen Höhern mehr auf Erden über sich erkannten, nur Gott noch ihnen Richter seyn sollte, dem sie dereinst Rechenschaft von ihrem Regiment zu geben haben; indem sie dann zugleich das Recht der Gesetzgebung im umfassendsten Sinne für sich in Anspruch nahmen und reichlich ausübten, und überhaupt der Staatsgewalt einen Alles beherrschenden Umfang gaben, so konnte doch in der That vor ihrem Willen nichts Bestand haben. Mochten sie auch directe Verletzung von Privatrechten vermeiden: ein öffentliches Recht bestand im wahren Sinne nicht mehr. So wie man die Souveränetätsrechte in ihrer

Richtung auf die innern Angelegenheiten auffaßte und ausübte, so hing es nur von dem ungebundenen Willen des Fürsten ab, die innere Ordnung des Staates jederzeit anders und neu zu bestimmen, und was auch für Institutionen, mehr oder minder nützlich, geschaffen wurden, ihr Bestand war nur von Heute auf Morgen, wenn zwischen Heute und Morgen der Wille des Fürsten, aus guten oder schlechten Motiven, sich änderte; es fehlte ihnen eine **rechtliche** Garantie. — So ist es noch heute in Preußen. Dieses hat manche Institutionen, die dem Volke ein größeres Maaß von Selbstregierung, einen bedeutendern Einfluß auf seine Angelegenheiten gestatten, als es z. B. in dem constitutionellen Frankreich der Fall ist; es hat seine Ständeverfassung, mit welcher die französische Gemeindeverfassung in dieser Beziehung den Vergleich nicht bestehen kann; es erhält jetzt auch Verfassungen für die Landgemeinden, wodurch diesen ebenfalls eine größere Selbstständigkeit gewährt wird; es hat endlich die Kreisstände und Provinzialstände, welche bereits den Beweis geliefert haben, daß sie nicht bloße Scheininstitute sind. Aber so bald der König es für gut findet, so werden jene Ordnungen verschwinden und andern Platz machen. Wenn er unerwartet die Ueberzeugung faßte, daß die französische Charte mit allen ihren Consequenzen seinen Staaten die heilsamste Verfassung sey, so würden alsbald die Ordnungen der Provinzialstände, die Rechte der Kreisstände, die Freiheiten der Communalverfassungen beseitigt, und ein allgemeines Reichsparlament, Verantwortlichkeit der Minister und willkührliche Absetzbarkeit aller Verwaltungsbeamten eingeführt werden. Wenn morgen der König die den Provinzialständen gewährten Befugnisse für zu lästige Beschränkungen erkännte, diese würden alsbald wieder auf ein kleineres Maaß reducirt seyn. Zwar müßten die Provinzialstände wegen der beabsichtigten Aenderungen erst zur Berathung gezogen werden; aber der Wille, sie durchzuführen, könnte schon im voraus feststehen, und der entgegengesetzte Rath der Stände die Ausführung nicht hemmen, und

man könnte der Regierung auch nicht einmal den Vorwurf ungesetzlichen Verfahrens machen.

Unläugbar hat dieser Rechtszustand einen sehr unbefriedigenden Charakter. Er widerstrebt innerlich dem unserm Stamme, dem germanischen, eigenen Rechtsgefühl, wie es in frühern Zeiten sich geltend machte. Niemand kann es verkennen, welch fruchtbare Wirksamkeit für das wahre Wohl seines Volkes ein wohlwollender, verständiger König, den keine verfassungsmäßige Norm bindet, entfalten könne. Auch muß der Fürst die Instrumente seiner Regierungsthätigkeit, die Beamten, aus dem Volke nehmen, und darin kann man wohl eine gewisse Art von Vertretung des letzten finden. Aber es fehlt doch immer an der rechtlichen Garantie des Bestehenden; es kann selbst der gute Fürst aus Unkenntniß oder Befangenheit, oder in leidenschaftlicher Aufregung, oder von falschen Räthen mißbraucht, sehr Verderbliches beschließen; die Tüchtigsten unter den Beamten aber, die sich, die Gefahr der Ungnade nicht achtend, Widerspruch gegen verkehrte Anordnungen und Zögerung in deren Vollziehung erlauben, wie leicht sind sie durch den Vorwurf des Ungehorsams und amtswidriger Anmaaßung erdrückt und beseitigt? Kurz, wie erklärlich es auch sey, daß die begeisterte Beredsamkeit eines Königs in erhebendem Augenblicke eine ganze Versammlung zur Begeisterung fortreiße, und wie löblich es sey, sein bloßes Wort gleich einem Eide zu achten; nüchtern wird doch Niemand behaupten, daß schöne Reden schwerer wiegen, als ein gestabter, in Urkunde gefaßter Eid, eine fest bestimmte Verfassung zu halten, und nach Recht und Gesetz zu regieren.

Man könnte uns noch entgegnen, daß in Deutschland ja doch der Bund schon eine mächtige Gewähr des Rechtszustandes biete, die im Wesentlichen ersetze, was früher die Reichsverfassung geleistet. In der That ist diese nicht gering zu schätzen. Sehr hoch halten wir die ausdrückliche Anerkennung politisch gleicher Berechtigung der verschiedenen christlichen Confessionen; die Zusicherung geordneter Rechtspflege, mit

der Möglichkeit der Beschwerde über Rechtsverweigerung; auch sind einzelnen Ständen ihre besondern Rechte, gegründet auf frühere Reichsunmittelbarkeit, garantirt. Aber so dankenswerth diese und andere Bestimmungen des Bundesrechtes sind, so sieht doch jeder ein, daß durch sie allein jene Desiderien in Betreff der innern Landesverfassung der Bundesstaaten nicht erfüllt werden. Und wenn die Wiener Schlußacte ausdrücklich den wichtigen Grundsatz anerkennt, daß die in anerkannter Wirksamkeit bestehenden landständischen Verfassungen, nur auf verfassungsmäßigem Wege wieder abgeändert werden können, so werden doch dabei erst landständische Verfassungen als bestehend vorausgesetzt, und wenn diese die Gesetzgebung unbeschränkt dem Fürsten lassen, so werden durch die Anerkennung dieses Grundsatzes, die oben gerügten Mängel gar nicht beseitigt. Leider beschränkt sich übrigens auch das Bundesgesetz nur auf die förmliche Anerkennung jenes Grundsatzes, ohne der Bundesversammlung das Recht bei-, geschweige denn die Pflicht aufzuerlegen, im Fall einer Verletzung desselben einzuschreiten, wenn nicht der Bund auf Begehren die Garantie der Verfassung übernommen hat, wozu er auch nur berechtigt, nicht verpflichtet erklärt ist, während es als sich von selbst verstehende Regel anerkannt seyn sollte, daß der Bund eine jede gesetzlich entstandene, landständische Verfassung unter seine Garantie zu nehmen das Recht und die Pflicht habe, und daher natürlich auch im vorkommenden Falle die Frage, ob eine angeblich verletzte Verfassung in anerkannter Wirksamkeit bestanden, entscheiden könne und müsse, unter welcher Voraussetzung einem unglückseligen neuerern Verfassungsstreit wohl auf befriedigendere Weise, als es wirklich geschehen, rechtlich ein Ziel gesetzt worden wäre. Bei einer Verfassung, welche den Ständen in der Gesetzgebung, auch so weit diese Verfassungsänderungen bezweckt, durchaus nur eine berathende Stimme gibt, wäre es aber freilich unter allen Umständen ein eiteles Beginnen, die Garantie des Bundes anzurufen, und kaum möchte dieser es der Mühe

Wenden wir uns nun zu der Frage, worin denn die weitere Ausbildung der Verfassung bestehen sollte, die bisher nur im Allgemeinen als wünschenswerth bezeichnet ist, so bietet sich zunächst Eines dar, was, vorerst abgesehen von andern durchgreifenderen Aenderungen, unerläßlich scheint: Es muß als Grundsatz anerkannt werden, daß die bestehenden Verfassungen der Provinzen nicht ohne Zustimmung der Provinzialstände abgeändert werden können, mit andern Worten, es muß statt der bisher blos berathenden Stimme den Provinzialständen ein eigentliches Recht der Zustimmung, oder eine entscheidende Stimme bei allen denjenigen Acten der gesetzgebenden Gewalt des Königs, welche eine Abänderung der verfassungsmäßigen Institutionen der einzelnen Provinzen bezwecken, eingeräumt werden. Manche werden lächeln bei dieser Forderung, ihrer Geringfügigkeit halber; Viele werden dagegen schreien, weil sie darin ein Hemmniß mehr erkennen, das sich der Erreichung des von ihnen ersehnten Zieles, einer auf ganz andere, als die der provinzialständischen Verfassung zum Grunde liegenden, Principien gebauten reichsständischen Verfassung entgegenstellen könnte. Auf die letzten nehmen wir hier noch gar keine Rücksicht; wir werden im Verlauf unserer Betrachtungen auf ihre Wünsche näher eingehen; den ersten aber erwiedern wir, daß nur Kurzsichtigkeit die Wichtigkeit des Fortschritts, der in jener Bestimmung läge, verkennen könnte. Nur dadurch erst würde das Institut der Provinzialstände ein bodenfestes Rechtsgebäude werden; ohne dieselbe ist es ein unsicherer schwankender Bau, den eine plötzliche Aenderung der Windrose in den obern Regionen der Staatsherrschaft wie ein leichtes Kartenhaus umblasen wird; ohne sie hat es, wenn überhaupt einen, nur einen ganz precären Werth. Und es hat einen Werth, welchem Bestand zu geben, wohl der Mühe werth ist. In Bayern haben die Provinzialstände (Landräthe) ihre Garantie in der allgemeinen Verfassung des Königreiches; wie sie durch ein Gesetz mit Beirath der Landstände in's Leben gerufen sind, so kann ohne

die Zustimmung, dieser in ihren Befugnissen und in ihrer Stellung gesetzlich nichts geändert werden. Wenn in Preußen keine Reichsverfassung schützend über ihnen steht, so muß ihnen selbst die Kraft beigelegt werden, welche ihr Bestehen gegen Willkür der absoluten gesetzgebenden Gewalt sichert. Schon allein deshalb wäre die Anerkennung jenes Grundsatzes von Wichtigkeit, weil sie eine förmliche Verläugnung der bisher so vielfach geübten absolutistischen Theorie enthielte, die der Staatsgewalt gegenüber im öffentlichen Rechte keine Rechte anerkennen will. Wenn früherhin Corporationen, oder Einzelnen aus landesfürstlicher Gewalt Privilegien ertheilt, Concessionen gemacht wurden, so verstand es sich von selbst, daß ihnen diese nicht aus landfürstlicher Machtvollkommenheit nach Belieben wieder entzogen werden konnten; nach der modernen Staatpraxis muß alles vor dem durch die gesetzgebende Gewalt bezweckten allgemeinen Staatswohl zurückweichen; nach Annahme jener Regel wären wieder Rechte der einzelnen Stände und ihrer Gesammtheit, der Staatsgewalt gegenüber, anerkannt.

Welche Institutionen der Provinzen aber unter jene Garantie gestellt werden sollen, daß müßte durch das betreffende Gesetz näher bestimmt werden. Wir wollen nur andeutend hervorheben: die Organisation und die Wirksamkeit der Provinzialstände selbst, die Verfassung und Befugniß der Kreisstände, die Städteverfassung, und die Verfassung der Landgemeinden, nachdem die beiden letzten für je eine Provinz ihre definitive Gestaltung erhalten haben. In diesen vier Stücken scheinen uns die Elemente der politischen Gestaltung der Provinzen enthalten zu seyn, deren Fortdauer und weitere Ausbildung der Willkühr der gesetzgebenden Gewalt entzogen werden muß; daß Uebrige geht mehr die allgemeine Verfassung und Verwaltung des Staats an, worauf die Provinzialstände nur einen mittelbaren Einfluß, kraft ihres Rechts der Petition und Beschwerde, auszuüben haben. Durch dieses Recht der Petition aber und der Beschwerde, verbunden mit

einer angemessenen Publicität der Verhandlungen, wie sie schon bei den letzten Landtagen gewährt wurde und wohl in noch erweitertem Umfange leicht gewährt werden möchte, würden die Provinzialstände, auf jene feste Sanction ihrer Rechte gestützt, und bei häufigerer Wiederkehr ihrer Versammlungen eine sehr bedeutende politische Wirksamkeit zu entwickeln nicht ermangeln, wenn nicht etwa die Regierung absichtlich dieselbe alsbald wieder zu lähmen und zu ersticken sich bemühte.

Aber soll den Preußen bei einer provinzialständischen Verfassung stehen bleiben? Soll man ihm nicht auch eine Institution wünschen, welche für die Gesammtheit des Staates, in den allgemeinen Angelegenheiten, ein Organ zur Vertretung der Intressen des Volkes gegenüber der Regierung bilde, wie die Provinzialstände es zunächst nur für je ihre Provinz seyn sollen? Das ist die große Frage der Zeit für Preußen.

Man hat gesagt: Die Verhältnisse der verschiedenen Bestandtheile des preußischen Staats, der Charakter und die Anschauungsweise der Einwohner und ihre Interessen seyen so verschiedenartig und abweichend von einander, daß eine Gesammtvertretung derselben durch eine Reichs-Versammlung, denselben nicht ersprießlich und erwünscht seyn könne. Darin liegt eine Wahrheit. Und wir wollen offen gestehen, daß wir eine Verfassung, welche, das selbstständige und eigenthümliche politische Leben, dessen jetzt die einzelnen Provinzen sich erfreuen, verwischend und vernichtend, nach dem Vorbilde der französischen Constitution, Alles von dem einen Mittelpunkte aus beherrschen ließe, alles mit der gleichförmigen Elle messend, nicht gegen die jetzige provinzialständische eingetauscht sehen möchten. Insbesondre den unter einander näher verwandten westlichen Provinzen würde dieses vielleicht nicht zum Vortheil ausschlagen, da in der Gesammtvertretung des ganzen Staates diese, nach Maaßgabe der Bevölkerung, in der Minorität bleiben würden, und bei abweichenden Interessen und Tendenzen das Gouvernement auch wahrscheinlich

meistens eher den östlichen Provinzen sich zuneigen würde, denen schon die Lage und der Einfluß der Hauptstadt ein Uebergewicht gibt. Allein die Aufhebung der provinziellen Verfassungen ist keine nothwendige Consequenz der Einführung einer reichsständischen oder centralen Vertretung. So groß aber ist die Verschiedenheit der Provinzen nicht, daß ihnen nicht die wichtigsten Interessen, zu deren Wahrung die Zuziehung von Ständen wünschenswerth scheinen kann, gemeinschaftlich wären. Das ganze Königreich ist im Wesentlichen denselben Verwaltungsnormen unterworfen, demselben Steuersystem, demselben Militärsystem, es sind dieselben Centralbehörden, welche unmittelbar an den Stufen des Thrones stehend, die Zügel der Regierung des Ganzen in Händen halten, welcher alle Provinzialbehörden untergeordnet sind; auch die Provinzialverfassungen sind durchgehends einander sehr ähnlich. Alles, was die allgemeinen Staatsverwaltung und Gesetzgebung angeht, berührt gleichmäßig das Interesse aller Provinzen. Unthunlich aber ist es, in diesen allgemeinen Angelegenheiten bloßen Provinzialständen den Einfluß und die Mitwirkung einzuräumen, die man sonst für eine ständische Vertretung in Anspruch zu nehmen pflegt und die auch mehr oder minder umfassend den Landständen nach den ältern Landesverfassungen zustanden. Wird auch mit Recht schonende Beachtung der Provinzialeigenthümlichkeiten gefordert, so kann doch der Staat, und zumal ein Staat wie Preußen, einer gewissen Centralisation der Verwaltung immer entbehren; durch jene Einrichtung aber würde die Regierungskraft ohne Vortheil für das Ganze zersplittert, und der Staat wäre in Gefahr sich in kleinere Staaten aufzulösen, die nur einem Oberhaupte unterthan wären. Man müßte also entweder ganz darauf verzichten, der monarchischen Gewalt noch irgend erhebliche Schranken der Ausübung zu setzen, oder in irgend einer Weise ein Organ allgemeiner Vertretung des Ganzen, im Gegensatz zur Regierung in's Leben rufen. Unverkennbar neigt sich die vorherrschende Stimmung der

Geister in unsrer Zeit dem letzten zu, und wenn auch Manchem die Misere des constitutionellen Lebens einzelner kleinerer Staaten, ja selbst des großen Frankreiches, den Geschmack daran verdorben hat, so kann doch vielleicht auf die Dauer dem Verlangen nach solchen Institutionen, welche die Regierung strenger binden, nicht ausgewichen werden, und es könnte räthlich seyn, mit der freien Gewährung zuvorzukommen, um nicht in den Fall gesetzt zu werden, dem lauter dringenden Begehren mehr als gut ist, nachgeben zu müßen. Auch haben wir gesehen, daß diesem Verlangen wohl gewichtige Gründe unterstützend zur Seite stehen, und man kann sich in billiger Weise nicht darüber wundern, daß dasselbe sich nicht gerade auf das allergeringste Maaß, auf dasjenige, was wir oben als unerläßlich bezeichnet haben, beschränken mag.

Gibt man nun eine weitere Ausbildung der Verfassung Preußens in dieser Richtung zu, so ergeben sich von selbst zwei Fragen, welche den Gegenstand erschöpfen, erstens: Auf welche Weise und aus welchen Elementen soll die Versammlung gebildet werden, welcher jene politischen Function, nach der man trachtet, übertragen wird? und zweitens; Welche sind die politischen Rechte, die dieser Versammlung zweckmäßig beigelegt werden? Wir wollen aber zunächst, die letzte Frage in's Auge fassen. Ihre Beantwortung muß von selbst darauf zurückführen, in welchem Maaße überhaupt die Gründung einer solchen Verfassung wünschenswerth und angemessen sey, und so schließt sie sich unmittelbar an die vorhergehende Erörterung an, ja ist eigentlich erst deren Vollendung.

Von selbst versteht sich nun, daß wir von dem bundesrechtlichen Grundsatze ausgehen — und wenn es auch nicht Bundesgesetz wäre, würden wir ihn doch zum Ausgangspunkte nehmen — daß auf keinen Fall das Wesen der Monarchie, und zwar der erblichen Monarchie, angetastet werden dürfe, daß also die gesammte Staatsgewalt dem Rechte nach, in der Person des Fürsten vereinigt bleiben müße, daß eben diese landesherrliche Gewalt als ein selbstständiges Recht dem Kö-

nige und beziehungsweise der königlichen Familie zustehe, daß der König nicht blos zu einem bloßen Staatschef, zum obersten Vollziehungsbeamten des Staats oder Volkes gemacht werden könne, der sein Recht zur Regierung von einer Verleihung des letzten ableite, daß er nur in der Ausübung einzelner Zweige der Staatsgewalt an die Mitwirkung jenes verfassungsmäßigen Organs gebunden werden könne. Die Befugnisse aber, die für dieses in Anspruch genommen werden möchten, sind namentlich 1) das Recht der Beschwerde 2) die Controle des Staatshaushaltes und der Finanzen, 3) die Mitwirkung bei der Gesetzgebung, und 4) das Recht der Anklage gegen die Minister des Königs. In dieser Gradation wollen wir die Rechte und die Wirksamkeit, welche man für eine irgendwie constituirte Ständeversammlung in Anspruch nehmen könnte, mit Rücksicht auf Preußen einzeln prüfen, und was uns wünschenswerth, was uns bedenklich und gefährlich scheint, anspruchslos vorlegen.



XXX.

Ueber den Heiligen- und Bilderdienst in der römischen Kirche, von Mallet, Pastor in Bremen 1842.

Der protestantische Pastor Mallet in Bremen ist der Herausgeber des Bremer Kirchenboten, dem er nicht selten auch etwas gegen die katholische Kirche mitgibt, und ihr Irrthümer vorwirft, welche sie selbst verdammt. In der letzten Zeit war besonders die Heiligenverehrung der Katholiken der Gegenstand seines Aergers. Da nahm denn der katholische Pastor Propst in Bremen das Wort, und gab Zeugniß der Lehre unserer Kirche. Dieser Stimme gegenüber erhob sich Pastor Mallet noch einmal, und suchte in einer Broschüre das zu rechtfertigen, was er früher gesagt hat.

Um nun den Protestanten in Teutschland einen Beweis der Ein-

heit unserer Lehre, und den Katholiken in Bremen einen Beweis unserer Theilnahme zu geben, wollen auch wir zuerst unsern Glauben über die Heiligenverehrung aussprechen, und dann noch einige Bemerkungen über obige Broschüre hinzufügen.

Es ist die liebevolle Geduld, mit der man den Irrenden trägt und spricht, was ihn für die Wahrheit gewinnt; selten nur ist es die Rede, die da bloß überzeugen will; denn bei der Unterredung faßt der Irrende bereits immer den Entschluß, sich nicht überwinden zu lassen, und verwirft deßwegen gar oft gerade aus diesem Grunde auch das noch mit dem Munde, was schon sein Herz als wahr bekennt. Wenn das im Allgemeinen gilt, so gilt es noch viel mehr bei irgend einer einzelnen Glaubenswahrheit, die deßwegen in ihrer Abgerissenheit wahr seyn soll, weil man diese und jene Gründe für sie hat; denn die Erfahrung lehrt, daß für jeden Grund des Glaubens der Unglaube gar leicht auch wieder einen Grund des Nichtglaubens findet. Daher sind wir der Meinung, wenn sich widersprechende Lehren in Glaubenssachen je durch Rede und Gegenrede allein ausgleichen lassen, so müsse man bei jeder einzelnen Lehre in das Wesen des Ganzen zurückgehen, aus dem diese Lehre fließt, und sich zuerst darüber verständigen, und dann erst das Einzelne im Allgemeinen, als in seinem Grunde nachweisen, indem man zeigt, daß die einzelne Lehre nichts anderes sey, als ein nothwendiges Glied am Leibe der Wahrheit, welcher da ist die Gesammtoffenbarung im Himmel und auf der Erde.

So wird auch Niemand die Lehre über die Verehrung der Heiligen und ihre Fürbitte klar finden, er habe denn diese Wahrheit zuerst in ihrer Quelle aufgefunden und durchschaut.

Das Geheimniß der Incarnation des Sohnes Gottes ist der Grund der Verehrung der Heiligen und der Kraft ihrer Fürbitte. Freilich ist das Verständniß dieses Geheimnisses, wie jedes Blatt der augsburger Confession beweist, den Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts gänzlich untergegangen.

Gott ist Mensch geworden der Wirklichkeit nach, und die ganze Erlösung besteht in nichts Anderm, als in einem fortwährenden Menschwerden Gottes der Gnade nach. — Hier schon stehen wir an der furchtbaren Kluft zwischen Katholizism und Protestantism. Der Sohn Gottes ist nach unserer Lehre unser Erlöser dadurch, daß Er in die Menschheit eintritt, sie gleichsam in ihrer Mitte faßt, sie von Innen heraus heiliget, und so ihre Sünden hinwegnimmt; nach protestantischer Lehre ist Christus der Erlöser der Menschen außer dem Menschen da-

daß Er ihnen nur von außen her die Sünden nicht zurechnet, ohne sie neu zu schaffen, und nach dieser Ansicht kann freilich weder von Heiligen, noch von einer Fürbitte der Heiligen ferner die Rede seyn.

Besteht die Erlösung in einer fortwährenden Menschwerdung des Sohnes Gottes der Gnade nach, so ist jeder Erlöste nichts anderes, als ein neuer Zuwachs, gleichsam ein neues Glied am Leibe Christi, und das wollte der Apostel sagen, wenn er sprach: „Wir sind Glieder Seines Leibes, von Seinem Fleische und von Seinem Gebeine". — Sind demnach die Heiligen schon auf dieser Erde der Leib Christi nicht bloß in der Idee, sondern in der Wirklichkeit der Gnade nach, so sind sie das noch weit mehr in ihrer Vollendung im Himmel. Die Heiligen verehren heißt daher nichts anderes, als den Leib Christi, und in so fern Christum Selbst verehren. Dem Verständigen ist dieses nicht bloß vernünftig, sondern sogar eine heilige Pflicht.

Aus jenem Unverständnisse des Geheimnisses der Incarnation nehmen unsere Gegner ihren Hauptgrund, aus dem sie die Verehrung und Anrufung der Heiligen verwerfen. Sie sagen, die Heiligen wissen nichts von uns. — Diese Ansicht verräth freilich, daß die Protestanten nichts von den Heiligen wissen, und hierin als in göttlichen Dingen eine solche Unwissenheit kund geben, daß man sich wundern muß, wie man sich nur nicht schämt, solches factisch zu gestehen. Diese Leute kennen weder die Geschichte, noch die Offenbarung an sich selbst. Durch das ganze Heidenthum zieht sich in der Heroenlehre analog eine Verehrung und Anrufung der Heiligen in seiner Weise fort. Jene edlen Männer, die hier durch Tugend und Großthaten sich ausgezeichnet hatten, wurden unter die Götter versetzt; man baute ihnen Tempel und verehrte sie; man glaubte durch diese ihre Verehrung Beifall, und damit die Hilfe derselben zu erlangen, man rief sie also an. Diese Lehre finden wir in China sogar als eine Grundwahrheit des Confutius; diese Lehre ist dem ganzen alten Testamente eingeschrieben, wenn auch unvollkommen, wie der alte Bund selbst war. Wenn die großen und frommen Männer des Hauses Israels Gott gleichsam zwingen wollten, sie in ihrer Noth zu erhören, so forderten sie Ihn auf, an ihre Väter zu denken. Sonach sagt uns die Geschichte, daß die Heiligenverehrung so tief in das Bewußtseyn der ganzen Menschheit eingegraben ist, daß selbst der Wilde nicht vermag, sie zu vertilgen. Von all Dem scheinen unsere Gegner keine Ahnung zu besitzen; da wir es aber mit ihnen, als mit bibelfesten Leuten zu thun haben, so wollen wir, vom Standpunkte der Offenbarung aus, [illegible] Gegenstand betrachten.

Die Heiligen im Himmel sollen von uns nichts wissen; es bestünde also gleichsam eine Mauer zwischen uns und ihnen? Ist denn nicht nach der Schrift das Reich Gottes auf diese Erde herniedergestiegen? Ist denn nicht die Scheidewand zwischen Himmel und Erde für das Leben des Geistes und der Gnade in jeder Beziehung hinweggenommen? — Dadurch daß Jesus Christus Mensch geworden, verband Er Himmel und Erde mit einander auf das Innigste wie mit Sich Selbst. Er ist das Haupt; Engel und Menschen, die Ihm durch den Glauben und die Liebe angehören, sind der Leib und die Glieder dieses Hauptes. Die Glieder eines gesunden Leibes müßen nicht bloß mit dem Haupte in Verbindung stehen, sondern sie müssen auch unter sich selbst in einer unmittelbaren Wechselthätigkeit seyn, was die Bedingung alles Lebens ist. Wenn die Heiligen im Himmel von uns nichts wissen, und für uns nichts thun, wie können denn wir oder sie lebendige Glieder am Leibe Christi seyn, da unsern Lebensgemeinschaft unter einander gänzlich unterbrochen ist? — Diese Ansicht, die in dem Wesen der Incarnation gegründet und wahr ist, hat zur nothwendigen Folge, daß die Heiligen von uns wissen, und für uns thätig seyn müssen. Wenn wir diese Ansicht verfolgen, bestätigt uns eine andere Anschauung dieselbe Wahrheit.

Wo das Haupt und der lebendige Leib, dort naturnothwendig auch die Glieder des Leibes. Christus ist noch nach Seiner Auffahrt nicht blos Seiner Gottheit, sondern sacramentalisch auch Seiner Menschheit nach auf dieser Erde. Wenn er also auch Seiner Menschheit nach noch persönlich bei uns ist, und Sich beim Abendmahle wirklich als der lebendige Leib mit Seinen Gliedern vereiniget; so müssen dadurch die Heiligen des Himmels mit uns ebenfalls naturnothwendig in einer bewußten Lebensverbindung bleiben, und was sie von uns nicht durch sich selbst wissen können, das müssen sie in Christus wissen, der hier in diesem Verhältnisse für sie zur Weisheit, und für uns zur Speise geworden ist. Das wollen auch die Apostel lehren, wenn sie in ihrem Glaubenskenntnisse verlangen, daß wir glauben sollen an eine Gemeinschaft der Heiligen. Luther fühlte wohl, wie er auch hier dem Worte der Schrift feindlich gegenüber steht, und half sich durch, nach seiner Weise — Er sagte nämlich eine Lüge, als er in der augsburger Confession lehrte, die Worte: Comunio Sanctorum — (Gemeinschaft der Heiligen) hätten zuerst in dem Glaubensbekenntnisse nicht gestanden, und er verfälschte dieses Glaubensbekenntniß auch hier wie anderswo, als er behauptete daß die Worte: „Comunio Sanctorum, — nur eine Erklärung des Vorhergehenden seyen: „Ich glaube

an Eine, heilige, katholische Kirche, und der ganze Artikel nichts anderes heiße, als: „Ich glaube, daß da sey ein heiliges Häufelein und Gemeine auf Erden." — Luther tadelt bei dieser Erklärung gar sehr die schlechten Lateiner und die schlechten Teutschen, und meinte: Comunio Sanctorum heiße gut übersetzt: heilige Gemeine. — Wir wollen davon nichts sagen, daß Luther in der Erklärung dieses neunten Glaubensartikels sogar die Ahnung verloren zu haben scheint, was Christus in Seiner Kirche, und Seine Kirche auf dieser Welt ist; nur das befremdet uns, daß dieser Mann nicht eingesehen, wie erstaunlich lächerlich es sey, etwas, was man mit Händen greiffen und mit Augen sehen kann, zu einem Glaubensartikel übernatürlichen Wahrheiten zu machen. Sein heiliges Häuflein auf dieser Erde, wenn die Gemeinschaft der Heiligen nichts anderes ist, das kann er ja sehen, und eine übernatürliche Verbindung dieser Gemeinschaft glaubt er nicht.

Um des leichtern Verständnisses willen, wollen wir diese Lehre auch noch von ihrer materiellen Seite betrachten. Denen, die immer die Bibel in der Hand haben, wird man nicht erst beweisen müssen, daß die Engel des Himmels um die Menschen wissen, und für die Menschen sorgen; daß jeder Mensch einen Schutzengel hat, wie auch Städte, und ganze Länder ihre Schutzengel haben; daß die Engel das Gebet der Menschen vor den Thron Gottes bringen, und selbst für die Menschen bitten.

Diese Lehre ist ebenfalls eine natürliche Folge der Gemeinschaft der Heiligen, in welcher Himmel und Erde wie zu einer Wohnung Gottes und der Seinigen geworden sind. Ohne Zweifel leben die Engel und die Heiligen im Himmel beisammen. Obwohl die Heiligen die Engel niemals fragen, die als Schutzengel täglich bei uns sind, wie es mit uns Menschen hienieden gehe? — Es scheint doch, daß sie gegen uns nicht ganz gleichgültig seyen, man müßte denn annehmen, daß die Verdammten in der Hölle noch mehr Interesse für uns haben, als selbst die Heiligen; daß sich ein Verdammter um uns bekümmerte, sagt uns die Geschichte des reichen Prassers; sicherlich können die Engel nach dem Zeugniße der Schrift den Heiligen auf derlei Fragen Antwort geben. — Uns will es aber dünken, daß zwischen den Engeln und Heiligen im Himmel kein Unterschied sey, und daß dieselbe Annahme, welche die Möglichkeit und Wirklichkeit des Dienstes der Engel zugiebt, für die Heiligen gleiche Geltung haben müsse. — Wem dieses nicht klar ist, mit dem dürfte wohl jedes Verständniß in dieser Sache unmöglich seyn; denn hier fehlt der Boden zum Kampfplatze.

Wer das Vorausgegangene annimmt, der glaubt mit uns, daß die Heiligen im Himmel von uns wissen, und von uns hören gerade so gut, als wären sie noch bei uns auf dieser Erde. Daß wir sie, im Bewußtseyn dieser Gemeinschaft mit ihnen um ihre Fürbitte anrufen, hat zunächst im Tode auf Golgatha und im Beispiele der Apostel seinen Grund. Die ganze Erlösung ist eine Genugthuung für Andere. — Christus hat für uns Alle genug gethan. Diese Genugthuung hat einen absoluten und einen relativen Werth. Der absolute Werth ist für Alle, und ist unendlich; der relative besteht in jenem Maaße, daß sich der Einzelne mit Gottes Gnade aneignet. Hat uns Christus Alle erlöst, so müssen wir einander helfen, daß wir dieser Erlösung auch Alle theilhaftig werden und bleiben. Deßwegen bat Paulus in allen Briefen um das Gebeth der Brüder, und deßwegen bittet der Katholik die Heiligen im Himmel um ihre Fürbitte, die ebenfalls in dem Geheimnisse der Incarnation ihren Grund, ihre Bewegung und ihre Kraft hat. Was das Haupt thut, müssen auch die Glieder des Leibes thun. „Haben wir gesündiget, so haben wir einen Fürsprecher beim Vater, Christum den Gerechten," sagt der Apostel. An dieser Fürsprache nehmen Antheil, und müssen Antheil nehmen, freilich in ihrer Weise und in ihrem Verhältnisse zu Christus, auch die Heiligen des Himmels, als die Glieder Seines Leibes, was auch wir sind, wodurch jede Bewegung von uns eine Gegenbewegung von ihnen gegen uns, und eine Fortbewegung zu Christus nothwendig hervorruft, und wie es ehrenvoller für den Heiland ist, durch die Heiligen zu Ihm zu kommen, indem wir Ihn durch sie gleichsam mit heiligen Händen umarmen, und der Organisation des mystischen Leibes Christi angemessener, so ist es auch uns, nach dem Zeugnisse des großen Hieronymus, nützlicher, der also spricht: „Gott gewährt Vieles nicht, wenn nicht die Bemühung und der Dienst eines Mittlers und Fürbitters dazwischen tritt. L. 2. 9. 149. sub Exod. Um hier nur Eines, zu bemerken. Der natürliche Mensch hat eine große Neigung mit einer besondern Freundschaft Gottes eitel zuthun, und das ist drüben noch weit mehr, als bei uns der Fall. Um einen solchen Menschen in seiner Eitelkeit auf ewig zu Grunde zu richten, wäre oft mehr nicht noth, als daß Gott schnell und auf eine auffallende Weise sein Gebet erhörte. — Habe ich aber durch einen Heiligen zu Gott gebetet, und auch augenblicklich erlangt, was ich gewünscht, so ist doch kein Anlaß zur Eitelkeit; dagegen viel Antrieb, diesem Heiligen nachzuahmen, der so leicht erlangt, was er will, nach dem Worte der Schrift: „Das Gebet des Gerechten vermag viel bei Gott." —

Also wir verehren die Heiligen und alles, Was ihnen angehört, ihre Reliquien und ihre Bilder, weil wir in ihnen den Leib Christi verehren; die Heiligen verehren aber auch uns,. weil sie für uns bitten, und in ihrer Weise für uns das thun, was Christus Selbst für uns thut: sie verhelfen uns zum Himmel. Um diese Hilfe bitten wir sie. Dieses alles hat seinen Grund in der Organisation des mystischen Leibes Christi, und in dem Verhältnisse, das wir hierin mit ihnen zu Christus, und das wir zu ihnen selbst haben. Unsere Verehrung und Anrufung der Heiligen ist sonach eine natürliche Folge unsere Verbindung mit den Heiligen. Wir thun auch hierin nichts Neues, da schon die ersten Christen in der apostolischen Zeit dasselbe gethan, wie jeder weiß, der von der Kirchengeschichte auch nur etwas gelernt hat. Sie mußten diese Verehrung der Heiligen und das Gebet um ihre Fürbitte an den Gräbern der Martyrer nicht selten mit dem Tode bezahlen, und ließen doch nicht davon ab, so innig ist die Liebe der Mitglieder in der Gemeinschaft der Heiligen, daß wir uns für Verräther der Freundschaft dieser Diener Gottes halten würden, wenn wir unter irgend einem Vorwande von ihrer Verehrung abließen. Wohl wäre nicht schwer eine Menge Zeugnisse der ältesten Väter für diesen Glauben der ersten Christen herbeizubringen, wenn wir uns überzeugen könnten, daß wir es mit Leuten zu thun haben, die die Wahrheit auch nur wissen wollen; denn wahrlich! Der Ausspruch eines Einzigen alten Kirchenvaters hat doch in Glaubenssachen mehr Gewicht, als das bodenlose Gerede aller Irrlehrer zusammengenommen.

Schon der alte Irenäus, Polykarps Schüler, sagt hierüber: „Wenn Eva verführet wurde, Gott zu entfliehen, so wurde Maria bewogen, Gott zu gehorchen, damit so die Jungfrau Maria eine Fürbitterin würde für die Jungfrau Eva“. Der heilige Kirchenvater Ephrem betet. „Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, o Gottesgebärerin Maria“. Der heilige Kirchenvater Basilius redet am Festtag der vierzig Märtyrer das Volk also an: „Ihr habt euch oft Mühe gegeben, jemanden zu finden, der für euch bete, hier habt ihr vierzig, die alle einstimmig für euch bitten“. Am Festtage des heil. Martyrers Theodor betet der heiligen Kirchenvater Gregor von Nyssa zu jenem Heiligen also: „Heiliger Martyrer Theodorus! bitte für deine Vaterstadt bei dem allgemeinen Könige und Herrn“. Lieblich ist das Gebet des großen Hieronymus, das er an seine frühere Schülerin richtet; „Lebe wohl, o Paula! und unterstütze durch dein Gebet das Greisenalter deines Erziehers„. Der große Augustin spricht allgemein. „Alle Marty=

rer, die bei Gott sind, bitten für uns". Cyprian sagt: „Die Heiligen, in Sicherheit über ihr eigenes Loos, sind für unsere Seligkeit besorgt". Der heilige Chrysostomus fordert uns nachdrücklich auf, zu der Fürbitte der Heiligen unsere Zuflucht zu nehmen, indem er sagt: „Nehmen wir unsere Zuflucht zu Heiligen und bitten wir sie, daß sie unsere Fürbitter seyen". Und der gewaltige Ambrosius ermahnt uns in diesem Thun vor Niemanden eine Scheu zu haben, da er spricht: „Wir erröthen nicht, diese als Fürsprecher unserer Schwäche zu gebrauchen, die selbst die Schwäche des Fleisches erkannten, da sie noch hiernieden lebten?

Nun denn, was soll wohl all jenes aberwitzige Gerede der Gegner diesen Zeugnissen der Väter gegenüber für uns anderes bedeuten, als daß diejenigen kaum zur Gemeinschaft der Heiligen zu rechnen seyen, welche diese Gemeinschaft schmähen und verfolgen. So haben es auch in dieser Sache durch alle Jahrhunderte jene gemacht, die unsere Kirchen verlassen hatten. Schon der Häretiker Basilides verwarf die Verehrung der Heiligen, und nach ihm, jeder andere Irrlehrer bis zur Stunde. Daher darf dieses Benehmen der Protestanten den Katholiken nicht befremden, denn die Heiligenverehrung und ihre Anrufung ist von dem Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen untrennbar, und diese ist nichts anderes als die Kirche Christi im Himmel, auf Erden und unter der Erde in ihrer Lebendigkeit. Wir alle hier und dort, wir wissen von einander, wir lieben einander, und wir theilen in Christus alle Güter mit einander. — Die Protestanten, sie sind im Zorn von uns gegangen, aber die Gemeinschaft der Heiligen konnten sie nicht mitnehmen; daher nennen sie sich ein heiliges Häufelein auf dieser Erde, das für jenen Trost kein Gefäß, für jene Schätze keinen Sinn, weil kein Bewußtseyn hat. — Ihre Gemeinschaft der Liebe hat sogar in der Idee etwas Zerrissenes und Herzloses.

Wenn der Katholik dagegen im Jubel seiner Seele zum Himmel hinaufschaut, und sich der Gemeinschaft der Himmel freut, so ruft ihm der Protestant mit kalter Stimme zu: Laß ab! deine Heiligen hat nur der Papst in Rom gemacht; denn er hat sie heilig gesprochen.

Auch dieser Vorwurf ist ein Beweis großer Unwissenheit. Wir wollen hier ganz einfach den historischen Gang einer Heiligsprechung erzählen, und es wird alles im Reinen seyn.

Wenn ein Mensch auch noch so heilig gelebt hat, deßwegen wird er in Rom doch nicht heilig gesprochen: denn der größte Tugendheld kann noch in der letzten Stunde seines Lebens vor Gott alle Tugend verlieren.

Soll ein Katholik in Rom heilig gesprochen werden, so muß ihn zuerst Gott Selbst heilig sprechen. Er muß nach seinem Tode noch Wunder wirken; auf seine Fürbitte, oder durch den Gebrauch seiner Reliquien müssen plötzliche Heilungen, oder solche Dinge erfolgen, die nach den bekannten Gesetzen der Natur unerklärbar sind. Wenn das wirklich geschieht, so spricht ja Gott Selbst einen solchen Katholiken heilig, indem Er ihn dadurch als seinen besondern Liebling vor der ganzen Welt verherrlichet; denn der Heilige kann nicht durch sich selbst Wunder thun. Hat ihn auf diese Weise zuerst Gott Selbst heilig gesprochen, denn proclamirt das Volk diese seine Heiligsprechung, die es in seinen Wundern an sich selber erfahren, und jetzt verbreitet. Von dem Volke kommt die Sache erst an den Papst nach Rom, und hier untersucht man dann gewissenhaft und genau, ob wirklich dieser Katholik durch Wunder von Gott Selbst als ein Gottesfreund erklärt, und heilig gesprochen worden sey, hat sich dieses bewährt, dann und nur dann bestätigt der Papst in Rom im Namen der Kirche auf eine feierliche Weise das, was Gott an diesem Katholiken gethan, und er wird zur allgemeinen Verehrung und Nachahmung als ein Heiliger erklärt. Unter einem Heiligen verstehen wir einen Mann, der ganz heil ist von jeder Leidenschaftlichkeit des menschlichen Herzens, heil sogar von jeder freiwilligen Regung derselben, heil von jeder blos menschlichen Klugheit und von jedem Streben nach dem, was dieser Welt nur der Eitelkeit angehört; einen Mann, der das Wohl des Nächsten seinem eigenen Wohle vorzieht, und alle Genüße, Herrlichkeit und Ehre an sich für Nichts achtet, der eine heilige, ruhige Begeisterung hat, als das Werk der Gnade, an sich, an jedem Geschäfte, und an jeder Creatur nach dem vom Geiste des gegebenen Rathes Maaße Gott zu verherrlichen. Ein solcher Mann ist ein Held der Tugend, wäre sein Leben auch noch so lautlos und einfach; denn die Größe des Menschen ist nicht seine That, sondern seine heilige Liebe, die im Verborgenen wirkt, und dieser Liebe gibt dann Gott öffentlich durch Wunder Zeugniß, und der Papst verkündet hernach, das, was von Gott an einem Orte geschehen, der ganzen Welt. — Sonach spricht der Papst Niemanden heilig, sondern er untersucht nur die von Seite Gottes schon vorausgegangene Heiligsprechung, und bestätigt ihre Richtigkeit, wenn allen strengen Forderungen dieser Untersuchung ein Genüge geschehen ist, und es darf nur nicht vergessen werden, daß Wunder nach dem Tode ein unerläßliches Erforderniß zur Heiligsprechung sey, um einzusehen, daß man

hier mit der größten Sicherheit auch als bloßer Mensch ein Urtheil fällen könne.

Freilich sind es hier wieder die Wunder, auf welche Alles ankömmt, und es scheint Noth zu seyn, unsern Gegnern gegenüber diesen Gegenstand ebenfalls besonders zu erwähnen. Wunder hat es in der katholischen Kirche allzeit gegeben, und gibt es auch jetzt noch. Auf das erste große Wunder und der davon abgeleiteten in dem Evangelium ist die katholische Kirche gebaut; durch alle Jahrhunderte ihres Bestandes sind sie, wie zahllose Zeugen beweisen, mit ihr hindurchgegangen; sie sind noch nicht von ihr ausgeschieden, wie tägliche Vorgänge beweisen. Wie Gott durch sie Seine Heiligen aus der Mitte aller Menschen Sich bezeichnet, und sie diesen als Solche dadurch ausruft, so bezeichnet Er auch aus der Mitte aller menschlichen Genossenschaften, die sich fälschlich Kirchen nennen, diejenige, die Er als Seine Heilige erklärt, und die Andern müssen dieß Sein Zeichen ehren und anerkennen. Zwar alle haben das Zeugniß des Himmels für sich in Anspruch genommen, sie haben auf Wunder sich berufen, die zu ihrer Bekräftigung geschehen; aber es ist weder Beglaubigung, noch Folge und Zusammenhang in diesen Thatsachen; sie liegen entweder isolirt und vereinzelt da, oder zerstören sich selber durch ihre Abentheuerlichkeit, wie die Wunder des Mahomedanismus, oder lassen leicht als poetische Legende sich erkennen. Weil daher kein Leben ist in dieser angeblichen Wunderkraft, darum ist auch keine Tradition in ihren Wirkungen, und weil sie nie gewesen, darum soll sie auch nur in einer erträumten Vergangenheit sich geäußert haben, seither aber erloschen seyn. Darum ist der Besitz von diesem Zeugniß des Himmels, in dem unter Allen noch allein die katholische Kirche sich befindet, auch die Gewähr dafür, daß sie zu aller Zeit so in ihm gewesen, und darum die Garantie ihrer Heiligkeit. Diese ihre Heiligkeit ist aber an die Heiligen aus ihrer Mitte geknüpft, die allein ihr Wunder wirken; daß aber die Heiligkeit ihrer Glieder auf sie reflectirt, ruht eben wieder auf der Gemeinschaft der Heiligen und der Verbindung der triumphirenden Kirche mit der Streitenden, die beide durchwirkt werden von dem einzigen großen Wunderthäter, dem Haupte Aller, Der in seinen Erwählten durchleuchtet, und Seine Gaben von ihnen ausfließen läßt. Wunder sind also ein Zeugniß für diese Gemeinschaft, weil sie in ihr nur möglich sind, diese Gemeinschaft und die Wunder bewähren sich daher gegenseitig. Die Heiligen thun nicht Wunder aus ihrem eigenen, sondern allein aus dem was sie überkommen, und ihnen ist gegeben, nach Verhältniß der

Herrlichkeit, womit sie Gott im Himmel und auf Erden verherrlichen will. Die Hilfe aber wird dem, der vertrauend der Verheißung, zum Vater betet, nach Maaßgabe des Verhältnisses, in dem die Heiligen zu Christus, als dem Erlöser stehen. Alle von Ihm ausströmende Kraft ist eine erlösende Kraft, erlösend den Geist oder die Natur, die auch jetzt schon in Ihm erlöst und verherrlichet ist und wird, da der Herr auferstanden, und die Menschennatur nun zur Rechten Gottes sitzet. Diese erlösende Kraft die von Christus fortwährend ausgeht, weil die Erlösung selbst ein fortwährender Akt ist, durchdringt alle Glieder am Leibe des Herrn zuerst die Heiligen und Alles, was ihnen angehört, und dann diejenigen und das, was ihnen zunächst steht. Diese erlösende Kraft, welche die Heiligen, als die Glieder des Leibes Christi, durchströmt nach dem Maaße ihrer Heiligkeit, gießt sich in alles durch sie aus, was in einer wesentlichen Verbindung mit jenen steht; sind aber diese verbundenen Dinge nur leblose Sachen, dann sind sie freilich nicht die Träger sondern nur die Leiter jener erlösenden Kraft. In einer wesentlichen Verbindung mit den Heiligen stehen ihre Gebeine, die Kleider und anderes, was sie öfters als ihre Sache gebrauchen; denn wenn auch die materielle Verbindung aufgehört hat, so besteht noch die geistige Verbindung fort. In eine wirkliche Verbindung mit ihnen kann auch jedes Bild und jeder andere für ihre Verehrung passende Gegenstand durch die Benediction der Kirche gebracht werden. Was die Kirche weiht, erlöst, das weiht und erlöst Christus selbst. Durch die Weihe wird ein Gegenstand seiner irdischen, eitlen und unheiligen Sphäre entzogen, aus der sündhaften Natur herausgenommen, und durch die Anrufung des Namens des Herrn mit dem Herrn selbst, oder mit einem Heiligen in unmittelbare Verbindung gebracht, wodurch sie für die erlösende Kraft, die von Christus ausgeht, und in die Heiligen, als in die Glieder seines Leibes überströmt, die Leiter auf den Menschen werden, und ihm so die von verschiedenem Elende auf eine wundervolle Weise erlösende Kraft Gottes zuführen. Durch besondere Fügung Gottes ist auf diese Weise ein Gegenstand, z. B. das Bild eines Heiligen, ein reicher strömender Kanal der wunderbaren Hülfe Gottes, als ein anderer, und so entstanden und entstehen noch die Wallfahrten und die mirakulösen Bilder in der katholischen Kirche. Nach dem Maaße der Gnade, an welche dieses Bild wie ein Kanal hinreicht, und nach dem Verhältnisse der Empfänglichkeit, in welchem der Einzelne diesem Bilde, durch dessen Verehrung, als dem Leiter dieser Gnade wunderbarer Hülfe gegenüber steht, strömt erlösende und heiligende Kraft gegen ihn aus, die

meistens eine Erlösung von leiblichem Elende bewirkt, weil der Leib des Herrn seit Seiner Auffahrt schon verherrlicht ist, und wir, als auf dem Wege nach Golgatha, vorher noch von Zeit zu Zeit auf Tabor versetzt werden sollen, damit wir im Glauben nicht schwach, und in der Liebe nicht kalt werden. Um hier nur eine Bemerkung über die wunderbaren Bilder der seligsten Jungfrau zu machen, müssen wir auf das Entschiedenste verneinen, daß der Katholik die Ansicht habe, es wohne wohl gar die Mutter Gottes selbst in einem Bilde, oder das Bild umschließe doch wenigstens eine göttliche, wundervolle Kraft. Es verhält sich hier gerade so, wie mit der Schlange des Moses, die Wunder gethan, und doch nichts anderes, als eine eherne Schlange war; wie mit dem Taufwasser, das da mithilft, den Menschen neu zu schaffen, und doch an sich nichts anderes ist, als Wasser. — Im Bilde selbst ist nichts; sondern das Bild ist nur ein Kanal, ein Leiter, der mit einer Gnadenquelle, mit einem Heiligen, und durch diesen mit Christus in einer geheimnißvollen, unmittelbaren Verbindung steht, und dadurch jedem Menschen, der sich mit diesem Leiter wunderbarer Hülfe in Verbindung setzt, auch eine höhere, wunderbare Hülfe nach den eben bezeichneten Verhältnissen zuführt; so sind die Reliquien und die Bilder der Heiligen gleichsam nur ein Unterpfand, ein Zeichen, auf dessen Vorweisung die erbetene Hülfe nach dem Verhältnisse des Heiligen und des Bittenden zu Gott, erfolgen wird. Wie verschiedene Sacramente an verschiedene sichtbare Zeichen von demselben Gotte gebunden sind, so sind auch in einem andern Verhältnisse verschiedene Hülfeleistungen der Mutter Gottes an verschiedene Bilder von ihr selbst gebunden. Dieses ist die gnadenvolle Magie in der Gemeinschaft der Heiligen, gleichsam die verschiedenen Adern und Blutgefäße des mystischen Leibes Christi, der die ganze Erlösung in sich schließt mit allen Sacramenten und Sacramentalien, mit allen Gnaden und Segnungen der Kirche.

Wiederum ist es das fruchtbare Wort der Verheißung des Herrn, das so viele Wunder in der katholischen Kirche bewirkt. „Alles", spricht der Herr, „um was ihr den Vater in Meinem Namen bittet, das wird Er euch geben". — Dieses Wort der Verheißung wird zur Wundergabe im lebendigen Glauben, von welchem wieder der Herr sagt, daß er Berge zu versetzen vermöge, wenn er auch nur so groß sey, wie ein Senfkörnlein. Ist es das gläubige Gebet des Heiligen hienieden, das Wunder bewirkt, so thut dieß noch mehr seine Fürbitte im Himmel, welche das vervollständiget, was dem Glauben dessen fehlt, welcher die Fürbitte des Heiligen anruft. Von dieser geheimnißvollen Wunderkraft,

die der Katholik im Glauben an die Gemeinschaft der Heiligen in Christo ganz natürlich findet, sind auch die Protestanten vielfach so sehr überzeugt, obwohl sie selbe mit dem Munde läugnen, daß sie in großer Noth selbst in unsere Gotteshäuser kommen, und dort ihre Gebete verrichten; hier das wieder aufsuchen, was ihnen die Leidenschaft der Reformatoren genommen. Daher rufen wir ihnen zu: Glaubet nicht uns, sondern glaubet der Wahrheit und folget der Gnade, und wir werden wieder Eine Kirche werden, wie wir Ein Volk sind.

Diesem Wunsche wollen wir jetzt noch einige Bemerkungen über die bezeichnete Broschüre beifügen, die uns freilich ebenfalls wieder die Ueberzeugung aufdringt, daß man jenseits die Feindseligkeit der Zwietracht an die Stelle der Liebe gesetzt, und eine gelehrte Unwissenheit für hohe Weisheit hält; doch diese Intriguen der Einzelnen gegen die Wahrheit werden schon vielfach bemerkt, und das Volk ist an vielen Orten gegen seine Lehrer mißtrauisch geworden, und das wohl mit Recht.

Der Pastor Mallet gehört zu denjenigen, die da, so oft guter Wind weht, schon das Grabgeläute der römischen Kirche gehört haben, „und hätte ihn sein Ohr nicht betrogen, so wäre es ihm nicht einmal eingefallen, in der Weise, wie er es gethan, gegen die römische Kirche zu polemisiren, weil aber daß Papstthum mit seiner Polemik und mit seiner Lüge, mit seiner Verfolgung, mit seiner Polemik und mit seinen Intriguen wieder auftaucht und auch wieder ein Orden errichtet wird, bei dessen Namen einem ehrlichen Manne die Haut schaudert; so hält er es für eine Pflicht dann und wann ein Wort wider die römische Kirche zu reden„.

Das gelungene Büchlein macht seinem Verfasser wirklich Ehre; denn er geht noch um einen Schritt weiter, als viele Andere. Jene Stellen unserer Lehre, die er nicht wohl verdrehen kann, gibt er manchmal nicht blos ohne Entstellung wieder, sondern bekennt sich sogar zu ihrem Inhalte; läugnet aber dagegen, daß der Cultus mit der Lehre übereinstimme, und will alle Welt glauben machen, daß die Katholiken ohne weiters die Heiligen anbethen, obwohl die Lehre ihrer Kirche nur die Verehrung der Heiligen lehrt und empfiehlt. — Der Pastor Mallet ist kein Katholik; kennt nicht einmal das Aeußere der katholischen Kirche, und dieser Mann sieht in das innere Leben, in das Herz der Gläubigen, und entdeckt Dinge da, die ein Katholik ohne Entsetzen nicht

einmal denken kann; von denen wir selbst noch niemals auch nur eine Ahnung gehabt haben; die dem ganzen katholischen Bewußtseyn aller Jahrhunderte widersprechen, die auch nicht Ein Beyspiel in der Geschichte unserer Kirche von ihrem Daseyn aufweisen können. — Welch eine wissenschaftliche Bildung, welch ein Herz und welch einen religiösen Charakter muß ein Mensch haben, den nicht einmal der Anstand von solch' schändlicher Lüge und Verläumdung zurückhält, daß er sie nicht vor Millionen ausspreche, die alle einstimmig in eigener Sache das Gegentheil behaupten. — Wir haben die Ueberzeugung, daß in der ganzen katholischen Welt auch nicht ein einziger Mensch, nicht das allereinfältigste alte Weiblein je geglaubt, daß man die Heiligen anbeten dürfe, oder je dieses gethan hat. — Solch eine freche Verläumdung ist um so empörender, als sie uns das eigene Selbstbewußtseyn abspricht. — Ein Fremdling weiß besser, was in unserm Hause geschieht, als wir selbst. — Weil nun mit solchen Menschen, wie Pastor Mallet, auf dem Wege der Besprechung nichts zu erlangen ist, so rathen wir den Bremer Katholiken, sie sollen diesen Pastor auf so lange als Einen, der falsches Zeugniß gegeben, öffentlich erklären, bis er einen ehrlichen Katholiken herbeibringt, der in Wahrheit gesteht, er habe geglaubt, man dürfe die Mutter Gottes, oder einen Heiligen anbeten, und er habe dieses auch wirklich gethan. — Wenn das bei den Katholiken doch allgemein geschieht, so wird es jenem Pastor nicht schwer seyn, diesen factischen Beweis zu liefern: denn der Theorie nach hat er eine Lüge gesagt, und erinnert uns dadurch an seinen Vater Luther, der 1530 den 30. August an Melanchton also geschrieben: „Wenn wir einstens nichts mehr zu fürchten haben; wenn man uns in Ruhe läßt, dann können wir unsere Betrügereien, Lügen und Irrthümer leicht wieder gut machen.“ —

Mallet scheint an das Gutmachen noch nicht zu denken; denn was er Seite 24 und 25 schreibt, die römische Kirche lehre, man müße die Heiligen anrufen und verehren; sie gebiethe dieses als nothwendig zum Heile der Seele, ist gleichfalls eine Lüge. Früher hatte er gesagt, die römische Kirche lehre nur, daß es gut und nützlich sey, die Heiligen zu verehren, und hier belehrt er den katholischen Pastor Propst, daß er sich sehr täuschen würde, wenn er geglaubt hätte, die römische Kirche verlange nur die Verehrung der Heiligen. — Mallet belehrt hier einen katholischen Priester über das, was die katholische Kirche verlangt. — Eine fernere Lüge ist es, daß diese Lehre, wie sie Mallet ausspricht, im römischen Katechismus oder im Concilium von Trient stehe. — Von

der Verehrung und Anrufung der Heiligen lehrt die Kirche nur, daß dieses zu thun gut und nützlich sey, wie jeder wissen kann, wenn er will; denn die Bücher unseres Glaubens liegen offen vor der ganzen Welt. Von den Bildern lehrt das Concilium von Trient, daß man den Bildern Christi und der Heiligen die gebührende Ehre erweisen soll. Bilder zu haben ist nicht gebothen; aber sie gebührend zu ehren wenn man sie hat, das wird verlangt. Dieß, und nur dieß lehren unsere Bücher. Was wir lehren, das lehren wir öffentlich, und ohne Rückhalt, und was nicht in unsern Büchern steht, das steht auch nicht in unsern Herzen; denn auch hierin unterscheiden wir uns, von Mallet und den Seinigen. — Es ist weltbekannt, und schon tausend Mal bewiesen worden, wie sehr die augsburger Confession bemüht war, manche Irrthümer ihrer Lehre ganz zu verschweigen, und andere zu verhüllen, um die Kurzsichtigen glauben zu machen, sie seyen der Hauptsache nach mit uns eins. — Von solchem trügerischen Verfahren weiß unser Kirche nichts; sie kennt in ihrer Lehre keine politische Berechnung, Wie aber die Lehre unserer Kirche offen, gestern und heute dieselbe, und immer unveränderlich ist, so ist auch das kirchliche Bewußtseyn dieser Lehre in den Herzen aller Katholiken, eben so entschieden und immer dasselbe, daß derlei praktische Irrthümer, wie die Anbetung der Heiligen auch beim unwissendsten Katholiken ganz unmöglich sind, wie es sogar jeder Fremdling weiß, der da will. Vor solcher Verwirrung bewahrt jeden das kirchliche Gefühl, von dem freilich die Protestanten weder Begriff, noch viel weniger eine Erfahrung haben; denn bei ihnen ist Jeder seine eigene Kirche, und auch diese wird so oft wieder abgebrochen, und anders aufgebaut, als oftmal die Ueberzeugung sich ändert. Hier kann sicherlich von einem kirchlichen Gefühle keine Rede seyn, das bey uns von Jahrhundert auf Jahrhundert, und von der ganzen katholischen Masse auf den Einzelne übergeht. Man denke sich einen seit Jahrhunderten ganz abgeschlossenen Lehrbegriffe der schon vom Anfange an in eine große Masse übergegangen, der seit Jahrhunderten fortlebt, und der immer nur Einzelne in sich aufnimmt, und man hat eine Ahnung von unserm kirchlichen Gefühle. Wenn daher die Verehrung der Heiligen in der äußern Form von der Anbetung Gottes sich in nichts unterscheidet, so unterscheidet doch im Innern das kirchliche Bewußtseyn der Lehre auch in dem einfältigsten Katholiken zwischen Anbetung Gottes und Verehrung der Heiligen. Hätte dieß Mallet bedacht oder gewußt, er würde es den Katholiken nicht verargen, daß sie die Heiligen knieend um ihre Fürbitte anrufen,

da man nur vor Gott anbetend knieen soll. Geschieht es doch nicht selten, daß man vor Königen niederknieet um sie zu bitten, und gewiß ist noch keinem Könige eingefallen, dieses für eine göttliche Verehrung zu halten, wie auch kein Bittender solche erweisen wollte. Hier kömmt auf die Sitte gewiß alles an. Im Oriente war es Sitte, und ist es vielfach noch, den Fürsten und hohen Gönnern seine Verehrung knieend zu beweisen. Diese Sitte ging auch auf die Verehrung der Heiligen über, und niemand dachte dabei an eine göttliche Verehrung; später wurde sie dann in das Abendland versetzt, und veranlaßte zur Zeit des Bilderstreites die Synode zu Frankfurt unter Karl dem Großen, und zu Paris unter Ludwig dem Frommen. Die Synode von Frankfurt verwarf aber keineswegs die Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder. Auf der Synode von Nicäa ist die Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder ausgesprochen worden. Die Bischöfe auf der Synode zu Frankfurt hatten eine unrichtige Uebersetzung der Synode von Nicäa, und glaubten dieser gemäß jene Vätter hätten bestimmen wollen, man müße Christus und den Heiligen gleiche Verehrung erweisen. Dieser Ansicht waren sie natürlich entgegen; billigten und empfahlen aber die Verehrung der Heiligen und ihrer Bilder. Auf der Synode zu Paris wurden sogar verschiedene Weisen festgesetzt, wie man die Heiligen und ihre Bilder verehren soll, da die Teutschen anfangs an der orientalischen Sitte, vor den Bildern der Heiligen niederzuknieen, Anstoß nahmen, weil sie diese Weise der Verehrung nur Gott zu bezeigen gewohnt waren; doch bald wurde auch bei ihnen diese Gewohnheit allgemein; sie sprachen die Heiligen gleichfalls knieend um ihre Fürbitte an, ohne nur ferner noch daran zu denken, daß so den Heiligen göttliche Ehre erwiesen werde. Dasselbe gilt auch in Bezug auf die Ausdrücke, derer wir uns bei der Verehrung der seligsten Jungfrau bedienen. Wir legen ihr oftmals Namen und Eigenschaften bei, die streng genommen nur Christus dem Herrn allein zukommen; aber der Katholik weiß, wie das zu nehmen ist, und was er damit sagen will. Diese Verehrung findet er um so weniger unrecht, als sie in der Schrift ihre klare Bestätigung hat. Der Heiland sagt: „Ich bin das Licht drr Welt.“ Von den Aposteln sagt er auch: „Ihr seyd das Licht der Welt.“ Wenn wir nun die Apostel, das Licht der Welt nennen, was doch buchstäblich nur von Christus gesagt werden kann, so fällt doch gewiß Niemanden bei, uns zu beschuldigen, daß wir die Apostel göttlich verehren, oder sie für aus sich selbst leuchtend erklärten. In gleicher W[illegible]ür= fen wir auch die seligste Jungfrau das Licht der Welt n[illegible], und

können alle Eigenschaften und Namen, die primitiv nur dem Herrn zukommen, in secundärer Weise, als Ausfluß und Abglanz des Herrn, der seligsten Jungfrau beilegen, und der Katholik denkt, wohl nicht im mindesten daran, sie dadurch göttlich zu verehren; denn eine göttliche Verehrung der Creatur ist dem Katholicismus ganz unmöglich, dagegen sträubt sich bei uns mehr als anderswo das Gefühl. Daß wir aber die seligste Jungfrau besonders hoch verehren, das hat seinen guten Grund. Der himmlische Vater gab der Welt seinen Sohn als Erlöser, und mit Ihm alles, was Er hatte, und alles, was wir bedurften. Diesen Sohn legte der Vater der seligsten Jungfrau, in die Arme und sie hat Ihn uns zuerst gezeigt, und Ihn uns zur Liebe dargebothen. Also durch sie haben wir den Erlöser und die Erlösung, durch sie die Vergebung der Sünden und das Heil; durch sie trat Gottes Sohn in die Welt ein, nachdem Er in ihr Menschensohn geworden. In ihr umarmte Gott den Menschen, und ward fortan Eine Person mit ihm. Sie ist die Pforte des Heils, durch die uns der Erlöser entgegenkam, vom Anfange her, und wird es bleiben. —

Diese Ordnung der Gnade hat der Herr eingeführt, und wer will sagen, daß Er es hätte anders machen sollen? Aber Gott ändert seinen Plan nicht wie ein Mensch. Was die seligste Jungfrau damals war in der Ordnung des Heils, das ist sie auch jetzt noch. Sie ist es noch immer, durch die der Erlöser in die Welt eingeht, in das Herz des Menschen, daß es glaube und lebe; sie gibt uns noch immer den Erlöser dar, und mit Ihm alles, was wir wünschen und bedürfen; nicht als hätte oder vermöchte sie etwas aus sich, sondern als die, die da Nichts hat, aber doch Alles besitzt. — In diesem Sinne glauben die frommen Väter der Kirche, daß alles, Was wir erlangen, zwar nur von Gott aber durch die Hand der seligsten Jungfrau kömmt, und daß alles, was wir Gott darbringen, auch wieder zuletzt durch ihre Hand Gott dargebracht werden soll. So denken die Katholiken von der seligsten Jungfrau, und Millionen von ihnen verdanken ihrer besondern Verehrung auch eine besondere, gar oft wunderbare Hülfe in der Zeit der Noth. Es scheint, man beneidet uns um diese Hülfe, und möchte uns deßwegen abbringen von unserm Thun, das dem himmlischen Vater nicht sogar unangenehm seyn kann, weil wir so häufig wunderbare Rettung erlangen. Gut ist hier, was hi[illegible] Wir lassen den Protestanten ihre Schmähung und ihren Zorn, [illegible] behalten die Hülfe der seligsten Jungfrau. Unsere unzählige

Votivtafeln, die wir in ihren Kirchen aufhängen, sind keine leeren Complimente, die wir ihr machen, sondern nur eine dankbare Erinnerung an die erhaltene Hilfe. Hierin liegt keine Täuschung; denn ob man Rettung erlangt hat, weiß wohl Jeder. — Der Verständige wird dieß unser Thun in Ordnung [illegible]en, und die Zustimmung des Pastor Mallet verlangen wir um so [illegible]iger, als in seiner Broschüre alles, Was er sagt, entweder Entst[illegible]ung, oder geradezu Unwahrheit ist, wie auch das, was er von Nime[illegible] von Haller gesagt hat. Was in Nimes geschah war Sache der [illegible]litik, und Haller hat sich selbst öffentlich gerechtfertiget. Diese Sch[illegible] ist wieder ein Zeugniß einer großen Unwissenheit in göttlichen Dinge[illegible] und einer nicht geringen Bösartigkeit des Herzens; denn nur ein [illegible]Gear[illegible]ter kann von unserer Kirche sagen, die doch so gerade und offen [illegible]llem ist, was sie lehrt und thut: „Man kann den sanften, den milde[illegible] Worten, wenn von der Lehre der römischen Kirche die Rede ist, nie trauen. — Man muß bald etwas hinzusetzen, und bald zwischen den [illegible] lesen, um den vollen Sinn des Wortes zu fassen“. —

Dieses sind niedrige Gedanken, die sich in kein[illegible] Weise rechtfertigen laßen, und nur den anklagen, der sie ausgespr[illegible]n. Hier werden die Worte unserer Lehre sanft und mild genannt, denen man nicht trauen darf; anders freilich, wenn etwa von der alleinseligmachenden Kirche die Rede ist. — Wohl sind wir diese Widersprüche von jenseits gewöh[illegible], und gerade sie geben Zeugniß von der Wahrheit bei uns.

Wer diese Machwerkl liest, fühlt sich gedrungen, mit der Aeußerung des Pastor Propst übereinzustimmen, daß von diesen Leuten die katholische Kirche gemißhandelt und die Protestanten gefoppt werden. — Armes Volk! Möchtest du es einsehen, wie sehr man mit dir spielt! Wir haben gegenwärtig die protestantischen und reformirten Katechismen der deutschen Staaten vor uns, und auch nicht in Einem ist nur noch die Lehre der Trinität nach der Bibel festgehalten; Taufe und Abendmahl haben aufgehört Sacramente zu seyn. Die Sprache dieser Katechismen ist herumredend, täuschend und darum betrüglich! — Wahrlich! Protestanten, ihr werdet zum Besten gehalten von denen, die Euch statt Worte des Lebens Steine geben. — So oft Ihr einen andern Prediger findet, so oft habt ihr auch einen andern Glauben; wenn anders euer Prediger ein ehrlicher Mann ist, [illegible] euch offen gesteht, was er glaubt. Ihr geht zum Abendmahl und [illegible]t den Herrn empfangen, und selbst eure Religionsbücher, das Machw[illegible] eurer Prediger, glauben nicht mehr an diesen Herrn. Zu diesen will zwar Pastor Mallet

nicht gehören, aber der größte Theil auch seines Glaubens scheint darin zu bestehen, daß er den Glauben der Katholiken lästert. Da er dieses für seine Pflicht hält, und wie er sagt, es noch mehr gethan hätte, wenn ihn nicht der Mangel an Zeit gehindert, so haben wir ihm nichts mehr zu erwidern, als daß es vor dreihundert Jahren Lutheraner gegeben habe, die es gerade so gemacht, und wir wollen ihn hiedurch in seinem Thun ferner nicht stören. — Er mag Unrath zusammentragen wie Viele der Seinigen; die Katholiken mögen das ruhig mitansehen, und sie werden sich überzeugen, wie unfruchtbar diese Arbeit, und wie verdienstlos dieses Geschäft ist. Schon dreihundert Jahre treiben sie dieses ehrsame Handwerk, und stirbt ein Meister aus ihrer Reihe, so bestatten die Gesellen ihren Lehrer in dem, was er gesammelt; selbst ihren Luther haben sie so begraben, und seit einiger Zeit gehen sie alle rücklings zu seinem Grabe, um die Blöße ihres Vaters nicht zu sehen, nachdem sie ihn zuerst selbst seiner Kleider beraubt, und seine Betrunkenheit in der ganzen Welt verkündet hatten. Nach der Form des Rockes, den er sich zugeschnitten, haben sie nun dem Volke papierene Röcke geschneidert, und sie nach der Weise des Sammtbreughel perspectivisch angemalt. Das Volk hat sich für geputzt gehalten, und gegen alle rauhe Witterung gesichert, aber es wußte nicht, wie ihm geschehen, daß es immerfort frieren mußte. Seit es nun gar, um Luthers Wort zu gebrauchen, „Dreck geregnet“, ist der ganze Staat vollends aufgeweicht und mit hinabgelaufen, und das arme Volk steht nun völlig nackt und will verschmachten in Durst und Hunger und Blöße. Darum gehen sie in England, dem Lande, wo man das Comfortable liebt, mit dem Beispiele voran, das in allen Fährlichkeiten des Lebens wohlschützende Kleid ihrer Väter wieder anzulegen.

XXXI.

Deutsche Briefe.

IV.

Eine Schilderung der geistigen Conflicte in Preußen habe ich Ihnen in meinem letzten Briefe versprochen, mein verehrter Freund! und ich fühle die Schwere dieser Aufgabe in ihrem ganzen Umfange. Wie selten gelingt es uns über verwickelte Privatverhältnisse, in denen wir selbst mit unsern Leidenschaften und Interessen Parthei sind, ein unbefangenes und billiges Urtheil zu fällen, und um wie viel seltener noch ist es uns Sterblichen gegeben, einen ganzen Zeitraum, dem wir selbst angehören, mit seinen divergirenden Neigungen und Bestrebungen in Religion und Politik, in Wissenschaft und Leben klar zu überschauen, um unsern Ausspruch unbeirrt durch Vorliebe oder Abneigung in wenige Sätze zu fassen. Die Schwierigkeit wächst, wenn dieser Zeitraum die neueste Geschichte des heutigen Preußens umfaßt, des Landes der extremen Gegensätze, die ohne sichtbare Hoffnung der Versöhnung, und in manchen Stücken ohne Möglichkeit der Vermittlung auf Leben und Tod um die Herrschaft ringen. Nachsicht von Ihrer Seite, mein edler Freund! wenn ich irre, ist also dieses Mal mehr als je vonnöthen. Halten Sie ein für alle Mal den Gesichtspunkt fest, daß ich nicht darauf Anspruch mache, den Schleier der Zukunft gelüftet zu haben. — Alles, was ich Ihnen über den muthmaßlichen Gang der Dinge, als meine unvorgreifliche Meinung äußern möchte, könnte ja auch von Grund aus falsch und verfehlt seyn. Die Zukunft der nächsten fünf Jahre schon dürfte mich Lügen strafen. — Nur

den einzigen Anspruch mache ich: die Gegenwart und die Vergangenheit, als die geschichtlichen Factoren dessen, was seyn wird, ruhig und ohne vorgefaßte Meinung aufgefaßt und gewürdigt zu haben. Die Folgerungen daraus zieht bekanntlich eine Vernunft, die mehr ist denn Salomo, und der wir in Demuth unsern Calcul unterzuordnen haben.

Sie sind ohne Zweifel darin mit mir einverstanden, daß alle geistigen Conflicte in Preußen entweder von vornherein mit dem großen kirchlichen Gegensatz zusammen fallen, oder sich wenigstens als nothwendige Früchte und Consequenzen der Glaubenstrennung anschließen. — Auch in dieser Hinsicht ist Preußens heutige Lage von selbst geworden, nicht mit Absicht gemacht. Als Friedrich II. Schlesien eroberte, und seinen Theil an dem zerstückten Polen hinnahm; als der Reichsdeputationshauptschluß dem brandenburgischen Regentenhause die westphälischen Bisthümer zuwarf; als der Wiener Congreß ohne alle Rücksicht auf den Glauben der Unterthanen Friedrich Wilhelm III. zum Wächter über die rheinischen Grenzlande gegen Frankreich setzte, waren es ohne Zweifel nicht der Rath und die Berechnung der Menschen, welche das abgesagt protestantische Preußen, nothgedrungen zu einem paritätischen Staate umschufen. Ohne alle Rücksicht auf den Willen, die Neigung oder die Anerkennung der Leiter des Staates ist diese Metamorphose als einfaches, sich von selbst verstehendes Factum dadurch geschehen, daß Preußen allmählig sechs Millionen katholischer Unterthanen in sich aufnahm. Ein Land, dessen Unterthanen zu zwei Fünfteln Katholiken sind, ist eben kein bloß protestantischer Staatskörper mehr, und die gesetzliche Anerkennung der katholisch-kirchlichen Rechte und Freiheiten ist, jenen factischen Zustand vorausgesetzt, nicht mehr Sache der freien Wahl und der Gnade, sondern eine nothwendige und unerläßliche Consequenz factisch vorhandener Zustände, die höchstens der Zeit nach hinausgeschoben, aber nicht mehr für immer abgewendet werden kann. — Wiederum, wenn Friedrich II. sein Volk mit

dem Geiste Voltaires durchsäuerte; wenn nach einem kurzen, total fehlgeschlagenen Reactionsversuche seines Neffen, Friedrich Wilhelm III. gleich beim Beginne seiner Regierung sich beeilen mußte Bischofswerder und Wöllner, die Häupter der Orthodoxie, auf recht eclatante Weise der Rache der Aufklärung Preis zu geben; wenn er, auf derselben Bahn fortschreitend, den aus Jena vertriebenen Fichte nach Berlin berief, und in jener berühmten Cabinetsordre es Gott anheim stellte, seine Sache mit dem freigeistigen Philosophen selbst auszumachen; wenn dann achtzehn Jahre später, aus Gründen, die einem ganz entgegengesetzten Ideenkreise angehören, Hegel auf den dortigen Lehrstuhl berufen ward, um die absolute Vernunft des Staates zu predigen; wenn eben dieser Meister in der Stadt des Zweifels Gründer einer Schule ward, die, nachdem sie zwanzig Jahre lang die philosophische Staatskirche Preußens gewesen, heute mit lobenswerther Offenheit ihr Mysterium der Gottheit des menschlichen Geistes auch den Kleinen und Unmündigen zugänglich machen möchte; wenn sage ich, dieß Alles noch unter unsern Augen oder denen unsrer Väter geschehen ist, so hat die heutige preußische Staatsgewalt nicht mehr die Macht: durch einen Act des souveränen Willens den Entwickelungsgang des Protestantismus zu hemmen, und das Princip der Reformation von dessen unabweisbaren Folgerungen, die Wurzel und den Stamm von den Früchten zu trennen, die ja in ihrer Art eben so „naturwüchsig“ sind, wie jedes andere Ding auf Erden, worüber Gott regnen und die Sonne scheinen läßt. —

So ist denn also der, hier in wenigen Worten charakterisirte Stand des großen Religions- und Kirchenstreites im heutigen Preußen, — eines Streites der seine Wirkungen in alle übrigen Zweige der Wissenschaft und des Lebens erstreckt, — mit nichten die Schuld dieses oder jenes menschlichen Einzelwillens und Planes, sondern eine, durch tausend gegebene Voraussetzungen bedingte Fügung, die kein Sterblicher ändern kann. Der, durch die kleinere Hälfte der Unterthanen ver-

tretenen Kirche, steht dort, wie in Deutschland überhaupt, ein Amalgama von widerstrebenden Richtungen gegenüber, die ein tiefsinniger Sprachgebrauch mit großem Rechte als Protestantismus bezeichnet, weil ihnen nichts als der Widerspruch gegen die Autorität der Kirche gemeinsam ist. In sich zerfallen dieselben in die beiden großen Gegensätze: Jener, welche irgend eine andere Autorität, als die von Gott gesetzte der allgemeinen Kirche anerkennen, und einen größern oder geringern Rest der Offenbarung festhalten, und Jener, die den Widerspruch bis zu seiner letzten Spitze (Läugnung eines persönlichen Gottes und der Unsterblichkeit der Seele) treiben wollen, einer Spitze, deren höchsten Gipfel Feuerbach, Michelet und A. vielleicht schon in soweit erstiegen haben, als die Menschheit vor der Erscheinung des Antichrist im Fleische überhaupt dazu fähig erscheint.

Das eben Gesagte charakterisirt die in Preußen obwaltenden Conflicte in ihren groben Umrissen und äußersten Endpunkten. Es ergiebt sich daraus zunächst, daß es ein fundamentaler Irrthum wäre, wollte Jemand das, was man in Preußen „den Staat" (den preußischen nämlich!) zu nennen pflegt, d. h. die moralische Person der Regierung jenes Landes, dafür verantwortlich erklären, daß das geistige Leben der Nation in dieser, allerdings nicht erfreulichen Weise zerrissen und zerklüftet ist. Der Conflict besteht nämlich in Preußen nicht mehr und nicht weniger, wie in allen übrigen protestantischen Ländern, und ein mäßiger Grad von unbefangener Ueberlegung zeigt: daß der heutige, eigenthümliche Stand der Controverse in Preußen nichts weniger als das, mit Absicht und Vorbedacht herbeigeführte Werk der preußischen Regierung ist. Dagegen ist dieser „Staat" dafür allerdings Gott und der Geschichte verantwortlich, welche Parthei und Stellung er in diesem, ohne sein Dazuthun bestehenden Conflicte genommen hat, und ferner zu nehmen beabsichtigt.

Untersuchen wir hier zunächst das Verhältniß eben dieses preußischen Staates zum Protestantismus, so tritt uns, gleich

im Beginn der Untersuchung, eine jener elastischen Phrasen entgegen, die seit dem Cölner Ereigniß, durch die große Gedankenlosigkeit vieler deutschen Schriftsteller bannal geworden sind. — Preußen, so versichern uns die semioffiziellen Zeitungsschreiber, ist die Schutzmacht der Reformation, sein Schicksal solidarisch mit dem des Protestantismus verbunden. Nicht leicht jedoch hat eine Thesis einer Regierung größern Schaden gethan, als dieser Gemeinplatz, mit dessen Zergliederung und Analyse Sie mir erlauben müssen, mich hier einmal ex professo zu beschäftigen.

Untersuchen wir zunächst, worin in den ersten zwei Jahrhunderten nach Luthers welthistorischer Disputation zu Wittenberg, der Schutz des Brandenburgischen Hauses über die neue Kirche bestanden haben könnte. Daß Brandenburg, wie alle übrigen protestantischen Regentenhäuser, seinen Vortheil aus der politisch-kirchlichen Umwälzung der alten Ordnung im Reiche zog; daß es die Vortheile annahm, welche jene Conjunctur ihm bot: daß es das deutsche Ordensland im Osten erwarb, als es nach dem raschen Abgang des Geschlechts des seculär gewordenen Hochmeisters in den Erbgang seines Hauses fiel; daß es, nach der Weise aller übrigen, dem neuen Glauben zugewendeten Fürsten, bequem gelegene Bisthümer einzog, und sich im Besitz derselben durch den westphälischen Frieden bestätigen ließ, — dieß Alles ist freilich, ohne Widerspruch, historisch gewiß und nicht zu läugnen. Nur vermag ich, meines Orts, in diesen und ähnlichen Schritten nicht sowohl einen Beruf zu einer protestantischen Hegemonie, und ebenso wenig eine Pflege der angeblichen Grundideen des Protestantismus, sondern lediglich jene, dem sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert eigenthümliche Politik zu erblicken, die sich von dem Macchiavellismus späterer Zeit bloß durch klügere Benützung des religiösen Glaubens oder Zweifels der Unterthanen für die Zwecke der Herrscher unterschied. Hätte auf der entgegengesetzten Seite die Hoffnung größern Gewinns gestanden, ohne Zweifel hätte das damalige Brandenburg den

Protestantismus sammt seinen leitenden Ideen und denen, die sich von ihnen hatten leiten lassen, derselben Politik geopfert, welche beim ersten Anschein einer ernstlichen Gefahr Joachim II. vermochte, seine Reiter auf der Lochauer Heide gegen den unglücklichen Johann Friedrich fechten zu lassen; einer Politik, die, als das Richtbeil über dem Haupte jenes eigensinnigen und beschränkten, aber ehrlichen Fürsten schwebte, der damals in Wahrheit der Schutzherr des Protestantismus war, die Berliner Hofprediger anwies: den Uebergang des spanischen Kriegsvolks über die Elbe mit Moyses wunderbarem Zuge durch das rothe Meer zu vergleichen. Wie Brandenburg während des dreißigjährigen Krieges in ähnlicher Weise zwischen dem Kaiser und seinen Feinden schwankte, ist nicht minder bekannt. Und hat die Magnetnadel der versatilen Staatskunst Friedrich Wilhelms des Großen jemals auf einen andern Nordpol, als auf sein Interesse hingewiesen?

Daß dieses übrigens zu jener Zeit allerdings in gewisser Weise mit dem des Protestantismus eng zusammenhing, ist freilich eben so bekannt als leicht begreiflich. An einen entscheidenden Sieg der spanisch-österreichischen Hausmacht und an den politischen Untergang des Protestantismus hätte sich der Verlust der, auf Kosten der Kirche gemachten Erwerbungen, und hieran das Zurücksinken des jungen Staates in seine frühere Unbedeutenheit schließen können. Allein dieß war, ich wiederhole es, eine, der damaligen Lage Europas angehörende, politische Conjunctur wie jede andere, keine Schutzherrschaft über die Ideen des Protestantismus, weder des alten, wie seine Stifter ihn begründet, noch des neuen, wie die Fortschritte der Zeit ihn entwickelt haben. Höchstens mag zugegeben werden, daß Friedrich Wilhelm I. seine Protection, wie seine Neigung unpartheiisch zwischen dem streng-calvinischen Lehrbegriff und der Potsdammer Riesengarde theilte, eine Ideenverbindung, welche bekanntlich dem Philosophen Wolf die Ungnade des Königs und die Weisung zuzog, Halle und den preußischen Staat bei Strafe des Galgens in kürzester Frist zu räumen.

Mit Friedrichs II. Thronbesteigung ändert sich Preußens Stellung zum Protestantismus, nicht bloß durch die Neigungen und Ansichten des Königs, sondern mehr noch durch die gänzlich veränderte Lage der Welt. Das Interesse Preußens war ein anderes geworden; jener frühere Kampf für die Wahrung der Territorien, die der Protestantismus im 16ten und 17ten Jahrhundert durch List und Gewalt erworben hatte, würde den gänzlich veränderten Verhältnissen des achtzehnten gegenüber, keinen Sinn mehr gehabt haben. Die Gefahr einer Restitution der geistlichen Güter war für immer vorüber. Oesterreich, durch vielfache Bündnisse mit nichtkatholischen Fürsten verstrickt, hatte überhaupt schon seit dem spanischen Erbfolgekriege der europäischen Politik den Schutz über die katholische Sache in Deutschland zum Opfer bringen müssen. Auch in Frankreich war mit Ludwig XIV. der Gedanke zu Grabe gegangen: das katholische Interesse als Hebel für die Zwecke einer Universalmonarchie zu benutzen. — Der Protestantismus in ganz Europa war seiner defensiven Stellung überhoben; der stille, unblutige Offensivkrieg gegen die katholische Sache, — der freilich unausgesetzt seinen Gang ging, — wurde im Geiste der damaligen Zeit weniger gegen den Glauben als solchen, als gegen die letzten, aus älterer Zeit herrührenden, politischen Vorrechte der Kirche geführt. In Preußen hatte damals umgekehrt die Erwerbung katholischer Provinzen durch Friedrich das evidente Bedürfniß nahe gelegt: die Abneigung der altgläubigen Unterthanen gegen das neugläubige Herrscherhaus zu überwinden. Friedrich dem Großen gebührt das Verdienst, die neue Zeit in dieser Beziehung begriffen und zum Vortheil seines Hauses benutzt zu haben. Er wurde der Schöpfer der indifferentistischen Toleranz, durch welche er seiner Zeit vielleicht noch mehr als durch seine Siege imponirte.

Ich habe nicht nöthig, Ihnen gegenüber mich darüber auszuweisen, wie wenig die Philosophie des „einzigen“ Preußenkönigs die meinige ist. Daß ich derselben, als der morali-

schen Quintessenz des 18ten Jahrhunderts aus tiefster Seele abhold bin, werden Sie mir ohne Zweifel auf mein bloßes Wort glauben. — Allein dieser gerechte Widerwille darf uns nicht verführen, eine andere, die Thatsachen der Politik betreffende Erwägung außer Acht zu lassen. Ich will Ihnen die Ueberzeugung nicht vorenthalten, daß wenn mir von Friedrichs Gebahren in Sachen der Religion und Kirche, den Hohn, die bis zum Haße gesteigerte Gleichgültigkeit gegen alles Heilige, und jene Flachheit und Geistesbeschränktheit abziehen, deren eigenthümlichen Stempel seine Zeit allen ihren philosophischen Bestrebungen aufzudrücken wußte, — immer noch ein Fonds von bewundernswerther, praktischer Klugheit, und ein merkwürdiger Instinct der politischen Wahrheit übrig bleibt, wodurch dieser Fürst die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger übertrifft, und seinen Zeitgenossen im Rathe, wie durch die That überlegen war. Der also begabte Monarch mußte sich bei seiner Thronbesteigung die Frage aufwerfen: ob Preußen sich fortan auf den Protestantismus, oder auf ehrlich gemeinte und offen gewährte Religionsfreiheit gründen solle? In jenem Falle: theologisches Gezänk ohne Möglichkeit einer Schlichtung und arge Verlegenheit für die Staatsgewalt, wenn sie den Leidenschaften und wechselnden Theorien der Prädicanten den Schild ihrer Autorität und das Gewicht ihres Armes leihen sollte; in diesem: freie Concurenz aller Glaubensformen und königliches Gebot: daß Jeder nach seiner Façon selig werden dürfe. — In jenem Falle: heimlicher oder offener Krieg gegen die katholische Kirche und ihre Bekenner, in diesem: Möglichkeit eines guten Vernehmens mit dem Papste, gleiche Rechte für Katholiken und Protestanten, und strenger Befehl an die Diener des Worts: von der altgewohnten Verfolgung und Ausschließung der Katholischen abzustehen. In jenem Falle: Regelung der auswärtigen Politik nach den Eingebungen einer engherzigen, sich unaufhörlich selbst widersprechenden Theologie; in diesem: Anknüpfung von Verhältnissen und Ordnung der internationalen Beziehungen nach dem alleinigen Zwecke

Mit Friedrichs II. Thronbesteigung ändert sich Preußens Stellung zum Protestantismus, nicht bloß durch die Neigungen und Ansichten des Königs, sondern mehr noch durch die gänzlich veränderte Lage der Welt. Das Interesse Preußens war ein anderes geworden; jener frühere Kampf für die Wahrung der Territorien, die der Protestantismus im 16ten und 17ten Jahrhundert durch List und Gewalt erworben hatte, würde den gänzlich veränderten Verhältnissen des achtzehnten gegenüber, keinen Sinn mehr gehabt haben. Die Gefahr einer Restitution der geistlichen Güter war für immer vorüber. Oesterreich, durch vielfache Bündnisse mit nichtkatholischen Fürsten verstrickt, hatte überhaupt schon seit dem spanischen Erbfolgekriege der europäischen Politik den Schutz über die katholische Sache in Deutschland zum Opfer bringen müssen. Auch in Frankreich war mit Ludwig XIV. der Gedanke zu Grabe gegangen: das katholische Interesse als Hebel für die Zwecke einer Universalmonarchie zu benutzen. — Der Protestantismus in ganz Europa war seiner defensiven Stellung überhoben; der stille, unblutige Offensivkrieg gegen die katholische Sache, — der freilich unausgesetzt seinen Gang ging, — wurde im Geiste der damaligen Zeit weniger gegen den Glauben als solchen, als gegen die letzten, aus älterer Zeit herrührenden, politischen Vorrechte der Kirche geführt. In Preußen hatte damals umgekehrt die Erwerbung katholischer Provinzen durch Friedrich das evidente Bedürfniß nahe gelegt: die Abneigung der altgläubigen Unterthanen gegen das neugläubige Herrscherhaus zu überwinden. Friedrich dem Großen gebührt das Verdienst, die neue Zeit in dieser Beziehung begriffen und zum Vortheil seines Hauses benutzt zu haben. Er wurde der Schöpfer der indifferentistischen Toleranz, durch welche er seiner Zeit vielleicht noch mehr als durch seine Siege imponirte.

Ich habe nicht nöthig, Ihnen gegenüber mich darüber auszuweisen, wie wenig die Philosophie des „einzigen" Preußenkönigs die meinige ist. Daß ich derselben, als der morali=

schen Quintessenz des 18ten Jahrhunderts aus tiefster Seele abhold bin, werden Sie mir ohne Zweifel auf mein bloßes Wort glauben. — Allein dieser gerechte Widerwille darf uns nicht verführen, eine andere, die Thatsachen der Politik betreffende Erwägung außer Acht zu lassen. Ich will Ihnen die Ueberzeugung nicht vorenthalten, daß wenn mir von Friedrichs Gebahren in Sachen der Religion und Kirche, den Hohn, die bis zum Haße gesteigerte Gleichgültigkeit gegen alles Heilige, und jene Flachheit und Geistesbeschränktheit abziehen, deren eigenthümlichen Stempel seine Zeit allen ihren philosophischen Bestrebungen aufzudrücken wußte, — immer noch ein Fonds von bewundernswerther, praktischer Klugheit, und ein merkwürdiger Instinct der politischen Wahrheit übrig bleibt, wodurch dieser Fürst die meisten seiner Vorgänger und Nachfolger übertrifft, und seinen Zeitgenossen im Rathe, wie durch die That überlegen war. Der also begabte Monarch mußte sich bei seiner Thronbesteigung die Frage aufwerfen: ob Preußen sich fortan auf den Protestantismus, oder auf ehrlich gemeinte und offen gewährte Religionsfreiheit gründen solle? In jenem Falle: theologisches Gezänk ohne Möglichkeit einer Schlichtung und arge Verlegenheit für die Staatsgewalt, wenn sie den Leidenschaften und wechselnden Theorien der Prädicanten den Schild ihrer Autorität und das Gewicht ihres Armes leihen sollte; in diesem: freie Concurenz aller Glaubensformen und königliches Gebot: daß Jeder nach seiner Façon selig werden dürfe. — In jenem Falle: heimlicher oder offener Krieg gegen die katholische Kirche und ihre Bekenner, in diesem: Möglichkeit eines guten Vernehmens mit dem Papste, gleiche Rechte für Katholiken und Protestanten, und strenger Befehl an die Diener des Worts: von der altgewohnten Verfolgung und Ausschließung der Katholischen abzustehen. In jenem Falle: Regelung der auswärtigen Politik nach den Eingebungen einer engherzigen, sich unaufhörlich selbst widersprechenden Theologie; in diesem: Anknüpfung von Verhältnissen und Ordnung der internationalen Beziehungen nach dem alleinigen Zwecke

des weltlichen Vortheils, ohne Rücksicht auf die Verschiedenheit oder Uebereinstimmung des Bekenntnisses. In jenem Falle endlich: Verkümmerung und Versumpfung der Monarchie in den Traditionen einer geistlos calvinischen Orthodoxie des siebenzehnten Jahrhunderts; in diesem: eine weite Zukunft voll großer Geschicke.

Dieß war die Wahl, die vor Friedrich II. lag, und daß ein Preußen im heutigen Sinne besteht, verdankt es dem großen Schritte, den Friedrich aus den engen Banden des Protestantismus heraus, in die Religions- und Kirchenfreiheit that. Wohl weiß ich es, daß der schlaue Politiker, im Sinne des Macchiavellismus seiner Zeit es nicht verschmähte, den protestantischen Namen hervorzukehren, so oft er sich einen Gewinn davon versprach. Ich weiß, daß er die Anwaltschaft für die Dissidenten als Mauerbrecher gegen die Unabhängigkeit und Integrität von Polen gebrauchte; ich weiß, daß er gelegentlich zu Regensburg für diesen oder jenen politischen Zweck von zweifelfelhafter Lauterkeit seine Stellung im Corpus Evangelicorum geltend machte; ich weiß, daß er geheimen Befehl ertheilte, in Schlesien keinem Katholiken ein Amt zu geben. Aber in allen diesen Fällen war nur Ländergier oder Mißtrauen gegen Oesterreich, nicht protestantischer Fanatismus das Motiv seiner zweideutigen, den toleranten Worten schroff widersprechenden Handlungsweise. Daß er (freilich aus Eigensucht!) den schlesischen Katholiken völlig freie Religions- und Kirchenfreiheit gewährte, und in ihnen, als ersten Keim einer bessern Zukunft, eine, wenigstens dem Namen nach gleich berechtigte, katholische Bevölkerung in Preußen schuf; daß er, — der Nachfolger des „großen" Kurfürsten, der im Jahre 1653 seinen Ständen versprochen hatte: Papisten, die sich in seinem Lande betreten lassen würden, schimpflich auszutreiben, — nunmehr, den Wortsdienern zum Tort, in der Nähe der Berliner Linden dem Cardinal Quirini die St. Hedwigskirche zu bauen gestattete; daß er in Rom aus allen Kräften für die Erhaltung der Gesellschaft Jesu arbeitend, eben dadurch deren

Wiederherstellung verbreiten half; daß er, am Abende seines Lebens noch, zur Wahrung der Freiheit der katholischen Hochstifter gegen die Uebergriffe eines Kaisers, der außer dem Glauben auch das Interesse seines Hauses unberücksichtigt ließ, den deutschen Fürstenbund schloß; — dieß Alles bezeichnet unzweideutig den eigentlichen, innersten Kern seiner Politik, gegenüber der Religion und Kirche. Ich wiederhole es, sie war nicht protestantisch, sie war freisinnig; nicht bloß zum Scheine, sondern dem Grundsatze nach, und, mit alleinigem Vorbehalt des Falles, daß überwiegender Nutzen ein entgegengesetztes Verfahren gebieten könnte, aufrichtig gemeint. Friedrich II. gebührt der Ruhm, der erste unter allen protestantischen Fürsten Europas eine Bahn betreten zu haben, welche erst in unsern Tagen, durch schweren Verlust oder dringende Gefahr gewitzigt, England und nach dessen Beispiel auch Holland eingeschlagen hat.

Hatte Friedrich in dieser Weise den Standpunkt der altprotestantischen Begränztheit im Verhältniß zur Kirche glücklich überwunden, so war es begreiflich und seiner sonstigen Denkweise angemessen, daß er dem Protestantismus selbst kein Hinderniß seiner weitern Entwicklung in den Weg legte. Er gestattete ihm eine seiner Verpuppungen abzustreifen, und eine große Entwicklungskrise zum Deismus zu vollenden. Daß der König hierzu durch das übelste Motiv bestimmt wurde, — durch tiefe Verachtung des Christenthums, — leidet keinen Zweifel. Im Vorbeigehen, sey hier jedoch erwähnt, daß er zu dem Entschlusse: den Protestantismus seinen Kreislauf fortsetzen und vollenden zu lassen, auch aus ächt christlichen Gründen und kraft einer tiefen Einsicht in den Gang der Weltgeschichte hätte kommen können. Denn überall ist, im Ganzen und Großen, das Schicksal der protestantischen Kirchen auch außerhalb Preußen, in ganz Deutschland, Holland und England ziemlich das nämliche gewesen, wie in den Ländern, die Friedrichs Scepter unterworfen waren. Friedrich ging also auch in dieser Beziehung nur mit dem Strome der Zeit, den

er selbst durch sein Entgegenstemmen nicht hätte aufhalten können. Der Umschwung in die neue Zeit ging aber aller Orten aus Gründen der innern Nothwendigkeit hervor. An der Sonne der neuen Aufklärung schmolz die lutherische und calvinische Rechtgläubigkeit, wie frisch gefallener Schnee, von selbst, ohne sonderliches Dazuthun der Regierungen. Friedrich aber, weil er zuerst den neuen Geist der Zeit begriff, zog daraus den Vortheil der Held seines Jahrhunderts zu werden, und sein kleines armes Preußen mit sich zum Range einer europäischen Macht zu erheben.

Preußen als welthistorischer Staat, ist also nicht sowohl eine Geburt der Reformation, sondern ein Kind der französisch-europäischen Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts. Wer dieß für eine Schmach und einen Vorwurf nimmt, vergesse nicht, daß eben jene indifferentistische Aufklärung, dem ältern festgerosteten, dumpfen, und zum todten, heuchlerischen Formelkram erstarrten Protestantismus gegenüber, in seiner Art ebensowohl berechtigt war, wie es das Ungewitter ist, wenn es, während es Häuser und Saaten zerstört, den Pesthauch der faulen Dünste niederschlägt. Hat sich der electrische Stoff entladen, so ist die Macht des Siechthums gebrochen, und die Brust athmet wieder auf in der gereinigten Lebensluft. Den Felsen, den Gott gefestet hat, vermag ohnedieß weder Sturm noch Unwetter zu erschüttern.

Durch Friedrich den Großen, den geistigen Schöpfer des preußischen Staates, war die Linie gezogen, auf welcher dieser fortan zu gehen die Sendung von oben hatte. Sie begreifen, mein verehrter Freund! daß der Sinn dieses Wortes in meinem Munde nicht der seyn kann, als wollte ich Preußen für alle Zeiten in den engen Kreis der fressenden, ätzenden, höhnischen, platten, jede tiefere Wissenschaft verachtenden, prosaischen Nützlichkeitstendenzen des achtzehnten Jahrhunderts bannen. Diese gehören der Zeit an, welche den Helden von Roßbach und Zorndorf geboren hat. Der Kern seiner Theorie, in soweit diese die innere Verwaltung Preußens

in kirchlicher Beziehung betraf, und die Charte, die er Preußen gab, heißt aber: *völlige Freilassung der geistigen Entwicklung der Unterthanen, nach jeder Seite hin, und ehrlich beobachtete, auf Wahrung des äußern Friedens sich beschränkende Neutralität des Staates in den Kämpfen und Conflicten des Geistes, die der große Entwicklungsproceß mit sich bringen muß.*

Ist Preußen seit jenen Tagen immer auf dieser Bahn geblieben? Natur und Geschichte schreiten nicht auf kunstgerechter Straße ihrem Ziele in kürzester Linie entgegen. Beide gehen in Schlangenwindungen und lieben die wellenförmig auf- und absteigende Bewegung. Zudem war es, nach der naturgemäßen Verschiedenheit der menschlichen Geistesgaben, Neigungen und Temperamente, zumal im Drange einer stürmischen Zeit, nicht Jedem der Nachfolger Friedrichs gegeben, Preußens Beruf und Ziel in der Geschichte klar und entschieden vor sich zu sehen. Seine Nachfolger schwankten zwischen der toleranten Indifferenz des philosophischen Königs, und dem Bestreben, dem, durch seinen eigenen Fortschritt dem Untergange zueilenden Protestantismus den weltlichen Arm zur Rettung zu bieten. Zwei Versuche dieser Art sind bisher gemacht, und beide haben das Gegentheil dessen herbeigeführt, was beabsichtigt wurde. Jeder derselben hat seine Aufgabe von einer andern Seite gefaßt, jeder aber ist vollständig gescheitert. Der Protestantismus wurde durch keinen von beiden stillgestellt, sondern auf der abschüßigen Bahn nur um so rascher vorwärts gestoßen. Ob unsere Gegenwart mit einem dritten Kunststück ähnlicher Art beschäftigt sey, will ich weder behaupten, noch verneinen.

Der gründlichste unter allen diesen Reactionsversuchen ist der, welcher in Friedrich Wilhelm's II. Regierungsperiode fällt. Das Wesen der Religion mit Recht in das *Dogma* setzend, wollte dieser Monarch den ungläubigen Rationalismus seiner Zeit wieder in die Symbole des sechszehnten Jahrhunderts ein-

schließen den Protestantismus in seine Wiege zurückzwängen. Ihn eine Zeitlang in seinem Fortschritte anzuhalten war frühern protestantischen Herrschern allerdings gelungen, und auch dieß nur in so fern, als sie es durchgesetzt hatten, daß man ihre Symbole, wenn auch nicht glaubte, so doch, nach Verjagung der Widersprechenden, lehrte. Friedrich Wilhelm's II. Religionsedict mußte dagegen selbst diesen Erfolg verfehlen, nicht bloß weil der Geist der Zeit sich geändert und weil die Neuerung die Nation für sich hatte, sondern auch, weil der königliche Befehl an einer innern, unheilbaren Nichtigkeit litt. Er stellte nicht eine Norm der Lehre als die von Gott geoffenbarte Wahrheit hin, wie dieß in frühern Fällen geschehen war, sondern empfahl bei scharfer Pön die einander widersprechenden, sich wechselweise bestreitenden Symbole der drei christlichen Hauptconfessionen als unfehlbare Richtschnur ein jedes zur stricten Befolgung für die betreffende Parthei. Vielleicht hat Friedrich's kalter Spott der protestantischen Gläubigkeit nicht halb so viel Schaden gethan, als der Eifer seines Nachfolgers, der dennoch wieder, kraft der unvermeidlichen Macht der Verhältnisse nicht sowohl als Ausdruck einer unerschütterlichen Ueberzeugung erscheint, welche den Glauben Andern gebietet, weil sie selbst von der Wahrheit des Geglaubten durchdrungen ist, sondern wider Wissen und Willen des Herrsches die Form eines gewaltthätigen Indifferentismus an sich trägt, welcher blos um der äußern Ordnung willen darauf dringt, daß jedes Fähnlein öffentlich und den Worten nach an einen Kriegsartikeln halte, gleichviel an welchem. Das Resultat dieses Beginnens war, auf dem Gebiete der öffentlichen Meinung, ein so vollständiger Sieg der Aufklärung, daß es bei dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelm's III. der augenfälligsten Demonstrationen zu Gunsten der Aufklärung bedurfte, um den öffentlichen Geist der Nation zu versöhnen. Selbst die gesetzliche Nothwendigkeit der Taufe konnte dieser Monarch nur durch die Erklärung retten: daß dieselbe keineswegs auf einem religiösen Grunde, sondern le-

diglich auf der Wichtigkeit dieses alten Gebrauches für die bürgerlichen Rechte der neugebornen Kinder beruhe."

Noch bedenklicher ging, ein Menschenalter später, der zweite Versuch eines Beherrschers von Preußen aus: der Auflösung des Protestantismus Schranken zu ziehen. Die durch Friedrich Wilhelm III. in's Werk gesetzte Union, und die, unter seiner Autorität publicirte Agende, sind beide, nachdem auch dießmal das Experiment so gänzlich fehlgeschlagen, von Katholiken wie von Protestanten mit einer Schärfe beurtheilt worden, die selbst der Absichten des Königs nicht geschont, und der Intervention dieses Monarchen in die Theologie, insbesondere aber seinen liturgischen Bestrebungen einen bloß politischen Zweck unterlegt hat. In dieser Beziehung geschieht dem verewigten Herrscher, sobald von den Absichten und Zwecken, die er für seine Person hegte, die Rede ist, ohne Zweifel zu viel. Um ihn und sein Verfahren überhaupt verstehen zu können, ist nöthig zu bemerken: daß er ohne Zweifel von einem religiösen Interesse beseelt war, daß er aber die Religion nur von der Seite kannte und auffaßte, wie sie im äußern Cultus für das Auge in die Erscheinung tritt; eine Geistesrichtung, die mit der Erziehung und Bildung des Königs, insbesondere mit der ihm eigenthümlichen Auffassung des Kriegswesens zusammenhängt. Die Beziehung der Religion zur Moral bestand für den König in der Erfüllung der Pflichten des ehrlichen Mannes. Das Dogma dagegen war eine, diesem Monarchen schlechthin verschlossene Seite der Kirche. Daß es Leute gebe, die um ihres ewigen Heiles willen gerade für die Einzelheiten dieses oder jenes Glaubensbekenntnisses Leib und Leben zu lassen bereit sind, war und blieb dem Geiste Friedrich Wilhelm's III., bei allem Interesse für die Religion, bis an sein Lebensende unverständlich, und der sonst so milde Monarch konnte über diesen „abgeschmackten Eigensinn," wie er es nannte, bis zur Härte in Eifer gerathen. Rechnet man zu diesen Eigenheiten noch eine, ihm von früher Kindheit an eingepflanzte Scheu

Censur zu bemänteln sich vergebliche Mühe gaben. Gerade zu derselben Zeit, wo die preußischen Missionen in katholischen Ländern verpflichtet wurden, für Entstehung und Wachsthum „evangelischer Gemeinden“ angelegentlichste Sorge zu tragen, geschah es durch Gottes Verhängniß, daß wider die Sinnes- und Gemüthsart des Königs, den dieser Ausgang überraschte, eine halb furchtsame, halb grausame Verfolgung der letzten, aufrichtigen und wahren Protestanten (im ältern Sinne des Wortes) begann; eine Verfolgung, die sich den erstaunten Zeitgenossen nur aus Heinrich's VIII. Umgebung in das neunzehnte Jahrhundert verirrt zu haben schien.

Ich lasse den Schleier vor diesen Scenen voll peinigender Verwirrung fallen, den ich nur mit mitleidsvollem Herzen und widerstrebender Hand gelüftet habe. — Mit der Thronbesteigung Friedrich Wilhelms IV. war aufs Neue die Frage an Preußen gestellt, die Friedrich der Große einst schon für immer beantwortet zu haben schien. Sollte Preußen, als Staat und Regierung, an den innern Kämpfen des Protestantismus Theil nehmen oder neutral bleiben? Hätte der Allarm, der in diesem Augenblicke das Feldlager der „Freien“ erschreckt, seinen Grund in der thatsächlichen Wirklichkeit, so handelte es sich dermalen um nichts Geringeres, als um einen dritten Versuch zur Rettung des Protestantismus, nicht durch dogmatisirende Zügelung der Freigeister, wie unter Friedrich Wilhelm, II. auch nicht durch Bewirkung einer liturgisch-militärischen Gleichförmigkeit, wie Friedrich Wilhelm III. sie bezweckte, sondern durch Anlehnung an die anglikanische Kirchenverfassung, mittels Erschaffung einer deutsch-protestantischen Hierarchie nach überseeischem Muster. Ob das für diesen Zweck im fernen Orient versuchsweise errichtete Bisthum die Bestimmung habe, das einzige seiner Art zu bleiben, ob der Embryo des Gedankens eines Anschlusses an die todtkranke Schöpfung Heinrichs VIII. (die, wie es löblich, in ihrem Vaterlande bereits an die letzten Dinge denkt) als Fehlgeburt oder als ausgetragene Frucht das Licht der Welt er-

blicken werde, dieß Alles will ich hier, weil es der Zukunft angehört, unerörtert lassen. Nur so viel ist gewiß, daß die Wahl zwischen dem ältern System einer protestantischen Staatsreligion und dem der neuen Freiheit zu den allerschwierigsten gehört, die je einem Fürsten geboten ist.

Ist es gleich gewiß, daß das, was Friedrich II. aus den verwerflichsten Motiven that, auch aus den edelsten und reinsten geschehen könnte, so sind dennoch die Hindernisse, die Schwierigkeiten, die Bedenken auf jeder von beiden Seiten so groß, daß es schwer, ja unmöglich seyn dürfte, sich in solcher Lage durch einen freien Entschluß kühn und entschieden auf die eine oder die andere Seite zn stellen. Nicht davon ist die Rede, was heute ein religiöser Protestant, seinem Gewissen und seiner Ueberzeugung nach, für seine Person als das Rechte thun solle. Nur das ist die Frage: ob und in welcher Weise die Staatsgewalt im heutigen Preußen, sich in die theologischen Conflicte innerhalb des Protestantismus zu mischen habe? Und in dieser Beziehung liegen vielleicht noch heute zwei Wege offen vor der souveränen Gewalt jenes Landes. Der eine führt zu einer in Dogma, Cultus und Verfassung streng abgeschlossenen, von der Regierung ausschließlich begünstigten Staatskirche nach dem Muster der anglikanischen, der andere zur vollständigen Emancipation jeder, im heutigen Protestantismus liegenden, theologischen und philosophischen Richtung. Jenes System hemmt die Bewegung, dieses gestattet und fördert sie. Jenes macht die Staatsgewalt zur Richterin in Sachen der Religion und Kirche, dieses wacht gewissenhaft über ihre Neutralität. — Jenes macht, die Theologie auf das Staatsgebiet verpflanzend, jeden theologischen Kampf zu einem politischen, dieses erklärt von vornherein die Staatsgewalt für incompetent in Sachen des Glaubens. Jenes führt zu strenger Censur und Beaufsichtigung der Lehre, dieses zur vollständigen Lehr- und Preßfreiheit, so lange die freie Aeußerung nicht in ein anderes, politisches Verbrechen übergeht. In jenem Falle will der Mensch durch einen Macht-

hin zu folgen, so bleibt ihm, sobald er vom Staate aufgegeben ist, nur in entgegengesetzter Richtung der Rückzug auf katholisches Gebiet übrig. Und welche Folgen würde im protestantischen Deutschland, wo Indifferentismus, Pantheismus und ungläubiger Philosophismus aller Art tiefere Furchen im Charakter des Volkes gezogen haben, als selbst in England und Amerika, die gesetzliche Freigebung jedweder, auch der abentheuerlichsten und gottlosesten Lehre für die bürgerliche Ordnung haben, die ohne Eid, und folglich ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit nicht bestehen kann? Zudem wäre im heutigen Preußen eine Neutralität der Staatsgewalt im Kampfe der Gegensätze in der Kirche nicht weniger als ein förmlicher und ausdrücklicher Verzicht auf jene Schutzherrschaft über den Protestantismus in ganz Europa, wie sie in den letzten zwanzig Jahren der Regierung Friedrich Wilhelms III. in Anspruch genommen, und, wo die Umstände es gestatteten, geübt wurde. Endlich ließe sich in unsern heutigen Staatsverhältnissen das Aufgeben jedweden Einflusses auf die Kirche ohne ein Fallenlassen vieler positiven Rechte bei Besetzung von Lehrämtern, Ausübung des Patronats u. dgl. gar nicht denken, und welche Regierung würde einem solchen Ansinnen ohne eine weitgreifende Umkehr ihres innern Verwaltungsorganismus auch nur entsprechen können, welche ihm unter solcher Bedingung entsprechen wollen?

Soll ich das Resultat dieser Gründe und Gegengründe auf den kürzesten Ausdruck bringen, so kann ich es nur in dem Satze zusammenfassen: das protestantische Territorialsystem ist, durch die Zeit gerichtet, morsch in sich zusammengebrochen. Sich auf dessen leitende Ideen ferner noch zu stützen, ist unmöglich, und eben so gewiß ist es, daß kein deutscher, protestantischer Fürst freiwillig, und aus eigner Bewegung heute das Wagniß des ungeheuern Schrittes in die Religionsfreiheit auf sich nehmen kann, welche die Zeit gebieterisch fordert. Wo sich aber ein weltgeschichtliches Dilemma also gestellt hat, geschieht nicht das, was der Mensch will,

sondern was er muß. Gott spricht dann zu uns nicht mehr durch die Reflexion, sondern durch die Ereignisse. Deshalb wird einstweilen auch in Preußen eine reine, folgerichtige Entscheidung zwischen Freiheit und Staatskirchenthum schwerlich erfolgen, sondern kraft der wechselnden Bedürfnisse und zufälligen Anforderungen des Augenblicks wird, weniger bewußt als unbewußt, bald nach den Grundideen des einen, bald nach denen des andern Systems regiert werden,

Hora donec veniet, qua restitutio fiet

und der rechte Hirt auf's neue die Hut der Heerde übernimmt. Urtheilen wir deshalb nur mit christlicher Milde und Schonung über Jene, von denen die Zeit die Lösung von Conflicten fordert, die auch für das höchste Maaß menschlicher Kräfte, ohne Hülfe von oben, nicht lösbar wären.

XXXII.

Papst Gregor XVI. und der Kaiser aller Reussen Nikolaus Paulowitsch.

Erste Betrachtung.

Was Tausende so lange, so sehnlich, mit bangem Herzen gewünscht, ist endlich in Erfüllung gegangen; der oberste Hirte, der auf dem Stuhle Petri Christi Stelle vertritt, hat für jenen Theil der katholischen Heerde, der dem Arme des russischen Imperators gehorcht, klagend und anklagend seine Stimme erhoben, und für die Verfolgten das menschliche Gerechtigkeitsgefühl aller Völker in Anspruch genommen.

Die Veröffentlichung dieser zahlreichen Aktenstücke, welche die Bedrückungen der katholischen Kirche unter dem Autokraten der griechisch-russischen und die langjährigen vergeblichen Be-

mühungen des heiligen Stuhles der mißhandelten Gerechtigkeit Gehör zu verschaffen, bezeugen, ist an sich selbst, abgesehen von ihrem Inhalte, ein bedeutungsreiches Ereigniß unserer Zeit, das in dem Stande der Dinge Epoche bildet. Darum wollen wir uns hierüber zuerst aussprechen.

Es ist bekanntlich nicht erst seit gestern her, daß Europa den Schrei der Wehklagen vernimmt, der aus jenen fernen Gebieten des Nordostens, die der unerforschliche Rathschluß der göttlichen Vorsehung dem Scepter des russischen Zaren unterworfen hat, zu ihm herüber erschallt. Allein es waren meist nur verworrene Stimmen, es waren unterdrückte Klagelaute des Unglücks und der Verzweiflung, die aus weiter Ferne nur halbverständlich, an sein Ohr schlugen; von Zeit zu Zeit nur, wenn die schwere Axt in mächtiger Hand wieder einen Hauptstreich geführt, dessen Wirkungen sich nicht verheimlichen ließen, wenn wieder ein mächtiger Stamm krachend niederstürzte, wurden die Stimmen lauter und ängstlicher und Europa aufmerksamer und besorgter; allein dann folgte wieder Todtenstille, und über das Ganze war der verhängnißvolle Vorhang des Geheimnisses gezogen; wehe dem, der den schweren undurchdringlichen zu lüften wagte, wie auf jener dunklen Pforte des florentinischen Dichtersehers, so stand auf ihm mit schwarzer Schrift dem Nahenden zur Warnung das drohende Wort geschrieben:

Lasciate ogni speranza, voi che' entrate.

Deutschland hat erst neuerlichst und zwar durch einen bekannten Gnadenact *) des erlauchten Autokraten, bei Gelegenheit seiner Jubelhochzeitfeier, mit staunender Entrüstung erfah-

*) Da sich dieser Gnadenact, so viel bekannt, blos auf die Vergangenheit erstreckt, Rußland ohne Zweifel aber in seiner Praxis fortfährt, so ist es wohl das geringste was Deutschland von Preußen erwarten darf, daß es bei den Kartel-Unterhandlungen seine Unterthanen vor dieser sibirischen Gütergemeinschaft sicher stelle.

ren, was ihm bisher, wie gewiß so viel Anderes, verborgen geblieben war, daß seine Kinder Mauthvergehen wegen nach Sibirien gleich den Eingebornen abgeführt wurden. Dieß ist eine Thatsache, die wohl lauter spricht, als alle Theorien. Denn wenn eine Regierung allen freundnachbarlichen Verhältnissen, allen Freundschaftsversicherungen zum Trotze, um bloßer materieller Interessen halber, Gesetze, die ihren Nachbarn mit dem Hunger bedrohen, mit so schonungsloser, so unerbittlicher Härte durchführt; wenn Rußland keinen Anstand nimmt Unterthanen einer deutschen Krone, in einem Augenblick wo es von eben dieser Krone die Erneuerung eines Kartels zur Auslieferung seiner Deserteure und politisch Verfolgten angelegentlichst nachsucht, in das sibirische Elend zu schleppen, weil sie vielleicht eine Elle verbotenen Zeuges über seine Gränze gebracht haben; wenn, sagen wir, eine Politik so sehr jede andere Rücksicht ihrem materiellen Eigennutze unterordnet und ihre Strafgesetzgebung auf dieser Stufe der Humanität steht: da läßt sich leichtlich abnehmen, welches Schicksal der ihrer eigenen Unterthanen zu gewärtigen hat, der sich ein Mauthvergehen zu Schulden kommen lassen sollte, das ganz andere als jene materiellen Interessen berührt. Welche Strafe wird einer derartigen Justiz zu hart erscheinen, sollte z. B. einer ihrer polnischen Unterthanen es sich beigehen lassen, seinen Seufzern über langjährige Bedrückungen und Verfolgungen vor dem heiligen Vater Luft zu machen, oder das Mitgefühl Europas für die Leiden eines in seinem Heiligsten mishandelten Volkes in Anspruch zu nehmen? Doch wir haben nicht nöthig dort nachzufragen, wo Thatsachen schon geantwortet haben. Hören wir sie.

Bekanntlich hat der ehrwürdige Bischof von Podlachien, Gutkowsky, als das Glück des Kaisers in zweifelhafter Wagschaale auf- und niederschwankte, mit standhafter Treue jeder Aufforderung, jeder Drohung von Seiten der Häupter der revolutionairen Bewegung jener Zeit widerstanden; diese Treue, die keine Gefahr scheute, wurde auch da-

mals von der russischen Regierung laut anerkannt, es galt da noch der Bischof von Podlachien, als das Muster eines katholischen Bischofs und eines treuen Unterthanen. Allein die Zeiten änderten sich, schweigendem Gehorsam gegenüber schwand mit der Furcht auch jede Mäßigung, und als nun dieselbe Regierung mit ihren Plänen zur geheimen Untergrabung und offenen Unterdrückung der katholischen Kirche immer ungescheuter, immer gewalthätiger auftrat, derselbe Bischof aber seiner heiligen Pflicht eingedenk, mit gleicher standhafter Treue seiner Religion anhieng und sich weigerte, diesem despotisch=revolutionären Beginnen als feiles Werkzeug zu dienen, da erhob sie, der Tage der Gefahr vergessend, gegen ihn vor dem heiligen Stuhle die Beschuldigung: er verachte durch eine systematische Opposition ihre Würde, er sey ein Hochverräther, der mit polnischen Revolutionären und auswärtigen Journalen in Verbindung stehe, kurz die Fortführung seines Amtes sey in den Augen des Autokraten *eine* Unmöglichkeit geworden, in welche sich der heilige Stuhle, wolle er nicht den ganzen Zorn des Kaisers auf die Kirche herabziehen, unausweichlich zu fügen habe. Gregor XVI. erhob damals seine Stimme, um Gerechtigkeit flehend für den ungehört beschuldigten katholischen Hirten; der Bischof selbst erklärte, daß er lieber sterben als einen Treubruch an seinem rechtmäßigen weltlichen Fürsten begehen wolle, bezeugte feierlichst, daß er nie, weder mit polnischen Revolutionären noch auswärtigen Zeitungen in Verbindung gestanden habe, allein Alles verhallte wie an tauben, kalten Felsen; die russische Regierung ließ ihn als Antwort, mit Umgehung jeder gesetzlichen Untersuchung, gewaltsam aus seiner Diöcese wegführen und in ein Kloster sperren. Ohne auch nur einen einzigen Beweis seiner Schuld beizubringen, beschränkte sie sich darauf, dem heiligen Vater unter Wiederholung ihrer nichtigen Beschuldigungen die vollbrachte Gewalthat anzuzeigen. Ja sie scheute sich nicht, in jenem Schreiben es dem gefangenen Bischof als ein Verbrechen zur Last zu legen, daß er mit dem

päpstlichen Nuntius zu Wien in einem Briefwechsel gestanden. So mußte Fürst Altieri die Stelle der polnischen Revolutionäre vertreten, von denen sie nichts gefunden. Sie nannte aber diesen Wiener Briefwechsel mit Recht einen geheimen, weil in den ihr unterworfenen Gebieten die Freiheit nicht einmal die bescheidene Anforderung wagen darf, daß es einem katholischen Bischof gestattet wäre, mit einem katholischen Nuntius in Briefwechsel zu stehen. Der Papst mochte wieder über Rechtsverletzung und Gewaltthat klagen, die Regierung fand es ihrem Wohlgefallen nicht genehm darauf zu hören, der Bischof blieb eingesperrt; denn so wollte es ein unumschränkter Wille, der nur schweigenden Gehorsam kennt.

Was wir hier berichtet, ist ein Factum und wer dazu die Belege wünscht, der lese die in der päpstlichen Allocution mitgetheilten Aktenstücke über diese russische Justiz-Prozedur. In einem Reiche aber, wo man fähig ist, ein derartiges Rechtsverfahren gegen einen der höchsten kirchlichen Würdeträger zu beobachten, dem man sich selbst zu Dank verpflichtet bekennen mußte und gegen den man noch gewisse Rücksichten zu beobachten hatte, weil er von seiner Heerde als ein treuer Hirte geehrt und geliebt war, und weil die Augen von Tausenden auf ihn und seine Verfolger gerichtet waren: da kann man wohl von selbst abnehmen, was man sich gegen Verlassene, Unbekannte für erlaubt halten wird, bei denen alle jene Rücksichten wegfallen und die hülflos und ohnmächtig einem unumschränkten Fanatism gegenüberstehen. Mögen sie immerhin beweisen, daß sie hundertmal die Gerechtigkeit vergeblich um Abhülfe ihrer Beschwerden angerufen, daß man ihnen aber immer mit neuen schwereren Bedrückungen geantwortet, und daß die Verzweiflung sie endlich dahingebracht, durch einen Seufzer vor ihren glücklicheren Glaubensbrüder im Auslande, oder vor dem heiligen Vater ihre bedrängte Brust zu erleichteren: Sibirien oder der Kaukasus mit seinen mörderischen Schluchten erwartet sie, oder es öffnet sich ihnen eine Kloster-

pforte, die sich hinter ihnen als Hochverräthern für immer schließt, denn:

Vuolsi cosi colà, dove si puote
Ció che si vuole, e piú non dimandare.

Diese schonungslose Durchführung eines so terroristischen Systems führte denn auch wirklich zu dem glücklichen Resultate, daß die innern Angelegenheiten Rußlands, gegenüber der europäischen Journalistik, sich in ein undurchdringliches Dunkel einhüllten. Wer Gelegenheit gehabt hat, Kenntniß von dem Briefwechsel zu nehmen, den Polen oder Russen im Auslande mit ihren Angehörigen daheim im Vaterlande führen, der weiß, mit welcher peinlichen Aengstlichkeit sie sich selbst jeder Anspielung in Beziehung politischer Verhältnisse enthalten, weil die Schreiber jeden Augenblick zittern müssen, daß die unschuldigste Aeußerung, durch Mißdeutung, von verhängnißreichen Folgen in einem Lande seyn könnte, wo man die Güter politisch Verurtheilter, nach dem Vorgange römischer Proscriptionszeiten, dazu benutzt, um sogenannte treue Dienste zu belohnen, und die Russifizirung fremder, der Krone durch das Schwert unterworfener Provinzen zu beschleunigen. Kein Wunder, wenn daher die sonst am besten unterrichteten Zeitungen über Rußland wenig oder nichts zu sagen wissen. So ist es z. B. bekannt, daß die Augsburger Allgemeine für ihre Correspondenzen in allen Welttheilen weder Mühe noch Kosten schont, und doch wie unbedeutend und dürftig ist in der Regel Alles, was sie aus jenem nordischen Zarenreiche mittheilt!

Hiezu kam nun in weiterer Entwickelung noch ein besonderer Umstand, der diese ägyptische Finsterniß, zu Gunsten der russischen Regierung, nicht wenig vermehrte. Da nämlich auf die angeführte Weise ein regelmäßiger Briefwechsel mit solchen, die in dem Lande angesessen waren, die seine Verhältnisse kannten, die selbst Einfluß und Ansehen genossen, und deren gemäßigter, besonnener Charakter die Glaubwürdigkeit ihrer Mittheilungen gewährleistete, so gut wie un-

möglich war, so sahen sich die Journale genöthigt, um nicht ganz zu schweigen, oft die ungenauesten Berichte von solchen aufzunehmen, die entweder die Wahrheit nur mangelhaft und durch Hörensagen kannten, und sie daher nicht sagen konnten, oder die sie nicht sagen wollten, weil sie selbst von Leidenschaften verblendet waren, oder weil sie durch eigene Schuld als heimathlose Aventüriers ihr Glück in der Fremde durch Aufreizung fanatischer Leidenschaften zu machen suchten. Kam nun hiezu noch die Gewissenlosigkeit der Parteijournalistik, namentlich der französischen, die jene Uebertreibungen oder Erdichtungen ihrerseits noch mit den grellsten Farben hervorhob, so hatte die russische Regierung leichtes Spiel. Es konnte ihr nicht schwer seyn, die grellsten Unwahrheiten jener Berichte und ihre Widersprüche aufzudecken, indem sie dem Leser damit stillschweigend den Glauben insinuirte, daß das wirklich Wahre darin gleichen Gehaltes sey. Oder die ihr dienenden Federn läugneten es auch geradezu weg, und sie konnten dieß unbesorgt thun, denn wer wäre im Stande gewesen, Beweise des Gegentheils darzubringen, da der Terrorism die Gränzen hermetisch verschloß. Auf der andern Seite unterließen es die von ihr erkauften Journale nicht, als emsige Panegyriker Alles mit der Schminke ihres feilen Lobes zu übertünchen, und in dem glänzendsten Lichte darzustellen, während man in Rußland selbst die mißliebigen Stellen in den wenigen dort zugelassenen Blättern, wie namentlich in der preußischen Staatszeitung, durch die bekannte Ueberschwärzung unleserlich machte.

Auf diese Weise war es denn dahin gekommen, daß Europa, nachdem es sich von den Journalisten nach den entgegengesetztesten Seiten hin so oft getäuscht sah, zuletzt selber nicht mehr recht wußte, wem es Glauben schenken sollte. Alles, was das autokratische Gebiet betraf, erschien ihm, wie in ungewissen Nebel gehüllt; Rußland wurde ein mythisches Land; jede Nachricht wurde mit Mißtrauen aufgenommen; war sie der Regierung günstig, so besorgte die Kritik, es sey

die Stimme eines erkauften Publizisten; war sie ihr ungünstig, so argwohnte sie, es möchte die Uebertreibung eines polnischen Exilirten oder Exaltirten seyn; die russische Regierung selbst aber schritt unterdessen unbekümmert auf ihrer vorgezeichneten Bahn, mit schonungsloser Consequenz, immer weiter und weiter vorwärts, keiner Einsprüche, auch nicht der bescheidensten, im mindesten achtend.

Während aber so, unter steter Verheimlichung, Gewaltthat auf Gewaltthat folgte, wurde der Bogen zuletzt so gespannt, daß er endlich brach.

Die Feinde der katholischen Kirche im Rathe des Kaisers begnügten sich nämlich nicht damit, vor der übrigen katholischen Welt, den finsteren Schleier des undurchdringlichsten Geheimnisses über alle ihre Maaßregeln zur Untergrabung und Austilgung dieser Kirche auszubreiten, nein, sie hüllten auch alle Einsprüche, alle Klagen und Bitten des heiligen Stuhles zu Gunsten dieser Kirche vor den *Katholiken* ihres eigenen Landes, in das gleiche Geheimniß, ja sie gingen in ihrer rücksichtslosen Gewaltthätigkeit so weit, daß wenn endlich der heilige Vater ihren Bitten und Drohungen nachgebend, um größeres Unglück zu verhüten, in ihre unbilligsten Forderungen eingewilligt, — wie dieß geschah, als er den frommen Bischof von Podlachien endlich aufforderte, freiwillig sein Amt niederzulegen, — daß sie selbst da nicht einmal das apostolische Schreiben abgaben, blos weil es nicht ganz in so unterthäniger Form abgefaßt war, wie es ein unumschränkter, kein Recht achtender Wille wünschen mochte. Wie hätte man es auch über sich gewinnen können, durch Mittheilung derartiger päpstlicher Breven vor den eigenen Unterthanen einzugestehn, daß dem alleinigen, allerhöchsten Willen des Selbstherrschers gegenüber auf Erden noch eine Macht bestehe, deren Rechte und Klagen in Sachen seiner Unterthanen er zu achten habe. Rußlands Politik hat die russische Kirche in schismatischem Nationalinteresse von dem Patriarchen der orientalischen Kirche in Konstantinopel losge-

rissen, sie ist längst eine unterthänige Magd des Staatsoberhauptes geworden; allein der katholischen Kirche gegenüber erhält sie stets mit hergebrachter Ostentation den Titel einer „herrschenden“, einer Herrin, einer Gebieterin nach russischen Begriffen. So werden die Vollstrecker dieses allerhöchsten Willens nothwendig zur Praxis geleitet, die katholische Kirche als die Magd ihrer Magd anzusehen und als solche zu behandeln; die Pflicht der Magd aber ist: Schweigen und Gehorchen, und in diesem Sinne thun die gestrengen Diener des Autokraten Alles, um den Papst, den Vater dieser Magd, in die Lage eines Mundtodten zu bringen. Denn da nach überlieferten Begriffen alle derselben Scholle Angehörigen nur Einem mit Leib und Seele hörig seyn können, so erscheint es ihnen als höchste Pflicht, jede Verbindung zwischen dem Papst als einer auswärtigen Macht und seinen Söhnen, den Gläubigen der katholischen Kirche, durch jedwede Verheimlichung so viel wie möglich zu beschränken, um sie zuletzt ganz aufzuheben. Durch die rücksichtsloseste Befolgung dieser Politik jedoch gewannen die Dinge den Anschein, als sehe der heilige Stuhl, sey es durch Furcht geschreckt, sey es durch Geschenke und Schmeicheleien gewonnen, allen jenen Gewaltmaaßregeln stillschweigend zu, ja Manche legten dieß Schweigen sogar triumphirend als Verrath aus, während alle Katholiken darüber von tiefster Betrübniß ergriffen wurden.

Allein nun war auch das Äußerste erreicht. Rom konnte nicht länger schweigen, das Haupt der katholischen Kirche öffnete jetzt den Mund und legte der Welt die Akten zur Beurtheilung dieses großen Mysteriums Iniquitatis vor. Daß es aber eben jene Verheimlichung von Seiten der Feinde der Kirche in Rußland war, die Gregor XVI. nachdem alles Maaß der äußersten Langmuth erschöpft war, zu diesem Schritt der Nothwehr gezwungen, dieß erklärt er selbst, wenn er in seiner Allocution an das heilige Colleg der Cardinäle sich also vernehmen läßt: „Da alle unsere unabläßigen Bemühungen zur Wahrung der Unverletzlichkeit der katholi-

schen Kirche inner dem Gebiete russischer Herrschaft, nicht zur öffentlichen Kunde kamen, namentlich nicht in jenen Gegenden, so trat das traurigste von Allem ein, daß bei gar manchen Bewohnern dieses Landes, durch althergebrachten Trug der Feinde dieses heiligen Stuhles, das Gerücht sich verbreitete, als hätten Wir, unseres heiligsten Amtes uneingedenk durch unser Schweigen ihrem Jammer unsre Augen verschlossen, ja die Vertheidigung der katholischen Religion preisgegeben. Und so ist es gekommen, daß Wir selbst, nicht nur vor einem ansehnlichen Theile der christlichen Heerde, deren Obhut uns von Gott anvertraut ist, sondern sogar vor der gesammten Kirche, die auf Jenen, wie auf einen festen Fels gegründet ist, dessen heilige Würde auf Uns als seinen Nachfolger niederfloß, beinahe zu einem Steine des Anstoßes und einem Felsen des Aergernisses geworden sind. Bei so bewandten Umständen gebietet Uns die Ehre Gottes, der Religion und auch unsere eigene, daß Wir *selbst* den Verdacht einer so ehrenrührigen Schuld weit, weit von Uns zurückweisen. Dieß ist der Grund, warum Wir den Befehl erließen, einem Jeden von Euch in einer besondern Darstellung die ganze Reihe unserer Bemühungen zum Schirme der katholischen Kirche in dem erwähnten Kaiserreiche kund zu thun".

XXXIII.

Papst Gregor XVI. und der Kaiser aller Reussen Nikolaus Paulowitsch.

Zweite Betrachtung.

Die Völker, welche das Eroberungsschwert der moskowitischen Zare und ihre „langsam und geräuschlos übergreifende*) Politik“ in Asien und Europa bis zur

*) Diese, die russische Politik so glücklich charakterisirenden Ausdrücke gehören nicht uns an, wir verdanken sie dem von der Petersburger Zeitung für seine schriftstellerischen Verdienste gerühmten Verfasser der Pentarchie, der sich darin wörtlich also vernehmen läßt: „Man hat den Grund des Uebergewichts des russischen Cabinets vielfach in der materiellen Gewalt seiner Armeen, in seiner absoluten Organisation gesucht, doch ist dieß nicht die Quelle seiner Ueberlegenheit. Es gibt nichts Beharrlicheres, **nichts Feineres** im **Uebergreifen**, als das russische Cabinet. Langsam geht es und geräuschlos. Es weiß zu temporisiren, und wagt nie viel an ein System; wenn es zu große Aufmerksamkeit erregt hat, so macht es eine momentane Concession, und nimmt hernach mit bewunderungswürdiger Consequenz seine alten Plane auf. Wenn die Stunde schlägt und die Hindernisse fallen, so geht es geraden Weges auf sein Ziel los“. Dieß sind die Worte des Pentarchisten, und wir wüßten keine bezeichnenderen, um sie als Motto der päpstlichen Staatsschrift vorzudrucken, als eben diese; was aber ihren Verfasser betrifft, so haben die historisch-politischen Blätter (Band 5, Seite 65 bis 77 und S. 321 bis 343) wie uns dünkt, ein nicht minder treffendes Signalement dieses ehr- und treulosen literarischen Söldlings und bettelnden Vagabunden und Spionen gegeben.

Nordwestküste von Amerika im Laufe der Zeiten sich unterjocht, bilden nach Sprache und Abstammung das bunteste Gemisch von der Welt, wie dieß nicht anders in einem, also zwischen drei Welttheilen unermeßlich sich dahin dehnenden Ländergebiete der Fall seyn kann, dessen Norden so weit von seinem Süden entlegen ist, als Norwegen, und die winterlichen Ufer des weißen und des Eismeeres von der Türkei, dem schwarzen Meere und Persien und China geschieden sind, und dessen Westen in germanische, deutschredende Provinzen sich vordrängend, an Preußen, an Schweden, an den finnischen und bottnischen Meerbusen, Oesterreich und die kirgis-kaisakische Steppe anstößt, während sein Osten die Beringstraße und den Ozean berührt.

Wie die Völker des russischen Ländergebietes, so sind auch die Religionen, deren Altäre unter dem Scepter des Autokraten stehen, die mannigfaltigsten.

Da haben wir obenan, vor allen andern, unmittelbar zu den Füßen des Kaiserthrones selbst stehend, die herrschende russische Staatskirche, die schismatische Tochter der schismatischen griechischen, deren Sohn und Oberhaupt der Kaiser selbst ist.

Ihr zur Seite stehen, unter dem Namen der Raskolniki, ihre ungetreuen Töchter, zahlreiche, zum Theil wenig bekannte Secten, die sich schismatisch von ihr getrennt, wie sie sich von der griechisch-orientalischen und die griechisch-orientalische von der christkatholischen getrennt. Obschon diese Sprößlinge zum Theil in die gräuelvollsten Verirrungen, bis zu eunuchischen Verstümmelungen versunken sind, so hat es ihrer Mutter, der Staatskirche, die sich so großen Glückes in ihrer katholischen Proselytenmacherei rühmt, doch noch an Eifer oder Geschick gefehlt, dieselben in ihren Schooß zurückzuführen.

Diesen russischen Orthodoxen und Heterodoxen reihen sich endlich als Brüder, weil Kinder der orientalischen Kirche, die armenischen Monophysiten an, die gegen das Concil von Chalcedon protestiren. Der Gesammtmasse der orientalischen Chri-

sten aber stehen einerseits die Söhne der christkatholischen Kirche gegenüber: lateinischen, griechischen und armenischen Ritus; andererseits die protestantischen Confessionen in ihren zahllosen Schattirungen als: Evangelisch-Lutherische, Evangelisch-Reformirte, würtembergische Separatisten in Georgien, Mennoniten in Taurien und an der Wolga, Herrnhuter und Springer und viele andere.

Unter diese Bekenner Christi, sporadisch ausgestreut, treibt mehr denn eine Million Israeliten ihr ruheloses, geschäftiges Wesen, die, während sie den verheißenen Messias erwarten, die Zeit dazu benützen, um als Schacherer und Wirthe dem Mammon zu dienen, und wie nagendes Ungeziefer sich in das Herz der Russen und Polen einzubeißen.

Zu der erloschenen Tempellampe des alten Bundes, zu der ewig leuchtenden Sonne des Evangeliums, gesellt sich aber noch, im Süden und Westen des Reiches, der erbleichende Halbmond des Propheten von Mekka, mit seinen Muftis, seinen Ulemas und seinen Jwans in Taurien, Kasan, Orenburg, Astrachan ꝛc. Mit diesen Muhammedanern zum Theil vermischt in Astrachan und auf den Steppen und grünen Weiden Kaukasiens, dienen nomadisirende Kalmucken dem Dalai Lama, als ein verwilderter Religionszweig jenes über Asien, namentlich unter den mongolischen Stämmen, so weit verbreiteten Buddhaism, dessen Diener in schweigender Beschaulichkeit, in den härtesten, abtödtendsten, widernatürlichsten Büßungen bemüht sind, aus den dunkelen, materiellen Regionen immer wechselnder Seelenwanderungen und Umgestaltungen sich höher und höher zu vergeistigen, um sich zuletzt in dem that- und gedankenlosen, ewig ruhenden, wesenlosen Nichts ihrer Gottheit, in dem Tod und der ewigen Leere, durch die Nirwana, zu verflüchtigen und zu vernichtigen. An den menschenfeindlichen Ufern des Eismeeres endlich, mit seiner lebenerstarrenden Kälte, im Norden und Nordosten von Sibirien, dort, wo der Mensch im Kampf mit dem Hunger, den Eisbären und der Wuth der Elemente, dem Fluche des

Lebens in düsterer Verzweiflung erliegt, üben Schamanen, ohne Tempel und Opfer, unter Convulsionen den magischen Dienst böser, dämonischer Mächte, und beschwören den Pesthauch giftiger Krankheiten, die wilden Stürme und überschwemmenden Wasserströme des Eismeers, und die Feuerströme der Vulkane von Kamschatka, während die Genossen ihres Elendes und ihrer Versunkenheit, die Eskimos und Indianer der Nordwestküste Amerikas, beim Opferfeuer der Urwälder um ihre Fetische tanzen.

Dieß wäre in allgemeinen Zügen ein Bild von der religiösen Physionomie des Zarenreiches *). Man sieht daraus, die mehr

*) Was das Zahlenverhältniß der verschiedenen Religionspartheien betrifft, so ist es bei den herrschenden russischen Staatsmaximen beinahe unmöglich, etwas Zuverläßiges und Genaues darüber anzugeben. Nach den Mittheilungen des Seelen-Calcüls von Seiten des Finanzministeriums betrug im Jahre 1836 die Gesammtbevölkerung des Reiches 59 Millionen; Berghans vermuthet in seinem Handbuch der allgemeinen Länder- und Völkerkunde 5ter Band, Seite 510: daß sie sich gegenwärtig weit über 60 Millionen belaufe, indem er bemerkt, daß die Zählung der weiblichen Seelen, da dieselben keine Abgaben entrichteten, nicht mit der gehörigen Sorgfalt betrieben werde. Er berechnet dann die Gesammtzahl der Katholiken in Rußland auf etwa 6,506,000, der Protestanten auf 1,514,670, der Juden auf 1,064,813, der Anhänger des Lamaism auf 250,000, der Schamanen auf 500,000, die Zahl der Muhammedaner gibt er nicht an. Nach Jul. Wiggers in seiner eben erschienenen, bornirt protestantischen: kirchlichen Statistik oder Darstellung der gesammten christlichen Kirche nach ihrem gegenwärtigen äußeren und inneren Zustande dagegen stellten sich die Zahlenverhältnisse also: Anhänger der russischen Staatskirche 47,200,000, Protestanten mit Ausschluß Finnlands 1,500,000, Protestanten Finnlands 1,366,000, Katholiken 2,635,586, unirte Armenier 28,144, Gregorianische 39,927, Muhammedaner 1,530,726, Juden 1,080,224, Heiden im ganzen nicht über 600,000. Er selbst bemerkt jedoch, daß die Zahl der Katholiken zu niedrig angegeben sey, indem nach

denn vierzig Millionen russischer „Orthodoxen", wären sie wirklich von einem christlichen Seeleneifer und heiliger Barmherzigkeit erfüllt, hätten ein unermeßliches Feld segensreicher Thätigkeit, wollten sie sich die geistige Erweckung und Wiederbelebung ihrer eigenen Kirche, und die Civilisirung und Humanisirung ihrer Gläubigen angelegen seyn lassen; wollten sie sich bemühen, jene zahllosen Sekten, die sich zum Theil so weit verirrt haben, zurückzuführen, und die ganze Kraft eines liebevollen, die religiöse Ueberzeugung achtenden Seeleneifers den Juden, den Muhammedanern, den Lamaisten, Schamanen und Fetischdienern zuwenden; sie könnten die Katholiken und die, welche ihr Heil in einer Vereinigung mit der alten Mutterkirche gesucht haben, in ihrem Gewissen unbehelligt, ihren Weg ruhig gehen lassen, ohne daß sie sich über Mangel an Arbeit in dem Weinberge des Herren beklagen dürften.

Nun rühmt sich aber die russische Kirche, daß sie in ihrem eigenen Innern streng geeint und unwandelbar, gegen

---

öffentlichen Blättern die Bevölkerung Polens 1839 aus 3,467,791 Christen und 411,307 Juden bestanden habe, Polen aber der größten Mehrzahl nach katholisch sey, und so gibt denn auch Weiß in dem Archiv für die Kirchenwissenschaft die Gesammtzahl der Katholiken vom Jahre 1831 auf 6,600,000 an. Die Neckarzeitung vom 14. Mai 1836 schätzt ihrerseits die Muhammedaner auf 3,300,000! so sehr weichen hier die Zahlen auseinander. Nach dem offiziellen Berichte endlich, welchen, wie dieß alljährlich geschieht, der Oberprocurator der „sehr heiligen Synode" an seinen Kaiser im Jahre 1839 abfaßte, der aber, nur für die „Orthodoxen" bestimmt, geheim gehalten wird, belief sich die Zahl aller russischen „Staats-Orthodoxen" 1838 auf 43,340,072, an Proselyten hatten sie, nach diesem Berichte, Dank ihren erfolgreichen Bemühungen, 19,833 Seelen gewonnen, dazu rechnet der Minister triumphirend noch die Million der Unirten in den polnisch-russischen Provinzen und 378 Protestanten, welche in die kaiserliche Kirche überzutreten wünschten.

außen hin, den von ihr getrennten Confessionen und Religionen gegenüber, die vollkommenste, liberalste Toleranz beobachte, so wie denn auch in der That der mit ihr sonst so innig verbundene Staat es sich zum Grundsatz gemacht hat, zu seinen Aemtern und Würden jeden, ohne Unterschied des Glaubens, zuzulassen; wenn er nur seinen Staatszwecken dient, so mag er sonst einem Gott dienen, welchem er will, den einzigen Fall ausgenommen, daß er von der kaiserlichen Staatskirche nicht abgefallen ist.

Die Frage nun, wie weit diese gerühmte Toleranz oder Indifferenz, den Muhammedanern und Schamanen gegenüber, wahr oder unwahr sey, und welche Verdienste sich die orientalische Kirche, auf deren Kathedrale in Stambul der siegreiche Halbmond steht, um die Heidenbekehrung erworben habe, lassen wir hier bei Seite, da wir es ausschließlich mit dem Verhältniß der russischen Kirche des Autokraten zur katholischen Kirche des Statthalters Christi auf dem Stuhle der Fürstapostel, zu thun haben.

Nun aber hat, wie Jeder weiß, die dortige katholische Kirche eine unbedingte Toleranz, das heißt, freie Uebung ihres Glaubens und Bewahrung ihres Eigenthums, von dem Autokraten aller Reussen nicht als ein Geschenk seiner Gnade stets von Neuem zu erflehen, das er jeden Augenblick zurücknehmen könnte, sondern sie kann es in Gemäßheit völkerrechtlicher Verträge, auf denen der Besitz seiner katholischen Unterthanen und Provinzen ruht, von ihm als eine heilige Schuldigkeit verlangen, und zwar nicht blos die Freiheit, in ihrem Innern unbeirrt walten zu können, sondern auch Schutz und Schirm nach außen hin, sowohl gegen die Uebergriffe und die Einmischung der Staatskirche, wie jeder andern Sekte des Zarenreiches.

Was das Königreich Polen anlangt, so sind die Rechte der katholischen Kirche an die Constituirungsakte geknüpft, auf welcher der ganze Bestand der gegenwärtigen europäischen Ordnung beruht, und wenn die Diener des Autokraten sich

auch heute unter dem einen oder dem andern Vorwande über die darin von ihrem Herren und Kaiser eingegangenen Verpflichtungen hinwegsetzen könnten, ohne daß die Mächte, welche diese Akte mitgarantirt haben, es dermalen für thunlich fänden, daraus einen Casus belli zu machen, so müßten sie sich in diesem Falle doch stets darauf gefaßt halten, daß über kurz oder lang einmal der große Tag der Abrechnung kommen dürfte, wo dann die göttliche Nemesis für jede frevelhafte Verletzung rächende Genugthuung nehmen wird, und jedem einmißt, wie er ausgemessen.

In Betreff ferner der Katholiken in den neun westlichen, ehemals Polen angehörigen Provinzen, so sind ihre Rechte in dem Abtretungsvertrage, den Katharina II. mit der ehemaligen Republik Polen den 18. September 1773 in Warschau schloß, feierlichst gewährleistet. Der achte, keiner Misdeutung fähige Artikel lautet darüber also: „die Römisch-Katholischen in den durch diesen Vertrag abgetretenen Provinzen behalten in bürgerlicher Rücksicht den vollen Genuß ihres Eigenthumes, in Betreff ihrer Religion wird ihnen der vollkommene Status quo gewährleistet, das heißt, sie verbleiben in der gleichen freien Ausübung ihres Cultus und ihrer Disciplin, mit jeden und allen Kirchen und Kirchengütern, welche sie im Augenblicke des Ueberganges unter die Botmäßigkeit ihrer kaiserlichen Majestät im Monat September 1772 besessen, und die genannte Majestät und ihre Nachfolger werden sich nicht ihrer Suveränitätsrechte zum Nachtheile des *Status quo* der römisch-katholischen Religion in den erwähnten Gebietstheilen gebrauchen“.

Seit dem Abschlusse dieses Vertrages bis zum Jahr 1839 sind kaum sechs und sechszig Jahre verflossen, und es hat sich jener feierlich gewährleistete Status quo so gänzlich umgekehrt, daß die „sehr heilige dirigirende Synode“ der russischen Kirche, in diesem Jahr den Abfall aller mit der katho-

lischen Kirche in jenen Westprovinzen vereinigten Gläubigen des orientalischen Ritus, mit sammt allen ihren Kirchen, Klöstern und Gütern, ohne eine einzige Ausnahme, unter triumphirendem Jubel verkündete, ja sie nimmt keinen Anstand in ihrem, an den Zaren erlassenen unterthänigen Dekret ihre Dankbarkeit gegen Gott auszudrücken, der, wie sie wörtlich sagt, „dem Herzen ihres sehr frommen Herren und Kaisers Nikolaus Paulowitsch den Entschluß eingegeben hat, die Oberhirten des griechisch-unirten Clerus dem äußeren Einfluße zu entziehen, und der von dem an, durch seine unsichtbare Wirksamkeit, die verirrten Herzen erweckte, zur wahren Einheit ihrer (russisch-)orthodoxen-katholischen Kirche zurückkehren und das mit solcher Einmüthigkeit, daß es in den Annalen der Kirche als ein denkwürdiges Beispiel dienen kann". So die Synode. Der Kaiser seinerseits läßt eine Medaille zum Andenken an diesen Sieg seiner Kirche schlagen, worin er der Welt verkündet, daß die Unglücklichen, welche durch Gewalt einst getrennt gewesen, durch Liebe nun zurückgekehrt seyen. Ja hiermit sich noch nicht begnügend, stellen alle seine Maaßregeln die Hoffnung in Aussicht, daß kraft der gleichen **„unsichtbaren Wirksamkeit"** seine Kirche in nicht allzu langer Zukunft, einen gleichen Sieg über die Katholiken lateinischen Ritus, nicht nur in den russischen Westprovinzen, sondern in dem katholischen Polen selbst feiern werde; denn überall verschwinden katholische Kirchen und Gotteshäuser, überall erheben sich russische Bisthümer und Pfarreien, überall treten an die Stelle katholischer Eigenthümer die Mitglieder der autokratischen Kirche.

Es ergeht demnach die Frage: war und ist dieser gänzliche Umsturz des durch völkerrechtliche Verpflichtungen gewährleisteten *Status quo* unter Heilighaltung jener Verpflichtungen, an die der Besitz geknüpft ist, erfolgt? Haben die Minister der Zaren sich

nicht ihres Souveränitätsrechtes bedient, um den Bestand der katholischen Kirche, wie sie ihn im September 1772 überkommen, erst heimlich zu untergraben und dann mit offener Gewalt den letzten Widerstand umzustoßen? Ist der Abfall der Unirten das Werk ihrer freien Ueberzeugung? war die Wirksamkeit des Zaren ihre Oberhirten „fremdem Einflusse, das heißt dem rechtmäßigen und als rechtmäßig anerkannten Oberhaupte ihrer Kirche zu entziehen, wirklich wie die sehr heilige dirigirende Synode von ihr rühmt, wirklich eine unsichtbare? war es die Kraft einer sanftmüthigen und liebreichen, die Gewissensfreiheit mit zarter Schonung achtenden Ueberredsamkeit, welcher die Unirten nicht widerstehen konnten? War es die höhere Reinheit der russischen Glaubenslehren, von der sie sich überzeugten, oder war es vielleicht die größere Lebendigkeit dieser Kirche, oder die höhere Heiligkeit ihrer Diener, ihre glühendere, eifrigere Barmherzigkeit, oder der christlichere Sinn, die humanere Bildung des sich zur russischen Staatskirche bekennenden Volkes? war es, so fragen wir dieses, was die Herzen der Unirten überwältigte, so daß sie ohne ihrem Gewissen Zwang anzuthun, nicht länger in der Vereinigung mit der katholischen Kirche bleiben konnten, und das Ziel ihrer Wünsche in der unterthänigst nachgesuchten und von dem Kaiser aller Reussen gnädigst gewährten Aufnahme in den Schooß seiner Kirche, erfüllt sahen?

Ist jene Umwandlung des gewährleisteten Status quo also in dieser friedlichen „unsichtbaren" Weise erfolgt, oder war sie nur eine allzusichtbare, und die Vereinigung das Werk sogenannter „energischer Maaßregeln" gewissenloser Verführung und treulosen Verrathes? Haben die erlassenen Ukase sich wirklich gegen ihr Gelöbniß der Souveränitätsrechte zur Untergrabung, zur Beraubung und zum Umsturze der katholischen Kirche in jenen Provinzen bedient; haben sie ihre Glieder vom Haupte getrennt; treulose, verrätherische Hirten über sie gesetzt, des Lehramtes sich bemächtigt, um die aufwachsende Jugend in den Grundsätzen der Abtrünnigkeit zu erziehen? Haben sie die eiserne

Ruthe über sie schwingend und blinden Gehorsam verlangend, die verderblichsten Ordonnanzen fanatischer Tyrannei an sie ergehen lassen, und die, welche in sclavischem Gehorsam ihr Gewissen und ihre Kirche verriethen, mit Gold, Ehrenstellen und Ordensbändern belohnt, die aber, welche sich auf ihre Rechte beriefen, in das sibirische Elend geschleppt, oder in Klöster eingesperrt? Haben diese Machthaber, fragen wir weiter, unter heuchlerischen Vorwänden, Kirchen und Klöster der Katholiken ohne Zahl geschlossen, und sich ihrer bemächtigt zum Besten der herrschenden Kirche; sind sie in das Innere des Heiligthumes selbst eingedrungen, haben sie sich in den Gottesdienst und in die Ausspendung der Sacramente eingemischt; haben sie den, der freiwillig zur katholischen Kirche übertreten wollte, um Hab und Gut gestraft, dem aber, der zum Abfall von der katholischen Kirche verführte, oder der sich verführen ließ, mit allem gelohnt, worüber eine unumschränkte Macht gebieten kann; haben sie, wie reißende Wölfe, sich des als heilig anerkannten Kirchengutes bemächtigt, und es zur Verfügung eigener, ungerechter Willkühr unter die Verwaltung raubsüchtiger Beamten gestellt; ist endlich dem Werke ihrer Bekehrung weder der Branntwein, noch die Knute, noch militärische Brutalität der blinden Satelliten ihrer Gewalt fremd geblieben? Mit einem Worte, kann der, welcher sein ganzes Leben in der katholischen Gemeinschaft gelebt, wie es der Besitzungsergreifungsvertrag ihm als ein heiliges Recht zugesteht, auch heute noch katholisch sterben? — so lautet die Frage in dem Processe zwischen Gregor XVI., dem Oberhaupte der katholischen Kirche und Nikolaus Paulowitsch, dem Zaren aller Reussen. Zu ihrer Beurtheilung hat der heilige Stuhl den Schleier des Geheimnisses zerrissen, und die Akten der Welt mitgetheilt. Diese Akten sollen uns daher in den folgenden Blättern darüber Auskunft geben.

Der Unterschied zwischen der katholischen Kirche und der griechisch-russischen besteht bekanntlich im Dogmatischen, vorzüglich in der Lehre von dem Ausgange des heiligen Geistes;

in Betreff des hierarchischen Verhältnisses aber besteht er darin — und dieß ist es, was beide am tiefsten und innerlichsten scheidet — daß die russische Kirche die Autorität des allgemeinen Oberhauptes nicht anerkennend, und das Verband mit dem Leibe und dem Leben der einen, alle Völker umfassenden Kirche aufgebend, sich zu einer Nationalkirche abgeschlossen hat. Eine Lossagung, die in Bezug auf das Dogmatische wieder die Folge gehabt hat, daß gar manche dogmatische Lehrsätze, die in der fortschreitenden Entwickelung der katholischen Kirche, im Kampfe mit entgegengesetzten Abirrungen, ihre nähere Bestimmung und Umgränzung erhalten haben, in der russischen Kirche, die in ihrer fortschrittlosen Erstarrung und consequenzlosen Willkühr nur die sieben ersten ökumenischen Conzilien anerkennt, noch in vager Unbestimmtheit schweben. Im Rituellen hat dieselbe Lostrennung dann die weitere Rückwirkung gehabt, daß die Schismatikerin, die im Geiste nicht fortschritt, nun mit um so größerer Hartnäckigkeit sich an den Buchstaben und den äußeren Ceremoniendienst anklammerte, und eine Reihe alter Gebräuche bewahrte, welche die katholische Kirche zum Theil als heilsam und löblich, aber nicht das Wesen des Christenthums ausmachend, gelten lassen kann, die jene dagegen, als unmittelbare göttliche Einsetzung, gewissermaaßen wie sacramentalisch betrachtet wissen will.

Während die russische Kirche sich nun in dieser Weise, um in ihrer Sprache zu reden, von dem Oberhaupte der allgemeinen Kirche emancipirt hat; während sie von dem universellen Lebensstrome geschieden, in die engen Gränzen vergangener Jahrhunderte und nationaler Abstammung sich abschloß, und dadurch in ihrem Innern erstarrte, ist sie, im Gegensatze zur katholischen, in einer Weise in die weltliche Dienstbarkeit ihres Zaren gefallen, daß sie, trotz ihrer leblosen Unwandelbarkeit, keinen Augenblick vor der revolutionärsten Umwälzung sicher ist, wenn es einmal einem ihrer Autokraten einfallen sollte, in diesem Sinne seinen unumschränkten Willen,

unter der üblichen Form einer Proposition, durch seinen Oberprocurator der heiligen Synode kund zu thun, ihr, die ausdrücklich diese weltliche Obermacht des Zaren aller Reussen in ihren Manifesten proclamirt; wie denn die russische Kirche in der That schon ihren Patriarchen durch diesen allerhöchsten Willen verloren hat, der nun von Kirche und Staat die höchste Spitze bildet, indem derselbe Machthaber, wenn auch nicht dem Namen, so doch der That nach, der höchste Bischof seiner Geistlichkeit, wie der oberste General seiner Truppen ist.

Aus diesem Gegensatze beider Kirchen ergiebt sich von selbst: wollte Katharina, wollten ihre Nachfolger nicht wortbrüchig seyn, wollten sie, wie sie es in dem Vertrage feierlich gelobt, den Katholiken die freie Uebung ihres Glaubens gewähren und sich ihrer Souverainitätsrechte nicht zum Umsturze der katholischen Kirche bedienen: so mußte es nothwendig ihr Bestreben seyn, dem Verkehr ihrer katholischen Unterthanen mit dem Oberhaupte ihrer Kirche und den höchsten Gliedern der Hierarchie nicht nur kein Hinderniß in den Weg zu legen, sondern ihm in so weit ihren äußern Schutz angedeihen zu lassen, daß er, von ihren Eingriffen unbeirrt, ein recht inniger und lebendiger würde, damit so der Oberhirte über die Reinheit der Lehre und die Aufrechthaltung der Disciplin wachen könne, und die russisch-katholische Kirche in steter Verbindung mit der Mutterkirche an ihrem fortschreitenden Leben lebendigen Antheil nehme. Aber hievon das Gegentheil zu thun, und sich gewaltthätiger Weise in den innersten Organism einer Kirche einzudrängen, die sie nach ihrem Glauben für eine irrende hielten, deren Rechte und Freiheiten sie aber gelobt, das konnte ihnen ihr Gewissen nicht gestatten. Für den Fall jedoch, daß einzelne Mißbräuche sich aus jenem Verkehr ergaben, daß das eine oder das andere Mitglied dieser Kirche der gewährten Freiheit sich bedient hätte, um die Freiheit anderer zu beeinträchtigen, oder in dei Rechte des Staates einzugreifen: da waren die Gesetze des Staates da, um Je-

den in seine Schranken zu weisen, und die Zaren hatten Macht genug, um diesen Gesetzen Achtung zu verschaffen.

Doch was thut die russische Regierung? dieselbe Katharina schon, die den abgetretenen Provinzen freie Uebung ihres Glaubens gelobt, beginnt damit, daß sie ihnen jede unmittelbare Verbindung mit ihrem rechtmäßigen Oberhirten in Rom untersagt, indem ihr Ukas diesen als eine „auswärtige Macht“*) erklärte, wodurch sie also gegen ihr Gelöbniß ihre katholischen Unterthanen ganz auf den schismatischen Standpunkt stellte, und zu ihrer Losreißung die Axt an die Wurzel legte. Auf diese Weise drängten sich die schismatischen Machthaber trennend zwischen das Haupt und die Glieder ein, jeden innigeren Verkehr unmöglich machend.

Die russische Regierung macht kein Hehl daraus, daß ihr höchster Wunsch erreicht ist, wenn alle ihre Unterthanen von ihrer Religion sich losgerissen, und wie jene Unirten zur Staatskirche übergetreten sind; selbst der gegenwärtige Kaiser schrieb in diesem Sinne eigenhändig auf den Bericht seiner Synode, worin sie ihm den Uebertritt der Unirten kund that: „Ich danke Gott“. Wie aber kann ein Monarch, der solche Gesinnungen von der katholischen Kirche hegt, und für die Apostasie Gott seinen Dank darbringt, glauben, daß die Katholiken, die er zwingt, ihre Correspondenz ausschließlich durch die Hände seiner Minister gehen zu lassen, seinen Augen alle

*) Der Minister Woronzow sagt in seinem Schreiben an den Erzbischof von Mohilew unter dem 16. Dez. 1812 (Dokum. der Staatschrift I): l'Ukase rendu en cette occasion défendait expressément de soumettre à *aucune influence étrangère* les affaires, qui pouvaient intéresser les Eglises Catholiques Romaines de l'Empire. Da es sich hier nur von Glaubenssachen handelt, so ist einleuchtend, daß für die Katholiken die schismatische Kaiserin und ihre schismatischen weltlichen Minister eine influence étrangère waren, nicht aber der heilige Stuhl, dem jeder katholische Bischof eidlich Gehorsam gelobt als seinem Oberhaupte.

Wunden, Schmerzen und Leiden ihrer Kirche bloslegen werden, daß sie ihn, bei seinen bekannten Gesinnungen, mit den Mitteln bekannt machen werden, wie den Gebrechen zu helfen, und die Entfaltung dieser, ihm vermöge seines „orthoxen" Glaubens verhaßten Kirche, zu fördern sey. Und endlich, welcher Katholik wird es wagen, wenn es sich von den Brutalitäten und Vexationen russischer Beamten und Gouverneure handelt, oder wenn das St. Petersburger Kabinet wieder eine Reihe von Ukasen erlassen hat, die, unter einem süßlächlenden, unschuldigen Aeußern, mit kalter Ueberlegung ihrem ganzen Wesen und ihren unmittelbaren Folgen nach darauf berechnet sind, die Katholiken zu knechten, zum Abfall zu verführen und ihres Gutes zu berauben, welcher Katholik, fragen wir, wird in solchen Fällen, wie sie tagtäglich vorkommen, es wagen, seine Beschwerden über die russische Regierung einem russischen Minister zu übergeben, damit er das Einschreiten des heiligen Stuhls hervorrufe. Sollte es aber auch einer wagen, mit einer solchen Klagschrift wirklich aufzutreten, welcher russische Minister wird dieselbe wohl an das Oberhaupt der katholischen Kirche abgeben?

Was würde der „orthodoxe" Zar erwidern, wenn Gregor XVI. an ihn das Ansinnen stellen wollte, daß seine geheimsten Verhandlungen mit seiner sehr heiligen Synode und mit den Bischöfen der rechtgläubigen russischen Kirche durch die Hände eines päpstlichen Nuntius in Petersburg gehen sollten. Und doch wäre diese Forderung nicht einmal das, was der Autokrat seinerseits fordert, der hier den geistlichen, katholischen Kirchenangelegenheiten nicht blos als Schismatiker, sondern auch als weltlicher Fürst gegenübersteht. Allein, was man von Seiten der Katholiken als das höchste Uebermaaß priesterlicher Anmaaßung ansehen würde, das findet man seinerseits nicht nur ganz natürlich, sondern die also Mißhandelten und in ihren Rechten aufs gröblichste Gekränkten sollen sich, wie man nach orientalischer Weise, im Bewußtseyn seiner Uebermacht zu verstehen gibt, noch wie für

eine Gnade zu Dank verpflichtet bekennen. Man wirft uns die seidene Schnur um den Hals, und verlangt, daß wir die Hand, die sie zuzieht, für den kostbaren Halsschmuck küssen sollen. Doch hören wir die russischen Minister selbst!

1812 schreibt Graf Worontzow an den Erzbischof von Mohilew: „Nach dem Wortlaute der verschiedenen Ordonnanzen, die früher (in Betreff der Verbindung mit Rom) erschienen sind, darf sich kein Bischof, Priester oder katholischer Unterthan, wer er immer sey, ohne den schwersten Capitalstrafen zu verfallen (sans encourir les peines capitales les plus sevères) erlauben, weder mit dem römischen Hof, noch mit irgend einer andern Autorität, außerhalb des Kaiserreiches, Verbindungen irgend einer Art oder unter einem Vorwand, wie er immer sey, zu unterhalten.“

Man sieht aus der despotischen Fassung dieser gestrengen ministeriellen Phrase, daß selbst nicht einmal die unschuldigste Correspondenz eines armen katholischen Unterthanen, unter dem Zepter des Selbstherrschers, mit dem Statthalter Christi gestattet wäre, beträfe sie auch nichts weiter, als irgend einen Zweifel oder eine Bedrängniß seines Herzens. Der Minister seiner russischen Majestät muß von allem, selbst den geheimsten Seufzern eines katholischen Herzens, innerhalb der kaiserlichen Staaten, Kenntniß haben. Wer die Adoration der schismatischen Staatsgewalt, die die Freiheit des katholischen Cultus feierlich in dem Abtretungsvertrage gelobt hat, nicht bis zu diesem Grade treibt, der hat als ein Hochverräther mit pleonastischer Strenge „die schwersten Capitalstrafen“ zu gewärtigen. Wie es aber überhaupt mit dieser Correspondenz zu halten sey, darüber belehrt der autokratische Minister den katholischen Erzbischof in seiner präzisen Manier also: „Für den Fall, daß im Umfange Ihrer Metropolitan-Jurisdiction etwas sich ereignen sollte, was die Aufmerksamkeit des römischen Hofes verdiente, so wird der Diöcesanbischof gehalten seyn, an Sie darüber zu berichten,

damit Sie darüber definitiv entscheiden, ob die Sache in der That nicht Ihre Vollmachten überschreitet, und in diesem Falle werden Sie darüber dem kaiserlichen Minister berichten, der die Befehle seiner Majestät einholen, und in deren Gemäßheit seine Instructionen dem russischen Minister in Rom geben wird, um die geeigneten Schritte bei dem heiligen Stuhle zu thun.

Schon hieraus ergibt sich, daß die kaiserliche Wirksamkeit, welche das Schreiben der Synode als eine unsichtbare göttliche rühmte, eine sehr sichtbare, und zwar eine dreifache ist; denn will ein russischer Katholik ein Anliegen beim heiligen Stuhle anbringen, so hat er es mit dem schismatischen Minister in Petersburg, er hat es mit dem schismatischen Kaiser in Rußland und mit dem schismatischen Minister in Rom zu thun; sind diese alle drei damit einverstanden, und finden sie nichts darin, was ihre Begriffe von Orthodoxie und weltlicher Omnipotenz unangenehm berührt, so wird es endlich und endlich, wenn es anders Gottes Wille ist, und die politischen Constellationen sich mittlerweile nicht geändert haben, glücklich in die Hände des heiligen Vaters gelangen. Daß dessen Antwort wieder durch dieselben freundlich gesinnten, rechtgläubigen Hände laufen muß, versteht sich von selbst, und daß bei diesen Begriffen von der Heiligkeit der Verträge und von religiöser Freiheit an die Bekanntmachung päpstlicher Bullen nicht im entferntesten zu denken war, versteht sich nicht minder; zur Belehrung derjenigen, die hierüber noch im Zweifel seyn konnten, that denn auch der dirigirende Senat des Zarenreiches in der Nummer 15603 vom Jahre 1832 seinen Willen dem katholischen Collegium von Luck kund.

Die unausbleibliche Folge dieses Sperrsystemes, das unter dem kaiserlichen Patriarchen, im Namen seiner Souveränitätsrechte, zum Umsturze des Status quo mit aller Strenge gehandhabt wurde, war, daß sich die Verbindung seiner katholischen Unterthanen, mit dem Haupte ihrer Kirche, ganz auf das Aeußerlichste, auf die nothwendigsten Dispenssachen be-

schränkte. Mochte die Kirchenzucht auf das traurigste verfallen, mochte der Unterricht der Jugend sich schismatisch verfälschen, mochte man in den Gottesdienst jede griechisch-russische Neuerung einführen, mochte man sich mit einem Worte gegen die katholische Kirche als eine rechtlose jede Gewaltthat erlauben, der Papst erfuhr offizieller Weise nichts davon, denn die, welche sie begingen, waren sicherlich nicht gewillt, sich zu ihren eigenen Anklägern zu machen. Der Papst konnte auch nicht einmal auf die Beschwerden solcher hin, die sich der revoltirenden Gewissenstyrannei nicht unterwerfen wollten, seine Klage erheben, wollte er die katholischen Beschwerdeführer nicht der leider nur allzu wohlbekannten barbarischen Strenge russischer Strafgesetzgebung preisgeben. Hatte sie den Unglücklichen ja selbst mit ihren peines capitales les plus sevères warnend gedroht, und was diese strengste Strenge eines russischen Zuchtmeisters in die Sprache der Civilisation übersetzt bedeuten will, weiß jeder, der an Sibirien, den Kaukasus, ewiges Klostergefängniß bei stetem Fasten, an Peitschen- und Knutenhiebe denkt.

Welche lautlose Todtenstille, welche gänzliche Trennung aber die russische Regierung nach und nach, zwischen dem heiligen Stuhl und den Katholiken in ihren Staaten, durch diese despotische Verfahrungsweise, bewirkte, davon gibt gerade die Losreißung der Unirten selbst den sprechendsten Beweis.

Obschon es sich hier von der Apostasie von mehr als zwei Millionen Seelen handelte, obschon, wie wir später aus den Akten sehen werden, man zu Erreichnng dieses Zweckes keine Mittel perfider Verführung, keine Zwangsmittel willkührlicher Gewaltthätigkeit und offener Verfolgung unangewendet ließ, so war doch die katholische Correspondenz der Unterdrückten und Verfolgten in so guten Händen, daß durch die oben angegebenen drei Instanzen: des Ministers in Petersburg, des Kaisers und des Ministers in Rom, auch nicht die demüthigste Klage, oder auch nur der leiseste Seufzer bis zum heiligen Stuhl drang. Gregor XVI. war offiziell auf

die Berichte der russischen Minister und die Handschreiben des Imperators beschränkt, der ihm denn auch auf die verbindlichste Weise die beruhigendsten Versicherungen über seine liebreichen, gnädigen Gesinnungen für seine katholischen Unterthanen gab, indem er am 25. Februar 1839, also unmittelbar nach dem damals noch geheimgehaltenen Abfall der Unirten schrieb: C'est aussi *du fond de mon coeur*, que j'accueille les voeux, que Vous venez de m'exprimer, Très-Saint Père, en recommandant particulièrement à mes soins les intérêts de l'Eglise Latine dans mes Etats. Mon fils m'a exactement rendu les paroles affectueuses, que Votre Sainteté a daigné lui confier pour moi. Je me plais à y répondre par l'assurance renouvelée, que je ne cesserai jamais de mettre au nombre de mes premiers devoirs, celui *de protéger le bien-être de mes sujets Catholiques, de respecter leurs convictions, d'assurer leur repos.* Wenige Tage darauf, am 1. März nämlich desselben Jahres, schrieb dieselbe Hand, die hier von Grund ihres Herzens den Bitten des heiligen Vaters um Schutz der katholischen Kirche und Heilighaltung der ihr gelobten Freiheit zustimmt: *Rendant du fond de l'ame* des actions de grâces à Dieu toutpuissant, qui a disposé les coeurs d'une si nombreuse partie du clergé russe à retourner en *communauté avec ses ouailles* *), au sein de leur véritable mère, l'église orthodoxe, nous avons ordonné au procureur suprême du très-saint synode etc., und nur drei Wochen später empfing dieselbe Hand von eben dieser Synode für ihre Bemühungen das bekannte Dankschreiben, worin Gregor XVI., derselbe, dem der Zar noch eben erst als dem très-saint Père seine gnädigen Zusicherungen gab, als eine auswärtige Macht

---

*) Diese „*ouailles*" wurden um ihre Zustimmung auch nicht im allermindesten gefragt, 1300 apostatische Priester unterschreiben für sie, und wehe dem, der den Schatten eines Widerspruchs sich dagegen erlaubt hätte.

erscheint, und der Entschluß des Kaisers, die Häupter des unirten Clerus diesem verderblichen Einflusse zu entziehen, eine göttliche Eingebung genannt wird, ein Entschluß, der, wie wir gesehen, in schneidendem Gegensatze zu dem von Katharina II. in dem Vertrage von 1772 feierlich verpfändeten kaiserlichem Worte stand.

Allein damals war die Lostrennung der Unirten noch ein offizielles Geheimniß; geht dieselbe sehr heilige Synode in ihren Anforderungen an die Leichtgläubigkeit der Welt ja selbst so unglaublich weit, daß sie in ihrem, beym Uebertritt erschienenen Manifeste *) berichtet, wie erst nachdem in mehreren öffentlichen Versammlungen von mehr als 1300 Personen des russischen und unirten Clerus die Lostrennung feierlich beschlossen, und der Kaiser auf das unterthänigste Gesuch um Aufnahme geantwortet: Je rends grâces à Dieu et j'approuve, wie erst da: Une rumeur, secrète encore, commença à répandre la bonne nouvelle. Was könnte man Revoltirenderes von dem offiziellen Verheimlichungssystem der russischen Regierung sagen, als diese Worte der heiligen Hypokritin ausdrücken. Und so ist es in Petersburg auch eine notorische Thatsache, daß selbst diese so verspätete offizielle Bekanntmachung jenes Uebertrittes, durch einen bloßen Zufall veranlaßt wurde. Nachdem nämlich das Petersburger Polizeiblatt, welches zu Notificationen bestimmt ist, durch ein Versehen auch eine Notiz von jenem verhängnißvollen, seit lange verbreiteten Ereigniß gegeben hatte, sah sich die Regierung genöthigt, ihr Schweigen zu brechen; sonst würde der heilige Stuhl vielleicht noch bis auf die heutige Stunde nicht offiziell davon in Kenntniß gesetzt seyn, daß einige Millionen Katholiken von der Kirche losgerissen wurden, und sich

*) Dieß Manifest findet sich abgedruckt und mit Noten begleitet in dem Werke: Persécution et souffrances de l'église Catholique en Russie, ouvrage appuyé de documents inédits, par un Ancien Conseiller d'état de Russie. Paris 1842.

in die Dienstbarkeit der Synode und ihres kaiserlichen Patriarchen begeben haben. So gut war durch die behinderte Verbindung mit Rom, deren sich die Regierung bemächtigt, das Schisma eingeleitet und der That nach schon vorhanden, ehe man es für gut fand, dasselbe offiziell zu verkünden. Kein Wunder also, wenn die Welt auf einen frühen Morgen, auch so ganz durch Zufall, die Notiz in dem Petersburger Polizeianzeiger läse: das Königreich Polen habe sich vor vier Wochen, oder drei Monaten, gleichfalls in Liebe, durch Gottes unsichtbare Wirksamkeit mit der sogenannten „orthodoxen orientalisch-griechisch-russisch-katholischen Kirche“ vermählt.

Der heilige Stuhl unterließ begreiflicher Weise nicht, gegen dieß ungerechte Absperrungssystem laut zu protestiren, und auf eine Aenderung im Namen der Billigkeit und Gerechtigkeit zu dringen. In der Note, welche der Kardinal-Staatssekretär Bernetti, im Juni 1832 *), an den russischen Minister in Rom erließ, und worin er die vorzüglichsten Beschwerden der leidenden und verfolgten Kirche in Rußland und Polen, und die Gründe ihres beklagenswerthen Verfalles auf achte zurückführt, beginnt er nicht ohne Ursache sogleich mit dieser Lebensfrage, indem er sagt: „Der erste dieser Gründe besteht in jenem strengen Verbote des freien Verkehres mit dem heiligen Stuhle, welches an die Bischöfe, die Geistlichen und alle katholischen Unterthanen, unter Androhung der schwersten Capitalstrafen, erging, wie solches aus dem zu Wilna unter dem 12. Januar 1814 gedruckten Akte des Erzbischofs von Mohilew zu ersehen ist; ein Verbot, das gegenwärtig mit Strenge gehandhabt wird, und kraft dessen es den katholischen Unterthanen benommen ist, frei ihrem Vater ihre eigenen, geistlichen Bedürfnisse zu eröffnen, und er selbst sich außer Stand findet, ihnen irgendwie Abhülfe zu verschaffen, oder einigen Einfluß auf den Un-

*) Päpstl. Staatsschrift, Dok. Nro. VI.

terricht in der rechten Lehre, auf die Beobachtung der heiligen Canones, die Bewahrung kirchlicher Zucht und den ersprießlichen Fortgang kirchlicher Angelegenheiten auszuüben. Würde man auch eine solche Communication auf ministeriellem Wege gestatten, so dürfte dieß nicht genügend seyn, indem eine solche Communication keine freie wäre, und denen kein Vertrauen einflößen könnte, die in den so mannigfaltigen Beziehungen geistlicher Anliegen und in den zahllosen Fällen, welche das Gewissen betreffen, das Geheimniß ihres Elendes in den Busen des heiligen Vaters ausschütten wollten, um von ihm Hülfe zu erlangen". Wie diese Note begonnen, so schließt sie dann in gleichem Sinne mit den Worten: „Das Haupt der katholischen Kirche verlangt demgemäß, daß von Seiten des heiligen Stuhles, von Rom aus, und mit seinem vollen Vertrauen, ein Geschäftsträger gesendet und an dem Kais. Königl. Hofe zu St. Petersburg zugelassen und beglaubigt werde, damit der heilige Stuhl durch seine Vermittlung Auskunft erhalte über den wahren Stand der Angelegenheiten der katholischen Kirche sowohl in Rußland, wie in Polen. Das Recht der Reciprocität schon würde die Zuversicht völlig rechtfertigen, daß ihre Kais. Kgl. Majestät ein solches Gesuch gnädig aufnehmen werden, vor Allem jedoch werden die bekannten Gesinnungen von Billigkeit und Gerechtigkeit, die an ihrer Majestät vorleuchten, so wie nicht minder die Loyalität und das freundschaftliche Entgegenkommen ihres Ministers in Anspruch genommen".

So lautete das Gesuch des Hauptes der katholischen Kirche, allein das Recht der Reciprocität wurde, trotz der gerühmten Toleranz, nicht anerkannt, und auch die in Anspruch genommenen bekannten Gesinnungen blieben taub; bis auf den heutigen Tag sieht jenes so billige Gesuch seiner Erfüllung entgegen, ja die kaiserlichen Minister fanden es nicht einmal genehm, sich hierüber in eine Erörterung einzulassen. Was dagegen den verhinderten freien Verkehr betrifft, so

weist der Minister Graf Gourieff*) im Mai 1833 den heiligen Stuhl darüber zurecht, daß er sehr im Irrthum sey, wenn er glaube, jene Zwangsmaaßregel, mit ihren „schweren Capitalstrafen“, datire erst aus dem Jahre 1814; der Minister gibt im Gegentheil die befriedigendsten, historischen Aufschlüsse, daß diese Maxime schismatischer Toleranz eine weit ältere sey, und läßt sich dabei in ihre Rechtfertigung ein, indem er den heiligen Stuhl weiter belehrt, daß sie vom Katholiken begehrt worden und in ihrem Interesse gehandhabt werde.

Die Worte des russischen Ministers lauten also: „den ersten Grund zu dieser Maaßregel gaben die katholischen Unterthanen selbst dem Gouvernement an die Hand, die bei der Kaiserin Katharina II. klagend gegen die Glieder ihres Clerus einkamen, daß einige von ihnen, auf Vollmachten sich stützend, die sie von Rom wollten empfangen haben, kirchliches Eigenthum, wie ihr Privateigenthum ansähen, und auf diese Güter Geld auf Hypotheken aufnähmen und dann das Reichsgebiet verließen, ohne Rechenschaft von ihrer Verwaltung zu geben, den Pfarrgenossen aber die Last der von ihnen, in ihrem Privatinteresse eingegangenen Verpflichtungen hinterlassend“.

Man sieht, es ist hier von einem einzelnen Mißbrauche die Rede, dem auf die leichteste Weise von der weltlichen Regierung, im Einverständniß mit der geistlichen Behörde, hätte gesteuert werden können; da es sicherlich nicht die Absicht Roms seyn kann, daß die Geistlichen mit dem Kirchengut, wie mit ihrem eigenen schalten und walten, und ihre Privatschulden ihren Pfarreien hinterlassen. Ist es aber wirklich die Absicht der russischen Regierung, hierin, wie sie sich den Anschein gibt, dem Wunsche ihrer katholischen Unterthanen zu entsprechen, nun so halte sie einmal Umfrage, und sie mache alsdann bekannt: wie viele Stimmen sie für den freien,

---

*) Päpstl. Staatsschrift, Dok. XIV.

und wie viele sie für den unterdrückten Verkehr mit dem Statthalter Christi erhalten hat. Während sie aber hier für die Bewahrung des Kirchengutes sich so besorgt zeigt, ist sie es ja gewesen, welche willkührlich alle Kirchengüter, ohne Ausnahme, den Kirchen und Klöstern entrissen, und unter die Verwaltung des Fiscus gestellt hat. Doch hören wir den autocratischen Minister in seiner weitern Darlegung, damit man uns nicht den Vorwurf mache, als hätten wir irgend etwas in partheiischer Einseitigkeit verschwiegen. „Das erste", so fährt er fort, „in dieser Absicht durch den kaiserlichen Ukas vom 12. Dezember 1772 bekanntgemachte Reglement wurde später bestätigt durch die Dekrete vom 17. Januar 1782, vom 6. Sept. 1795, vom 28. April 1798, vom 13. Dez. 1803, und durch mehrere spätere Ordonnanzen. Es stellt sich aus dem Text dieser Dekrete selbst heraus: daß das Gouvernement jedesmal zu dieser Erneuerung und zur wiederholten Einschärfung durch folgende Gründe gezwungen war: 1. Durch die hartnäckige Weigerung des Clerus sich darein zu fügen, und weil er fortfuhr, willkührlich über die Kircheneinkünfte zu Gunsten fremder kirchlicher Autoritäten zu disponiren, und mit ihnen Verbindungen in feindseligem Sinne und zum Umsturz der bestehenden Ordnung unterhielt: 2. Wegen der Einmischung fremder Geistlichen in die ordentliche Jurisdiction der Bischöfe und der Unordnungen wegen, die sich hieraus ergaben: 3. Wegen des Inhalts der Bullen und encyclischen Schreiben und anderer Akte, welche von Zeit zu Zeit von dem heiligen Stuhl ausgingen. In Betreff der letzteren ist es außer Zweifel, daß sie häufig Prinzipien und Ausdrücke enthalten, die das kaiserliche Gouvernement nicht zulassen könnte, und die mit den Grundsätzen religiöser Toleranz unverträglich sind, welche in Rußland gewissenhaft beobachtet werden, und kraft deren das Gouvernement, indem es allen Kulten freie Uebung erlaubt, keinem Eingriffe in die Rechte der orthodoxen Kirche oder anderer Confessionen gestattet."

Dieser ganzen Darstellung liegt offenbar immer wieder die schismatische Ansicht zu Grunde: Rom sey eine auswärtige feindliche Macht, deren Einfluß, wie die Synode vom Kaiser rühmt, man im Interesse der orthodoxen Kirche die Katholiken entziehen müsse. Daß die kaiserlichen Ukase nie Grundsätze enthalten, welche dem garantirten Bestande der katholischen Religion feindselig und auf seinen Umsturz berechnet wären: dieß wird stets als unumstößliches Axiom vorausgesetzt. Hätte man aber wirklich die Absicht gehabt, jedem Kultus, und also auch dem katholischen, freie Uebung zu gestatten, so wäre die russische Regierung wohl hinreichend im Besitze der Gewalt, um jeden Uebergriff in seine Schranken zurückzuweisen, ohne den freien Verkehr der Glieder mit ihrem rechtmäßigen Haupte Fesseln anzulegen. Allein man wollte eben diese Verbindung zuerst hindern, und dann gänzlich trennen; man wollte geflissentlich den Zustand der katholischen Kirche, ihre Bedrückungen und ihre Leiden, vor ihrem Oberhaupte geheim halten. Wie hätte man sonst auch der Beglaubigung eines päpstlichen Geschäftsträgers in St. Petersburg Hindernisse in den Weg legen können? Oder haben die russischen Diplomaten einen so geringen Begriff von der Macht ihres Herrn und Kaisers, daß seine Regierung vor einem Umsturz nicht sicher ist, wenn in St. Petersburg, unter ihren Augen, umringt von ihrer Polizei und umgeben von ihren Garden, ein wehrloser Priester Einsicht von den geistlichen Angelegenheiten der katholischen Unterthanen seiner russischen Majestät nehmen wollte, damit der heilige Stuhl nicht einzig und allein zur Beurtheilung der Lage der Kirche auf schismatische Ministerialberichte beschränkt sey, sondern doch auch eine einzige, unabhängige katholische Stimme zu ihm dringe.

Doch von allen diesen Rücksichten nimmt Graf Gourieff Umgang und fährt also fort: „Uebrigens hat das russische Gouvernement jederzeit zwischen religiösen und politischen Verhältnissen wohl zu unterscheiden verstanden. Eine lange

Erfahrung hat ihm gezeigt, daß nicht nur die christliche Religion, sondern auch jeder andere religiöse Glaube dem Thron zur Stütze und der öffentlichen Ordnung zur Garantie dient. Weit entfernt, in dieser Ueberzeugung den Römisch-Katholischen, die sich in ihren geistlichen Anliegen an Rom wenden wollten, Hindernisse in den Weg zu legen, wendet das kaiserliche Gouvernement im Gegentheil seine guten Dienste dazu an, um ihnen zu diesem Ende alle möglichen Erleichterungen zu verschaffen, und ihnen die Hülfe seiner Vermittelung zu offeriren (pour leur procurer dans ce but toutes les facilités possibles et en leur offrant le secours de sa mediation); es unterzieht sich selbst der Uebermachung ihrer Gesuche und des Geldes, welches sie den römischen Tribunalen zahlen, ohne dafür irgend eine Vergütung zu verlangen. Die von dem höchstseligen Kaiser Alexander bei dem heiligen Stuhle beglaubigte Gesandschaft selbst hat dieß allein zu ihrem vorzüglichsten Zweck, ihre guten Dienste Allem zu gewähren, was sich auf die Berufungen der Katholiken des Kaiserreiches an den päpstlichen Hof bezieht. Dieß ist es also, worauf sich, dem Wesen nach, die Beschwerde über eingeschränkte Verbindung der Katholiken mit dem heiligen Stuhl zurückführt; eine Einschränckung, die nichts anders ist, als die Anweisung eines legalen und regelmäßigen Weges im Interesse der Bittsteller selbst. Mehr oder weniger ähnliche Formalitäten werden in jedem gut organisirten Staate, die römisch-katholischen Länder nicht ausgenommen, verlangt und befolgt".

Wir sehen aus diesem Schlusse, daß leider Bayern und Preußen, die jene Verbindung bekanntlich frei gegeben haben, nach den autokratischen Staatsbegriffen schismatischer Toleranz, mit Belgien, mit Frankreich, mit der Schweiz und England und Amerika nicht zu den wohlorganisirten Staaten gehören.

Wenn wir aber an „die guten Dienste" denken, wel-

che die russische Gesandtschaft in Rom, wie wir oben gesehen, dem heiligen Stuhl in Betreff der Angelegenheit der Unirten in den Westprovinzen geleistet, und wie sie sich es angelegen seyn lassen, ihn von Allem (par le secours de sa mediation, en se chargant de la transmission de leurs demandes) in vollständiger Kenntniß zu erhalten, — so, daß einige Millionen abtrünnig geworden waren, ohne, daß darüber auch nur ein Wort verlautet wäre: dann können wir dem diplomatischen Stylisten, der durch eine kühne Wendung für solche Dienste die Dankbarkeit der Katholiken in Anspruch nimmt, unsere Bewunderung nicht versagen, und wir sehen uns zu dem Zeugniß genöthigt, daß er nur damal übertroffen wurde, als dieselbe Politik mit der gleichen Wahrhaftigkeit und naiven Bescheidenheit erklärte, man habe den Kirchen und Klöstern der Katholiken ihr Hab und Gut in keiner anderen Absicht eingezogen, als um sie mit zärtlich liebender Fürsorge dieser weltlichen, sie in ihren Gebeten und Betrachtungen störenden Sorgen zu entheben. Auch damals chargirten sich dieselben Behörden der Uebermachung des Geldes: sans exiger pour cela aucune retribution *). Wenn wir uns aber aus den luftigen Regionen dieser diplomatischen Phantasmagorien auf den festen Boden des gemeinen Lebens niederlassen, wo man jedes Ding bei seinem gewöhnlichen Namen nennt, so bedünkt es uns, als hörten wir einen aus jener Klasse, den die Engländer mit dem Namen der Highwaymen bezeichnen, uns auseinander setzen, wie er sich durch sein tugendliches Handwerk um die Menschheit ver-

*) Nach den in der päpstlichen Staatsschrift mitgetheilten Tabellen betragen die Einkünfte der von dem Zaren eingezogenen Kirchengüter im Minimum jährlich 505,374 Silberrubel, während die dafür für katholische Zwecke willkührlich angewiesenen Ausgaben sich nur auf 272,996 belaufen, so daß diese guten Dienste russischer Zuvorkommenheit der katholischen Kirche also jährlich auf 232,378 Silberrubel zu stehen kommen.

dient macht. Soviel hoffen wir indessen jedenfalls in dieser Betrachtung unseren Lesern aus den Akten klar gemacht zu haben, daß die Politik des russischen Kabinets die Wirksamkeit des heiligen Stuhles seit lange so gut wie amortisirt hatte; wir werden nun in der folgenden sehen, wie die schismatischen Minister sich an die Stelle des verdrängten Papstes setzen, und kraft der Souverainitätsrechte, im Namen ihres kaiserlichen Patriarchen, in den katholischen Angelegenheiten schalten und walten, um sie dem vorgesteckten Ziele ihres Herrn zuzuführen.

XXXIV.

Literatur.

Die Kosmogonie des Moses im Vergleiche mit den geologischen Thatsachen von Marcel de Serres. Aus dem Franz. von Franz Xaver Steck. Tübingen 1841. Laupp'sche Buchhandlung.

Nachdem in neuester Zeit die Geologie, eine bisher ziemlich vernachlässigte, kaum als selbstständige Wissenschaft aufgetretene Disciplin, plötzlich einen so hohen Aufschwung genommen und so überraschende Resultate zu Tage gefördert, daß sie einer der interessantesten und wichtigsten Zweige der Naturwissenschaften geworden ist, hat sich auch an ihr gezeigt, wie wahr es sey, daß nur oberflächliche und flache Wissenschaft mit den christlichen Dogmen in Widerspruch gerathen könne, und wie jedes tiefere, gründliche Forschen nur dazu diene, die Wahrheit derselben immer mehr zu bestätigen. Die Entdeckungen, welche von den neueren Geologen gemacht worden sind, und noch täglich gemacht werden, haben besonders dazu beigetragen, die Wahrheit jener Thatsachen, welche uns die heilige Schrift über die Entstehung der Erde und ihre Entwickelungsperioden und ihre primitiven Katastrophen

berichtet und oft nur andeutet, in das hellste Licht zu setzen, so wie die Unhaltbarkeit und Abgeschmacktheit aller jener Hypothesen nachzuweisen, welche von den Encyclopädisten, Rationalisten und anderen Feinden der Offenbarung gegen die mosaische Schöpfungs- und Fluthgeschichte vorgebracht wurden. Das Erfreuliche dieser Resultate für den Gang der Wissenschaft, nicht für die etwaige Bestätigung ohnehin gewisser und geglaubter Dogmen, hat in jüngster Zeit mehrere Werke hervorgerufen, worin jene auf dem Wege der Wissenschaft gefundenen Resultate mit den geoffenbarten Thatsachen zusammengestellt und der völlige Einklang beider und die Richtigkeit der gegen letztere vorgebrachten Vernunftgründe gezeigt werden. Schon Cuvier hatte darauf aufmerksam gemacht; nach ihm thaten es Buckland, Wiseman und Marcel de Serres in dem vorliegenden Buche. Wenn Wiseman in seinem Werke: „Zusammenhang der Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung ꝛc.“ (übersetzt von Dr. Haneberg) sich auch über alle andere Wissenschaften verbreitet, und der Geologie deßhalb nur einen verhältnißmäßig kleinen Raum widmen kann, so beschäftigt sich de Serres dagegen ausschließlich mit dieser, wozu er ohnehin als Geolog von Fach am geeignetsten ist. Zugleich macht er uns über die chronologischen Forschungen Champollion's d. J. und die astronomischen Studien Biot's u. a. Mittheilungen, die unsere volle Beachtung verdienen. M. de Serres geht in seinem Werke durchweg von der Voraussetzung aus, daß die bei der Schöpfungsgeschichte genannten Tage Perioden oder Epochen von unbestimmter Dauer seyen. Um dieß zu beweisen, stützt er sich unter Anderem auch auf das hebräische Wort Jom, das nicht bloß Tag, sondern überhaupt Zeit, Zeitraum bedeute. Indessen scheinen uns diejenigen Argumente des Verfassers, welche unmittelbar auf den hebräischen Text recurriren, die am wenigsten haltbaren, und wenn er den Geist Gottes, der über den Wassern schwebte, als einen starken Wind, den Gott über die Gewässer sandte, erklären will, so ist dieß offenbar eine bloß äußerliche und daher oberflächliche Exegese. Der Uebersetzer hat an mehreren Stellen des Werkes erklärende Anmerkungen hinzugefügt. Als besondere Empfehlung dieses übrigens gewiß ausgezeichneten Buches muß das eigenhändige Schreiben des heil. Vaters an M. de Serres zum Danke für seine der Religion geleisteten Dienste angesehen werden.

XXXV.

Von der Besetzung der Bisthümer.

Zweiter Artikel.

(Siehe Bd. 9, S. 1 u. f.)

3. Von der Postulation.

Die Kirchengesetze schreiben es genau vor, welche Eigenschaften Derjenige haben müsse, der zum Bischofe solle gewählt werden können, und bezeichnen die Hindernisse, welche in der Person des zu Wählenden der Wahl entgegenstehen. Dessenungeachtet kann es in einzelnen Fällen geschehen, daß das eine oder andere Hinderniß auf dem Wege der Dispensation Seitens des Papstes gehoben wird, indem Derjenige, dessen Wahl gewünscht wird, ein Breve eligibilitatis erhält, wodurch er in die Reihe der passiv Wahlfähigen eintritt. Aber auch auf eine andere Weise wird die Möglichkeit gegeben, daß eine Person, der es an einer der in den Canones geforderten Eigenschaften fehlt, zwar ohne eigentliche Wahl, aber doch auf Veranlassung eines in ähnlicher Form von dem Capitel ausgesprochenen Wunsches, sobald der Papst demselben willfährig ist, zur bischöflichen Würde gelangt. Man bezeichnet einen solchen Fall mit dem Namen Postulation, welcher sich seinem ersten Ursprunge nach wohl noch aus der Zeit herschreibt, wo das Volk einen selbstständigen Antheil an den Bischofswahlen hatte, und laut seine Wünsche in Betreff einer bestimmten Person aussprach. Nachmals wird Postulation öfters die an einen König gerichtete Bitte, theils um die Zulassung einer vorzunehmenden, theils um die Bestätigung einer geschehenen Wahl genannt, dann aber hat sich der Aus-

druck als technisch für den Fall behauptet, wo der Papst gebeten wird, eine Person Bischof werden zu lassen, obschon derselben ein canonisches Hinderniß im Wege steht. Wenn Jemanden also eine regelmäßig erforderliche Eigenschaft, z. B. das Alter von dreißig Jahren fehlt, so müssen sich in seiner Person andere Eigenschaften vereinigen, die ihn so auszeichnen, daß er trotz jenes Mangels, der ihn wahlunfähig macht, dennoch Bischof werde. Die Postulation hat daher, obschon der berühmte Canonist Heinrich von Segusia, Cardinal von Ostia, von ihr sagt: es sey mehr Wasser als Wein dabei, gerade den Zweck und die Bedeutung, daß durch sie besonders ausgezeichnete Männer auf die bischöflichen Stühle erhoben werden. Dieß möchte vielleicht ein Grund seyn, warum von ihr in unserm Corpus Juris früher, als von der eigentlichen Wahl (Electio) gehandelt wird, oder vielmehr daß man ihr, die in ihrer ursprünglichen Bedeutung als die vox populi der Wahl voranging, diese Stelle gelassen hat. Beide, Postulation und Wahl, sind aber streng auseinander zu halten, wie dieß auch der Satz ausdrückt: „der zu Wählende darf nicht postulirt, der zu Postulirende nicht gewählt werden". Obschon nämlich die Kirchengesetze über die Eigenschaften der zu Wählenden hinlängliche Anordnungen getroffen hatten, so wurde doch so häufig dagegen gefehlt, daß Papst Innocenz III. sich genöthigt sah, festzustellen, daß nur unter gewissen Voraussetzungen die Beschlußnahme der Capitel als wirkliche Wahl zu betrachten seyn sollte, in andern Fällen aber der Papst sich die Entscheidung vorbehalten müsse, ob die vom Capitel gewünschte Person zur bischöflichen Würde zuzulassen sey oder nicht. Man darf sich nicht wundern, wenn auch hierin wiederum von so Manchen ein Beweis päpstlicher Schlauheit gesucht wird, während doch eine solche gesetzliche Bestimmung durch die Natur der Verhältnisse geboten war. Ein Beispiel der Behandlung des römischen Rechts in diesem Geiste und Geschmacke bietet, freilich auch mit Berufung auf eine Autorität schmachvollen Angedenkens, Gundling in sei-

nem allgemeinen geistlichen Rechte, welches wir darum anführen, weil es auch heute zu Tage manche sogenannte Canonisten gibt, welche die nämliche Gesinnung theilen. Derselbe sagt: „Ehedessen wußte man von keinem Unterschiede zwischen der Postulation und Election, sondern es ist dieses ein neues inventum, welches vor den Zeiten Papsts Innocentii III. unbekannt war. Dieser Papst, welcher auch noch sonst vieles andere in Kirchen-Sachen geändert hat, ist Zweifels ohne auch Ursache von dieser unnützen distinction. — Anton de Dominis hat bereits gezeiget, was das vor eine Absurdité sey, separare non separanda electionem, nominationem, postulationem et praesentationem. — Man hatte sonst Münzen, die Postulati genannt wurden, welche zwar nicht gar zu gut waren, man ließ sie aber doch noch so mit passiren. Und von solcher Bedeutung ist vermuthlich auch das significatus Postulirte Bischöffe entstanden".

Durch jene Unterscheidung zwischen Wahl und Postulation ist aber, wie schon aus den obigen Bemerkungen hervorgeht, nicht gesagt, daß ein jeder ohne Unterschied postulirt werden dürfe, sondern nur ein solcher, dessen Eintritt in den Episcopat für die Kirche so ersprießlich zu werden verheißt, daß der Papst eben dadurch bewogen werden darf, von einem einzelnen canonischen Impediment Umgang zu nehmen; hat daher das Capitel einen Unwürdigen postulirt, so verliert es für dieses Mal sein Postulations- und Wahlrecht. — Allerdings wünschen die Kirchengesetze, der Bischof solle mindestens dreißig Jahre alt seyn, indessen man hat wegen manchen eigenthümlichen, zu verschiedenen Zeiten obwaltenden Verhältnissen an diesem Princip nicht rigoros festgehalten, wie ja auch Papst Leo X. in dem Concordate mit König Franz I. es zugestanden, daß für die Bischöfe in Frankreich nur ein Alter von sieben und zwanzig Jahren erforderlich seyn solle. Eben diesen Zeitpunkt hat nun freilich eine Extravagante Papst Johannes XXII. auch in Betreff der Postulation festgestellt, so daß wer nicht mindestens 27 Jahre alt ist, darnach gar nicht

postulirt werden darf. Allein diese Bestimmung ist nicht praktisch geworden, wie sich aus sehr vielen Beispielen erweisen läßt, theils bei Bischöfen, die durch Wahl der Capitel, theils bei solchen, die durch Nomination oder päpstliche Provision besetzt worden sind. So gestattete im Jahre 1552 Papst Julius II. die Postulation des vierundzwanzigjährigen Friedrich von Brandenburg, für die Bisthümer Halberstadt und Magdeburg; Gregor XIII. die des damals (1580) fünfzehnjährigen Philipp von Bayern für Passau; in diesen und vielen ähnlichen Fällen hat allerdings die Rücksicht auf die damaligen politischen Verhältnisse jene Ausnahmen von der Regel herbeigeführt, weniger war dieß der Fall, als Mailand in Folge einer solchen Ausnahme den zwanzigjährigen Carolus Borromäus zum Erzbischofe erhielt.

Sehr genügend waren die Gründe, warum die Kirche in der Regel keine unehelich Gebornen zur bischöflichen Würde gelangen ließ, und daher keine Wahl derselben gestattete. Wenn aber Tugend, Frömmigkeit und Wissenschaft eines solchen den Makel der unehelichen Geburt verdeckte, so wurde doch eine Postulation desselben gestattet, und derselben nach den Umständen entsprochen. Begreiflicherweise geschah dieß selten, um so mehr in früherer Zeit, welche auch in den übrigen Lebensverhältnissen die unehelichen Kinder manches Nachtheilige empfinden ließ. Ein Fall der Art, dessen Andenken das Corpus Juris (Cap. 20. X. de elect.) aufbehalten hat, ereignete sich zur Zeit Papst Innocenz III. Die Kirche von Worcester in England war im Jahre 1197 durch den Tod ihres Bischofs verwaist, worauf Prior und Convent des regulirten Capitels den Archidiaconus der Kirche von York zum Bischofe wählte. Jedermann hielt dieß für eine canonische Wahl; der damals abwesende Archidiacon erklärte aber dem Erzbischofe von Canterbury bei seiner Rückkehr, daß er wegen seiner Geburt die Stelle, für die er bestimmt sey, nicht anders als mit päpstlicher Genehmigung annehmen könne. Der Erzbischof berichtete zu gleicher Zeit nach Rom, als auch

das Capitel um Bestätigung der Wahl nachsuchte; bald erschien aber auch der Archidiacon selbst zu Rom, und offenbarte dem Papste, er sey von seinem Vater, einem Ritter, außer der Ehe mit einer freien und ledigen Person erzeugt, die derselbe vier Jahre darauf zur Ehe genommen habe. Der Papst zog den Fall mit den Cardinälen in reifliche Erwägung, um so mehr, da das unter Alexander III. gehaltene lateranensische Concilium sich so strenge gerade über diesen Punkt ausgesprochen hatte. In dieser Beziehung ist der Brief, den Papst Innocenz III. an den Erzbischof von Canterbury dieserhalb schrieb, sehr merkwürdig. Er bemerkt: „Obgleich der Canon des Concils die unehelich Gebornen so verfolgt, daß er deren Erwählung für nichtig erklärt, so hat er Uns doch nicht die Gewalt der Dispensation genommen; denn das war nicht die Absicht des Gesetzgebers, da er seinen Nachfolgern hierin nicht präjudiciren konnte, die ihr Amt mit der nämlichen, ja mit der durchaus selbigen Macht verwalten, wie er; denn der Gleiche hat über den Gleichen keine Gewalt, sondern nur das war seine Absicht, daß er, weil Mehrere, da hin und wieder wegen des Dranges der Zeiten eine Dispensation eingetreten war, aus der Gnade eine Willkühr machten, und sich daraus abnahmen, sie könnten wählen, wen sie wollten; eben dieß verhinderte“. Mit Rücksicht darauf, daß Urban III. in den weit schwierigeren Fällen des Bischofes von Mans, der der Sohn eines Priesters war, und in dem des Bischofs von Leon, der erst nach der Consecration gestand, im Ehebruche erzeugt zu seyn, Dispensation eintreten ließ, dispensirte nunmehr Innocenz in Anbetracht der wissenschaftlichen Bildung, der Sittenreinheit, des tugendsamen Lebenswandels und des guten Rufes jenes Archidiacons, der auch mehreren Cardinälen, die mit ihm gemeinschaftlich die Schule besucht hatten, genau bekannt war; dazu kam, daß alle Stimmen in dem Capitel auf ihn gefallen waren, der Wunsch der Gemeinde, die Zustimmung des Königs, die Unterstützung des Erzbischofs, die günstige Meinung der Suffragane desselben,

und endlich das aufrichtige und demüthige Bekenntniß des Archidiacons, der nicht mit beflecktem Gewissen den bischöflichen Stuhl hatte besteigen wollen. Da nun, wenn je, so dieser Fall sich der päpstlichen Nachsicht empfahl, so konnte der Papst zwar die Wahl nicht anerkennen, sondern erklärte dieselbe für nichtig, absolvirte aber das Capitel von der Strenge des lateranensischen Canons, erließ demselben auch den Beweis, daß es um die uneheliche Geburt jenes Mannes nicht gewußt habe, und erklärte sich bereit, die nunmehr anzustellende Postulation anzunehmen. Eine sehr wohlbegründete Regel ist es, daß Personen des Laienstandes, so wie auch solche, welche noch nicht die höhern Weihen erhalten haben, nicht auf die Bischofsstühle erhoben werden sollen. Daher ist eine Wahl derselben auch nicht gestattet; aber wie einst der heil. Ambrosius vom Richterstuhle zum hohen Priesterthume berufen wurde, wie er sich selbst ausdrückt, um zu lehren, was er nicht gelernt hatte, so ist auch eine Postulation von Laien und Clerikern der untern Weihen in besondern Fällen nicht ausgeschlossen.

Dagegen verbietet die oben erwähnte Extravagante Papst Innocenz XXII., Mitglieder der Bettelorden auch nur zu postuliren; allein auch in Betreff anderer Religiosen ist, obschon sie gewählt werden können, eine andere Art von Postulation (post. simplex) als die eigentliche (p. solennis) nothwendig, die darin besteht, daß ihr Oberer erst um seine Zustimmung befragt wird.

Bisweilen liegt aber der Grund des Mangels der Wahlfähigkeit gerade in der Würde, welche Jemand bekleidet; es darf daher der Bischof einer andern Kirche, mit der er eben in einem Matrimonium spirituale steht, für eine verwaiste Kirche nicht gewählt, sondern nur postulirt werden, und dieß kommt dann darauf hinaus, ob der Papst in seine Versetzung, oder darin willigt, daß er auch die Verwaltung des erledigten Bisthums neben der des seinigen übernehme. So gestattete z. B. Innocenz III. die Postulation des Bischofs von

Autun zum Erzbischof von Sens nicht, und zwar aus dem Grunde, weil der Postulirte das gegen Philipp August verhängte Interdict nicht bewahrt hatte; nur durch den Umstand, daß das Capitel in letzterer Beziehung sich nicht verfehlt hatte, entging es einer strengen Ahndung. Das Capitel verheimlichte indessen eine zeitlang das päpstliche Breve, und als es nun wieder zur Wahl kam, postulirte die Majorität abermals denselben Bischof, die Minorität den von Cambray. Da diese in dem vorliegenden Falle in der That als die pars sanior angesehen werden durfte (s. Bd. 7, S. 96), so wurde die Postulation durch den päpstlichen Legaten bestätigt. Während der Regierung desselben Papstes postulirte das Capitel von Ravenna mit einer Majorität von mehr als zwei Drittheilen der Stimmen einen Cardinal, die übrigen Mitglieder aber den Bischof von Imola. Da auf diesen nur eine so geringe Anzahl von Stimmen gefallen war, so konnte hier von einer Annahme nicht die Rede seyn; aber auch die Postulation des Cardinals wurde nicht admittirt aus dem Grunde, weil der Papst ihn nicht entbehren konnte, da er seiner zu einer Mission in das gelobte Land bedurfte. Es entsteht hier aber die Frage, über welche viel controversirt wird, ob der Cardinal nicht auch hätte gewählt werden dürfen? Unstreitig wäre dieß nicht statthaft gewesen, wenn er zur Zahl der Cardinalsbischöfe gehört hätte; dieß war aber hier nicht der Fall. Allerdings scheinen, außerdem, daß in der betreffenden Stelle des Corpus Juris, die von jenem Falle berichtet (Cap. 3. X. d. postul. prael.), der Ausdruck postulare auch auf den Cardinal zu beziehen ist, mehrere Gründe gegen die Zulässigkeit einer Wahl eines Cardinals zum Bischofe zu sprechen, und somit hier nach dem oben aufgestellten Princip eine Postulation nothwendig zu seyn. Es sind die Cardinäle an die Person des Papstes gebunden; so wie der Cardinalat aus dem Primate hervorgeht und auf diesem beruht, so sind die Cardinäle, um mit Fagnani zu sprechen, gleichsam die Fixsterne, die zum Papste wie zur Sonne gehören, und bewegen sich da-

her auch nur durch ihn; sodann steht die Würde der Cardinäle höher als die der Bischöfe, und sie würden durch eine Wahl gleichsam auf eine niedere Stufe herabsteigen; außerdem haben sie an ihren Kirchen in Rom in gewissem Sinne selbst schon eine Jurisdiction. Jedoch, so wahr es ist, daß die Cardinäle zur Person des Papstes gehören, so bedarf es dazu, daß sie Bischöfe werden können, zwar einer Postulation; dieß ist aber nicht diejenige, welche einen Gegensatz zur Wahl bildet, sondern nur eine solche, wie Jeder, der einem Obern unterworfen ist, von diesem die Erlaubniß zur Annahme eines Bisthums haben muß. Der Vorrang der Cardinäle vor den Bischöfen ist ebenfalls wahr und begründet, bezieht sich aber seinem Wesen nach nur auf die heilige Stufenleiter des Königthums (Hierarchia jurisdictionis), nicht auf die des Priesterthums (Hierarchia ordinis); in dieser stehen sie unter den Bischöfen, denen hier der Papst, der sich mit seinem höchsten Titel selbst Bischof nennt, gleichsteht. Ihre Jurisdiction, die sie in ihren Sprengeln ausüben, ist eben auch keine wirklich bischöfliche, sondern nur gleichsam eine solche, und wenn in der oben angeführten Stelle das Wort postulare gebraucht wird, so bezieht es sich zunächst und unmittelbar auf den Bischof von Imola, wogegen sonst im canonischen Recht in Betreff der Cardinäle bei einem solchen Wahlverhältniß das Wort eligere gebraucht wird.

Wenn demnach von diesem Standpunkte aus gegen die Wahl eines Cardinalpresbyters oder Cardinaldiacons zum Bischofe Nichts einzuwenden seyn möchte, so fragt sich dennoch, ob der Titel, welchen der Cardinal zu Rom hat, mit der Annahme eines Bisthums compatibel sey? wäre dieß nicht der Fall, so müßte ein Cardinal, der Bischof würde, seinen titulus, und ein Bischof, der zum Cardinalat gelangte, eigentlich sein Bisthum aufgeben. Nach der Strenge der ältern Kirchengesetze, und selbst nach den Bestimmungen des Concils von Trient (Sess. 23. c. 1. de Ref.) müßte dieß allerdings so aufgefaßt werden; allein es hat sich eine dem ent-

gegenstehende Gewohnheit der römischen Curie in dieser Beziehung ausgebildet.

Außer den bisher angegebenen Fällen finden sich im Laufe des dreizehnten Jahrhunderts noch mehrere andere Fälle, in welchen sich die Päpste, namentlich Innocenz III. und Honorius III. sehr entschieden gegen die Wahl eines wirklichen Bischofs zum Bischofe einer erledigten Kirche aussprechen, wobei aber der Gesichtspunkt hervorgehoben wird, daß ein solcher, als vermählt, gar nicht in eine Wahl consentiren könne, wie auch andererseits eine Kirche sich verfehlt, die in ihn wie in einen Sponsus consentirt; dagegen besage die Postulation und der Consens des Postulirten in dieselbe nur so viel, daß wenn das bestehende Verhältniß auf eine rechtmäßige Weise durch das Oberhaupt der Kirche gelöst werde, man alsdann von der erlangten Freiheit Gebrauch machen wolle. Diese Gesichtspunkte, die auch wohl in Hinsicht auf Weihbischöfe in Betracht kommen möchten, hat auch in neuerer Zeit die Curie festgehalten, wie namentlich eine Entscheidung der Congregatio rerum consistorialium vorliegt, wornach die Wahl des Johannes von Sara, Bischofs von Neura, zum Patriarchen von Antiochien, die von den Erzbischöfen, Bischöfen und Clerikern der Maroniten nach der Sitte des Volks geschehen war, verworfen wurde.

Indem bei den im Vorhergehenden aufgeführten Hauptfällen, in welchen eine Postulation eintreten muß, weil keine Wahl Statt finden kann, die Gründe, auf welchen diese rechtliche Unterscheidung beruht, angegeben worden sind, möge noch mit wenigen Worten angedeutet werden, worin Wahl und Postulation mit einander übereinkommen, und worin sie sich praktisch von einander unterscheiden. Beide gehen sie von einem Collegium, welches auch collegialisch zu diesen Zwecken sich versammelt, aus; beide haben sie den Zweck, unwürdige Personen von der Gelangung zur bischöflichen Würde auszuschließen; beide bewirken sie, daß der, auf welchen die Stimmen sich vereinigen, eine Aussicht auf jene Würde erlangt.

Die Wahl aber beruht auf einem, dem Capitel zustehenden Rechte, sie wird daher, wenn nicht entscheidende Gründe im Wege stehen, bestätigt, die Postulation hingegen beruht auf der Gnade und Willfährigkeit des Papstes, auf den es ankommt, ob er sie zulassen will oder nicht; die Wahl findet Statt in Betreff des Würdigsten und Geeignetsten unter den Wählbaren, die Postulation in Betreff eines nicht Wählbaren; die Wahl gibt dem Gewählten ein Recht bereits vor der Confirmation, und durch Annahme der Wahl ist derselbe als Sponsus Ecclesiae zu betrachten, wohingegen der Postulirte durch die Postulation kein Recht erlangt; daher können die Wähler nicht mehr von ihrer Wahl, nachdem dieselbe einmal verkündigt ist, abgehen, wohl aber die Postulanten von der Postulation, so lange dieselbe noch nicht dem Papste vorgelegt worden ist. Im Falle einer Collision zwischen Wahl und Postulation hat die letztere nur dann den Vorzug, wenn zwei Drittheile der Stimmen sich für dieselbe aussprechen. Demgemäß wurde auch der berühmte Fall in Cöln im Jahre 1688 entschieden; unter vierundzwanzig Wählern hatten dreizehn den Cardinal Eggo von Fürstenberg, Bischof von Straßburg postulirt, neun hingegen den bayerischen Herzog Joseph Clemens, welcher Bischof von Freisingen war, auch das erforderliche Alter nicht hatte, wohl aber zuvor mit einem Breve eligibilitatis versehen war; zwei andere verwarfen ihre Stimmen; Joseph Clemens trug als gewählt den Sieg davon.

4. Ueber Ort und Zeit der Wahl.

Hinsichtlich des Ortes, an welchem die Wahl eines Bischofes zu geschehen hat, ist zunächst erforderlich, daß die Capitularen zu diesem Zwecke an einem und demselben Orte zusammenkommen. Als der dazu geeignetste bietet sich die verwaiste Kirche wie von selbst dar, doch ist nicht erforderlich, daß die Handlung in dem Chore oder in dem Schiffe der Kirche geschieht, sondern es genügt — und dieß ist der heutige

Brauch — daß die Domherrn in der Sacristei oder sonst an einem, der Handlung entsprechenden und würdigen Orte in der Umgegend der Kirche zusammenkommen. Wird dieß, ohne daß entscheidende Gründe dafür wären, nicht beobachtet, so ist zwar die Wahl nicht aus sich selbst ungültig, aber sie kann doch angefochten, und dann durch Urtheil für nichtig erklärt werden. Bisweilen können dringende Gründe obwalten, und dann ist es sogar zulässig, daß die Minorität der Wahlberechtigten an einem Orte sich einfindet, um dann die Abwesenden an diesen zu berufen; wenn hingegen weniger die Noth, als die größere Leichtigkeit, die Wahl zu bewerkstelligen, eine solche Ausnahme von der Regel, in Betreff des Ortes, rechtfertigen soll, so müssen zwei Drittheile des Capitels in dieser Beziehung einig seyn; alsdann sind auch die Uebrigen zu folgen verpflichtet. Zu den Gründen, aus welchen jene Ausnahme gemacht werden darf, gehört aber nicht der, wenn etwa die Kirche selbst mit einem Interdicte belegt ist. Das Interdict bezieht sich aber nur auf gottesdienstliche Handlungen, namentlich auf die Spendung der Sacramente, und wenn auch das Concilium von Lyon unter Gregor X. etwas der Art verordnet zu haben scheint (Cap. 3. §. 2. d. elect. in 6to.), so bezieht sich dieß doch lediglich auf die Papstwahl, indem die Cardinäle für den Fall, daß der Papst außerhalb Roms verstorben ist, in der Cathedralkirche derjenigen Diöcese sich zu versammeln haben, wo der Todesfall sich ereignet hat, es sey denn, daß die Kirche interdicirt wäre, oder in offener Opposition gegen Rom sich befände. Diese ganz specielle Bestimmung ist wohl bei der Bischofswahl überhaupt nicht in Anwendung zu bringen. Machen aber einmal die Umstände es nothwendig, daß die Zusammenkunft der Capitularen nicht in der Kirche vor sich gehen kann, so können dieselben den Ort, an welchem sie zum Zwecke der Wahl sich versammeln, geheim halten; so bald aber nur sie ihn wissen und da sind, so bleibt die Wahl gültig. Ein Anderes aber ist es, wenn man den Ort vor einem Theile der Capitulare geheim

hält, so daß diese dadurch ausgeschlossen werden, in welchem Falle sich die Richtigkeit von selbst versteht.

Auch in Betreff der Zeit, zu welcher die Wahl vor sich zu gehen hat, haben die Canones einige genauere Fingerzeige gegeben. Sie soll nicht geschehen, so lange der verstorbene Bischof noch nicht zur Erde bestattet ist, wie dieß Innocenz III. in einem Schreiben an den von ihm delegirten Richter, den Bischof von Parma, dem Capitel von Cremona zum Vorwurfe machte, das sich in dieser Beziehung gegen ein schon älteres Kirchengesetz von Bonifacius III. vom Jahre 606 ((C. 7. D. 79.), welches verordnet, daß eine Wahl erst drei Tage nach der Beisetzung des verstorbenen Bischofes zu geschehen habe, verfehlt hatte. Ist die Bestattung der Leiche erfolgt, so kann sich das Capitel zu jeder Zeit, auch — da die Wahl kein Act der Jurisdiction ist — an einem Sonntage zu diesem Zwecke versammeln. Ob auch zur Nachtzeit? ist eine Frage, die in den Gesetzen selbst nicht ihre Erledigung gefunden hat, indessen sie könnte doch wohl, wenn man nicht das Tageslicht durch eine hinlängliche Zahl von Laternen ersetzt hat, wegen des Verdachtes eines Betruges angefochten werden. Im Uebrigen hat die Wahl innerhalb der nächsten drei Monate, seit dem Eintritte der Sedisvacanz oder der zu der Kenntniß des Capitels gelangten Erledigung zu geschehen, außer wenn wegen dringender Noth durch den Papst unter der ausdrücklichen Bestimmung, daß sonst das Besetzungsrecht an ihn devolviren solle, ein kürzerer Termin anberaumt ist. Aufschub kann sie erleiden durch Hindernisse, sowohl in der Person der Wählenden, als eines Gewählten; sind jene suspendirt, so haben sie schleunigst für ihre Absolution Sorge zu tragen; mit Hinwegräumung dieser Hindernisse beginnt dann die Frist zu laufen; eben so hebt sie von Neuem an, wenn etwa der Gewählte nicht annimmt, oder nach der Annahme stirbt. Versäumt das Capitel die Zeit von drei Monaten, so devolvirt die Besetzung an den Papst; hatte er, ohne diesen Vorbehalt, eine kürzere Frist anberaumt, so raubt die Nichtbeachtung

dieses Termines dem Capitel das Wahlrecht nicht, sondern es kann dasselbe noch vor Ablauf der drei Monate ausüben.

XXXVI.

Ueber Autobiographie nach dem Italienischen des Zaiotti.

Vorwort.

Die folgende Betrachtung haben wir einem italienischen, gegenwärtig erscheinenden Conversationslexicon entlehnt, das den Titel führt: Enciclopedia Italiana e Dizionario della conversazione, opera originale, corredata di tavole incise in rame. Venezia dallo stabilimento enciclopedico di Girolamo Tasso 1839. Die Leser werden den Artikel nicht ohne Befriedigung, so hoffen wir, durchgehen, sie werden darin zu ihrer Ueberraschung wahrnehmen, wie deutsche Betrachtungsweise allmählig über die Alpen dringt und sich mit der italienischen einträchtig verschwistert; denn ihr Autor stammt eben aus jener verbindenden Provinz beider Länder, aus dem deutschen Tyrol her; er ist unserer Sprache und unserer Literatur wohl kundig und der Verfasser jener in Italien in so vielen Auflagen verbreiteten Schrift: „über den historischen Roman im Allgemeinen und die Promessi sposi des Manzoni“, wovon wir schon einmal Gelegenheit hatten Erwähnung zu thun. Nicht minder werden unsere Leser darin die katholische Auffassungsweise zu würdigen wissen. Wir haben in diesem Augenblick hier in Italien kein Exemplar des brockhausenschen, protestantischen Conversationslexicons zur Hand, allein wir zweifeln nicht im mindesten, wenn unsere Leser den dort allenfalls gegebenen Artikel mit dem hier folgenden vergleichen wollten, wessen Standpunkt sich als der großartigere und eine tiefere und reichere Einsicht in das Wesen menschlicher und ewiger Dinge gewährende, erweisen würde. Conversationslexicons, die ih-

rer Natur nach zur Oberflächlichkeit hinneigen und die Oberflächlichkeit befördern, sind fast ein nothwendiges Uebel unserer Zeit geworden; allein sie könnten eben so gut eine sehr heilsame Wirkung auf die öffentliche Meinung äußern, wenn alle Artikel in einem Geiste geschrieben wären, wie er sich in dieser historischen Betrachtung über Autobiographie ausspricht. Wir kennen die Enciclopedia, die ihn mitgetheilt zu wenig, um über den Geist urtheilen zu können, der die Gesammtheit ihrer Mitarbeiter beherrscht*) wir haben indessen guten Grund zu der Besorgniß, dieser Artikel möge auch in ihr nur wenige ihm ebenbürtige Brüder aufzuweisen haben; allein anderwärts muß man oft vergeblich suchen, um auch nur einen einzigen zu finden, darum heißen wir ihn denn mit Recht willkommen, und lassen ihn beginnen.

Das Wort Autobiographie bezeichnet seiner griechischen Ableitung nach, die Beschreibung, die einer von seinem eigenen Leben verfaßt, und man muß es wohl von den sogenannten Memoiren unterscheiden, die wir in unsern Tagen sich so maaßlos vervielfältigen sehen. Ich spreche jetzt nicht von jenen Verfälschungen der Gewinnsucht, die den letzten Athemzug der Sterbenden, welcher Art auch ihre Berühmheit gewesen seyn mag, aufspürt, um mit ihrem Namen jüdischen Schacher zu treiben, und der es eine Lust ist, in der noch warmen Asche der Gräber zu wühlen, um Scandale herauszuscharren. Dergleichen Schandartikel, wofür unsere sonst so

*) Daß es der Venetianer Schwester der beliebten Leipzigerin auch nicht an jener leichtfertigen Oberflächlichkeit fehlt, die diese in so hohem Grade auszeichnet, dafür möge ein Beispiel dienen, das uns beim durchblättern zufällig unter die Augen gefallen. Unter dem Artikel Bacone (Ruggero) heißt es unter anderen: Ruggero Bacone mori nel 1292, in età di circa 78 anni, il che ne pone la nascita presso l'anno 1214. Il suo secolo fu quello del Cardinal di Cusa, di Tommaso da Kempis, di Matteo Parisio, d'Alberto Magno, di Raimondo Lulli, di Sacrobosco?

erfinderische Zeit noch keinen würdigen Namen entdeckt hat, gehören einer ganz anderen Gattung an; allein auch die wahrhaft authentischen Memoiren, wie nahe auch übrigens ihre Verwandtschaft scheinen möge, sind sehr von der Autobiographie zu unterscheiden; denn in jenen bildet die Beschreibung der Zeiten, der Ereignisse und der Menschen, unter denen er gelebt, das Hauptziel ihres Verfassers, während dagegen der Schreiber einer Autobiographie vor Allem eine Beschreibung von sich selbst geben will, und dabei auf die öffentlichen Ereignisse nur in so fern Rücksicht nimmt, als sie in sein eigenes, besonderes Schicksaal eingegriffen haben. Die Memoirenschreiber können in gewisser Beziehung mit den Reisebeschreibern verglichen werden, die ihr ganzes Augenmerk darauf gerichtet haben, Länder und Völker, die sie gesehen, darzustellen und von sich nicht anderes sprechen, als um sich soweit kenntlich zu machen, damit ihr Zeugniß Glauben verdiene. Gerade umgekehrt verhält es sich mit dem Autobiographen. Vor allem anderen will er sich und die Ereignisse seines Lebens ins Licht stellen. Ebenso wenig ist er ein Landschaftsmaler, der wenn er sich nicht gänzlich vergißt, Gefahr läuft unvermerkt der Rüge anheimzufallen; der Autobiograph verfährt vielmehr wie einer, der sein eigenes Portrait malt, der, wenn es nothwendig ist, alles Beiwerk aufopfert und einzig darauf bedacht ist, daß sein Bild hervortrete, und geschieht es auch, daß er das Gemälde mit einer Umgebung bereichert, so thut er es nur in der Absicht, die Hauptfigur, die in dem Bilde herrschen soll, dadurch noch mehr hervorzuheben.

Dieser kurze Vergleich von der Autobiographie und den Memoiren, der ihre wesentliche Verschiedenheit ausdrückt, gibt auch hinlänglich zu verstehen, wie die beiden Gattungen, sowohl durch die Natur als durch die Eigenthümlichkeit eines Schriftstellers, eine in die andere hinüberspielen können. Ist es ein Mann, so streng und leidenschaftslos, wie der Herzog von St. Simon, der seine Memoiren dictirt, so wird er sich unabhängig und außer allem Conflict zu halten wissen, um sich

in den Saturnalien einer Regentschaft das Ansehen und das Amt eines Richters zu bewahren; ist aber der, welcher sich solchem Unternehmen unterzieht, ein Mensch wie der Cardinal de Retz, so würde man vergeblich von ihm erwarten, daß er die Ereignisse mit unpartheiischem Blicke betrachte oder sie ihren Weg gehen lasse, ohne sich selbst einzumischen oder ihnen wenigstens das Gepräge seiner eigenen Empfindungen aufzudrücken, er, der Giovanni Gondi, im Herzen Frankreichs und trotz allem französischen Blute noch ganz und gar ein Italiener, eine unruhvolle, leidenschaftliche Seele, die kaum in der Nähe des Grabes Ruhe finden konnte. So sehen wir ebenfalls bei Gelegenheit einer neuen und ungewöhnlichen Berührung zwischen einem Memoirenverfasser und einem Reisebeschreiber, wie der ernste und ruhige Cook sich ausschließlich mit den Gegenständen seiner Forschungen beschäftigt und von sich selbst, wenn er kann, schweigt, während der eitle Alphonse de Lamartine, wo er den Fuß hinsetzt, immer nur die eigene Person im Auge hat und im ganzen Orient, in allen seinen Finsternissen, in allem seinem Lichte, nur sich selbst betrachtet, den Poeten, den Staatsmann, den Verjünger der alten Menschenheit, den Reformator der alten Religion, eine Art von neuem Messias; und so weit läßt er sich von seiner kleinlichen Eitelkeit verführen, daß er selbst seinen wahren Thränen den Anschein des Theatralischen gibt; trotz all seinem Ruhme nur zu unglücklich, wenn er auf jener Wanderung die schöne Begeisterung seiner Jugendjahre verlor, um nichts davon zurückzubringen, als die gottlosen Armseligkeiten seines Jocelyn und die Schändlichkeiten seines gefallenen Engels!

Wenn auf diese Weise der Memoirenschreiber, der Eigenthümlichkeit seiner Denkweise folgend, leicht sein Gebiet überschreiten kann: so geschieht es noch öfter, daß der Autobiograph nicht selten durch die Beschaffenheit seiner Schicksale genöthigt ist, sich so sehr zu erweitern, daß sein Werk nicht blos die Form von Memoiren annimmt, sondern sich bis zur

Geschichte erhebt. Nehmen wir z. B. an, Napoleon hätte das wunderbare Drama seines Lebens, statt darüber zersplitterte Mittheilungen an seine Gefährten zu machen, selbst beschreiben wollen: würde nicht in der That dieß so inhaltreiche, so viel umfassende Leben zu gleicher Zeit nothwendig auch das Bild unseres Jahrhunderts und unserer Zeitgenossen, ja die Geschichte der Welt geworden seyn? Und auch abgesehen von diesem Beispiel, das man vielleicht mit mehr Recht ein einziges, als ein seltenes nennen könnte, wenn es je geschehen sollte, daß jene Schrift Eigenthum des Publikums wird, von der Charles Talleyrand in seinem Testament verkündigte, daß darin der gekrümmte und zweideutige Gang seines Lebens enthüllt sey, so wird wohl Niemand zweifeln wollen, daß ein solches Werk sich seiner inneren Natur nach über die engen Gränzen der Biographie zu den umfangreichen Regionen der allgemeinen Politik erheben müsse, und daß es, wenn sein Bericht getreu ist, die Ereignisse und Geheimnisse der letzten fünfzig so dunkeln und doch so glänzenden Jahre sämmtlich in sich befassen und fast sämmtlich aufhellen müsse.

Wie es sich aber mit dem Unterschied und der nahen Verwandtschaft zwischen Autobiographien und Memoiren verhalten mag, so ist doch so viel klar, daß beide und insbesondere die Autobiographie, mit der wir es hier einzig zu thun haben, sich enge an die Natur des Menschen halten, und daß man daher in dieser Natur den Grund und die Normen dafür suchen, und ihrentwegen die Verirrungen darin bemitleiden, und mit ihrer Hülfe die Nachtheile möglichst verbesseren und die Nützlichkeit förderen müsse.

Wie sehr den Menschen auch die Sophismen des Lasters zu verleiten suchen, wenn derselbe sich an das Nichts, wie an eine Hoffnung, anklammert: so bebt doch der Mensch mit allen seinen Lebensvermögen, mit der ganzen Kraft seines göttlichen Princips vor diesem Nichts zurück. Die Unsterblichkeit ist sein erstes Bedürfniß, seine lebendigste Sehnsucht und selbst dann, wenn dieß geheime Gefühl geleugnet, und bekämpft

wird, so spricht es dennoch so laut in uns, daß selbst der Ungläubige, der sich nicht scheut den göttlichen Funken seiner Seele zu ewigem Tode zu verdammen, ganz im Widerspruche mit sich selbst, vor dem Gedanken schaudert, daß sein Name in Vergessenheit untergehen sollte und das Verlangen trägt, das Blatt möge ewig währen, dem er diese unselige Gotteslästerung anvertraut hat. Dem Mensch ist der Gedanke der Vernichtung unerträglich und vermöge einer jener Absurditäten, welche die falsche Philosophie nicht vermeiden kann, wird er daher, wenn er es zuweilen wagt, sich selbst zu belügen und die Unsterblichkeit seines reinsten, lebendigen Geistes zu leugnen, nichts desto weniger von dem thörichten Verlangen ergriffen, zum mindesten die Unvergänglichkeit der niedrigen, energielosen Materie zu behaupten. Niemand, wie weit auch die unselige Vermessenheit seiner Meinungen geht, Niemand möchte, daß seine todte Hülle, mit den Gebeinen der Missethäter vermischt, an der Stätte der Schmach, unter dem Galgen liege, noch möchte Jemand daß sein Name als ein verfluchter zum Andenken der Nachkommen gelange. Der Schrei des untrüglichen Gewissens tönt lauter, als alle trügerische Wissenschaft, und wenn die Lippe aus Stolz auch der Lüge dienen kann, so muß doch das Herz seiner innersten Empfindung glauben und der Wahrheit gehorchen. Daher das beständige Bestreben der Menschen, sich selbst zu überleben, von dem armen Landmann angefangen, der einen Baum pflanzt, dessen Früchte kaum die spätesten Enkel genießen werden, bis zum mächtigen Monarchen, der zur Aschenurne seines Standes eine unermeßliche Pyramide erbaut; von dem demüthigen Bruder, der die schlichte Chronik seines Klosters aufzeichnet, bis zum kühnen Geschichtschreiber, der sich auf den Richterstuhl über Herrscher und Völker setzt und seinen Namen der Weltgeschichte auf die Stirne schreibt. Daher auch, um unseren Gegenstand näher ins Auge zu fassen, jenes so natürtürliche Verlangen der Väter, daß ihre Erlebnisse, welche sie ihren Söhne erzählen, von diesen mit treuem Gedächtniß mögen

bewahrt werden, und daher endlich die so häufig vorkommenden Beispiele jener, die dem kurzen und allzu unsicheren Menschengedächtniß mißtrauend, zu allen Zeiten bedacht waren, dauerhaftere Werke zu gründen, indem sie selbst die Geschichte ihres Lebens in eigener Schrift hinterließen.

Die physischen und geistigen Revolutionen dieser Erde und die allem Irdischen einwohnende Hinfälligkeit verhinderten, daß das früheste Alterthum uns hievon ein Denkmal überliefern konnte; aber kaum nahen die mächtigen Jahrhunderte Roms, so sehen wir den Brauch, die eigenen Lebensgeschicke zu erzählen, von den angesehensten Männern mit Vorliebe gepflegt. Und wenn wir auch von den Commentaren Cäsars und der doppelten Geschichte von Ciceros Consultat absehen, als solche die sich auf besondere Ereignisse beschränken, so wissen wir, daß Marcus, Scaurus und Quintus Lutatius Catulus und Rutilius Rufus, ihre Lebensgeschichte dictirten, und daß selbst jener schreckliche Sulla mit dem blutigen Griffel seiner Proscriptionen sich an diese schwierige Aufgabe machte. Dieser Gebrauch mußte wohl tief in jenem Volke wurzeln, wenn nicht wenige von den Kaisern selbst ihm willfahrten und auf diese Weise, obschon sie nichts über sich anerkennen wollten, vielleicht ohne es selbst inne zu werden, der großen Macht der Meinung huldigten. Augustus war der erste, der ein solches Beispiel gab, und man kann leicht errathen, daß dieser Staatsmann, unter seinen übrigen zuckersüßen Reden und milden Maaßregeln, womit er sich bemühte, die ermüdeten römischen Seelen, an die Ruhe seiner Tyrannei zu gewöhnen, auch dieß Mittel der Volksgunst anwandte, indem er sich selbst mehr, als seinen bezahlten Hofscribenten, die Kunst zutraute, das Volk über die Grausamkeit und die Infamien seiner Jugend zu täuschen. Läßt sich dieß also bei ihm sowohl, als auch bei jenem Septimius Severus, der besserer Zeiten so würdig scheint, erklären; und begreift man noch leichter, warum die kaiserliche Wittwe des Germanicus, jene hochherzige Frau, der die kurze unheilvolle Liebe des rö-

mischen Volkes so theuer zu stehen kam, von sich schreiben wollte: wer aber kann uns sagen, mit welcher Absicht Claudius und Tiberius das Bedenkliche wagten, auf diese Weise sich dem öffentlichen Gericht auszusetzen. Von dem schwachsinnigen Claudius könnte man allenfalls noch annehmen, daß er, ein Mensch, der die mittelmäßige und kleinliche Schriftstellerei liebte, eitel auf die moderne griechische Weisheit, nichts anders, als eine lächerliche Ostentation damit beabsichtigte; allein der verschlagene, verstellungssüchtige Tiberius, der jede Eitelkeit verschmähte und vor jedem öffentlichen Auftreten zurückschreckte, er, der in jenen seltenen Fällen, wo er, um wichtiger Reichsgeschäfte willen, vor dem Senat reden mußte, sich nach Weise eines Orakels unbestimmter, vieldeutiger, dunkelverhüllter Worte bediente, wie konnte er sich jemals und zu welchem Zwecke bewogen finden, den Commentar seines Lebens zu dictiren! Wie konnte jemals der Mann der obscönen, lichtscheuen Einsamkeit Capris auf den Gedanken kommen, sich so in die lärmende Menge [illegible] zu werfen? Viele sind der Schriften des Alterthums, [illegible] lust wir sehr zu beklagen haben, und ge[illegible] nige von größerem Interesse seyn, als diese Autobiographie des Tiberius, allein für die Kenntniß des menschlichen Herzens und für das Studium politischer Divinationen kann man sich schwerlich ein Buch denken, welches uns wünschenswerther und wichtiger wäre, als eben dieses: wunderbare Lehre, Tiberius und Tacitus einander gegenüber, die Geschichte der Macht, und die Macht der Geschichte, die verhüllten Schleichwege der Tyrannei, und die offenen und unerbittlichen Urtheile der Wahrheit!

In den späteren Jahrhunderten des römischen Kaiserreiches sieht man die Autobiographie nicht ferner mehr, durch die Stellung ihrer Verfasser, diesen erlauchten Charakter behaupten; der Natur der Zeiten gemäß mußte sie vielmehr, auch von den unteren Klassen und im Allgemeinen fast gänzlich aufgegeben werden. In der That, als die Barbaren von allen Seiten die Schranken der Civilisation durchbrachen, als das al-

te Gebäude der Republik, unter der Rache der unterdrückten Nationen, bis in seine Fundamente zusammenstürzte; mit einem Wort, als die Gegenwart, so schreckenvoll war, um jeden Gedanken an die Zukunft zu einem Gedanken der Verzweiflung zu machen, da war gewiß nicht zu erwarten, daß ein Werk Gunst finden würde, das nur in den Hoffnungen der Zukunft seinen Entstehungsgrund und seinen Lohn finden konnte. Des Unglücks Fülle und das Uebermaaß der Unwissenheit und Verderbniß gingen so Hand in Hand, daß sogar das Elend nicht mehr des Unwillens fähig war, und wollte der Unwille auch einmal hervorbrechen, so fand sich in der allgemeinen Versunkenheit keine öffentliche Stimme, die ihm Worte zu geben gewußt hätte. Die moralische Welt war von einer großen Zerstörung bedroht, nur das Kreuz konnte sie davor retten, und dieß verhängnißvolle Ereigniß war auf dem Punkt unbeachtet und unbemerkt vorüber zu gehen: denn es fehlte an einem Geschichtschreiber, dessen Begeisterung das [illegible] dieses ungeheuren Zusammensturzes würdig [illegible] können. Wer hätte auch in dieser ernsten Lage [illegible] Stimmung der Gemüther daran denken mögen, einen Bericht seiner eigenen kleinen Geschicke zu schreiben. Und hätte auch einer daran gedacht, wer hätte in der allgemeinen Trostlosigkeit der gesammten Welt, auf das armselige Klagen der Schmerzen eines Einzelnen horchen mögen: darum dürfen wir uns nicht wundern, wenn in dieser ganzen Nacht der Barbarei sich kaum ein einziger findet, der ein Beginnen dieser Art versuchte, ja vielmehr über diesen Einen müßten wir uns wundern, und dieß noch mehr, wenn [illegible] Schrift hoch berühmt geworden wäre, und ihr Verfasser, kein Sohn der fallenden heidnischen Welt, sich nicht durch jene segenreiche Religion erhoben hätte, die so unsäglichem Elende zur Rettung bestimmt war. Die Leser werden mir schon vorgekommen seyn und einen der theuersten und schönsten Namen, dessen Erde und Himmel sich rühmen, ausgesprochen haben, den des heiligen Augustinus.

Die Bekenntnisse des heiligen Augustinus sind wahrhaft eine Autobiographie, aber welch eine Autobiographie? die Menschen haben nie eine ähnliche gesehen, und ich möchte fast sagen, die Menschen werden nie wieder eine ähnliche sehen. Um ein solches Werk zu schaffen, genügte es nicht, daß sich der erhabenste Geist, mit einem Herzen vereinigte, das zugleich das zarteste und das gewaltigste war; dieß Herz und dieser Geist mußte auch die Schmerzensbahn, durch die Oede menschlichen Glückes und menschlichen Wissens zurückgelegt haben; nach vielen dunklen Tagen, nach vielen Kämpfen und Beängstigungen, mußte der unsterbliche Strahl des Glaubens diesem Menschen sein einziges Licht, sein einziger Friede, seine einzige Erquickung geworden seyn, endlich mußte dieser geniale liebvolle, heilige Mensch, was beinahe unmöglich noch einmal geschehen kann, von der Vorsehung als Zuschauer einer Welt, die fiel, und einer, die sich neu erhob, gegenüber gestellt seyn, so daß er sich in Gegenwart von hundert Nationen, die sich bekämpften und dahin starben, zu einem so wahren, aber so schreckenvollen Ausspruche genöthigt sah: „O Herr, dieß alles ist wahrlich nichts, was nicht ewig ist“.

Augustinus erzählt in seinem Buche auch seine eigenen Lebensereignisse, aber ist es nicht [illegible] dieß, was sein Werk jedem menschlichen Maaßstabe entzieht? Was außerhalb ihm geschieht, ist des Gedankens kaum werth, mit dem, was in seinem Inneren vorgeht, verglichen; die äußere Welt verschwindet allzu farblos vor der ergreifenden Darstellung seines inneren Lebens. Augustinus erzählt nicht den Menschen; wie der christliche Titel seines Buches lautet, [illegible] er sein Bekenntniß vor Gott ab. In anderen Büchern findet ihr Worte, Ideen, und wenn ihr wollt glänzende, hochherzige; allein es sind Worte, Ideen: in diesem hören wir das Seufzen, das Schluchzen, ich möchte sagen, wir sehen die Thränen. Es ist eine Seele, die ihren Schmuck und Purpur bei Seite wirft, und sich in ihrer Blöße zeigt; es ist eine Seele, die sich härmt, die betet, die im Gebete alle ihre

Empfindungen, alle ihre Wünsche zusammen fließen läßt, weil sie weiß, daß sie zu Dem zurückkehren, der sie erfaßt. Wie groß auch die Macht und die Kühnheit des Genies seyn möge, so kann man nicht zu Menschen sprechen.

Und dennoch, wie sehr auch dieß Buch allen Normen menschlicher Critik zu widerstreben scheint; so kann man doch auch vom Standpunkte des blos literarischen Urtheiles aus eine große Versicherung geben. Alle Werke des heiligen Augustinus werden unsterblich wie die Kirche und das Wort Gottes währen, wenn aber das Unmögliche geschähe, wenn durch ein äußerstes Strafgericht Gottes die Welt so sehr den heiligen Studien ungetreu würde, um sie einer unheilvollen Vergessenheit preiszugeben, so würde dieß Buch dennoch fortleben. Ausser seiner göttlichen Schönheit enthält es so viel Leidenschaftliches, so viel Menschliches, daß es dennoch fortleben würde. Was der heilige Bischof von Afrika zur Mutter des Augustinus sagte, als sie weinend um die Bekehrung des Sohnes flehte, wird jedes gutgesinnte Herz auch von diesem Buch sagen: „das Kind so vieler Thränen kann nicht untergehen“.

Vielleicht mögen diese Andeutungen über die Confessionen dem Einen oder dem Anderen für den Raum und den Gegenstand zu ausgedehnt erscheinen; allein das außerordentlichste, das herrlichste Denkmal, welches alle Zeitalter in diesem Gebiete uns darbieten, durfte nicht so obenhin berührt werden. Und überdieß waren wir genöthigt bei einer Schrift zu verweilen, von der man nicht nur sagen kann, daß sie in diesem Felde den Beschluß des Alterthums gemacht, sondern daß sie eben so die neuern Zeiten eröffne. In der That so groß war der Eindruck dieses Buches, daß sich, mit der neuerwachten Wissenschaft kaum auf der Erde jene höhere Geselligkeit und Ordnung wieder einzustellen begann, in deren Abwesenheit Augustinus sich zum Himmel erhoben hatte, um dort seine Civitas zu erbauen, als auch die wieder möglich gewordene Autobiographie von ihm Ver-

anlassung nahm, aufs neue jene Bahnen zu betreten, die die neuen Hoffnungen der Zukunft ihr öffneten. Wenn wir auch von der *Vita nuova* des Dante absehen, deren Grundidee eigentlich auf den Confessionen ruht, die aber vielleicht nicht hinreichend dieser Schriftgattung angehört, so war es offenbar der heilige Augustinus der Petrarca seine Zuschrift an die Nachkommen (lettera ai Posteri) eingab und im höhern Grade noch die drei Dialogen, die er: „Mein Geheimniß" (Il mio secreto) überschrieb. Denn es kann darüber kein Zweifel obwalten: der heilige Augustinus ist es, womit Petrarca in diesen Dialogen spricht, indem er ihm sein ganzes Herz enthüllt, und von ihm Rath und Tröstungen in Gegenwart eines Weibes von unaussprechlichem Lichte, der Wahrheit nämlich, erhält, die durch ihr Schweigen und durch ihre Beistimmung gleichsam als die Vermittlerin zwischen dem einen und dem andern, in diesem vertraulichen, geistlichen Zwiegespräche dasteht. Das Gepräg der Confessionen ist überall darin so sichtbar, daß sich manchmal sogar dieselben Worte finden, und wenn aus mehreren Gründen auch der florentinische Dichter dem gewaltigen Carthaginenser weit nachsteht, so ist es doch ein staunungswürdiger Anblik zu sehen, wie der eine in seiner ganzen Seele von dem anderen beherrscht wird, und wie insonderheit bei ihm eben jenes feierliche Gefühl, welches auch den Augustinus am tiefsten durchdrungen, vorwaltet, das Gefühl von der Schwäche menschlicher Tugend und der Nichtigkeit irdischer Dinge: eine tiefe Idee, die den Petrarca bestimmte seinem Buche die Ueberschrift: Von der Verachtung der Welt. (Del disprezzo del mondo) zu geben.

Durch dieß edle Beispiel ihrer ursprünglichen Bestimmung wieder zurückgegeben, säumte die Autobiographie nicht eine neue Entwicklung zu beginnen, und alsbald nahmen alle modernen Nationen, die eine mehr, die andere minder, einen so geschäftigen Antheil daran, daß es ein überaus weitläufiges und schwieriges Bemühen seyn würde, auch nur die ausge=

zeichnetsten unter diesen Arbeiten zu nennen. Kann aber eine so ausgedehnte Aufzählung auch keine Aufnahme in dem engen Raum dieser Blätter finden, so möge man zum mindesten dieß einer gerechten Vaterlandsliebe gestatten, daß ich mit Wahrheit die ehrenvolle Versicherung gebe, daß die Italiener auch in diesem Zweige der Literatur einen Vorrang sich gewonnen haben, den ihnen die Fremden vergeblich streitig machen dürften. Wie groß auch die Zahl ähnlicher auswärtiger Schriften seyn möge, so sehen wir in der That nicht, wenn wir bei der Autobiographie im eigentlichen Sinne des Wortes stehen bleiben, was man den unsern an die Seite stellen könne, sey es nun den wenigen so eleganten und sinnvollen Zeilen, worin Francesco Berni und Gabriello Chiabrera von sich selbst sprachen, oder jenen ausgeführteren Erzählungen, welche Vittorio Alfieri und Carlo Goldoni von ihrem Leben verfaßten, wovon der erste mit freimüthiger und unmuthvoller Entschiedenheit seine Geschicke und seine Gedanken gleichsam von der Rednerbühne hinabschleudert, während der andere, wie zu Freunden, davon spricht, die sich um seinen Feuerherd versammelt haben, und nach dem schönen Ausdrucke Palissots, seine bescheidenen Lebensereignisse mit jener aufrichtigen und herzlichen Gutmüthigkeit erzählt, womit Jean Lafontaine die seinen würde mitgetheilt haben.

Noch minder, so scheint mir, findet sich bei einem andern Volke etwas, das der bewunderungswürdigen Autobiographie unseres Benvenuto Cellini an die Seite gestellt werden könnte, eine Geschichte, die zugleich streng wahr und höchst phantastisch ist, worin Benvenuto, der große Künstler, mit so ergreifender und völliger Aufrichtigkeit sein Herz uns enthüllt, Benvenuto, der mit der gleichen Stirne und in derselben Sprache seine Tugenden und seine Sünden, seine mächtigen Leidenschaften und seine hochherzigen Gefühle uns anvertraut; weichherzig und heftig, demüthig und stolz; Uebertreiber ohne es zu glauben, Prahler

ohne es zu wollen; liederlich, visionair, abergläubisch; aber in Mitte aller dieser Widersprüche in einem immer fest: in Liebe nämlich der Kunst über Alles, und um ihrer Würde willen sich vor keiner Macht niederzubeugen, und wenn es noth thut, sich selbst preiszugeben, um nur sie nicht herabzuwürdigen. Ein seltsamer und wunderbarer Mensch, der in jeder Glückslage immer gesprochen hatte, wie er dachte, und immer gehandelt, wie er gefühlt, und hierauf, schon ein Greis, Willens wurde und es verstand, in einfachen und freimüthigen Worten sein Inneres mit derselben Kraft darzustellen, womit er gesprochen und gehandelt hatte.

Indessen darf dieser unser Vorrang in der Autobiographie uns gegen die Fremden nicht ungerecht machen; auch von ihnen könnten wir nicht wenige Werke von großer Bedeutung in diesem Gebiete aufführen; wenn nicht die Erwähnung jener, die sich hierin am meisten unter uns ausgezeichnet, uns mit dem Eintritt in die neuere Zeit, eine Frage von größerer Wichtigkeit aufdrängte, die zum mindesten in gedrängter Kürze berührt seyn will.

Hat die Autobiographie bei den Neuern jenen Charakter bewahrt, den sie bei den Alten angenommen hatte? Oder wenn sie sich umgestaltet, worin besteht die Veränderung, und welches sind die wahrscheinlicheren Ursachen? Dieß ist die wichtige Frage, die sich uns darbietet, eine Frage, die beim ersten Anblicke, aus Mangel an Daten zum Vergleiche, fast unlösbar scheinen könnte, wenn nicht bei einer genaueren Prüfung ein Vergleich jener Namen, die sich unter den Italienern darboten, mit denen der Alten, die wir oben angeführt haben, die Möglichkeit zu einer hinlänglich glaubwürdigen Antwort zeigte.

Nein, die Autobiographie der Neueren ist nicht mehr dieselbe, was die Alten aus ihr gemacht hatten. Es ist allerdings wahr, daß uns aus jenen fernen Zeiten in dieser Beziehung wenig übrig geblieben ist, und auch dieß Wenige ist mehr in Notizen anderer Schriftsteller, als in Fragmenten

der Autobiographen selbst auf uns gekommen; allein wir dürfen dennoch aus diesen geringen Spuren schließen, daß, im Allgemeinen gesprochen, in der That damals die eigene Lebensbeschreibung verschieden von der heutigen seyn mußte, indem wir ja mit höchster Gewißheit wissen, daß die Stellung deren, die ihren Geist darauf wandten, eine andere war. Mit Ausnahme seltner Fälle waren es bei den Alten Männer der Oeffentlichkeit, Männer der That, die ihr Leben beschrieben. Bei den Neueren dagegen sind es beinahe immer Männer der Wissenschaft: Gelehrte, Künstler, ich möchte sagen, Männer der Idee, die es auf sich nehmen, von sich selbst zu sprechen. Wie hätte also bei dieser veränderten Beschaffenheit des Künstlers die Beschaffenheit des Kunstwerkes dieselbe bleiben können? Dieß wäre allen Gesetzen der moralischen Welt entgegen gewesen. Die, welche gehandelt hatten, mußten die Geschichte ihrer Thaten geben, die, welche gedacht haben, können uns nur die Geschichte ihrer Gedanken geben. Daß bei so verschiedenen Berichten, und verfaßt von so verschiedenen Berichterstattern, nicht nur die Form und der Ausdruck, sondern auch das innere Wesen nothwendig verschieden seyn müsse, leuchtet ein.

Es scheint, daß wir die Ursache dieser wichtigen Veränderung der Autobiographie nirgend anders zu suchen haben, als in der Beschaffenheit der Zeiten, die ebenfalls eine ganz veränderte ist, und vor allem in jener großen Umwandlung, die sich, um mich so auszudrücken, in der Wurzel selbst entwickelte, aus der ein so merkwürdiges Erzeugniß des menschlichen Geistes entspringt. Was ursprünglich den Gedanken, das eigene Leben zu beschreiben, eingibt, ist, wie wir gesehen, das Verlangen nach Unsterblichkeit; als ein literarisches Erzeugniß jedoch hat die Autobiographie, im Allgemeinen, als Beweggrund den Stolz *). Nun aber ist der Stolz, sey er

*) Dieß ist nicht nothwendig immer der Fall, so wenig es bei dem heil. Augustinus der Fall war. Anm. des Uebers.

nun edelen oder schuldbeladenen Ursprungs, ein Gefühl, dessen ungescheute Enthüllung in neuerer Zeit nicht geduldet wird: ich will damit nicht sagen, daß die neueren Zeiten deshalb wahrhaft demüthiger seyen, ich sage bloß, daß man den offenen Stolz nicht verträgt. Die Religion hat den Stolz von jenem Throne gestoßen, auf den ihn die Alten gesetzt, und hat aus der Demuth eine erhabene Tugend gemacht, wofür die Alten, sie als Tugend betrachtet, nicht einmal einen Namen hatten. Die Civilisation bekräftigte, wenigstens in dem äußeren Scheine, das Werk der Religion, und während im Wesen selbst, dort, wo die religiöse Kraft nicht vorherrscht, der Stolz unter uns die große Krankheit der Geister ist, so war nie eine Zeit, wo man eifriger und emsiger Sorge trug, ihn zu verbergen. Es ist der Stolz Aller, der den Stolz des Einzelnen zurückstößt. Es würde gegenwärtig nicht einmal dem Dichter mehr gestattet seyn, daß Ulysses oder Aeneas von sich selber rühmten, sie würden über die Sterne hinaus berühmt werden durch ihre Fündigkeit und Frömmigkeit. Unter uns muß der, welcher von sich selbst spricht, der zartesten Rücksicht eingedenk seyn, er ist genöthigt, auch in diesem Werk der Eigenliebe glauben zu machen, das öffentliche Beste sey seine Hauptabsicht*). Eine Lebensbeschreibung, worin der Verfasser mit der alten Einfalt nur seine Thaten erzählen würde, sie würde gegenwärtig beinahe immer als eine unerträgliche Schaustellung erscheinen, und jene Thaten müßten besonders groß seyn, um für die Eitelkeit einer ausschließlichen Erzählung Verzeihung zu gewinnen.

Dagegen verhält sich die Sache, wenigstens dem äußeren Anscheine nach, dort ganz anders, wo es sich beim Sprechen von sich selbst darum handelt, nicht die eigenen Thaten, sondern die eigenen Gedanken und Studien zu berichten. Hier

*) Es hindert ihn übrigens nichts, daß dieß nicht auch wirklich der Fall sey, und daß mithin die Eigenliebe und der Durst nach Ruhm keinen Antheil an seinem Werke habe. Anm. d. Uebers.

verbirgt sich die Ostentation, mag sie innerlich vielleicht noch größer seyn, doch leichter unter der Form, die das Werk annimmt, indem der Mensch, fern von der stolzen Aufzeichnung seiner Lebensereignisse, als solcher, die des Gedächtnisses würdig seyen, sie fast mit Stillschweigen zu übergehen scheint, um seinen Lesern Rechenschaft von seinen Gefühlen und seinen Gedanken zu geben, und auf diese Weise sie nicht blos zu seinen Vertrauten, sondern auch zu seinen Richtern macht. Es ist dieß eine Eigenliebe, die einer andern schmeichelt, um sie sich befreundeter zu machen.

Wir können uns nicht dabei aufhalten, was uns zu weit führen würde, den Einfluß darzuthun, den diese neue Entwickelung des menschlichen Geistes auch auf die Menschen des praktisch-thätigen Lebens ausgeübt, die doch auch zuweilen unter den Neuern aufgestanden sind, um in Form der Autobiographie von sich selbst zu sprechen; allein, um von andern, minder allgemeinen oder mehr augenfälligen Gründen zu schweigen, so ist diese hier, wenn ich mich nicht täusche, die Hauptursache, warum die Männer der Wissenschaft, die Gelehrten und Künstler beinahe ausschließlich Herren dieses Gebietes bleiben mußten, und in der That geblieben sind. Arm an Ereignissen, reich an Gedanken, lag es ihnen nahe, ein Gebiet der Literatur in Besitz zu nehmen, für welches gerade diese Armuth und dieser Reichthum sich eigneten, und daher geschah es, daß, mit sehr wenigen Ausnahmen, eine neue Weise der Autobiographie ihren Ursprung nahm, eine Autobiographie, die man, wenn mir der Ausdruck erlaubt ist, die der Intelligenz nennen könnte. Dieß ist so wahr, daß wenn man die Lebensbeschreibungen jener ins Auge faßt, die sich darin vorzüglich auszeichneten, so sind sie mehr, als jedes andere, psychologische Studien über sich selbst und über den Menschen, und ihre Lebensbegegnisse zeigen sich darin kaum, um den Faden der Ideen zusammen zu halten, und vermöge der Ereignisse ihre Metamorphosen und ihre Fortschritte zu erklären. Von den Lebenden spreche ich nicht, aber man be-

trachte nur unseren Vico, und um auch einiger Ausländer zu erwähnen, man werfe einen Blick auf Gibbon, auf Franklin und auf Göthe, und man wird inne werden, wie so beschränkt in ihren Autobiographien jener Theil ist, der von den Ereignissen handelt im Vergleich zu dem, der ihren Studien und Gedanken gewidmet ist.

Vielleicht wird sich der nicht irren, der eben dieser Beschaffenheit einer Zeit, die in der That so reich an Stolz, aber der Entfaltung des Stolzes so entgegen ist, jenen Ueberfluß an Memoiren, von dem wir oben gesprochen, zuschreiben möchte: denn der Memoirenverfasser nimmt den Schein an, als verberge er sich selbst, um fremder Geschicke, anderer Menschen zu gedenken; unterdessen aber erzählt er gewandt auch das eigene Leben, und sucht also gewissermaaßen den Schein und die Wirklichkeit auszugleichen: daher geschieht es denn häufig, daß der Schrift allerdings der Titel „Memoiren", den ihr die falsche Bescheidenheit gegeben, verbleibt; aber indem die Wirklichkeit über den Schein den Sieg davon trägt, gestalten sich die Memoiren, wie es der Stolz oder die Eitelkeit beabsichtigt, zu eben so vielen Autobiographien. Diese Bewandtniß hat es in der That mit vielen derselben, die heutigen Tages erscheinen; und ich wollte diesen Namenswechsel nicht stillschweigend übergehen, denn gar häufig werden wissenschaftliche Fragen durch solche Lügen verwickelt; wer von der Autobiographie spricht, darf nicht auf den Namen, sondern einzig auf die Sache sehen.

Wie man aber auch hierüber denken mag, so ist, wie mir scheint, doch nicht glaublich, daß mit diesem Uebergang der Autobiographie, von den Männern praktischer Thätigkeit zu den Männern der Idee, sich die Wichtigkeit und Annehmlichkeit solcher Schriften geschwächt oder vermindert habe; ja ich möchte fast glauben, daß bei diesem Wechsel der Gewinn den Verlust mehr als aufwog. In der That, wenn es sich von ausgezeichneten Männern handelt, so ist gewiß ihr inneres Leben

nicht weniger bedeutungsvoll als ihr äußeres, und ferner ist es ohne Vergleich schwieriger, in dasselbe einzudringen; denn die Ereignisse sind beinahe immer öffentliche, während die Gedanken ein Geheimniß zwischen Gott und dem Gewissen bleiben. Und wenn es sich um Menschen von geringem Werthe handelt, so wird sich gewiß Niemand darum kümmern, ihre Lebensweise zu kennen, während dagegen die Möglichkeit in ihrer Seele zu lesen, von großem Gewinn seyn kann, wenn auch nicht für die besondere Kenntniß dieses Individuums, so doch zum mindesten im Allgemeinen für das Studium der menschlichen Natur.

Wenn man übrigens nicht behaupten kann, daß die Autobiographie durch ihre Umwandlung in neueren Zeiten minder nützlich und minder unterhaltend geworden sey, so kann doch ohne allen Zweifel dem nicht widersprochen werden, daß ihre Schwierigkeit sich nicht um ein Bedeutendes gesteigert habe. Von sich selbst zu reden ist in der That immer höchst schwierig, wegen des harten Zusammenstoßes, in den die menschlichen Schwächen nur allzuoft Eigenliebe und Wahrheit bringen; allein ist dieß schon nicht leicht, selbst dann, wenn die Erzählung Dinge berührt, die gewöhnlich unter den Schirm der Oeffentlichkeit gestellt sind, und daher mit aller Macht einer Verfälschung widerstreben: so gestaltet sich die Sache noch ohne Vergleich schwieriger, wenn es sich von Absichten und Gesinnungen handelt, die nirgend anders, als in den geheimsten Falten des Geistes und des Herzens ihren verborgenen Lebenssitz hatten; der Mensch findet sich da ja im vollen Gebrauche seiner moralischen Freiheit, und die Versuchung, sich selbst zu schmeicheln, kann alsdann häufig nur allzu mächtig und fast unüberwindlich werden. Nach der Tugend gibt es auf der Welt wohl nichts Kostbareres, als die lobende Anerkennung der Edeken, und der Wille muß wahrhaft ein hochgesinnter seyn, der dann, wenn er sie mit einem günstigen Wort erlangen kann, fähig ist, darauf zu verzich-

ten, um selbst im geheimen Gebiete unerforschlicher Gedanken die heiligen Gesetze der Wahrheit nicht zu verletzen *).

Welche Anstrengung es aber auch kosten möge, dieser unermeßlichen Schwierigkeit die Spitze zu bieten und über sie den Sieg davon zu tragen, so gibt es doch keine Alternative, zwischen der die Wahl erlaubt wäre; denn die Geschichte soll vor allem Wahrheit seyn, und auch die Autobiographie ist Geschichte. Wer ein Unternehmen dieser Art beginnen will, der wisse dieß und beherzige es wohl. In Bezug auf die Wahrheit ist die Autobiographie eine der schwierigsten und gefährlichsten von allen Geschichten. — Wer von sich selbst spricht, soll vollkommen wahrhaft seyn, hierüber waltet kein Zweifel, aber um sich also zu bewahren, welche Hindernisse stellen sich ihm nicht bei jedem Schritte entgegen! Ein Mensch, der nicht zu Lob und nicht zu Tadel gelebt, wird wohl kaum derjenige seyn, der seine Geschicke oder seine Gedanken aufzeichnen möchte, und würde er es thun, wer würde sich darum kümmern. Derjenige aber, der seinen Antheil an den Verirrungen und an den Tugenden menschlicher Natur genommen, will er als Erzähler auftreten, wie wird er das doppelte Hinderniß besiegen können, das ihm eben sowohl seine Tugenden, wie seine Verirrungen entgegenstellen.

Thöricht klingt der Tadel im eigenen Munde, hochmüthig und unglaubwürdig das Lob. Cardano, der in dem Buche von seinem Leben sich der Wollust, des Verraths, der Irreligiosität anklagt, und kein Laster, keinen Schmutz übergeht, dessen er sich nicht schuldig bekennt, und Julius Cäsar Scaliger, der kein Lob groß genug für seinen literarischen und seinen militärischen Ruhm findet, und, ohne mit den Lippen zu zucken, sich zu rühmen unterfängt, wie er den Massinissa und den Xenophon in sich vereinend kaum

*) Wer von dem Worte des Verfassers des Büchleins de Imitatione durchdrungen ist: Placeat tibi super omnia aeterna veritas; displiceat tibi semper tua maxima vilitas: dem wird diese Versuchung nicht so unüberwindlich seyn. Anm. d. Uebers.

ein Einzelner genannt werden könnte, verdienen als Beispiele gleichmäßig gerügt zu werden. Der Pfad führt zwischen dieser Mitte durch, und die Rücksichten des Anstandes wie der Wahrheit sind gleich heilig zu halten. Man darf die Tugenden nicht verschweigen, die Verirrungen nicht verheimlichen; allein es geziemt sich, von den Tugenden mit verschämter Stirne und jener Bescheidenheit zu sprechen, die da jede Idee von Großthuerei fern hält, von seinen Verirrungen aber soll man nur mit Worten der Demüthigung sprechen, und mit jenen tiefempfundenen Ausdrücken, die auch selbst den Verdacht benehmen, als wolle man mit ihnen prunken. Kurz der Tugenden soll man gedenken, weil sie zum theuern und nachahmenswerthen Beispiel dienen können, der Verirrungen aber einzig und allein der Warnung wegen*). Wenn aber durch ein unseliges Verhängniß es geschähe, daß dem Aufzeichner sein vergangenes Leben unter allzutraurigen Erinnerungen erschien, wenn im geheimen Inneren seiner Gedanken ein strafendes Schamgefühl des Gewissens erwachte, das ihre aufrichtige Enthüllung für ihn allzu peinlich machen würde, so kann der Entschluß, der ihm dann übrig bleibt, kein anderer seyn, als ein Beginnen aufzugeben, dessen Ausführung, ohne Schaden der Wahrheit oder der Moral, sich als unmöglich erweist. Leider ist es nur zu wahr, daß es nach jenem Archilochus, der dem Elian zu Folge zuerst es wagte, den Menschen die Schandthaten seines grauenvollen Gewissens zu enthüllen, an Nachfolgern nicht fehlte, die, mit Verachtung aller Scham, sich eine Lust daraus zu machen schienen, auf diese Weise sich selbst der Schmach und der Verachtung preiszugeben, und mit Schmerz müssen wir dessen unseren Giacomo Casanova beschuldigen**), der die Er-

*) Auch hier kann er mit der Imitatio sprechen: Gratias tibi ago, unde totum venit, quotiescunque bene succedit. Ego autem Vanitas ante te, inconstans homo et infirmus.

Anm. des Uebers.

**) Eine deutsche Buchhandlung, die Brockhaus'sche, trifft der

innerungen eines würdelosen Alters mit einer so schamlosen, obscönen Eitelkeit befleckte. Möge sich Niemand von so elenden Beyspielen verführen lassen. Das Scandal ist der bitterste Feind jeder Tugend, und dem Menschen so wenig erlaubt, seinen Ruf hinwegzuwerfen, wie sein Leben, was doch einen viel geringeren Werth hat. Wehe dem, der seinen Ruhm nur in seiner Schmach zu suchen weiß.

Wollte indessen Jemand in dieser Täuschung beharren, und vermöchten ihn weder das eigene Schamgefühl, noch das öffentliche Verdammungsurtheil von solcher Entwürdigung zurückzuhalten, so möge dieser Uebelberathene doch zum mindesten nie vergessen, daß fremde Ehre heilig ist, und daß ihm in keiner Weise gestattet seyn kann, sie mit jener Schmach zu bedecken, unter der er die seine begraben hat: denn wenn man zuweilen auch dem Selbstmörder, als einem Sinnverwirrten, eine Thräne des Mitleids weihen kann, so hat doch der Meuchelmörder nur auf unsern Abscheu und unseren F[illegible] einen Anspruch. Wenn Jean Jacque Rousseau, während er sich selbst als einen Undankbaren, einen Entarteten, einen Dieb, einen Verläumder anklagt, nichts destoweniger sich vermißt, die göttliche Posaune des jüngsten Tages zum Schiedsgerichte zu rufen, und das ganze Menschengeschlecht herausfordert, zu sagen, ob einer besser als er gewesen: so können wir ihm allenfalls noch diesen kläglichen Widerspruch eines vom Unglück gereizten Stolzes vergeben. Es ist die Geisteskrankheit eines Menschen, in dessen Schriften Alles Gegensatz ist, und Alles, selbst die Wahrheit, schadet und täuscht. Allein, wenn er mit vollen Händen die Schande über seine Wohlthäterin ausgießt, wenn seine Anklage das unglückliche Weib, das ihn, den Armen, Unbekannten, Verstoßenen aufgenommen hatte, das Weib, dem er Alles verdankte, und

---

Schandfleck, daß sie es nicht verschmähte, dieß schmutzige Leben zum Gegenstande ihrer nicht minder schmutzigen Speculation gemacht zu haben. Anm. des Uebers.

dem er so frevelhafter Weise den heiligen Namen der Mutter gab, unter die Lasterbefleckten stößt: o dann fühlen wir, daß kein Glanz des Genies ihm Nachsicht für diese große Schuld erkaufen kann; dann fühlen wir, daß, hätten wir ihn auch noch so geliebt, dieß nicht hinreichen würde, ihn zu retten, und es ist das Höchste, wenn unsere Seele, vom äußersten Mitleid ergriffen, ihr Verdammungsurtheil mit dem Ausruf aufschieben kann: Unseliger, der du nicht wußtest, was du thatest!

Und hiemit möchte ich schließen. Vielleicht könnte noch Jemand die Frage aufwerfen, was in Zukunft das Schicksal der Autobiographie seyn dürfte; allein ich möchte wahrlich keine Antwort wagen, weil ich wissen und aussprechen müßte, welches in Zukunft das Schicksal der Religion und der Civilisation seyn wird. Vielleicht könnte wieder ein Anderer wünschen, daß ich von einer abweichenden Gattung der Autobiographie gesprochen hätte, von welcher uns das Alterthum eben nur eine Spur in der Apologie des Lucius Apulejus hinterlassen hat, jene nämlich, wodurch der Verfasser die Handlungen seines Lebens zu rechtfertigen sucht, eine Autobiographie, die in unseren Tagen häufiger geworden ist, als jemals; denn in Zeiten politischer Zerwürfnisse tritt nicht selten der Fall ein, daß, abgesehen von den gerechten Beschuldigungen, auch die Verläumdung gebieterisch und schamlos, wie eine Herausforderung, den Staats- und manchmal auch den Privatmann zu diesem harten Auskunftsmittel zwingt. Bei genaurer Untersuchung aber hat mir geschienen, daß es unpassend sey, hievon insbesondere zu handeln, indem, was das Allgemeine in einer solchen Autobiographie betrifft, hiefür auch das gilt, was ich darüber gesagt; was aber das Einzelne anlangt, so muß jeder dabei darauf Rücksicht nehmen, was eben die besonderen Umstände erheischen. Es ist an ihm zu sehen, ob er sich in der ganzen Vertheidigung auf seine eigenen Handlungen berufen, und sich zu ihrem öffentlichen Vertheidiger machen könne. Und

wenn er in dieser schmerzlichen Alternative den Kampf bestehen kann und will, so ist es an ihm, zu entscheiden, ob er die Schrift, die er über sich in dieser Absicht zu verfassen gedenkt, sogleich in Gegenwart seiner Ankläger und seiner Zeugen veröffentlichen soll, oder ob er so sehr der Güte seiner Sache vertrauen könne, um es ohne Furcht zu unterlassen, damit von jenseits des Grabes die Stimme seiner Vertheidigung laut werde. René Savary erwählte das Erste, Charles Talleyrand entschied sich für das Zweite; beides sind Entschlüsse gleich gefährlich, voll Bedenklichkeiten, Schwierigkeiten und Nachtheile: so zwar, daß, wie man es damit halten möge, darin sich etwas von der Art findet, was den alten Wasser- und Feuerproben gleicht. Es gilt, glühende Kohlen mit bloßen Händen anzufassen.

Glücklich jener, der dann, wenn er von der Nothwendigkeit dazu gezwungen wird, zum wenigstens von der Höhe, auf die ihn seine Seelengröße erhoben, mit einem Worte die niedrigen Seelen, die ihn angefallen, zu Schanden machen kann. Noch glücklicher jener, der, sicher sich fühlend durch ein reinbewahrtes Gewissen, mit ruhigem Herzen stillschweigend erwarten kann, daß wenn die nichtigen Leidenschaften verflogen, für ihn der unsterbliche Tag der Wahrheit und Gerechtigkeit anbreche.

XXXVII.

Ueber „protestantische Kirchenverfassung".

Dritter Artikel.

Unheimlich Schauspiel, wenn der Geist, entzweit,
Der Väter starkem Glauben nicht mehr treu,
Nach Neuem lüstern, und trotz innerm Streit
Das Heiligalte wegzuwerfen scheu,
Zu fabelhaft geputzter Mißgestalt
Das Widerstrebende zusammenballt!

Gustav Pfizer.

Der göttliche Stifter gründete seine Kirche auf einen Felsen, damit die Pforten der Hölle sie nicht zu erschüttern vermöchten. Sonderbar genug drohen der „protestantischen Kirche" in unsern Tagen von allen bösen Mächten keine größeren Gefahren, als diejenigen sind, welche ihr das eigene Fundament, das die Reformatoren für einen Felsengrund hielten, bereitet. Es hat sich darum auch seit geraumer Zeit Alles, was der Protestantismus an sachverständigen theologischen und canonistischen Capacitäten besitzt, aufgefordert gesehen, von dem Baufalle nach allen Seiten Augenschein zu nehmen, und dessen Wendung wo möglich auf geeignete Weise einzuleiten. Hiebei ergab sich aber das sehr beunruhigende Resultat, daß jener Fels nicht, wie es den Reformatoren im Eifer ihrer Mission erschienen war, eine compacte, zur Grundveste geeignete Masse, sondern aus zwei Stücken zusammengefügt war, die sich täglich mehr und mehr nach entgegengesetzten Richtungen neigen, so daß endlich die auf dem Gipfel stehende Kirche in einen Abgrund zu stürzen droht. Die heilige Schrift, die alleinige Quelle und Richterin in Glaubenssachen,

dünkte den Reformatoren eine unerschütterliche Säule und Grundveste der Wahrheit, während ihnen der innere Widerspruch der nothwendigen Einheit des Schriftverständnisses, und somit auch der Kirchenlehre mit der Ungebundenheit der individuellen Schriftauslegung verborgen blieb; und es ist ein unwiderlegter Gegenbeweis gegen ihren Beruf zur Kirchenverbesserung, daß sie nicht nur theoretisch diese schneidende Disharmonie nicht zu fühlen vermochten, sondern auch practisch sich zur Doppelrolle verstehen konnten, gegen die Ihrigen als maaßgebende Glaubensrichter, gegen die katholische Kirche als die für Freiheit des Evangeliums eifersüchtigen Zionswächter aufzutreten. „Freiheit der Schrift“ war der Wahlspruch gegenüber der katholischen Kirchenlehre, „Gottes Wort und Lutheri Lehr’“ das Schiboleth der in diese Freiheit Eingetretenen; daß in der katholischen Kirche die durch Menschensatzungen geschändete babylonische Metze erschienen sey, litt keinen Zweifel, und dennoch mußten schon die ersten Doctoren der Theologie zu Wittenberg bei ihrer Promotion versprechen, sie wollten die unverdorbene Lehre des Evangelii so verstehen, wie sie in den Symbolen gelehrt werde, und darin mit Gottes Hilfe beständig verharren; gegen Glaubenstyrannei der katholischen Kirche wurde mit allem Scheine einer begeisterten wahren Freiheitsliebe gekämpft, aber wehe dem Protestanten, der nicht zu den Fahnen seiner Heerführer schwur; Versprechungen und Drohungen, Gewalt und Verfolgung, Amtsentsetzung, Geldstrafen, Kerker, Landesverweisung, ja die Richtstätte selbst konnte seiner warten — unglaublich beinahe, hätte uns nicht die Geschichte häufige Beispiele aufbewahrt. Unerbittlich war die Strenge, womit die Eide auf die Bekenntnißschriften und die Unterzeichnungen derselben eingetrieben wurden; ja man ging so weit, die symbolischen Bücher als göttlich und inspirirt hinzustellen, und die Einwirkung des heiligen Geistes, bei Verfassung derselben, im Gegensatze zur unmittelbaren Inspiration als theopneustia mediata zu bezeichnen. Das waren die Mittel,

durch welche man dem Zeugnisse des heiligen Geistes, welches nach protestantischem Begriffe jeden Gläubigen beim Lesen der Schrift erleuchten, sohin eine gleichförmige Auslegung derselben durch freie Uebereinstimmung der Ausleger hervorrufen sollte, entgegenkommen zu müssen glaubte. Daß die auf solche Weise unter menschlichen Meinungen schmählich Geknechteten dennoch unabläßig fortfuhren, der katholischen Kirche die alten Trutzlieder von Glaubenszwang und Gewissensdruck zuzusingen, und sich einer Freiheit zu berühmen, die Niemand ferner lag, als ihnen, könnte man geneigt seyn, einer tiefen Unwahrhaftigkeit zuzuschreiben, machte es nicht die Geschichte wahrscheinlicher, daß eine fast unbegreifliche Gedankenlosigkeit und Selbsttäuschung obwaltete, mit welcher die einmal constituirten Confessionen, im Drange der Umstände und bei der einreißenden Zersplitterung, dem Instinkte der Selbsterhaltung folgten.

Zweihundert Jahre vermochte so der eiserne Scepter einer starren Orthodoxie die Existenz der Lehre zu fristen, welche ihr Daseyn dem Grundgesetze der freien Schriftauslegung verdankte, indeß die Stimmen consequent denkender Protestanten, wie Speners, nur die Wirkung hatten, ihren Urhebern, im Streite mit der vermeintlichen Kirchenlehre, den Ruhm von Märtyrern des protestantischen Princips mitten im Protestantismus zu erwerben. Erst um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts fingen solche Bestrebungen an, mehr und mehr mit Erfolg gekrönt zu werden, und begünstigt von einer Zeit, welche gründliche und unbefangene Würdigung aller Lebensverhältnisse täglich dringender verlangte, eröffnete Lüdke und Büsching gegen die protestantische Symbololatrie einen lebhaften Kampf, welcher bis auf unsere Tage mit unermüdetem Eifer fortgesetzt wird, und dessen mit jedem Meßkataloge wieder bedeutend wachsende Acten bald einen Büchersaal füllen werden. In welchem Grade die Entwickelung dieser Lebensfrage der protestantischen Theologie und Kirchenrechtswissenschaft die allgemeine Aufmerksamkeit und Theil-

nahme erregt hat, ist am besten aus dem Umstande zu erkennen, daß keine Maaßregel der Kirchengewalt, kein energischer Schritt eines Kirchenmitgliedes auf diesem Gebiete geschehen kann, ohne eine Fluth von Anklage- und Vertheidigungslibellen hervorzurufen, in welchen die schroffsten Gegensätze mit einer oft leidenschaftlichen Polemik sehr hart aneinander gerathen. So veranlaßte allein das preußische Religionsedict vom 9. Juli 1788 nicht weniger als vier und neunzig Schriften; darauf provocirte die Union eine Wolke von Erörterungen über unsern Gegenstand, eben so folgten dem Altenburger Consistorialrescripte vom 13. November 1838 viele Streitschriften und mehrere Universitätsgutachten; ein fulminanter Schriftenwechsel zergliederte den um dieselbe Zeit vom churhessischen Ministerium des Innern ausgegangenen gemilderten Revers für die Ordinanden, welchen Cyclus von Controversschriften man bekanntlich unter dem Namen des hessischen Symbolstreites begreift; und neu entbrannte in den Jahren 1839 und 1840 der Symbolkampf in Hamburg, wo sich in Dutzenden von Brochüren die beiden theologischen Hauptrichtungen mit zahlreichem Aufgebote geistlicher und weltlicher Kämpfer und äußerster Erbitterung befehdeten. Auch die Angelegenheiten einzelner Personen, wie Geibel's in Braunschweig, Lange's in Kassel, Hülsemann's in Dahl, die bremische Verfluchungssache, wurden als willkommener Anlaß ergriffen, diese Lebensfrage des Protestantismus nach allen Seiten durchzusprechen.

Den gründlichsten Aufschluß über die ganze Angelegenheit bis zum Jahre 1835 gibt Johannsens Hauptwerk über diesen Gegenstand.

Für alle die Mühsale und Beschwerden dieses heißen Streites, für den bedeutenden Aufwand von Scharfsinn und Eifer hat nun aber Niemand mehr Ursache warmen Dank zu sagen, als die Katholiken. Denn es ist wohl nie eine überzeugendere Rechtfertigungsschrift für die Wahrheit des katholischen Glaubensprincips geschrieben worden, als sie das immense Convolut dieser Streitschriften, in der Form des Unta-

gonismus der sich selbst aufhebenden beiden Grundbestandtheile des protestantischen Principes, darbietet. Der Cardinalpunkt des Kampfes nämlich liegt gerade darin, daß beide Partheien einander mit dem Vorwurfe zu widerlegen streben, daß man auf Seite des Gegners, im Widerstreite mit dem protestantischen Hauptgrundsatze (der alleinigen Geltung der Schrift), neben der Bibel noch eine Auctorität annähme, die Symbolgläubigen nämlich ihre Bekenntnißschriften, die Bibelgläubigen ihre individuellen Ansichten über die Schrift setzten. Der Papst, — vermöge einer stehenden Metapher wird nämlich in diesen Schriften gewöhnlich statt des katholischen Auctoritätsprincips dieser sein Hauptrepräsentant gesetzt, — der Papst werde durch die Gegenparthei wieder in den Protestantismus eingeführt, ist das Klaglied beider Partheien. So sind es stehende Phrasen der *Bibelgläubigen* gegen die Symbolgläubigen: „wenn man nur zwischen einem *papiernen Papste* der Symbolgläubigen und dem lebendigen der Katholiken zu wählen habe, so sey es jedenfalls besser, sich an den letztern zu halten, bei welchem in allenfalls und möglicher Weise vorkommenden Fällen des Zweifels doch von dem papa male informato ad papam melius informandum appellirt werden könne“, oder „die Symbolgläubigen setzten *eine todte Schrift an die Stelle des Papstes*, und könnten sich nicht einmal damit entschuldigen, daß man sie für unfehlbar halte, und für eine untrügliche Auslegerin des göttlichen Wortes ansehe, wie der Katholik die Aussprüche seiner Kirche“. Dagegen repliciren die *Symbolgläubigen*: „es gehöre gerade zum Grundcharakter des Protestantismus, sich gegen die persönliche Willkühr wandelbarer Individuen auf unwandelbare schriftliche Grundlagen zu stützen. Die Rationalisten, welche es umkehrten, und persönliche Ansichten über die Bibel setzten, führten die Protestanten in die *Menschenknechtschaft* wieder hinein, aus welcher sie Luther herausgeführt habe“, oder (gegen die Schrift eines bibelgläubigen Theologen) „man streitet viel in unsern Tagen über Werth

und Unwerth der Symbole, auf diesem practischen Gebiete ist die Frage (was als Gottes Wort gelehrt werden solle) wahrlich leicht zu entscheiden; durch diese von jedem Prediger und Candidaten durch Eid anzuerkennenden Bekenntnißschriften wäre die Gemeinde im Stande, sich auf rein juristischem Wege Schutz und Erlösung von der Glaubensherrschaft eines solchen Papstes, wie dieser Theolog einer ist, zu verschaffen"; und am Schluße hievon: „Widerlegung einer solchen Afterweisheit (des Rationalismus) ist und bleibt hier unnöthig, aber nöthig und nützlich bleibt der Protest, und immer erneute Proteste gegen alle Willkühr, die uns hänseln, gegen allen Hochmuth, der den Glauben beherrschen will, wir protestiren gegen alles Papst- und Pfaffenthum, wie es sich in diesem Theologen auf's neue offenbart, und von dem wir einmal erlöst sind". Hierüber bemerkt dann wieder ein Recensent von der Meinung des Angegriffenen: „So ruft ein vermeintlich Freier, der um so unrettbarer geknechtet ist, je weniger er selbst merkt, daß ihn das Papstthum eines dreihundertjährigen Buchstabens gefangen hält". Glauben wir daher beiden Partheien, so besteht ein protestantisches Papstthum so gut, wie das katholische, nur haben die Anhänger des ersteren den Trost, nicht ultramontan zu heißen.

Die practischen Resultate dieser Verhandlung, welche auf protestantischer Seite, neben der tieferen wissenschaftlichen Begründung des Stoffes, nicht ausbleiben konnten, bestehen einmal darin, daß die Emancipation der protestantischen Theologie vom Lehrbegriffe der symbolischen Bücher sich immer entschiedener herausstellt, insonderheit, da der historische Erweis geliefert wurde, daß auch die cordatesten Orthodoxen des verflossenen und gegenwärtigen Säculums von der strengen Lehre der Symbole abgegangen seyen; eine weitere Frucht dieser Bewegung ist die mildere Praxis in der Verpflichtung auf die sympolischen Schriften, die sich dahin neigt, nicht *quia*, sondern *quatenus* ipsi consentiant cum S. S. ihre

Beachtung zur Pflicht zu machen, mit andern Worten, die Bekenntnißschriften fallen zu lassen, da es in die Augen springt, daß man in dieser Formel mit bestem Gewissen auch den Koran unterschreiben könnte. Allerdings kommen daneben noch Erscheinungen älteren Styls vor, z. B. die Artikel der Hengstenbergischen Kirchenzeitung über diesen Gegenstand und die Verordnung eines Oberconsistoriums v. J. 1839, nach welcher nur diejenigen zu pfarramtlichen Anstellungen zugelassen werden sollten, welche sich „aus innigster Ueberzeugung und vollständig“ zum Lehrbegriffe der symbolischen Bücher bekennen würden. Aber dergleichen Zumuthungen werden selbst von solchen Männern entschieden zurückgewiesen, welche ausserdem eifrigst derselben Richtung huldigen. Ein Beispiel bietet das in unserm vorigen Artikel angeführte Werk von Klee, indem es den Symbolzwang eben so absolut verwirft, als es sonst von ganzem Herzen dem in der gelobten Zeitschrift sich aussprechenden Bekenntnisse des Glaubens beipflichtet. Es wird sich der Mühe verlohnen, einige Blicke auf den hieher bezüglichen Abschnitt dieser Schrift zu werfen, welcher gewiß zu dem Merkwürdigsten gehört, was in der letzten Zeit über diesen Punkt gesagt wurde, und einen schlagenden Beleg liefert, daß diejenigen, welche die protestantischen Principien consequent zu verfolgen wagen, am Ende für den Protestantismus keinen andern Grund anzuführen vermögen, als die Ungeneigtheit ihres Willens sich der katholischen Kirche zuzuwenden.

Mit sehr anerkennenswerther Folgerichtigkeit und Freimüthigkeit weist Klee nach, daß die Reformation, wenn gleich im Anfange den Reformatoren selbst minder bewußt, gegen das Grundprincip der katholischen Kirche, das Ansehen der Kirchenlehre nämlich, gerichtet gewesen sey, und die Kirche lediglich auf das jedem offenkundig daliegende Wort in der Schrift gegründet habe, dessen Erkenntniß für den Einzelnen von keiner Vermittlung — auch nicht der geistlichen, denn jeder wahre Christ wurde für geistlichen Standes erachtet, — abhängig

seyn sollte, daß daher jede Gemeinschaft, die nicht jene Grundlage ausschließlich erfasse, sondern sich auf eine besondere aus der Schrift erst abgeleitete Auffassung gründe, als eine Parthei außerhalb jener Einen, wahren, auf die Schrift sich gründenden Kirche erscheine. Daß mit dieser Ansicht die Geschichte, ja die Thatsachen der Gegenwart im Widerstreite zu seyn schienen, müsse freilich zugestanden werden, indem in der evangelischen Kirche, gleich von ihrer Wiederherstellung an, noch andere Grundlagen kirchlicher Gemeinschaften vorgekommen, neben der Schrift wieder ein besonderes Ansehen als Gericht der Wahrheit und Gemeinschaft gesetzt, und durch die Verschiedenheit der einzelnen Kirchen der Begriff der Allgemeinheit und Einheit der evangelischen Kirche als ein Phantom dargestellt worden sey. Könnte nicht gezeigt werden, daß alle diese Verschiedenheiten, wie das Ansehen der trennenden Grundlagen selbst, im Widerstreit mit dem eignen Princip der Reformation stünden, ja in Wahrheit niemals innerhalb dieser Gemeinschaft selbst zur vollen Anerkennung gekommen seyen, so könnte von einer allgemeinen Kirche nicht die Rede seyn, und die Protestanten müßten zugeben, daß entweder nirgends, oder blos in der römischen die Eine sichtbare Kirche sey, die der Herr auf Erden gegründet. —

Die Unklarheit der Reformatoren und ihrer Nachfolger historisch darzuthun, war nun freilich nicht schwer; sehr gespannt wird aber unsere Erwartung, wenn sich hierauf Klee die kühne Aufgabe setzt, anschaulich zu machen, daß sich die Schrift auch wirklich als allgenugsamer Lebensgrund der Kirche erweise und mit Ausschluß jeder andern Grundlage Alles das zu wirken im Stande sey, was der Lebensgrund einer Gemeinschaft seinem Begriffe nach überhaupt wirken könne und solle. Wie also z. B. wehrt die Schrift dem Zwiespalte unter den Gläubigen selbst? Zur Antwort verweist uns Klee auf die Spaltungen zu Corinth unter den Anhängern der verschiedenen Lehrer, und auf die ebendort entstandene Mißhelligkeit wegen des Werthes der verschiedenen Geistesgaben.

Wie damals der Apostel auf die Einheit des Herrn hingewiesen, so sey auch jetzt noch dasselbige Wort da, zur Offenbarung des Grundes jeglichen Zweifels und zur Hinweisung auf die rechte Einheit im Geiste durch das Band des Friedens. — Welche illusorische Argumentation! Weil damals, wo der Zwiespalt selbst, der aus Ueberhebung und Selbstsucht hervorgegangen war, Tadel verdiente, die Hinweisung auf den Einen Herrn genügte, so soll für alle Fälle, wo unter den Gläubigen Meinungsverschiedenheit entstünde, die durchaus nicht immer aus sündhaften Motiven entspringen muß, die „Hinweisung auf die rechte Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens genügen! Genügt z. B. diese Erinnerung bei dem Zwiespalte der protestantischen Theologen über die Rechtfertigungslehre, da Luthers Ansicht hierüber immer mehr aufgegeben wird? Oder hält Klee solche durchgreifende Meinungsverschiedenheiten über Angelpunkte des christlichen Glaubens für adiaphorisch und will nur das lieblose Geltendmachen derselben wehren? In der That scheint es so nach einer spätern Aeußerung, dann kann aber die Schrift nicht ein zwiespaltbeseitigender Lebensgrund der Kirche, sondern höchstens als Grund des Lebens der Kirchenmitglieder angesehen werden, welche vielleicht ein Opfer des Streites geworden, wäre derselbe mit blinder Leidenschaft, nicht mit christlicher Friedensliebe geführt worden.

„Wie macht die Schrift die Häresie als solche kund"? frägt sich Klee weiter. Dieß ist in der That das Grundpostulat, und beantwortet es Klee genügend, so feiert der Protestantismus einen seit seinem Beginne umsonst ersehnten Triumph! Ob es erreicht worden, wird am besten aus einigen prägnanten Stellen seiner Exposition beurtheilt werden können.

„Hier dringt", fährt er nämlich fort, „die Frage mit ihrem ganzen Gewicht auf uns ein, was soll gegenwärtig diese Häresien von der Kirche abwehren, da wir die bisherige Schutzwehr das Ansehen der symbolischen Bücher als solcher aus-

geschlossen wissen wollen? Da möchte ich nun zunächst einfach so antworten, wie Tertullian einst den über die Existenz so vieler Häresien aufgeregten Gemüthern mit Gleichmuth gegenübertrat. „„Weder über das Daseyn derselben solle man sich wundern, indem sie ja vorher verkündet worden — noch über ihren verderblichen Einfluß auf manche gläubige Seele, indem ja ihre Bestimmung gerade darin liege, daß der Glaube die Anfechtung erleidend sich bewähre."" Durfte Tertullian so sprechen, so gebührt es uns gewiß, nachdem wir zu einer immer lebendigeren Erkenntniß des Einigen Grundes gekommen, auch gegenwärtig, wo die ganze Masse der im Gegensatze zur Kirche seit fast zweitausend Jahren entwickelten Häresien eben so frei wie frech ihr Haupt erhebt, darüber nicht ängstlich zu werden. Darf der Gläubige dem Wahn Raum geben, als könnten alle diese Irrlichter uns auf unsern Wegen irre machen an der Wahrheit, als könnten wir ohne einen äußern Halt nicht mehr Gewißheit haben über den rechten Glauben, da doch die Wahrheit der Kirche überall ist und in Ewigkeit bleibt, wo die Schrift als Lebensgrund festgehalten wird."

Mit solchen Declamationen wird dann noch zwei Seiten lange fortgefahren, immer in dem Cirkel, die Schrift ist der die Häresien ausstoßende Lebensgrund, weil die Schrift der Lebensgrund der Kirche überhaupt ist, während darzuthun war, wie man in der projectirten Einen allgemeinen Kirche, die nur die Schrift, nicht eine besondere Auffassung derselben, zum Lebensgrunde haben solle, ein Merkmal finden könne, wodurch Häresien, die sich ja auch auf die Schrift gründen, charakterisirt würden. Hören wir weiter.

„Da jedoch die Schrift Allen Alles seyn sollte, und deßhalb in ihr die Wahrheit nicht in bestimmte Formeln gebannt worden, wird es allerdings oft im Einzelnen schwer seyn, durch ihre eignen Worte immer genau zu bestimmen, wo Ketzerei sey und wo nicht. Aber diese Schwierigkeit kann für die Bekenntnisse kein höheres Ansehen begründen. Im

Allgemeinen bleibt die christliche Erfahrung, wie sie auch Nitsch in Uebereinstimmung mit dem eignen Zeugniß der Bekenntnißschriften bezeugt, daß das einfache Wort der Schrift und die unmittelbare Auslegung hinreicht die Glaubensregel gewiß zu machen. Aber auch in Bezug auf das Einzelne gibt die Schrift Gewähr, daß die Gewalt des auf ihr ruhenden Geistes in dem Gesammtbewußtseyn der evangelischen Kirche unfehlbar immer bestimmter alles Häretische ausscheiden werde. Voll dieses Glaubens spricht auch Luther die Zuversicht aus, daß der heilige Geist es ist, der durch sein Wort — das Evangelium — die ganze Christenheit im rechten einigen Glauben bei Christo erhält.“

Aus keinem Munde wäre uns dieses Argument unerwarteter gekommen, als von dem Autor, welcher kurz zuvor mit allem Nachdrucke geltend machte, daß die Kirche schon in den Zeiten der früheren Kirchenväter zu Menschensatzungen ihre Zuflucht genommen habe, und unmittelbar nach ihrer Befreiung durch die Reformatoren wieder in dieselben zurückgefallen sey. Welchen Zeitpunkt vermag er zu bezeichnen, wo die christliche Erfahrung von der Allgenugsamkeit der Schrift gewonnen wurde? Uebrigens sieht man auch hier, daß es am Ende wieder zu der petitio principii kömmt, Evangelium und Schrift seyen gleichbedeutend.

Nach diesen nichtssagenden Präludien erwarten wir die Hauptgründe. Doch zu unsrer Ueberraschung fährt Klee fort:

„Sollten und könnten nicht diese allgemeinen Hindeutungen genügen zum Erweise der Allgenugsamkeit der Schrift für die Erhaltung der Wahrheit und Reinheit der kirchlichen Lehre, für die Abwehrung aller Häresien bei freier Entwicklung alles Eigenthümlichen? Denn wer diese Kraft der Schrift nicht erfahren in seinem eigenen Bewußtseyn, wie in seiner Beziehung zu den Genossen seines Glaubens, für den rede ich umsonst. Aber in unserer glaubensschwachen Zeit, wo man noch so wenig die Fülle der Schrift als den einigen wirksa-

men Lebensgrund der Kirche und die Entbehrlichkeit alles daraus abgeleiteten Ansehens erkannt hat, da thut es wahrlich noth, auf das Einzelne selbst einzugehen, um daran überzeugender die Wahrheit kund zu thun“!

Wir können, wie gesagt, unsern Autor auf sein eigenes Wort hin versichern, daß die Erfahrung von der Allgenugsamkeit der Schrift niemals größer war, als zu unserer Zeit, wenn aber die Deductionen hierüber nur dem verständlich sind, der jene Erfahrung gemacht, wie vermöchten uns die Specialitäten mehr beizugehen, als wir uns mit den allgemeinen Gründen befreunden konnten? Und in der That ist es nicht anders. Der Verfasser gibt nämlich nach einer Polemik gegen Möhler ein sehr complicirtes Schema der von der Einen allgemeinen Kirche ausgeschiedenen Häresien, in welchem das Fachwerk bis zum griechischen Alphabete fortgeht, und knüpft daran die Schlußbemerkung:

„So bewährt es sich überall, wenn wir auf das Einzelne eingehen, daß durch die Schrift in ihrer Totalität alle im Widerspruche mit ihr gesetzten Auslegungen zurückgewiesen werden, sobald nur der einfache Sinn festgehalten wird, d. h. der Sinn, den die unmittelbare Exegese ohne Dazwischentreten weiterer Deutelei an die Hand gibt. Dieß liegt auch schon nothwendig in der Voraussetzung, daß die Schrift uns als Wort Gottes gegeben ist. Vermöchte sie nicht durch sich selbst in aller und jeder Beziehung alle Zweifel der Erkenntniß zu bannen, was hälfe uns dann das Wort? Wäre es dann noch möglich, daß Jeder Zugang zu der ursprünglichen Quelle der Wahrheit hätte? Müßte dann nicht immer wieder eine Vermittlung eintreten? Und wäre dann nicht wieder alle Gewißheit der Wahrheit aufgehoben? Ja gewiß der ganze Zweck wäre verfehlt, und die Offenbarung nur ein Spott mit uns gewesen. Es bliebe dann, um Gewißheit zu haben, nichts übrig als dem Gedanken Raum zu geben, daß eine Abhängigkeit von einem als un-

fehlbar zu setzenden Ansehen nothwendig und in der Institution begründet sey, d. h. katholisch zu werden."

Wir sind gerne bereit, die Zumuthung, es möge unser Autor dem letzterwähnten Gedanken Raum geben, sofort fallen zu lassen, sobald ein Wunder des Himmels „die unmittelbare Exegese ohne Dazwischentreten weiterer Deutelei," wodurch er sein Schema gewonnen zu haben glaubt, wird möglich gemacht haben. Dieses müßte in nichts Geringerem bestehen, als daß die Bibel sich dergestalt personificirte, daß der logische Proceß, wodurch die Auslegung gewonnen wird, in ihrem eigenen Haupte vorginge, und die Gläubigen die Ergebnisse desselben aus ihrem eigenen Munde vernehmen könnten. Daß jede andere Exegese mittelbar ist, würde am deutlichsten einleuchten, wenn Klees Schema in irgend einem concreten Falle angewendet werden müßte, wo sich der Betroffene gewiß ebenfalls einer unmittelbaren Exegese berühmte und die Ursache der Verschiedenheit der Resultate nur darin gefunden werden könnte, daß zwei verschiedene Personen in Mitte stehen. Das unbegreifliche Ignoriren dieser einfachen, auf platter Hand liegenden Wahrheit, sowie das daneben hergehende immerwährende Zurückkommen auf den Satz, der gerade bewiesen werden sollte, läßt uns deutlich erkennen, wie sich der Autor krampfhaft anstemmt, um nicht d[illegible] die Macht des folgerechten Denkens, dem er sich bis zu einem gef[illegible]ade hingegeben hatte, in das verhaßte Gebiet der kathol[illegible]en Kirche hineingedrängt zu werden.

Von den Meinungsgenossen Klees in Bekämpfung des Symbolzwanges haben es verhältnißmäßig nur wenige gewagt, bis zu dieser absoluten Verwerfung der Symbole vorzugehen; den meisten nöthigte der gebieterische Drang des Lebens, welcher die Unzulänglichkeit des alleinigen Schriftwortes zur Erhaltung einer Religionsgesellschaft nach allen Seiten zeigt, die Erklärung ab, Bekenntnißschriften seyen, wenn auch nicht strenge verpflichtend, doch unentbehrlich. Allein gerade diese Meinung bewährt sich, wie es bei allen Mitteldingen der Fall

men Lebensgrund der Kirche und die Entbehrlichkeit alles daraus abgeleiteten Ansehens erkannt hat, da thut es wahrlich noth, auf das Einzelne selbst einzugehen, um daran überzeugender die Wahrheit kund zu thun"!

Wir können, wie gesagt, unsern Autor auf sein eigenes Wort hin versichern, daß die Erfahrung von der Allgenugsamkeit der Schrift niemals größer war, als zu unserer Zeit, wenn aber die Deductionen hierüber nur dem verständlich sind, der jene Erfahrung gemacht, wie vermöchten uns die Specialitäten mehr beizugehen, als wir uns mit den allgemeinen Gründen befreunden konnten? Und in der That ist es nicht anders. Der Verfasser gibt nämlich nach einer Polemik gegen Möhler ein sehr complicirtes Schema der von der Einen allgemeinen Kirche ausgeschiedenen Häresien, in welchem das Fachwerk bis zum griechischen Alphabete fortgeht, und knüpft daran die Schlußbemerkung:

„So bewährt es sich überall, wenn wir auf das Einzelne eingehen, daß durch die Schrift in ihrer Totalität alle im Widerspruche mit ihr gesetzten Auslegungen zurückgewiesen werden, *sobald nur der einfache Sinn festgehalten wird, d. h. der Sinn, den die unmittelbare Exegese ohne Dazwischentreten weiterer Deutelei an die Hand gibt.* Dieß liegt auch schon nothwendig in der Voraussetzung, daß die Schrift uns als Wort Gottes gegeben ist. Vermöchte sie nicht durch sich selbst in aller und jeder Beziehung alle Zweifel der Erkenntniß zu bannen, was hälfe uns dann das Wort? Wäre es dann noch möglich, daß Jeder Zugang zu der ursprünglichen Quelle der Wahrheit hätte? Müßte dann nicht immer wieder eine Vermittlung eintreten? Und wäre dann nicht wieder alle Gewißheit der Wahrheit aufgehoben? Ja gewiß der ganze Zweck wäre verfehlt, und die Offenbarung nur ein Spott mit uns gewesen. Es bliebe dann, um Gewißheit zu haben, nichts übrig als dem Gedanken Raum zu geben, daß eine Abhängigkeit von einem als un=

fehlbar zu setzenden Ansehen nothwendig und in der Institution begründet sey, d. h. katholisch zu werden."

Wir sind gerne bereit, die Zumuthung, es möge unser Autor dem letzterwähnten Gedanken Raum geben, sofort fallen zu lassen, sobald ein Wunder des Himmels „die unmittelbare Exegese ohne Dazwischentreten weiterer Deutelei," wodurch er sein Schema gewonnen zu haben glaubt, wird möglich gemacht haben. Dieses müßte in nichts Geringerem bestehen, als daß die Bibel sich dergestalt personificirte, daß der logische Proceß, wodurch die Auslegung gewonnen wird, in ihrem eigenen Haupte vorginge, und die Gläubigen die Ergebnisse desselben aus ihrem eigenen Munde vernehmen könnten. Daß jede andere Exegese mittelbar ist, würde am deutlichsten einleuchten, wenn Klees Schema in irgend einem concreten Falle angewendet werden müßte, wo sich der Betroffene gewiß ebenfalls einer unmittelbaren Exegese berühmte und die Ursache der Verschiedenheit der Resultate nur darin gefunden werden könnte, daß zwei verschiedene Personen in Mitte stehen. Das unbegreifliche Ignoriren dieser einfachen, auf platter Hand liegenden Wahrheit, sowie das daneben hergehende immerwährende Zurückkommen auf den Satz, der gerade bewiesen werden sollte, läßt uns deutlich erkennen, wie sich der Autor krampfhaft anstemmt, um nicht durch die Macht des folgerechten Denkens, dem er sich bis zu einem gef[illegible] Grade hingegeben hatte, in das verhaßte Gebiet der katholischen Kirche hineingedrängt zu werden.

Von den Meinungsgenossen Klees in Bekämpfung des Symbolzwanges haben es verhältnißmäßig nur wenige gewagt, bis zu dieser absoluten Verwerfung der Symbole vorzugehen; den meisten nöthigte der gebieterische Drang des Lebens, welcher die Unzulänglichkeit des alleinigen Schriftwortes zur Erhaltung einer Religionsgesellschaft nach allen Seiten zeigt, die Erklärung ab, Bekenntnißschriften seyen, wenn auch nicht strenge verpflichtend, doch unentbehrlich. Allein gerade diese Meinung bewährt sich, wie es bei allen Mitteldingen der Fall

ist, in keinem Stücke. Ihr widerstrebt, als der strengeren, die Consequenz des Protestantismus, welcher nur spontane Uebereinstimmung der Gläubigen entspräche; desgleichen der gegenwärtige Zustand der protestantischen Glaubensgenossen, welche in ihrer jetzigen schroffen Zerrissenheit absolut nicht auszusprechen vermögen, welches auch nur die Hauptpunkte des Gesammtglaubens seyen, wie denn auch die neuern Versuche auf eine tragi-comische Weise mißlungen sind, z. B. Röhrs, welcher bekanntlich in der ersten Auflage seines Vorschlages (1832) nur eigenthümliche, in der zweiten (1834) wunderbare Thaten und Schicksale Jesu annahm, und in der letzteren auch die Existenz des Satans beifügte. Wozu sollten endlich auch solche Bekenntnisse führen, da ihnen nach außen, z. B. dem Staate gegenüber, nach den bisherigen Erfahrungen, nothwendig das Vertrauen fehlen müßte, indem ja jede Bürgschaft mangelte, daß sie im nächsten Zeitabschnitte noch den Ausdruck des Gemeinglaubens darböten; gegen innen aber könnten sie, da jede Verpflichtung darauf unterbleiben müßte, nur zufällige Wirkungen haben. Keine geringe Injurie gegen die eigene Confession ist endlich die Behauptung jener Protestanten, welche der Symbole als Bollwerke gegen die katholische Kirche zu bedürfen glauben. Sie bekennen hiemit indirect, daß der Protestantismus in seinem eigenen Wesen nicht Kräfte genug besitze, um den von ihm begonnenen Streit durchzuführen, und katholische Elemente, — denn das sind die Symbole, — borgen müsse, um nur einen Schild zu haben da, wo er sich vorgesetzt das Schwert zu führen. Und glaubt man, die Katholiken lassen es ohne Einrede geschehen, daß unablässig gegen sie die prunkende Phrase eines freigläubigen Kirchenthumes gebraucht werde, während es Winkelkatholicismus ist, was hier noch einen Schein von Einheit erhält?

Indeß ist nach dem gesammten Gange der Entwickelung zu erwarten, daß man endlich allgemein mit deutscher Gründlichkeit, Offenheit und Consequenz den protestantischen Prin-

cipien ins Auge zu blicken wagen werde, die schmachvollen Krücken der symbolischen Autorität, — eine Menschenknechtschaft, die dem Katholiken, wenigstens auf seinem Standpunkte, nicht vorgerückt werden kann — von sich werfend und versuchend, ob man mittelst der reinen Grundgesetze des Protestantismus frei und aufrecht zu stehen vermöge. Bewährt sich aber dieses nicht, dann verlangen Gewissen und Ehre, daß man sich muthig und entschieden zur entgegengesetzten Maxime bekenne, denn zwischen Katholicismus und Protestantismus gibt es ein Drittes nicht; Neutralisiren, Temporisiren, Vermitteln ist, wenn irgendwo, hier unmöglich. Wir rufen daher den consequenten Gegnern der Symbole zu: Seyd auf diesem Wege willkommen, der führt zur Wahrheit!

XXXVIII.

Literatur.

Essai sur le Pantheisme dans les sociétés modernes. Par H. Maret. Deuxième édition. Paris 1841.

Der Pantheismus in den modernen Gesellschaften. Ein Versuch von H. Maret. Deutsch gegeben von Joseph Widmer. Schaffhausen 1841.

Nichts kann in jedem einzelnen Zeitalter des Christenthums wichtiger und nöthiger seyn, als die jedesmalige, der Zeit eigenthümliche Form zu erkennen, in welche sich der Geist des Widerspruches kleidet, um gegen die ewige Wahrheit anzukämpfen. Diese Erkenntniß ist um so dringender gefordert, je vager und veränderlicher diese Form selbst, und je größer bei ihrer äußern verführerischen Gestalt die Gefahr der Täuschung ist. Heut zu Tage ist es anerkanntermaaßen das alte Grundübel des Heidenthums, der Pantheismus, welcher den Charakter der antichristlichen Zeitrichtung bezeichnet. Es ist die Wissenschaft des Stolzes und der Leidenschaften der Menschen, welche im Pantheismus

ihre Aussprache gefunden. Sie als die Hauptquelle der Verirrungen des Zeitalters aufzudecken, und zugleich auf das einzig zuverläßige Heilmittel hinzuweisen, ist der Zweck des vorliegenden Buches. Der Verfasser geht aus von der französischen Sensualphilosophie des achtzehnten Jahrhunderts, und zeigt, wie an ihre Stelle der Rationalism und Eklekticism getreten, der wieder seine einzige Stütze im Pantheism hat, und sich nur durch ihn vor dem Scepticism retten kann. Die pantheistischen Tendenzen der neuern französischen Philosophie weist nun der Verfasser nach an: Cousin, Jouffroi, Michelet, Lerminier, Guizot u. s. w. und zeigt, wie auch der St. Simonism und seine Schule (Leroux u. s. w.) auf pantheistischem Boden stehe, und wie selbst Lammenais Doctrin der verité mobile zum Pantheism führe. Als Resultat ergiebt sich, daß, wer immer zu einem höchsten Princip gelangen will, entweder zum Pantheism, oder zum Katholicism seine Zuflucht nehmen muß; zwischen beiden gibt es keine Mitte. Die Geschichte des Pantheismus, von seinem Ursprunge bis auf unsere Tage, welche der Herr Verfasser nun in Kürze darstellt, zeigt deutlich, wie diese verderbliche Lehre auch immer dieselben verderblichen Folgen hatte. Es folgt nun eine ausführliche Widerlegung der falschen pantheistischen Principien, theils durch Darlegung ihrer innern Unhaltbarkeit überhaupt, theils durch Hinweisung auf die ihnen nothwendig inwohnende allseitige Verderblichkeit. Als direkter Gegensatz und einziges Heilmittel wird dann die göttliche Philosophie, die göttliche Thatsache und die göttliche Gesellschaft — der Katholicismus, entgegengesetzt und in seinen Grundzügen entfaltet. Zuletzt beschäftigt sich der Herr Verfasser mit der Widerlegung der bedeutendsten Einwürfe, welche gegen den Katholicismus auf pantheistischem Boden gemacht worden sind, wobei besonders die irrigen Ansichten des Juden Salvador und das Mythensystem des Dr. Strauß gewürdigt werden. — Wenn wir wohl auch nicht behaupten dürfen, daß dieses Werk, in Bezug auf die neuere deutsche Philosophie, alles geleistet habe, was zu ihrer vollständigen Widerlegung erforderlich wäre, so müssen wir ihm doch, sowohl in Hinsicht auf die Klarheit der Darstellung überhaupt, als insbesondere was die französische Philosophie betrifft, gegen die es hauptsächlich gerichtet ist, vollkommene Anerkennung zu Theil werden lassen.

[illegible]ution Sr. Heilig[illegible] [illegible]regor XVI., gehalten [illegible] geheimen Consistorium [illegible]2. Julius 1842, mit einer durch Dokumenten belegten Darstellung der unablässigen Sorge Seiner Heiligkeit zu [illegible]wendung der harten Bedrängnisse der katholischen Religion in den K. K. Staaten von Rußland und Polen. Nach dem in der Staatsdruckerei von Rom erschienenen Original übersetzt und herausgegeben von P. Gall Morell. Einsiedeln 1842. Druck und Verlag von Gebr. Karl und Nikolaus Benzinger.

Da von dem Ori[illegible]l dieser neuesten Staatsschrift des heiligen Stuhles nur 300 Exemplare in Rom [illegible]bst gedruckt wurden, so wird diese deutsche Uebersetzung gewiß [illegible] Vielen sehr erwünscht seyn; sie ist aber auch ein verd[illegible] Unternehmen, da ohne Zweifel die künftige Handlungsweise [illegible] russischen Regierung nicht wenig davon abhangen wird, welche [illegible]nahme die Leiden und Verfolgungen der dem moskowitischen Sce[illegible]erworfenenen Katholiken bei ihren Mitbrüdern gegenwärtig finden[illegible] wo das Haupt der katholischen Kirche sie im Angesichte aller Völ[illegible] Sprache gebracht hat, und die Augen der Welt abwechselnd nach Rom [illegible]nd St. Petersburg gerichtet sind. Und wäre es keine Schmach für die deutschen Katholiken, wenn sie diese Stimme, die von dem Grabe St. Peters, aus dem Munde des Statthalters Christi, zu ihnen herübertönt, theilnahmlos verhallen ließen, nachdem ein protestantisches Organ der englischen Hochkirche, der Morning Herald, sich wörtlich in folgender Weise darüber hat vernehmen lassen: „Die von dem Papste an das heilige Collegium gehaltene Allocution über die Verfolgung der katholischen Kirche im russischen Reiche und in Polen, ist nicht nur für Polen allein, sondern für das gesammte Europa eines der interessantesten und wichtigsten Dokumente der Zeit. Die römisch-katholische Kirche hat es gewagt, gegen Rußland über die verletzten Rechte der Gewissensfreiheit zu protestiren; sie tritt vor, um Europa zum Zeugen aufzurufen in ihrer Anklage gegen diese Ungerechtigkeit, die sich das gesammte Europa in zahmer Weise gefallen ließ. Dieß beweist, daß Europa noch einen Geist besitzt, der es wagen darf, gegen Ruß[illegible] Macht und Erfolge in die Schranken zu treten[illegible] Schirme des gekränkten Rechtes, und hierauf b[illegible]r mit Gefühlen neuerwachter Hoffnung. [illegible]arum begrüßen wir mit dankba-

rem, hoffnungsvollen Herzen diesen Aufruf der katholischen Kirche gegen russische Ungerechtigkeit. Er erweckt in uns die Erinnerung vergangener Tage, als noch jede Angelegenheit zwischen Volk und Volk der Gegenstand der Beurtheilung und Entscheidung für alle leitenden Höfe Europas war, und als noch, in Jahrhunderten, die wir jetzt dunkle nennen, die Kirche zum Schirme der Gerechtigkeit stets aufgerufen ward, und die Stimme der Kirche diesem Aufrufe stets entsprach, den Mächtigen zurückhaltend, den Schwachen beschützend, und in Zeiten voll Gewaltthat und Gefahr die Obmacht des Rechtes und der Gerechtigkeit geltend machend. Soll diese Stimme ungehört von den großen und civilisirten Staaten des neueren Europas verklingen? Soll alles, was die Welt Großes und Gutes befaßt, von blinder Militärgewalt mit Füßen getreten werden? (Shall all the world contains, that is great and good, still be led blindfolded and in chains by a barbarian conqueror?) Und soll die schwache Macht der römischen Kirche, und sollen die bundesgenossenlosen Stämme des Kaukasus die letzten Erben männlicher Tugend unter den Menschen, die letzten Vertreter der Freiheit seyn, ehe sie die Erde verläßt"! So weit diese englische Stimme.

Die obige Uebersetzung theilt die Dokumente in der Originalsprache mit, was daher zur Verständniß des Ganzen die Kenntniß von vier Sprachen voraussetzt, nämlich: deutsch, lateinisch, französisch und italienisch; für die an Polen angränzenden Provinzen, wo die höheren Klassen mit dem Französischen und Italienischen häufig vertraut sind, ist dieß wohl passend, für das deutsche, größere Publikum aber wäre eine deutsche Uebersetzung des Ganzen wohl zu wünschen.

Der Czar und der Nachfolger des heil. Petrus. Eine Erklärung der päpstlichen Darlegung über die schweren Leiden der katholischen Kirche in Rußland und Polen, und der damit verbundenen Aktenstücke für das katholische Volk. Aus den katholischen Sonntagsblättern besonders abgedruckt. Mainz, Verlag von Kirchheim, Schott und Thielmann. 842. S. 51. Ladenpreis 18 kr.

Allen denen, die keine Gelegenheit haben, die Allocution mit ihren Actenstücken zu lesen, empfehlen wir diese kleine Schrift. In ei-

nem fließenden, leichtfaßlichen Style enthält sie, in wohlgeordneter Uebersicht, gut zusammengestellt, das Wesentliche der päpstlichen Staatsschrift, und gibt auf diese Weise in engem Raume ein recht anschauliches und lehrreiches Bild von dem großen Netze, das theils Gewaltthat, theils Hinterlist gesponnen, um die Katholiken Rußlands und Polens unter das Joch der kaiserlichen Staatskirche zu zwingen. Hätten wir etwas zu bemerken, so beträfe dies einen untergeordneten Punkt chronologischer Anordnung; unpassender Weise scheinen uns nämlich alle jene Rechtsverletzungen, die dem 7. April 1841 vorangingen, dargestellt als in Widerspruch stehend mit dem Versprechen der russischen Regierung, die Wünsche des heiligen Vaters zu erfüllen, wenn er den Mons. Paulowsky zum Erzbischof von Mohilew präconisire und den Bischof von Podlachien um seine freiwillige Verzichtleistung ersuche; indem nämlich der heilige Stuhl erst unter jenem Datum in jene Ansinnen einwilligte, wie dies der Verfasser auch selbst angibt. Es ist Schmach genug, daß man die Erfüllung dessen, was man schuldig war, an die Gewährung so ungerechter Gesuche knüpfte. Allein man drückte durch vorhergehende Ukase und Gewaltmaaßregeln die Kirche so lange, bis der Papst endlich in das Aeußerste einwilligte, um auch dann nicht einmal das zu erlangen, was man ihm als Preis seiner Concessionen versprochen hatte, und was man ohne Ungerechtigkeit ihm niemal hätte verweigern können, weil es auf Verträgen ruhte, wofür Katharina II. ihr kaiserliches Ehrenwort verpfändet hatte.

Die angezeigte Schrift ist, wie wir sehen, aus einer, seit dem 1. Juli dieses Jahres „zur Belehrung und Erbauung des katholischen Volkes“, in Mainz erscheinenden neuen Zeitschrift, den Sonntagsblättern, besonders abgedruckt, die wir unseren Lesern nur empfehlen können, wenn sie mehrere Mitarbeiter, wie den gegenwärtigen, unter ihrem Herausgeber, H. Himioben, vereinigt; zum Schlusse lassen wir als Probe die letzte Betrachtung dieser Schrift folgen:

„Der Kaiser von Rußland ist ein absoluter Herrscher, er hat eine Macht ohne Maaß, aber auch eine Verantwortung vor Gott ohne Gränzen, ein Gedanke, der jedem Fürsten, besonders einem unbeschränkten, unablässig vor den Augen schweben sollte. Allein selbst abgesehen von dieser höheren christlichen Betrachtung gibt es gegenwärtig in Rußland eine Menge mißlicher Verhältnisse, die es nicht rathsam erscheinen lassen, auch noch dazu den Dämon religiöser Verfolgung aus seinen Tiefen heraufzubeschwören. Ein Adel, dessen Wesen die wildeste asiatische Brutalität ist, nur übertüncht mit dem Firnisse europäischer

Cultur; Leibeigene, die allmählich zum Bewußtseyn ihrer Bedeutung gelangen, und Völker, die wie eingefangene Tiger in ihren Käfichen hin und herrennen, das sind, meinen wir, Dinge, die auch dem mächtigsten Monarchen Beschäftigung genug auf dem politischen Gebiete geben und ihm die Hülfe eines getreuen, aufrichtigen Bundesgenossen, eines Bundesgenossen, dessen Macht um so bedeutender wirkt, da sie eine geistige ist, sehr wünschenwerth erscheinen lassen müßten. Ein solcher Bundesgenosse könnte dem Kaiser der heilige Vater seyn, wie ja auch der Kaiser selbst ihn früher während der polnischen Revolution zu Hülfe rief. Allein dieses Verhältniß ist jetzt unmöglich geworden. Der Papst wird allerdings dem Kaiser entbehrlich seyn, wenn es der russischen Politik gelingt, alle dem kaiserlichen Zepter unterworfene Völker in Glaube und Sitte unbedingt zu russificiren, ein Ziel, das sie schon seit Jahren mit Beharrlichkeit verfolgt. Allein das ist es eben, was wir bezweifeln, und die russische Politik hat sich bis jetzt, statt zu einem befriedigenden Resultate zu gelangen, nur in neue Mißstände verwickelt. Durch die Verfolgung der Kirche nämlich ist die katholische Bevölkerung gewiß nicht beschwichtigt, sondern nur neu aufgeregt und frisch gereizt worden, und das Vertrauen des heiligen Stuhles, dessen der Kaiser nun einmal bedarf, da zwölf Millionen seiner Unterthanen Katholiken sind, ist auf lange Zeit verloren. Einen dritten Mißstand wollen wir lieber mit Stillschweigen übergehen, da er uns auf jeder Seite der päpstlichen Staatsschrift schreiend entgegentritt und die Leser ihn wohl selbst bemerken werden. Wie nun die Dinge endigen werden, wissen wir nicht, wie sie in früheren Zeiten geendigt haben, das sagt uns die Geschichte, deren Jahrbücher leider! an manchen Stellen mit den Spuren blutiger Gräuel bezeichnet sind. Was uns nun betrifft, so dürfen wir nicht weiter gehen, als der heilige Vater uns vorangegangen ist, wir dürfen nicht anders handeln, als der heilige Vater gehandelt hat, und wollen darum mit Gregor XVI. Gott den Allmächtigen bitten, daß er den mächtigen Kaiser wieder auf den Weg der Gerechtigkeit führe, und ihn auf dieser Bahn, die allein zum Ziele und zum Leben führt, vor den Händen Jener bewahre, deren Constitution eingestandenermaßen der Meuchelmord ist“.

XXXIX.

Die Verbindung des heiligen Vincentius von Paula und das französische Fabrikwesen.

Daß Frankreich einer religiösen Wiedergeburt entgegen geht, dürfte keinem aufmerksamen Beobachter der dermaligen Zustände verborgen seyn, wenn gleich die wirksamen Heilkräfte der Masse des Verkehrten und Bösen gegenüber noch allzu sehr in der Minderheit sind, als daß ihre Thätigkeit dermalen schon eine, in den großen öffentlichen Verhältnissen des Landes vor den Augen der Welt sich geltend machende seyn könnte. Allein es findet, wenn auch ein stiller und langsam, in bescheidener Verborgenheit sich äußerender, so doch ein stetiger Fortschritt statt, der darum um so dauerhafter und gründlicher zu seyn verspricht. Was aber bei dieser Entwicklung noch ganz insbesondere die zuversichtliche Hoffnung einer bessern Zukunft erweckt, das ist, daß dieser neue, zum Christenthum in Glauben und Leben zurückkehrende Geist sich ganz vorzüglich in der französischen Jugend wirksam erweist.

Unter allen Erscheinungen jedoch, die auf diese geistige Umwandlung hindeuten, ist wohl keine von so vielumfassender, einflußreicher Bedeutung, als das immer mehr und mehr sich offenbarende Erwachen dessen, was die Franzosen in ihrer Sprache den religiösen Associationsgeist zu nennen pflegen. Dieser Zug zur Vereinigung, zum Aneinanderschließen, zur Wirksamkeit mit verbundenen Kräften, mit einem Worte, zur Verbrüderung, er zeigt allein schon, daß der Geist des Christenthums in Frankreich wieder mächtiger wird; denn der christliche Geist ist ein durch Liebe einigender. Wir dür-

fen daher mit Recht schließen, daß, nach Zeiten rebellischen Stolzes von unten und despotischer Willkühr von oben, der Sinn für Unterordnung und demüthigen Gehorsam, für eine milde, liebreiche Leitung wieder erwacht ist und die Gemüther einander nähert, damit sie auf dem Felde allgemeiner Zerstörung, das ihnen die Revolution hinterlassen, gemeinsam Hand an den neuen Bau der Zukunft legen.

Abgesehen hievon liegt aber auch in dem französischen Charakter selbst schon etwas, was entschieden zur Propagation und zur Mission hinneigt. Der Franzose kann seine Ueberzeugung nicht für sich behalten und sich ruhig damit bescheiden, er fühlt einen Drang, sie mitzutheilen und alles, was ihn umgibt, davon mit beredtem Munde zu überzeugen. Sein praktischer und so sehr zu militairischer Organisation und administrirender Centralisation hinneigender Geist läßt es nicht bei dem Einzelnen bewenden; hat er ein neues Glied sich gewonnen, so reiht er es an das erste an, und die vereinten sieht er nur als zwei neue Anknüpfungspunkte an, und so Glied an Glied reihend und mit jedem Zuwachs das Ganze, stärkend und stets mit gesammter Kraft wirkend, um neue Erwerbungen für das Ganze zu machen, webt er ein immer größeres und größeres Netz, ganz im Gegensatze zum deutschen Charakter, wo Alles nur zu sehr zur Zersplitterung und Individualisirung hinneigt.

So haben die Franzosen unter den Fahnen der Revolution, mit Hülfe ihrer Sprache und ihrer Waffen, sich an die Spitze der großen Propaganda des Unglaubens und der Zerstörung gestellt, und ihr Reich siegreich über Europa ausgebreitet. Aber von dem höchsten Gipfel ihres Glückes und ihres Ruhmes durch Gottes strafende Hand in den Abgrund des Unglücks und der Schmach hinabgeschleudert, haben sie, kaum aus ihrer Betäubung zu sich gekommen, ihren Blick dem alten Gotte wieder zugekehrt, den sie in rebellischem Uebermuthe verachtet, und dessen scharfe Zuchtruthe sie dafür so bitter empfunden. Seitdem ist bei Vielen das Gefühl er=

wacht, daß die Nation, was sie in welthistorischem Sinne gesündigt, in gleichem Sinne zur Versöhnung der göttlichen Gerechtigkeit gut machen müsse, und daß, wie sie früher den Unglauben über die Erde verbreitet, so die Verbreitung des Glaubens jetzt ihre von Gott zugewiesene Bestimmung sey. Es ist daher gewiß für die Zukunft von unberechenbarer Bedeutung, daß sie sich dieser ihrer Missionsbestimmung mehr und mehr bewußt wird, und daher scheint es uns auch nicht zufällig, daß der große, so viele Völker umfassende Verein zu Verbreitung des Glaubens gerade in Frankreich, dem Lande der Revolution, seinen Ursprung genommen, und daß es Franzosen sind, die sich dabei am thätigsten erweisen, und daß es wieder vorzüglich französisches Blut ist, welches als Märtyrerblut unter dem Beile der Verfolger in China fließt. Allein neben dieser Verbindung zur Verbreitung des Glaubens unter den Ungläubigen, gibt es in Frankreich noch unzählige andere Verbindungen, die der gleiche, werkthätige Glaubenseifer eingegeben. Wer Frankreich nicht selbst gesehen und es nicht näher kennen gelernt, als es bei gewöhnlichen Reisenden der Fall ist, der macht sich keinen Begriff davon, wie dergleichen Verbindungen täglich an so vielen Orten, man weiß selbst nicht wie, gleichsam aus dem Boden durch Zauberschlag aufsprossen, wie ihr Zweck und ihre Wirksamkeit so mannigfaltig ist, welchen Anklang sie namentlich bei den höhern Klassen und unter der Jugend finden, und wie sie aus unscheinbarem Keime entspringend, in wenig Jahren einen Umfang und einen Einfluß gewinnen, wovon ihre ersten Gründer kaum auch nur eine Ahnung, geschweige denn eine Hoffnung hatten.

Eine Verbindung dieser Art, und zwar, was ihre Mitglieder und ihre Wirksamkeit betrifft, keine der unbedeutenderen, ist die des heiligen Vincentius von Paula. Auch sie nahm gleichsam durch Zufall in Paris selbst ihren geringen Anfang. Einige junge Leute, Pariser Studenten, die ihre religiöse Ueberzeugung überall, entweder kalt zurück-

gewiesen, oder mit giftigem Spott verhöhnt sahen, verbanden sich mit einander, um sich gegenseitig zu belehren, zu ermuthigen und wechselseitig sich zu stärken und zu trösten, um so nach außen ihren Glauben besser vertreten zu können, und die Zufriedenheit und Ruhe, die er ihnen gewährte, auch Anderen mitzutheilen. Allein da ihnen die wissenschaftliche Auffassung und Vertheidigung der religiösen Dogmen nicht genügte, da sie ein Bedürfniß fühlten, im Geiste ihres Glaubens auch zu handeln: so verbanden sie sich, neben diesen wissenschaftlichen Besprechungen, gleichfalls zur gemeinsamen Ausübung von Werken der Barmherzigkeit, damit auf diese Weise, wenn sie als Almosenspender mit Brod und Kleidungsstücken in der Hütte des Armen erschienen, die Worte ihres religiösen Trostes, ihrer Ermahnung und Belehrung in den von Dank gerührten Herzen eine willigere Aufnahme fänden.

Es war aber noch ein besonderer, den gegenwärtigen französischen Verhältnissen eigenthümlicher Beweggrund, der ihren Liebeseifer noch mehr ansporrte. Die Revolution nämlich welche gegen die Religion einen Krieg auf Leben und Tod geführt, hatte ihre Diener mit einem Banne von Haß und Verachtung belegt; alle Priester waren ihr nur eigensüchtige Betrüger, oder im besten Falle, schwachköpfige, fanatisirte Betrogene, und die, welche auf ihr Wort hörten, gleichfalls entweder Hypokriten, oder blödsinnige Thoren. So schloß der Geist, der durch sie herrschend ward, alles, was Priester hieß und Priesterkleidung trug, gewissermaaßen von der sogenannten guten Gesellschaft aus. Die höheren Stände, die mitten in der großartigen Bewegung des Lebens stehen, die am fühlbarsten von seinen Katastrophen getroffen werden, und denen daher die Gelegenheit gleichsam aufgedrungen wird, die Lehren der Geschichte zu beherzigen und zu nützen, sind hievon guten Theils zurückgekehrt, oder wenigstens in der Umkehr begriffen, und wenn den Priestern auch nicht überall mit Achtung und Liebe begegnet wird, so ist doch der Spott über Religion, wie es früher Mode war, gegenwärtig

ein Verstoß gegen den guten Ton. Allein die untern Klassen, namentlich der kleine Krämer und die um Taglohn arbeitenden Handwerksleute, deren Leben sich bei den größten gesellschaftlichen Umwälzungen doch immer so ziemlich in denselben Gleisen bewegt, stehen solchen Gemüthserschütterungen, die das Innerste des Menschen durchdringen und umwandeln, ferne; ihre Vorurtheile wurzeln sich daher ungestört ein, und der Vater vererbt sie mit seinem Geschäft auf den Sohn, und sie lieben es nicht, durch Zweifel aus ihrer spießbürgerlichen Ruhe und ihrem gewohnten Schlendrian aufgestört zu werden. Bei dieser Klasse, mit ihrem stagnirenden geistigen Leben, sitzt daher der Unglaube noch fest, und während in Paris der Herzog und der Graf dem Gottesdienst beiwohnt und ihre Töchter als Almosensammlerinnen für die Kirche von Haus zu Haus gehen, oder in die strengsten geistlichen Orden eintreten, die die äußerste Selbstverläugnung und die niedrigsten Dienste von ihnen erheischen, würde der Lumpensammler, der Chiffonnier fürchten, sich vor seinen Kameraden lächerlich zu machen, wenn er die Kirche am Sonntag beträte. Daher denn nichts häufiger in Paris ist, als daß man die Kirchen voll der vornehmsten und elegantesten Welt findet, aber das eigentliche Volk vergeblich darin sucht. Dieß geht so weit, daß der Priester, selbst wenn er kömmt, um dem Armen in seinem tiefsten Elende Almosen zu spenden, es nicht einmal wagen darf, seine Hütte zu betreten, er muß sich denn gefaßt halten, mit den rohesten Flüchen zurückgewiesen zu werden; weil der Unglückliche seinen Stolz zu erniederen glaubte, und sich lächerlich und verächtlich zu machen fürchtete, wenn er ein Almosen aus einer Priesterhand annähme; daß er daher noch weniger geneigt ist, den geistlichen Zusprüchen eines solchen Wohlthäters ein williges Ohr zu leihen, versteht sich von selbst. So kömmt es, daß man Tausende und Tausende in Paris und in seiner Umgebung findet, die mit der Kirche und ihren Dienern in keine andere Berührung ihr ganzes

Leben hindurch treten, als die passive bei ihrer Geburt und ihrem Tode, bei dem Taufstein und dem Grabe.

Diese Rücksichten waren es nun, welche jene jungen Leute bewogen, sich als Vermittler und Versöhner darzubieten. Da sie nicht geistlich sind; da sie den höheren, zum Theil den höchsten Klassen der Gesellschaft angehören; da manche von ihnen die Vorurtheile und den Haß gegen die Religion selbst getheilt haben; da sie zu dem Armen kommen, nur um ihm Hülfe und Trost zu bringen, und ihm in der Kraft der Jugend von ihrem geringen Einkommen das zu opfern, was sie zur Befriedigung ihrer eigenen Bedürfnisse oder Genüße hätten verwenden können: so fällt bei dem Armen jeder Grund des Mißtrauens, der Verachtung und des Hasses weg, und er müßte sich selbst seines gefühllosen Undankes schämen, wenn er sie nicht mit gerührtem offenen Herzen willkommen hieße.

Neben gegenseitiger Belehrung und Erbauung bildete daher diese Ausübung der Barmherzigkeit zu Gunsten der ärmeren, verkommenen Klassen der vorzüglichste Zweck dieser Vereinigung. Indem sie aber ganz aus einem kirchlichen Sinne ausgegangen war, so wollten ihre ersten Begründer sich auch unter den Schutz eines Heiligen dieser Kirche stellen, dessen Andenken, an das so viele Erinnerungen der glühendsten Nächstenliebe und Barmherzigkeit sich knüpfen, so manche andere segensreiche Vereine schon hervorgerufen hatte, wie sie sich nur im Schooße der katholischen Kirche finden. Dieser Heilige war Vincentius von Paula, der Schutzpatron und Gründer der barmherzigen Schwestern. Nach ihm nannten sie ihre ersten Zusammenkünfte: Conférences de charité de saint Vincent de Paul.

In einem Lande aber, wo die Politik die Religion eben erst verdrängt hatte, das von den politischen Leidenschaften in seinem tiefsten Grunde war aufgewühlt worden, und wo die glimmende Asche so leicht in hellen Flammen aufschlägt: da war gar sehr zu besorgen, daß, sobald die Politik Eingang

in das begonnene Werk gefunden hätte, sie Viele von seiner Theilnahme abhalten und die kaum Verbundenen sogleich wieder trennen würde. Um dieser Gefahr zu begegnen, kamen sie daher mit kluger Voraussicht und Mäßigung überein: alle Politik und jede politische Discussion solle von den Conferenzen des heiligen Vincentius von Paula ein für allemal strengstens ausgeschlossen seyn.

Aber noch eine andere Gefahr drohte dem begonnenen Werke. Da nämlich alle seine ersten Theilnehmer junge Leute waren und daher wenig Erfahrung hatten, ohne allen geistlichen Charakter und ohne andere Mission waren, als die ihres guten Willens; da sie sich zum Theil selber eben erst bekehrt hatten, und mit dieser Bekehrung vielleicht noch nicht einmal fertig waren, aber dennoch von ihrem Mitleid und dem schreienden Bedürfniß getrieben, sich als leibliche und geistliche Almosenspender erweisen wollten: so liefen sie Gefahr, statt Andere zurechtzuweisen, sich selbst zu verirren, und mit den geistlichen Behörden, in deren Wirkungskreis sie eingriffen, in Aergerniß gebende Irrungen zu gerathen. Dieß zu vermeiden, wurde als Grundsatz der Gesellschaft festgesetzt, nicht allein nicht das Mindeste gegen den Willen jener geistlichen Behörden, namentlich der Ortspfarrer, zu unternehmen, sondern vielmehr Alles, soviel wie möglich, in ihrem Einvernehmen zu thun, und sich von ihnen geistlichen Rath und Leitung auszubitten, um so stets in engem kirchlichen Verbande zu stehen. So begann die Verbindung des heiligen Vincentius von Paula in Paris, und ihr Beginnen war ein sehr geringes, in der ersten Zeit kaum bemerktes. Da es aber wirklich der Stimmung der Geister entsprach, und einen Ton angeschlagen hatte, der in so mancher jugendlichen Brust nachklang, so fehlte es ihr an hinzutretenden Theilnehmern nicht, trotz dem, daß sie es sich zum Grundsatze gemacht hatte, mit strenger Wachsamkeit nur solche aufzunehmen, die dem Vereine zur Ehre gereichen würden, damit der gute Ruf

des kaum begonnenen Werkes nicht gefährdet, und dieß die Ursache eines frühzeitigen Unterganges würde.

In Deutschland geschieht es nur gar zu leicht, daß man bei Gründung solcher Vereine den ersten Eifer in leeren Formalien vergeudet und sich darin verliert, ohne an die Sache selbst zu kommen. Da werden Statuten endlos durchdebattirt, um zuletzt nicht gehalten zu werden; Protectoren und Patronen werden erwählt, die sich um die Sache nicht kümmern; eine controlirende, weitläufige, kostbare Administration wird feierlichst eingesetzt, die das zu Controlirende ganz oder großentheils selbst aufzehrt. Der praktische Sinn jener jungen Leute dagegen legte sogleich Hand ans Werk, und erst, nachdem sich aus der Erfahrung und einer immer reicher sich entfaltenden Thätigkeit das Bewährteste zur Gewohnheit ausgebildet hatte, und die weiter und weiter sich ausbreitende Gesellschaft eine bestimmtere Feststellung und Fassung ihrer Verhältnisse und eine geordnete Gliederung zur gefühlten Nothwendigkeit machten, erst da, nach einigen Jahren ihres Bestandes, wurden ihre Statuten aufgezeichnet und gedruckt, unter dem Titel: Réglement de la société de S. Vincent de Paul. Paris, imprimerie de E. J. Bailly, Place Sorbonne 2, 1839.

Ihrem Grundsatze gemäß, mit den geistlichen Vorgesetzten Hand in Hand zu gehen, hat die Gesellschaft in Paris nach den Pfarreien sich organisirt, und es ist ihr Bestreben, nach und nach, wo möglich, alle Pfarreien zu umfassen. Die einzelnen Pfarreien nun, wo sie besteht, bilden jede für sich eine besondere Abtheilung, wovon jede ihren eigenen Präsidenten, ihren Sekretär, ihren Kassier und ihr Conseil hat; allein alle diese einzelnen Abtheilungen halten auch wieder ihre allgemeinen Versammlungen, indem der ganzen Gesellschaft wieder ein allgemeines Conseil in Paris vorsteht. Die Verbindung ist ursprünglich von jungen Leuten ausgegangen, von einem Alter zwischen 16 und 25 Jahren, und ihr Kern besteht auch immer noch aus solchen, indem die im Alter Vor-

schreitenden zwar noch bei ihr bleiben können, aber in der Regel keine unmittelbar thätigen Mitglieder mehr zu bilden pflegen.

Die Versammlungen beginnen und enden mit einem kurzen Gebet; der Gegenstand ihrer Unterhaltung ist ein zweifacher: einmal ein wissenschaftlich-religiöser, und dann betrifft er die Almosenspendung und Uebung der Barmherzigkeit. Zu dem letzteren Zwecke wird in jeder Versammlung für die gemeinsame Kasse von den einzelnen Mitgliedern ein Beitrag gespendet; jeder hat eine oder mehrere arme Familien unter seiner Obhut, die er selbst besucht, wofür er aus der Kasse dann das Almosen begehrt, und über dessen Verwendung er wacht, und worüber er Rechenschaft ablegt. Geld wird nur im äußersten Nothfall gegeben, in der Regel besteht die Unterstützung in Lebensmitteln und Kleidungsstücken. Größere Unternehmungen, wie z. B. die Erziehung einer Anzahl verwaister Kinder in einem eigenen Hause, welche die Kräfte einer einzelnen Abtheilung übersteigen, werden aus der Gesammtkasse, wozu alle Abtheilungen wieder ihr Almosen geben, bestritten. Allein, dem ursprünglichen Charakter der Gesellschaft gemäß, bleibt bei der Ausübung dieser leiblichen Barmherzigkeit die Hauptabsicht: die Erweckung des sittlichen Gefühls, und des religiösen Glaubens und Lebens.

Während auf diese Weise die ärmeren Klassen zunächst die Wohlthaten der jugendlichen Verbindung empfangen, bleiben diese auch für ihre Glieder selbst nicht aus, und beschränken sich nicht allein auf den Segen, der an das Wohlthun als solches schon geknüpft ist. Indem nämlich alle sich einander als Brüder betrachten, empfangen sie selbst auch brüderliche Unterstützung. Nach dem anstelligen und überall anknüpfenden Propagationseifer des französischen Charakters, wovon wir oben gesprochen, hat sich die Gesellschaft nicht auf Paris allein beschränkt, sie hat sich auch über die Provinzialstädte ausgedehnt. Kömmt nun ein junger Mensch aus der Provinz, seiner Studien oder seines Fortkommens wegen,

nach Paris, und war er früher ohne Erfahrung, ohne Freunde und Bekannte den abgefeimten Gaunern und Verführern der Hauptstadt, die ihn schon beim Aussteigen aus dem Eilwagen erwarteten, preisgegeben: so erhält er jetzt von seiner Abtheilung eine Empfehlung an die Glieder der Gesellschaft in Paris; er wird von ihnen als ein Bruder aufgenommen; ihre Freunde, ihre Gesellschaften, ihre Vergnügungen gehören auch ihm; er findet sich sogleich zu Hause und unter Gleichgesinnten, ohne daß er nöthig hätte, erst das oft so theure Lehrgeld eigener Erfahrung zu zahlen. Ebenso, reist eines der Pariser Mitglieder in die Provinz, so findet es hier überall Bekannte, die ihm den Aufenthalt so nützlich und angenehm machen, als möglich. Diese Vortheile sind um so größer, da die Gesellschaft sich unter allen Klassen nach und nach ausgebreitet hat; indem sie gleichmäßig dem Höchsten und Vornehmsten, wie dem Niedrigsten und Aermsten offen steht, vorausgesetzt, daß sein sittlich-religiöser Sinn für seine Ebenbürtigkeit Gewähr leistet. So finden Berührungen zwischen den obersten und untersten Klassen statt, die auf eine andere Weise kaum möglich wären. Dadurch aber, daß die Gesellschaft an ihrer Unterordnung unter die geistlichen Vorgesetzten festhält, und mit ihnen in inniger Verbindung stehend, von ihnen Leitung und Rath erhält, läuft sie nicht Gefahr, in separatistische Pietisterei oder in freimaurerische Klubisterei zu verfallen.

Der Schreiber dieser Zeilen wohnte selbst vor dritthalb Jahren einer allgemeinen Versammlung aller Pariser Abtheilungen bei: Es war an einem Abend, gegen tausend oder zwölfhundert junger Leute, die zum Theil den ersten Familien Frankreichs angehörten, hatten sich versammelt, und zwar in einem Lokal, wo zur Zeit der Revolution die Jakobiner ihre blutdürstigen Convente gehalten hatten. Und jetzt fanden sich ihre Enkel hier vereint, um mit Gebet und unter Anrufung des heiligen Vincentius von Paula zu beginnen. Der gegenwärtige Erzbischof von Paris, damals noch Generalvi-

car, stand in Mitten dieser, so wunderbar umgewandelten Jugend und hielt eine Anrede an sie. Dann wurde ein allgemeiner Bericht über den Bestand der Gesellschaft abgelesen: über die Unterstützungen, die sie an Kleidern, Geld und Lebensmitteln ausgetheilt; über den Fortgang der Bekehrungen, über die von ihr unterhaltenen Waisenkinder, endlich über ihre eigene Ausbreitung in der Hauptstadt und in den Provinzen, und ihr Eindringen in die verschiedenen Klassen der Gesellschaft. Schon damals waren einige Militärs für sie gewonnen worden, und das gab ihnen Hoffnung, auch ins Herz der Armee zu dringen. In der Normalschule, wo die Professoren für die höhern Lehranstalten Frankreichs gebildet werden, hatte sie bereits eine eigene Abtheilung gewonnen, die sich seitdem noch über Erwartung vermehrt hat. Eine Sache von höchster Wichtigkeit. Endlich, nachdem das allgemeine Almosen gesammelt war, und ein kurzes lateinisches Gebet wieder den Beschluß gemacht hatte, ging alles ruhig auseinander. Der Charakter der Versammlung war ernst, aber ohne Affectation und Kopfhängerei, wovon sich der Schreiber auch noch bei einer anderen Gelegenheit überzeugte, als er nämlich einer Abendunterhaltung beiwohnte, wobei Anstand und ungenirte Heiterkeit herrschte.

Mit jedem Jahr hat seitdem die Verbindung sich weiter ausgebreitet, und in dem Sommer des gegenwärtigen Jahres haben eine Anzahl junger, in Rom lebender Franzosen sie auch dorthin verpflanzt, so daß wohl jeder über ihren kirchlichen Charakter beruhigt seyn kann. In dem Maaße sich aber ihre Mitglieder mehrten, ist auch ihre Thätigkeit eine vielseitigere geworden. Ein Beginnen jedoch, was von dem heilsamsten Einfluß für die Zukunft seyn kann, scheint uns ihre ganz neuerlichst beabsichtigte Theilnahme an dem Schicksale der verlassenen Lehrjungen in den Fabriken. Indem wir uns vorbehalten, auch künftig noch, in der Absicht, Nacheiferung zu erwecken, Mittheilungen über diese Verbindung unseren Lesern zu machen, schließen wir für dießmal mit einem

nach dem Berichte des Aufsehers die guten oder schlechten Noten in sein Buch eintragen".

„Einige Preise von geringem Werthe, welche alle Vierteljahre mit einer gewissen Feierlichkeit vertheilt werden, halten den Wetteifer wach. Der Chef der Fabrik wird über die Dauer und Bedingungen der Arbeit entscheiden; es darf der gewöhnliche Gebrauch in nichts geändert werden; nur als Vermittler kann man zwischen den Herrn und die Arbeiter treten. Dieses Amt der Güte und Liebe ist schon an sich ein herrliches Werk; es gibt keine Streitigkeiten mehr zwischen den Arbeitern und dem Herren, keinen Zwist über den Preis der Arbeit, die Vermittlung eines durchaus partheilosen Mannes verhindert alle Collision".

„Die Interessen des Fabrikanten sind gehörig gesichert, ebenso die Wahrung der Interessen der Arbeiter. Wir ordnen alles, was zu Streitigkeiten führen könnte, und dieß geschieht auf ganz einfache Weise".

„Die erste Folge unserer Stellung ist, daß wir die Kassierer unserer jungen Arbeiter werden. — Wir empfangen den Lohn ihrer Arbeit aus den Händen des Fabrikanten, jeder Arbeiter ist Inhaber eines Buches, worin wir das, was wie für ihn empfangen, als sein Haben, und seine täglichen Ausgaben als sein Sollen eintragen. Er kann so jeden Augenblick den Stand seiner Kasse selbst einsehen, er erhält, was ihm zukömmt, wir ertheilen ihm den nöthigen Rath".

„Man weiß, daß der Arme, welcher häufig auf Credit kauft, alles über den Werth zahlt, der Credit des Vorstandes kömmt seinem Schützlinge zu Hilfe. Wir machen ihnen kleine Vorschüsse, wodurch ihnen der Baarankauf zu Gute kömmt. Dieß empfinden sie wohl und fassen Zutrauen zu unserer väterlichen Vermittlung, und weil durch dieses sehr einfache Verfahren weder Verschwendung noch unnöthige Ausgaben aufkommen, vermehrt sich ihre Ersparniß, und sie erhalten zugleich Unterricht in der Oekonomie. Unsere Verordnung untersagt den Gebrauch des Tabaks und der starken Getränke; diese zwei Artikel sind der Verderb all' unserer Fabrikarbeiter, statt dessen geben wir ihnen Fleisch, Gemüße und eine Portion Aepfelwein, oder Wein mit Wasser gemischt. Durch die allgemeine Küche erhält eine Anzahl von 12 bis 15 junger Leute, eine gute und gesunde Nahrung, mit einer Ersparniß von 40 vom 100. Die jungen Leute, die noch nicht in den Fabriken zugelassen sind, und die wir in unserer Obhut erhalten, unterwerfen sich ohne Widerstand diesen Bedingungen. Vielleicht werden sie bei zunehmendem Alter, wo die Leidenschaften wachsen, ihre Gesinnungen ändern;

sollten wir sie auch verlassen, so wird doch etwas von der Erziehung, die sie während dieser Jahre unter unserer Obsorge und unseren Augen erhalten, bleiben".

„Einige unserer Schützlinge, denen wir zu ihrer nothwendigen Einrichtung Vorschüsse machten, haben diese während fünf oder sechs Monaten abgezahlt, und sich noch einige Francs erspart. Sie begreifen recht wohl ihren eigenen Vortheil, denn von Fremden gefragt, wie sie aus unserer Abhängigkeit entkommen könnten, antworteten sie: dieß geschieht an dem Tage, wo unsere Wohlthäter uns fortschicken".

„Allen wohlthätigen Leuten, die den Vorzug des geistlichen Almosens über das materielle zu schätzen wissen, wiederholen wir es: betretet mit Entschlossenheit diese Bahn, nicht alle Armen sind so undankbar, als man glaubt. Wenn die Religion diese Seelen erleuchtet hat, die man durch das Elend erniedrigt glaubte, so erscheinen edle Gesinnungen, und die größere Zahl wird eurer Sorgfalt entsprechen".

„Die Fürsorge für die Fabriklehrlinge ist also jetzt das Nützlichste, das Vortrefflichste aller guten Werke; sie wird reich an Früchten für die Verbesserung der menschlichen Gesellschaft seyn, wovon jeder das Bedürfniß fühlt, die sich aber nicht von selbst ergeben kann".

„Wenn durch den Chef der Fabrik die Verwendung der Zeit für die Woche geregelt ist, so soll dieses für den Sonntag durch den Vorstand geschehen. Kein Katholik wird in Verlegenheit über dessen Bestimmung seyn. Wir empfehlen ihnen nur allein, sich nicht damit zu begnügen, daß man die Beiwohnung am Gottesdienst und am christlichen Unterricht verlangt; man muß auch unter der Anleitung des Vorstandes und der Genehmigung des Aufsehers Spiele und Erholungen anordnen".

„Ein Einwurf bleibt uns nur noch zu beseitigen übrig, welcher uns auf folgende Art von Fabrikanten gemacht wurde: wir sind bereit, Ihre Ordnung in unsern Fabriken einzuführen, nur befürchten wir, daß sie sie eine zu klösterliche Gestalt annimmt".

Nachschrift.

Der voranstehende Aufsatz über die Verbindung des heil. Vincentius von Paula befand sich schon unter der Presse, als sein Verfasser, durch ein glückliches Zusammentreffen, eine Zuschrift aus Paris von einem jener jungen Leute erhielt, die an der Spitze der ganzen Gesellschaft stehen; zugleich

theilte derselbe ihm auch den in diesem Augenblick erschienenen allgemeinen Rechenschaftsbericht über Ursprung, Fortgang und Bestand der ganzen Gesellschaft mit: Société de Saint Vincent de Paul. Rapport général depuis l'origine de la Société, Paris au secrétariat de la Société. Place de l'Estrade 11, 1842. Wir werden daher aus diesen Mittheilungen, was uns dießmal nicht mehr gestattet war, zur Ergänzung unserer eigenen Darstellung, das Wesentlichste bei nächster Gelegenheit nachtragen.

XL.

Reliquien von Möhler.

Das Zurücktreten des Orients und das Vortreten des germanischen Occidents in der Geschichte.

Vorwort.

Diese Blätter waren so glücklich, in vorhergehenden Bänden den Lesern einige Spenden aus dem geistigen Nachlasse ihres dahingeschiedenen Freundes darbieten zu können. Durch die Güte eines seiner so zahlreichen Schüler und Zuhörer sind sie auch jetzt in den Stand gesetzt, den früheren Reliquien eine neue anzureihen.

Wie wir nicht zweifeln, so werden Alle, und namentlich die, welche ihn gekannt, auch in diesen wenigen Blättern das Wehen seines edlen Geistes empfinden. Wie er im Leben voll zartsinniger Schonung und Milde, voll anspruchsloser Bescheidenheit und wohlwollender Güte, sich die Herzen zu gewinnen wußte, so spiegelte sich auch sein moralischer Charakter in seinem wissenschaftlichen Wirken ab; frei von Eigendünkel und jener Herzenskälte einer eitlen Wissenschaft, glühte

er in reiner, sanfter Begeisterung, und die Ruhe und harmonische Klarheit seines Wesens blieb ihm auch in der Weise treu, wie sein gemüthvolles, sinnendes Auge das bewegte Leben der Geschichte und ihre bunten, den Sinn so leicht verwirrenden und berückenden Erscheinungen auffaßte. Von nie ruhendem Fleiße, und mit einem eindringenden, in der Masse des Einzelnen nie das Ganze aus dem Auge verlierenden Geiste begabt, täuschte er sich doch in seiner Demuth und Bescheidenheit nicht über die Mangelhaftigkeit und Beschränktheit alles menschlichen Wissens. Jede einseitige Uebertreibung, jede leidenschaftliche Anfeindung verletzte ihn wie ein Mißton, jedes Verdienst wünschte er anerkannt, jedem brachte er mit heiterem Blicke und gerührtem Herzen seinen Dank dar. Dieß sein Bild wird, wie wir glauben, den Lesern auch aus den folgenden Blättern entgegentreten, und es freut uns, daß der sanfte Mund, der zu frühe verstummt ist, gerade jetzt wieder sich öffnet, wo das Denkmal, welches die Verehrung und Dankbarkeit seiner Schüler und Freunde ihm gründen will, sich seiner Vollendung genaht ist, und wo der Tag, der dem Andenken aller Verstorbenen geweiht ist, sie daran erinnern wird, daß sie für alles Schöne und Herrliche, was sich an seine Erinnerung knüpft, seiner Seele in dem Gebete dankbarer Andacht gedenken mögen.

Das zweite Zeitalter der Kirchengeschichte haben wir mit der heutigen Vorlesung zu beginnen. Bevor ich aber diese Geschichte, die uns jetzt zu erzählen bevorsteht, wirklich anhebe, muß ich einen Rückblick und einen Vorblick thun. Es ist Ihnen noch erinnerlich, wie ich die ganze Kirchengeschichte in drei Zeitalter eingetheilt habe. Das erste Zeitalter umfaßte die Geschichte der christlichen Kirche im Umfange der griechischen und römischen Bildung; das zweite Zeitalter die Geschichte der christlichen Kirche unter germanischer Bildung; das dritte Zeitalter die Geschichte der christlichen Kirche unter einer Verschmelzung griechisch-römischer und germanischer Bil-

dung. Das erste Zeitalter, welches wir bereits zurückgelegt haben, erstreckt sich bis gegen Ende des siebenten und den Anfang des achten Jahrhunderts.

Nun aber werden wohl Manche es sehr auffallend finden, daß wir sogleich Begebenheiten zu erzählen haben, die im vierten und fünften, zum Theil sogar schon im dritten Jahrhunderte sich ereigneten, während wir doch im ersten Zeitalter schon die Geschichte bis zum Ende des siebenten und zum Anfang des achten Jahrhunderts fortzusetzen beabsichtigten. Woher also jetzt auf einmal diese rückgängige Bewegung? Hierüber muß ich mich denn wohl zuerst rechtfertigen.

Einmal liegt es im Begriffe der historischen Diathese, d. h. der künstlerischen Anordnung des Stoffes, daß Zusammengehöriges auch zusammengestellt, und so behandelt werde; daher nicht jede Begebenheit, wenn ihr erstes Anheben wahrgenommen wird, sogleich dem Faden der Erzählung sich einwebt, sondern erst dann, wenn sie zu einiger Größe, zu einer bedeutungsvollen Erscheinung herangereift ist, und in das Gebiet der Geschichte mehr oder weniger eingreift. Diesem Gesetze der historischen Diathese zufolge, habe ich es vorgezogen, von der Bekehrung germanischer Völker, wenn sie sich gleich schon im vierten, fünften und sechsten Jahrhunderte zugetragen, doch eben erst jetzt zu sprechen, damit alles Gleichartige beisammen stehe, damit das Eine auf das Andere gehöriges Licht werfe, und so der ganze Umfang der hieher gehörigen Erscheinungen als ein Ganzes sich herausstelle. — Dann ist hierüber auch das noch zu bemerken. Es ist freilich wahr, daß während der arianischen Streitigkeiten, und noch mehr unter der nestorianisch-monophysitischen, die germanischen Völkerstämme in das römische Reich einbrachen, dasselbe allgemach zertrümmerten, und neue, christliche Reiche auf den Trümmern erbauten. Aber gleich als wäre gar nichts in der Welt vorgefallen, gleich als läge diese in der tiefsten Ruhe, führten die griechischen und orientalischen Bischöfe die angeknüpften Streitigkeiten fort; sie ließen sich

durch jene äußere Umwälzung gar nicht außer Fassung bringen, bis die ihnen gewordene Aufgabe entschieden durchgearbeitet war. Wie demnach diese großen dogmatischen Streitigkeiten ihren ungestörten Fortgang hatten, ohne daß sich die dabei betheiligten Bischöfe um das bekümmerten, was sich im westlich-römischen Reiche im Conflicte mit den nordischen Barbaren ereignete; eben so blieben auch umgekehrt diese neugestifteten Reiche unberührt von den dogmatischen Streitigkeiten, welche die Griechen und Orientalen miteinander führten, sie nahmen keine Notiz davon; nur das Resultat, nur das, was von den Bischöfen beschlossen wurde, nahmen sie gläubig an; sonst aber waren sie dabei nicht betheiligt. — Hier sind es also zwei durchaus von einander geschiedene Massen, die eben darum auch am besten, weil eine Masse auf die andere Licht wirft, abgesondert behandelt werden.

Jetzt also beginnt für uns ein neues Zeitalter. Schon der Schauplatz der Geschichte ist verändert. Statt daß uns bis jetzt vorzugsweise der Orient beschäftigte und die südlichsten Länder von Europa, ist es jetzt der Occident, und der Norden Europas, der immer mehr in den Kreis hereingezogen wird. Aber nicht bloß andere Ländermassen sind es, sondern auch ganz andere Völker, mit denen es jetzt die christliche Kirche vorzugsweise zu thun hat. Und endlich, was die Hauptsache bildet, auch in Bezug auf den eigentlichen Kern der Geschichte, zeigt sich von nun an, wenigstens auf lange Zeit hin, ein beträchtlicher Unterschied. Der Glaube und die Glaubenslehren waren es, die vorzugsweise das Objekt jener Streitigkeiten gewesen sind. Aber von nun an wird auf lange Jahre hin über den Glauben nicht mehr gestritten, und eben darum auch von der Kirche nichts mehr erklärt; denn der Glaube bedurfte jetzt keiner Vertheidigung. Die Kirche hatte jetzt eine große Masse von Völkern in ihren Schooß aufzunehmen, die ganz von unten herauf erst zu erziehen waren. Sie tritt auch in dieser Beziehung als die Autorität auf, als große

Völkererzieherin; und darum ist es jetzt vorzugsweise die Hierarchie, deren Geschichte so wichtig wird.

Aber von der orientalischen Kirche müssen wir Abschied nehmen. Zwar werden wir sie nicht vergessen; doch auf lange Zeit hin müssen wir, wie gesagt, uns von ihr scheiden. Die Seitenblicke, welche von nun an auf Jahrhunderte hinaus der orientalischen Kirche noch zuweilen sich zukehren, sind dazu größtentheils gar nicht erfreulicher Art; sie sind meistens abstoßend; im Ganzen aber ist wenig Bedeutsames von dort her beizubringen. Von Tod und Erstarrung gibts keine Geschichte. Ist dieß nun aber gleichwohl der Fall, so muß doch unser Abschied von dem Gebiete der christlichen Kirche, das wir eben verlassen, ein ehrfurchtsvoller seyn.

Erwähnen wir bloß noch einmal, was wir bisher gesehen haben, so müssen wir gewiß von der tiefsten Verehrung und innigsten Theilnahme erfüllt werden. Die Orientalen, die Griechen und die alten Römer waren es, welche das Evangelium freundlich begrüßt und freudig aufgenommen haben; sie waren es, welche an dem Christenthum unter den furchtbarsten Verfolgungen festgehalten; sie waren es, die uns zahllose Martyrer gegeben haben, bei deren Anblick jetzt noch unsere Brust sich erhebt und mit neuer Liebe zu unserm heiligen Glauben erfüllt wird; sie waren es, welche das ursprüngliche Christenthum gegen tausend Entstellungen vertheidigt, und dieß mit dem größten Scharfsinne und einer Hingebung, die aller Nachahmung würdig ist. Sie haben die christlichen Mysterien mit einem erhabenen Cult umgeben, der, wie sie selbst, so auch uns noch zur Andacht entflammt; und Alles, was diese ältere Kirche Herrliches, Schönes und wahrhaft Christliches gefühlt, gedacht, gewollt, angestrebt hat, das hat sie in zahlreichen Schriften schön, liebend und geistreich niedergelegt, für uns immer noch eine Fundgrube des Herrlichsten und Schönsten, was der christliche Geist jemals hervorgebracht hat.

Unser Abschied wird also wohl ein ehrfurchtsvoller seyn

müssen, und kein Frevler wird es wagen, weil jetzt die Geschichte einen andern Gang nimmt, gerade über den Boden und die Völker den Stab zu brechen, welche jetzt von ihrer historischen Bedeutsamkeit hinabgesunken sind.

Man hat sehr häufig den Grund der Erscheinung, daß der Orient und die Griechen von nun an in den Hintergrund, ja oft in den Schatten, oder gar in tiefe Nacht zurücktreten, darin gesucht, weil, wie man sagt, so viele dogmatische Streitigkeiten dort vorkommen, worin sich die ganze griechische und orientalische Kirche durch unnütze Grübeleien und thörichte Sophistereien verlor, und eben dadurch den lebendigen Geist des Christenthums aufgegeben hat. Diejenigen, die diese Sprache zur Erklärung jener Erscheinung führen, gehören aber meistentheils zu denen, welche gerade das eigenthümliche Wesen des Christenthums selbst unter die Grübeleien und Sophistereien zählen. Nach ihnen wäre das Christenthum schon längst aus der Welt, und nicht bloß aus dem Orient, — es wäre überall verschwunden. Dann bedenken Forscher dieser Art keineswegs, daß es doch eine große Liebe zu irgend einem Gegenstande voraussetzt, wenn man so für denselben streitet und kämpft, wie wir es eben bei den Orientalen und bei den Griechen antreffen; man setzt seine geistigen Kräfte, über die man verfügen kann, man setzt sein Leben für das ein, was einem hoch und theuer ist. Auch haben Leute dieser Gesinnung gar keine Ahnung von der Angst, die die Brust des Menschen erfüllt, wenn ihm das Theuerste angegriffen, wenn ihm der Glaube angefochten wird. In dieser Weise also wird nichts erklärt, nichts aufgeschlossen. Das freilich ist ins Auge zu fassen, daß der Sektengeist, der sich im Orient und unter seinen Sekten zeigte, vielfach lähmend und zerstörend einwirkte; aber nicht, daß man diesem Sektengeist entgegentrat, und daß man das in seinem innersten Wesen bedrohte Christenthum ihm gegenüber zu retten suchte.

Ferner hat man wohl gesagt, oder könnte man vielleicht sagen, daß der Occident beständig vorherrschend praktisch in

seiner Richtung sich erwiesen habe, während der Orient vorherrschend theoretisch und speculativ sich gezeigt habe, und daß es hieraus zu erklären sey, weshalb wohl der christliche Occident die in denselben eigedrungenen Barbaren sich habe unterwerfen und ihnen das Christenthum mittheilen können, während umgekehrt die Griechen, eben durch ihr vorherrschend theoretisches Wesen, den in den Orient eindringenden Barbaren, den Muhammedanern, das Christenthum nicht haben beibringen können.

So könnte man sagen; und ich will nicht läugnen, daß in dieser Betrachtungsweise viel wahres liegt. Aber unbedingt kann man es auch hiedurch nicht erklären, daß das Christenthum, überhaupt die christliche Geschichte, vom Orient und von den Griechen sich zurückzieht und nun weiter oben in Europa ihren Hauptplatz einimmt.

Eine dritte Erklärungsart ist diese: Es findet eine sehr große Verschiedenheit statt zwischen jenen in den christlichen Occident einbrechenden germanischen Völkerstämmen, und den in den christlichen Orient eindringenden Arabern. Die Germanen, als sie ihre Wälder verließen und dem Süden zueilten, hatten keine andere Absicht, keinen andern Wunsch, als ein fruchtbares Land zu erobern, in welchem sie behaglicher, bequemer, irdisch=schöner leben konnten. Als Polytheisten waren sie an sich schon geneigt, die Religion jener Völker anzunehmen, zu welchen sie jetzt einwanderten; denn die Heiden hatten unter andern auch den Grundsatz, daß die Götter dem Boden, oder der Boden bestimmten Göttern angehöre; wie man daher den Boden verläßt, so kann man auch die Götter dieses Bodens verlassen. Die germanischen Stämme waren daher gleich geneigt, als sie dem Süden zuwanderten, das Christenthum aufzunehmen. — Ganz anders war es bei den Arabern; unter diesen war eben erst eine ungeheuere religiöse Bewegung vor sich gegangen. Sie hatten in dieser Bewegung den Polytheismus erst verlassen und sich dem Monotheismus zugewendet. Mit fanatischer Wuth

verließen sie die Gränzen von Arabien, stürmten über die ihnen nahegelegenen Länder her, um auch diesen ihre neu erworbene Religion mitzutheilen. Die Araber also suchten, als sie die Gränzen ihrer Heimath verließen, nicht neue Länder, in welchen sie bequem leben möchten; sie verließen ihre Heimath, um ihren eigenen Glauben andern Völkern aufzudringen, und, wo es nothwendig, sogar mit dem Schwerte.

Hiegegen aber spricht die Erscheinung, daß, sowie von der orientalischen Kirche die ersten Germanen bekehrt wurden, ebenso auch in der occidentalischen Kirche ein sehr schönes, viel umfassendes Land auf Jahrhunderte hin von den Arabern in Besitz genommen wurde, das Land nämlich, welches wir jetzt unter Portugal und Spanien zusammenfassen. Wir können daher wohl sagen, die Germanen würden auch unter den Orientalen Christen geworden seyn, und die Occidentalen könnten den Muhammedanern gegenüber gleichfalls besiegt und untergegangen seyn. Also auch dadurch wird nichts erklärt, oder nur sehr wenig.

Endlich drängt sich auch wieder die deutsche Selbstgenügsamkeit hervor. Schon öfter nämlich ist die Behauptung vorgebracht worden, daß es eben die vorzügliche, herrliche deutsche Nation gewesen sey, die dem Christenthume so wunderbar entgegeneilte, während es die gemeine arabische Natur gewesen, die dasselbe von sich abgestoßen. Dem Christenthume aber, welches alle Völker in sich aufnehmen will, ist ein solcher Particularismus ganz fremd; und was vom Einzelnen gilt: „Kein Verdienst von deiner Seite, daß du Christ bist“! das gilt auch von ganzen Nationen. Die Araber sind ein vorzüglicher Stamm, so gut, wie die Germanen, und sie haben es nachmals dadurch bewiesen, daß sie es in den Wissenschaften und in manchen Künsten sehr weit brachten. Sind sie nachher wieder in's Stocken gerathen und der Erstarrung anheimgefallen, so liegt die Ursache darin, daß sie einem endlichen, beschränkten Geist geglaubt haben, wie Mahommed war,

während das Christenthum eine unendliche Bildungsfähigkeit den Gläubigen mittheilte, weil der Stifter des Christenthums Gottmensch ist. Nicht in der Vortrefflichkeit der deutschen Natur also, sondern in der göttlichen Natur des Christenthums liegt es, wenn wir anders beschaffen sind, als die Orientalen.

Wie haben wir uns denn nun diese Erscheinung zu erklären, daß jetzt der Orient zurücktritt und der Occident so in's Licht gestellt wird?

Vor allem muß ich bemerken, daß, je mehr ich die Geschichte und den Gang der Schicksale der Völker betrachte, desto mehr es sich mir aufdrängt, daß auch die historische Erklärbarkeit ihre Gränzen habe. Wie man in allen Wissenschaften auf Gränzen stößt, auf Unerklärbares, so ist es auch auf dem Gebiete der Geschichte der Fall. Erst wenn die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes vor unsern Augen stehen wird, dann werden wir über Erscheinungen so großer Wichtigkeit gehörigen Aufschluß geben können. Gerade, was der Apostel Paulus sagt im Briefe an die Römer, nachdem er sich darüber erklärt hat, wie es denn komme, daß so viele Heiden in die christliche Kirche eintreten, die Juden aber das Christenthum von sich stoßen, das doch aus ihrer Mitte hervorgegangen ist, das müssen wir am Ende auch sagen: O der Tiefe, o des Reichthums der göttlichen Weisheit und Erkenntniß! wie unerforschlich sind Deine Rathschlüsse! wie unausspürbar Deine Wege! — Einiges indeß vermögen wir vielleicht doch nicht ohne Wahrheit, oder, um bescheiden zu seyn, nicht ohne Wahrscheinlichkeit zu sagen. Folgendes scheint eine Hauptursache, warum es den germanischen Völkern nicht gelungen ist, zur selbigen Zeit auch das oströmische Kaiserthum zu zerstören, als es ihnen gelungen war, das weströmische aufzulösen.

Der römische Staat war an sich ein heidnisches Product. Er war aber doppelt heidnisch dadurch, daß er eine Universal-Monarchie ward, alle Eigenthümlichkeiten der einzelnen

Völkerstämme zerstörend, und eben dadurch eine falsche Universalität anstrebend. Der christlichen Kirche konnte es in diesem heidnischen Gebäude niemals recht wohl seyn. Es ist Ihnen noch erinnerlich, auf welche große Schwierigkeiten die christliche Kirche selbst da noch stieß, als die Kaiser bereits längst Christen geworden waren; wie sie sich gar nicht frei in ihrem Kreise bewegen durfte, und wie eine Menge von Störungen eintraten, durch welche es jeden Augenblick schien, als müßte sie die allerwesentlichsten Bedingungen ihrer eigenen Existenz aufgeben, um eine Scheinexistenz fortheißen zu können. Im Occident aber, wo das römische Reich sehr bald zerstört wurde, erhoben sich neue christliche Reiche. Diese bildeten sich eben ganz aus dem Christenthume heraus. Alles wurde demnach in ihnen vom Geiste des Christenthums durchweht, daher hier auch in Bezug auf Staat und Staatsverfassung und Gesetzgebung Alles dem Christenthume conformer wurde; während im alten römischen Staatsgebäude gar nichts Bedeutendes abgeändert werden konnte, wenn es nicht selbst zerstört werden sollte.

Dann aber ist es noch ein anderer Umstand, auf den ich im vorhinein schon aufmerksam gemacht habe: das Sektenwesen nämlich, welches von einzelnen Personen ausgegangen, und andere kirchentrennende Ereignisse im Orient haben diese traurige Lage über denselben gebracht. Wir werden hierüber in den einzelnen Vorträgen den gehörigen Aufschluß geben. Um nicht vorzugreifen, gehe ich daher jetzt in diesen Gegenstand nicht weiter ein. — Auf jeden Fall liegt nun das Factum vor uns: durch die göttliche Vorsehung und Gnade sind zunächst die germanischen Stämme berufen worden, die Träger des Christenthums in der Kirche, und sonach der christlichen Geschichte zu werden. Von nun an aber sollten auch die Sitten, es sollten Künste und Wissenschaften, es sollte Alles neu werden, und zwar aus dem Christenthume, aus dem christlichen Geiste heraus, was alles auf römisch-griechischem und orientalischem Boden nicht mehr möglich ge-

wesen wäre. Alles war da zu consistent geworden, als daß es noch anders hätte gebildet werden können.

Von diesem Gesichtpunkte aus wird es uns nicht unbegreiflich, sondern wir können uns am Ende sogar mit der Erscheinung in's Reine bringen, daß von den germanischen Völkern alle alte Bildung zerstört wurde, daß Alles, was die Kunst und Wissenschaft in den alten Zeiten hervorgebracht, in Schutt geworfen ward, und daß Jahrhunderte darüber hinweggingen, ehe man die geretteten Trümmer nur auch wieder des Ansehens würdigte.

Hätten die germanischen Völker, Heiden, als sie in's römische Reich eintraten, all das verführerische heidnische Wesen vor Augen behalten, hätten sie es liebgewonnen: sie hätten niemals vollkommene Christen werden können; sie wären immer wieder von einer Seite in's Heidenthum zurückgezogen worden. So aber geschah es, daß alles das, was die Alten, was das griechische und römische Heidenthum Großes und Erhabenes, obgleich meistentheils immer Heidnisches, hervorgebracht — daß sie dieß vor ihren eigenen Augen verbargen, gleichsam aus Instinkt von sich entfernten, um von demselben nicht verführt zu werden. Erst wenn der christliche Geist sich erstarkt haben würde, wenn ein festes, gediegenes, eigentliches christliches Leben sich gebildet haben würde: dann sollte das Alte wieder aus dem Schutte hervorgesucht werden, und wenn Gott es wollte, auch zum Besten der Menschen wieder verwendet werden.

So stand denn am Ende auch noch das oströmische Reich, freilich wie eine Mumie, bis ins fünfzehnte Jahrhundert hinein in der Geschichte da, und bewahrte eine Fülle alter, kostbarer Schätze in sich, welche es sodann den germanischen Völkern, nachdem diese reif geworden, überreichte.

Nach diesem Rückblick und Vorblick, nach dieser Orientirung überhaupt, wollen wir also nun zur Geschichte des

Einzelnen uns wenden, indem wir mit den frühesten Bekehrungen germanischer Volksstämme zur christlichen Kirche beginnen, und diese zunächst fortsetzen bis auf Gregor VII.

XLI.

Pro memoria für den allgemeinen Landtag in Berlin.

Zu denjenigen Gegenständen, welche des Königs von Preußen Regierung den Ausschußdeputirten aller Provinziallandtage in Berlin vorlegen wird, gehört, laut den darüber ergangenen Veröffentlichungen, unter andern auch der Vorschlag der Zinsgarantirung für ein Capital von 55 Millionen Thaler zur Erbauung eines großen Eisenbahnnetzes, welches die getrennten Provinzen der preußischen Monarchie inniger verbinden soll.

Wir können der Absicht der preußischen Regierung, die hierin dem großartigen Vorgange Oesterreichs folgt, und ein Unternehmen in Vorschlag bringt, welches für Deutschland nützlich und ehrenvoll zu werden verspricht, nur unsern Beifall zollen und dabei den Wunsch nicht unterdrücken, daß diese äußere Verbindung unserer Länder der Vorbote einer innigeren, auf einem tieferen Grunde ruhenden, der Herzen unserer Volksstämme seyn möge.

Allein auf der andern Seite scheint es uns ein Grundsatz der bloßen Gerechtigkeit und Billigkeit, daß, wenn man neue, und zwar sehr bedeutende Verbindlichkeiten eingehen will, zu einem Zwecke, der nicht durch eine unerbittliche Nothwendigkeit geboten ist, daß man da seine Rechenbücher durchgehe, ob man keine früheren Verpflichtungen eingegangen habe, die

vorab ihre Erfüllung von unserem verpfändeten Worte verlangen.

Nun aber bestehen bekanntlich solche Verpflichtungen von Seiten der preußischen Regierung in der That. Wir meinen nämlich die feierlich verheißene Dotirung der Bisthümer, wofür die katholische Kirche sogar, wie an einer anderen Stelle dieser Blätter bereits in Erinnerung gebracht ward, die Staatswaldungen als Hypotheke erhielt. Die preußische Krone hat Mittel gefunden, in Gemeinschaft mit der englischen, ein protestantisches Bisthum von Jerusalem, wozu sie keine Verpflichtung hatte, zu dotiren, sie kann also unmöglich die Billigkeit verkennen, die in dieser Erinnerung liegt; besonders, da die von ihr feierlichst versprochene Dotation nur eine Entschädigung für so Vieles ist, das aus dem Besitze der katholischen Kirche in den ihrigen überging.

Dürfen wir daher mit Sicherheit von dem Gerechtigkeitsgefühle Friedrich Wilhelms IV. die Zustimmung hiezu erwarten: so sehen wir es anderer Seits als eine heilige Pflicht der zu Berlin versammelten katholischen Abgeordneten an, die gerechten Ansprüche ihrer Kirche bei dieser Gelegenheit vorher geltend zu machen, ehe sie ihre Einwilligung zu der neuen Garantie ertheilen, und wir hoffen, daß sie bei ihren Collegen der anderen Confessionen hierin nur Unterstützung finden werden, indem es diesen sicherlich nicht entgehen kann, daß nichts so sehr die verschiedenen Genossen eines Bundes einet, als wenn man gegenseitig seine Verpflichtungen heilig achtet und erfüllt; dieß scheint uns ein besseres, die Herzen umschlingendes Band zu seyn, als alle Eisenbahnen der Welt.

Den katholischen Deputirten, die, der Zusammensetzung der Monarchie gemäß, auf diesem allgemeinen Landtage nothwendig der Zahl nach in der Minorität sind, kann die Geltendmachung dieser ihrer so gerechten Forderung zugleich auch als ein Probirstein dienen, was sie von dem Gerechtigkeitssinne allgemeiner Landstände in Zukunft hoffen dürfen. Bei einer Sache, die so einfach ist, die so klar auf der Hand liegt, be-

darf es, wie uns bedünkt, keiner weitläufigen Auseinandersetzung; wer Sinn für Gerechtigkeit und den Willen hat, auf ihre Stimme zu hören, dem wird diese einfache Erinnerung genügen; wo aber beides fehlt, da helfen alle Worte nichts.

XLII.

Briefliche Mittheilungen

aus Würtemberg zur Ergänzung der Censuren.

Es ist Ihnen bekannt, welche Streitkräfte von den Gegnern der katholischen Sache in den Kampf geführt, und wie der Standpunkt der Frage durch Umreden, durch Umdeuten und durch eine ganze Reihe von künstlichen Bewegungen so völlig verrückt wurde, daß nahezu die Katholiken als der angreifende und schuldige Theil erschienen, und daß im besten Falle Nichts, als der Mangel einer Ausscheidung der Rechte des Kirchenrathes und Ordinariats zugegeben und beklagt wurde. Der neu erschienenen Schrift: „Censuren über die Abweisung des Bischofs von Rottenburg durch die würtembergische Abgeordnetenkammer. Schaffhausen 1842“, gebührt das Verdienst, dem Thatbestand in klarer und gründlicher Darstellung wieder zu seinem Recht verholfen zu haben. Es dürfte bei dem steigenden Interesse, welches das deutsche Publicum an dieser Angelegenheit nimmt, mit Recht erwartet werden, daß die Schrift in weitern Kreisen ihre Leser findet, weshalb wir uns einfach darauf beschränken, die Punkte zu bezeichnen, in denen die Censuren mit Grund einer Ergänzung zu unterliegen scheinen.

Dahin rechnen wir vor Allem die unbeachtet gelassenen Verhandlungen über die Presse, in denen die Regierungscomissäre (Hr. v. Schlayer S. 313 der actenmäßigen Darstellung der Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten) wiederholt die Behauptung aufstellten, daß in Beziehung auf die Ausübung der Censur in Sachen, welche die Confessions-Verhältnisse betreffen, die strengste Unpartheilichkeit geübt werde, während gerade jetzt, gleich als könne das bisherige System nicht anders vertheidigt werden, die Angriffe auf die Katholiken in Volks-

schriften und Zeitungen so zahlreich sind, daß der bekannte protestantische Hurter in seinem neuesten Werke: „die Befeindung der katholischen Kirche in der Schweiz“ S. 76 sagt: — „wie die Preßfreiheit nicht allein in der Schweiz, sondern auch in andern Ländern gemeint, in Anwendung gebracht und gehandhabt wird, namentlich in einem gewissen süddeutschen Staat, wo man in dieser Beziehung mit den radicalen Schweizerregierungen zu wetteifern scheint. Dort besteht die schrankenloseste Censurfreiheit für das Gehässigste, was gegen die katholische Kirche nur immer geschrieben werden kann, und der drückendste Censurzwang über Alles, was eine Vertheidigung derselben sich erlaubt, zuletzt blos Thatsachen mittheilen will u. s. f.“ Man denke sich nur das Eine, daß in Würtemberg bei einer Fluth von protestantischen Zeitblättern die Gründung auch nur eines einzigen katholischen schlechthin untersagt ist, und die katholischen aus andern Bundesstaaten nur unter einer Recensur, die nach Belieben ganz zurückbehält, oder ausreißt, oder verstümmelt, zugelassen sind, und urtheile dann über jene Behauptungen. Es zeigt von eigenthümlichem Geschmacksinn, wenn in Würtemberg in jüngster Zeit auch das Feld der Bilder bearbeitet wird, und wenn in den ansehnlichsten Buchhandlungen Carricaturen ausgestellt sind, die z. B. ein Mädchen dem Teufel beichten lassen, oder das Oberhaupt der katholischen Kirche als eine Furie, die in der linken Hand einen Schlüssel, in der rechten ein Scepter hält und auf dem Haupte eine Tiare trägt, mit langfliegenden Haaren, aufgesperrtem Rachen, wildblickenden Augen und einem Bauche, auf dem sich ein Kreuz befindet, darstellen, wie sie auf die Person, welche Deutschland versinnbildet, Blitze entsendet.

Die Censuren machen dem Sendschreiben gegenüber S. 159 mit Recht die Bemerkung, daß man eine bloße Vermuthung nicht für eine unzweifelhafte Thatsache ausgeben dürfe, und wir erkennen es auch vollkommen an, daß die würtembergische Regierung eine förmliche Losreißung von Rom nicht im Mindesten bezwecke. Aber es gibt noch ein Drittes, die Verbindung mit dem Oberhaupt der Kirche und mit dem allgemeinen Körper der Kirche kann so beschränkt und erschwert seyn, daß sie sich einer factischen Trennung nähert. Bekannt ist, daß nach §. 5 der königl. Verordnung v. 30. Januar 1830 Lang S. 982 alle römischen Erlasse vor ihrer Publication der landesherrlichen Genehmigung bedürfen, und daß §. 19 der genannten Verordnung alle übrigen Diöcesan-Geistlichen sich in allen kirchlichen Angelegenheiten nur an ihren Bischof zu wenden haben, was dem ständischen Ausschuß Veran-

lassung gab, unter'm 10. Jannar 1833 den königl. geheimen Rath um die an die Stände dahin abzugebende Erklärung anzugehen, daß es nicht die Absicht der Regierung gewesen sey, den katholischen Laien das Recht zu entziehen, sich in den dazu geeigneten Fällen in der Instanzenfolge an den Erzbischof und sogar an das allgemeine Oberhaupt der Kirche beschwerend zu wenden (s. Rechenschaftsbericht S. 378 bis 380), worauf indessen keine Resolution erfolgte. Mag man auch bei der Beurtheilung solcher Verhältnisse gewissen Zeitrichtungen huldigen, soviel sollte doch die Unbefangenheit zugestehen, daß es niemals im Rechte des Staats gelegen seyn könne, auch solche Bullen, welche rein doctrinelle Bestimmungen enthalten, einer förmlichen Genehmigung zu unterwerfen, weil ein solches Recht mit einem Richteramt über die katholische Lehre identisch ist, und weil es wesentlich auf der Voraussetzung ruht, als ob Bestimmungen des Oberhauptes der katholischen Kirche heutzutage dem Interesse eines einzelnen Staates zuwider laufen könnten, während doch die Verträglichkeit des römischen Katholicismus mit dem Staatswohl unter allen Zonen und Regierungen seit 18 Jahrhunderten nachgewiesen ist, und die sog. Liberalen es ihm eben zum Vorwurf machen, daß er sich stets und unbedingt auf Seite des Conservatismus und Monarchismus stelle. Eben so sollte es die deutsche Redlichkeit nicht in Abrede stellen, daß, wenn das Oberhaupt der katholischen Kirche nicht mehr als oberste und letzte Instanz, an die man sich in allen kirchlichen Fällen recurrirend wenden könne, betrachtet werden darf, der Begriff der katholischen Kirche, im Bischof sich erschöpfend, mit dem einer Landes- oder Staatskirche ganz zusammenfällt. Deshalb kann auch der Gemeinderath und Bürgerausschuß zu Pfärrich in seiner Petition (s. actenmäßige Darstellung S. 166) sagen, daß die Katholiken seit Jahrzehnten von dem Oberhaupt ihrer Kirche nichts mehr erfahren haben, und nur aus den Zeitungen wissen, daß der Papst noch existire, als ob sie nicht mehr zur allgemeinen katholischen Kirche gehörten; und deshalb darf sich die Schmähsucht erkühnen, in die öffentlichen Blätter die Erklärung niederzulegen, daß die Katholiken (s. Schwäbischen Merkur 1842 Nro. 177 Beilage) wie blindgläubige Schafe einem versteckten Leithammel folgen, und daß sich der Papst (s. Bote von Aalen 1839 Nro. 8, S. 32) eine Banditengarde halte, und daß sich an ihn, als die Petersglocke, der Grünspan und aller Abschaum des Lebens ansetze. — Wir sagten, die Communication mit der übrigen Kirche überhaupt könne so gehemmt seyn, daß sie sich einer factischen Trennung nähere. Auch

die vom Erzbischof ausgehenden Anordnungen und Kreisschreiben unterliegen, wie §. 4 der Pragmatik bestimmt, der Genehmigung des Staates. „Bisher, sagte dießfalls Longner in seiner Darstellung der Rechtsverhältnisse der Bischöfe in der oberrheinischen Kirchenprovinz S. 146, ist mir von einer besondern Amtsthätigkeit des Erzbischofs als solcher gar nichts bekannt". Es läßt sich nicht leicht annehmen, daß es die bisherigen Erzbischöfe an solcher fehlen ließen, wenn sie einer freien Ausübung derselben versichert gewesen wären; und wir haben zu diesem Schlusse auch deßhalb Grund, weil die Katholiken Würtembergs nicht einmal von dem Absterben ihres letzten Erzbischofs und von der Wahl ihres neuen irgend eine andere, als Zeitungsmittheilungen erhielten. Wie in Würtemberg die Verbindung mit der übrigen Kirche und mit der Betheiligung an den Schicksalen derselben angesehen werde, beweisen auch die Verordnungen, nach denen der Staat es z. B. zu einem Visitationspunkt macht, ob und zu welchem Zwecke ein Geistlicher mit einem ausländischen in Verbindung stehe (Erlaß v. 13. September 1817, L. S. 551), nach denen er jederzeit erforscht, was für Schriften die Geistlichen lesen (16. März 1813, §. 12, S. 430), und welche Bücher sie in ihrer Privatbibliothek besitzen (13. September 1817, S. 553), und bei den Lesegesellschaften der Geistlichen höchstens ein Zehnttheil der jährlichen Einnahmen für Schriften, welche die Bekanntschaft mit kirchlichen und politischen Tagsneuigkeiten bezwecken, verwenden läßt (8. Oktober 1821, S. 681). Es beweisen dieß auch die Inquisitionen und Bedrohungen, welche einzelne Geistliche blos, weil sie „in ultramontaner Weise sich über auswärtige kirchliche Angelegenheiten ausgesprochen", „oder zum Theil in einzelnen Stellen ihrer Predigten die Neigung verrathen, auf bekannte kirchlich-politische Ereignisse und Verhältnisse im Auslande anzuspielen", „oder sich als besondere Vorkämpfer in der Sache der beiden preußischen Bischöfe und in der Frage der gemischten Ehen gezeigt" zu bestehen haben (s. neue weitere Beiträge zu dem Verfahren der katholischen Oberkirchenbehörden S. 45 ff. und 59 ff.). Könnten wir es nur aufs Höchste mißbilligen, wenn es in einem katholischen Staate den Protestanten verweigert würde, an den Schicksalen ihrer Glaubensbrüder in andern Ländern durch Rede und Schrift den innigsten Antheil zu nehmen, so nehmen wir diese Mißbilligung für uns noch mehr in Anspruch, da die katholische Kirche wesentlich auf der Einheit ihrer Glieder beruht.

Die Verhandlungen der Abgeordnetenkammer führten auch (s. 98.

Sitzung S. 17) zu Interpellationen über einen weltlichen katholischen Rath, der mit dem Titel Oberkirchenrath nach vernommenem Gutachten des Bischofs vom Landesherrn ernannt wird, einer jeden Ordinariats- und Domkapitelssitzung ohne Unterschied beizuwohnen, und bei Gegenständen rechtlicher Natur Gutachten zu stellen hat. Dieser Gegenstand wurde natürlich von der zweiten Kammer als ganz untergeordnet behandelt, während doch in ihm einer der wichtigsten Belege, wie die katholischen Verhältnisse behandelt werden, vorliegt. Man hätte denken sollen, es hätte sich Niemand mit Grund der Frage entziehen können, wie es komme, daß der Staat selbst jede Sitzung des Ordinariats überwacht, daß er in seinem Stellvertreter Berathungen beiwohnt, die den Staat an sich oft nicht im Entferntesten berühren, und alle Möglichkeiten erschöpft, um jedem katholischen Organe einen Denuncianten beizugeben. Selbst Mohl sagt in seinem Staatsrecht Bd. 2, §. 216: „Da alle bischöflichen Verfügungen nur unter vorangegangener Staatserlaubniß bekannt gemacht und befolgt werden dürfen, so ist vielleicht diese Stelle eines landesherrlichen Commissärs zur Beobachtung des Ordinariats weniger nothwendig". Uebrigens bemerkte schon Freiherr von Hornstein, mit Rücksicht auf diese bischöflichen Verfügungen, in seiner Motion vom 17. April 1830 mit unbestreitbarem Rechte: „Aus dem Begriff des Oberaufsichtsrechts und aus dem §. 71 der V. U., wonach die Anordnungen in Betreff der innern Angelegenheiten, wozu die rein geistlichen Gegenstände hauptsächlich gehören, der verfassungsmäßigen Autonomie einer jeden Kirche überlassen bleiben, folgt nothwendig, daß der Staat nur die Cognition, ob Nichts zu seinem Nachtheile darin enthalten, aber dann, wo so etwas darin nicht gefunden wird, die Pflicht hat, die Promulgation nicht zu hindern oder zu verweigern. Eine Erklärung der Regierung erfolgte hierauf nicht, obwohl der ständische Ausschuß, der unter Anderm sagte, der Staat könne den kirchl. Anordnungen die Staatsgenehmigung nicht willkührlich versagen, sondern nur, wenn Gründe des öffentlichen Wohls dieß erfordern, zu einer solchen genug Veranlassung gab. Es leuchtet ein, daß ein absolutes und unbedingtes Recht der Genehmigung den Verband des katholischen Volks mit seinem Bischof im Grunde als einen blos concedirten erscheinen läßt, und letztlich die Art und Weise dieses Verbandes, d. h. den Inhalt der Hirtenbriefe normirt und dictirt, weshalb es in der, von einem Mitglied des Ordinariats ausgegangenen Erwiederung auf das Sendschreiben an das katholische Landvolk Würtembergs in den Kirchenblättern, Jahrgang 2, Bd. 1, S. 59 ff.

heißt, daß das Ordinariat in der Lage sich befinde, wenn es in seinem Gremio fertig sey, das Eloborat der Staatsbehörde vorzulegen, der neuen Einwendungen gewärtig zu seyn, und nicht selten sich entschließen müsse, dann wieder ab ovo anzufangen, was selbst bei unbedeutenden Gegenständen, sogar bei Entwürfen von Kirchengebeten, Anwendung findet!!

Die Censuren sind S. 21 der Ansicht, der Bischof möge die Aufsicht, die ihm über die Schulen zustehe, auf den Art. 78 des Schulgesetzes vom 29. Sept. 1836 gründen: „Die Oberschulbehörde ist für die katholischen Schulen der katholische Kirchenrath, jedoch unbeschadet der bischöflichen Befugnisse hinsichtlich des Religionsunterrichtes in den katholischen Schulen". Die Ansicht mag richtig seyn, sofern sie dem Bischof eine Berechtigung zu einem gewissen Einfluß auf die Schulen darbietet. Mit dieser Berechtigung ist aber das kirchliche Interesse weitaus nicht gewahrt. Der Artikel beschränkt die Einwirkung des Bischofs ausdrücklich auf den Religionsunterricht, und auch in dieser Richtung stehen, wenn wir auch von dem ganz Unbestimmten des zugestandenen Rechtes absehen, Bestimmungen entgegen, wie Art. 2: „der Religionsunterricht ist in allen Volksschulen, soweit nicht in besondern Fällen die Oberschulbehörde etwas Anderes anordnet, unter angemessener Theilnahme der Schullehrer von dem Ortsgeistlichen zu ertheilen". Der Bischof kann allerdings von den Schulinspectoren Berichte einfordern und Weisungen an sie erlassen, und die bekannte Geschäftsabtheilung war allerdings blos ein Entwurf. Aber Alles kommt doch darauf an, ob diese Weisungen respectirt wurden, und ob der Gegenstand des Entwurfes nicht bereits in's Leben überführt wurde. Wie die Schulinspectoren gegenwärtig gestellt sind, müßte es ihr Erstes seyn, die Maaßregeln des Ordinariats zur Kenntniß des Kirchenraths zu bringen, der nach dem bisherigen Systeme ein solch directes Eingreifen schlechterdings nicht gestatten könnte; und bekannt sind die Proceduren in Betreff der Einführung oder Abschaffung von Katechismen (s. Beitrag zur Geschichte der kath. Kirche in Würt. S. 11 u. 12). Wenn ein untergeordneter protestantischer Beamter, ohne eine öffentliche notorische Strafe zu bestehen, nach eigener Willkühr seine Häscher auf ein katholisches Glaubensbuch entsenden und es unter Schloß und Riegel setzen kann; wenn Schullehrer, von Seite der Oberschulbehörde, mit ihrer Unterschrift verbindlich gemacht werden, den Gebrauch eines mißliebigen Katechismus von Seite des Religionslehrers nicht zu dulden; wenn die Einführung der Religionsbücher in den Strafanstalten

wohl der Genehmigung des protestantischen Geistlichen, aber nicht des Bischofs unterliegt: da reichen entgegengesetzte Weisungen des Bischofs nicht mehr aus, da kann nur eine öffentliche Beschwerde und Bitte um Aenderung des widerrechtlichen Systems, das bei solchen notorischen Sachen nicht blos dem Kirchenrath zur Last fällt, helfen. Indessen ist es am Ende damit noch nicht geschehen, daß der Bischof blos den Religionsunterricht in den Schulen zu leiten und zu überwachen hat. Die Religiosität wird nicht dadurch gewonnen, daß man in ein paar Fachstunden in jeder Woche die verschiedenen religiösen Thatsachen und Begriffe beibringt; sie ist Endziel und letzter Zweck des Unterrichts. Darum sollte es dem Bischof zum wenigsten nicht verwehrt seyn, daß er von den Schulbüchern überhaupt Kenntniß nehme, und nicht blos, falls er antireligiöse oder antikatholische Tendenzen oder Sätze in denselben antrifft, die Beseitigung derselben in Antrag bringe, sondern auch solche Volksschulbücher verlange, welche einen katholischen Charakter an sich tragen, und eben so, daß er die religiöse Bildung der Zöglinge des Schullehrerseminars nach ihrem gesammten Umfange unter seine Leitung nehme. (Schluß folgt.)

XLIII.

Papst Gregor XVI. und der Kaiser aller Reussen, Nikolaus Paulowitsch.

Dritte Betrachtung.

Dieselbe Politik, welche, unter Androhung ihrer schwersten Strafen, sich des gesammten Verkehres aller Katholiken, vom obersten Erzbischof bis zum letzten Gläubigen, in jedem und allen Anliegen bemächtigt hatte, sie ließ sich hiemit noch nicht begnügen; ihr Absehen war darauf gerichtet, den heiligen Stuhl gänzlich den Augen des katholischen Volkes zu entrücken, und den Papst, bis auf den Namen, in dem gesammten kirchlichen Leben vergessen zu machen.

Dieß, und kein andrer, ist ohne Zweifel der Grund ge-

wesen, warum die Staatsgewalt in allen ihren Verfügungen, und wenn sie auch das innerste Heiligthum der katholischen Kirche betreffen, doch mit der größten, mit der ängstlichsten Sorgfalt den Namen des Papstes verschweigt; mag sie nun Ordonnanzen erlassen über die Erziehung der Geistlichen, über eine neue Eintheilung der Diözesen, über die Gewalt der Ordensobern, über Klosterzucht, über Aufhebung von hunderten von Klöstern, über Einziehung des gesammten Kirchengutes, über Ernennung neuer Bischöfe, ja selbst über die Weise der Ausspendung der Sacramente: der Name Gregors XVI. wird nie und nirgends genannt; nie und nirgends ist auch nur mit einer einzigen Silbe angedeutet, daß man hierüber mit dem rechtmäßigen Oberhaupt der katholischen Kirche irgend ein Uebereinkommen getroffen, so zwar, daß man jahrelang in Rußland als Katholik leben könnte, ohne auch nur offizieller Weise zu wissen, daß die katholische Kirche in dem Papst ihr Oberhaupt verehrt.

Nichts aber kann bezeichnender für das autokratische Regiment seyn, als die Ausdrücke übersichtlich vor Augen zu haben, in denen der Zar und seine Minister in ihren kirchlichen Ordonnanzen zu den Gläubigen der katholischen Kirche sprechen, nachdem eben diese schismatische Staatsgewalt feierlich gelobt hatte, sich ihrer Souveränitätsrechte gegen die Freiheit dieser Kirche nicht zu bedienen; man wird darin statt einer Berufung auf die rechtmäßige kirchliche Autorität und die Kanones, nur immer und immer wieder, nichts, als den allerhöchsten Willen einer unumschränkten Gewalt, das bon plaisir einer materiellen, kein Recht achtenden Uebermacht erkennen. Damit daher Niemand im Zweifel sey, welch erniedrigendes Schicksal unserer harren würde, wenn das langsam und geräuschlos übergreifende Rußland, wie es bisher gethan, seine Eroberungen noch weiter nach Westen ausdehnen würde, oder wenn es gar, nach den Plänen seines belobten Pentarchisten und Panegyristen, das Protektorat über Deutschland gewinnen sollte, aus diesem Grunde wollen wir uns die Mühe nicht verdrie-

ßen lassen, die von der päpstlichen Staatsschrift hierüber mitgetheilten Documente der Reihe nach durchzugehen, und die Phraseologie des autokratischen Rechtes zur heilsamen Warnung zusammen zu stellen.

Da heißt es sogleich in dem zweiten Document, worin der Kaiser die Errichtung eines Collegiums zur Leitung der kirchlichen Angelegenheiten der Unirten befiehlt, die ganze hierarchische Ordnung umstürzt und das Bisthum Luk aufhebt: **Nous** ordonnons, ce qui suit.

In dem neunten Document, dem Ukase nämlich, der die Absetzung der Provinziale des Basiliusordens decretirt, drückt der allerhöchste Wille sich also aus: Par **notre** Ukase — les bases ont été fixées par **Nous** et par un autre Ukase **Nous** avons ordonné — **Nous** avons de plus accordé — **Nous** avons autorisé — maintenant **Nous** trouvons *inutile* de conserver plus longs-temps.

Nur wenig wird das Thema in dem folgenden Document variirt, das die vorgeblich (das heißt nach russisch-schismatischen, der katholischen Kirche feindseligen Begriffen) unnützen oder incomplet gewordenen Klöster aufhebt: Sa **Majesté Impériale** a daigné ordonner — le **ministère** a cru necessaire — Sa **Majesté Impériale** a trouvé absolument *necessaire* de mettre un terme etc. etc.

Im siebzehnten Document tritt uns derselbe autokratische Geist im lateinischen Gewande entgegen, hier, wo die strengsten Strafen dem angedroht werden, der das thun würde, was man selbst an zwei Millionen unirter Griechen gethan, nämlich Jemand von seinem Glauben abwendig machen, heißt es: **Altissimo decreto** severe prohibitum sit.

Das neunzehnte Document, die Taufe betreffend, variirt insofern das Thema, als der Zar hinter der sehr heiligen Synode, deren Bekanntschaft wir schon im vorhergehenden gemacht haben, erscheint: Le très-saint Synode — a arrêté, ce qui suit.

Das unerhörte Verbot, unbekannten Personen die Sa-

cramente zu spenden (Docum. 22), hat für die beunruhigten Gewissen keinen andern Trost, als das nackte: conformément au décret de Sa **Majesté Impériale.** Das folgende Document hebt das Patronatsrecht in den Kirchen oder Pfarreien des griechisch-unirten Ritus auf. Allein fragt man: kraft welchen Rechtes, da ja der Status Quo völkerrechtlich garantirt ist? Antwort: è stato rovranmente prescritto, das heißt: so ist es allerhöchste Vorschrift, schweigt und gehorcht. Im einundvierzigsten Document dagegen haben wir einen fürstlichen Statthalter, der die unirten Kirchen russifizirt. Fragen wir auch hier nach seiner Vollmacht, so antwortet er: Le *Prince Lieutenant* a fait part de la **volonté** suivante de **Sa Majesté** — il est ordonné. Wer wollte hiegegen noch eine Einwendung wagen?

Während in den frühern Documenten jener unumschränkte Wille zu seinen Unterthanen spricht, wird er in dem sechsundfünfzigsten Documente dem Papst selbst in einer Weise notificirt, wie die alten Tragiker von der eisernen Nothwendigkeit eines unwiderruflichen Schicksals sprachen; es ist die Note, welche dem heiligen Vater die gewaltsame Wegschleppung des ehrwürdigen Bischofs von Podlachien anzeigt; die gebrauchten autokratischen Ausdrücke sind folgende: Il est de toute *impossibilité*, qu'il reste plus long-temps — en conséquence Sa **Majesté l'Empereur** — a decidé, que l'Evêque *Gutkowsky* serait *irrévocablement* éloigné de son diocèse. In dem neunundsechzigsten Document werden wir zur Abwechslung getröstet, daß die fragliche Ordonnanz nichts sey, als die Wiedererweckung einer, wie es scheint, selig entschlafenen: *l'Ukase* dont il est question n'est, que la remise en vigeur d'un ancien réglement. Nebenbei sey es gesagt, daß dieß nicht der einzige Fall ist, wo diese Politik zu ihren neuen Gewaltsmaaßregeln auch alles, was sie von Folter- und Marterwerkzeugen in der Rüstkammer abgekommener Gesetze findet, auf die perfideste Weise in Anwendung bringt, wie dieß der Fall war in Betreff jener Verfügung

der Kaiserin Katharina über die Erbauung katholischer Kirchen; allein hiefür wird noch obenein unser Dank in Anspruch genommen; denn das dreiundsiebenzigste Document sagt: Par un ordre suprême **S. M. l'Empereur** a daigné enjoindre; jedoch derselbe Ukas ist noch reich an anderweitigen Rechtsautoritäten, denn es folgen darin nach der Reihe: *L'Ukase* du Senat dirigeant — *L'avis* du conseil de l'Empire — *Les ukases* suprêmes — *l'ordre suprême*, aussi que les *instructions* supplémentaires — en outre les *réglemens* de l'année 1835. Wo so ehrwürdige Autoritäten sprechen, was bedarf es da zur Beruhigung eines katholischen Gewissens auch noch der Erwähnung des Papstes; die Ukase werden mit ihrer unabwendbaren Nothwendigkeit am jüngsten Tage Alles gut machen. Die folgenden Documente fahren daher mit Recht in derselben Weise fort; 73: Sa Majesté l'Empereur a daigné ordonner; 75: Par decision suprême; das 77ste Document verbietet den Titel: „griechisch-unirte Kirche", und beginnt: Le procoureur en chef du Saint Synode vient de me communiquer, ce qui suit; 78: worin die Confiscation gegen jeden verordnet wird, der aus dem Schooß der Staatskirche austritt, heißt es kurz: J'ai jugé de statuer, ce qui suit, signé Nicolas.

Es ist jedoch unter allen Documenten der Staatsschrift keines, welches das Gouvernement du bon plaisir mit so nackten und unumwundenen Worter ausspricht, die auch nicht die mindeste Mißdeutung möglich machen, als der Ukas (Docum. 82), welcher die willkührliche Einziehung des gesammten Kirchengutes aller Westprovinzen des russischen Reiches, das heißt Polens, verfügt; er beginnt, hierin sich auf die Praxis seiner Vorgänger berufend: Poursuivant l'exemple de nos grands prédécesseurs, **Nous avons trouvé bon** d'ordonner, que pour décharger le Clergé — des soins incompatibles avec leur état ecclesiastique etc. Haben wir diesen Rechtsgrund des „*nous avons trouvé bon*" verdaut, dann kann es uns keine Beschwerde machen, wenn es

Gottes Barmherzigkeit für die bedrängte Kirche Spaniens angerufen; die Gnade König Ludwigs hat für die verbannte spanische Geistlichkeit eine Kollekte bewilligt; der König ist großmüthig vorangegangen und sein Volk ihm bereitwilligst nachgefolgt; um aber unsern Lesern ein mitleiderweckendes Bild von der traurigen Lage so vieler Unglücklichen dieses, der Revolution zur Beute gewordenen Volkes vor die Seele zu stellen, theilen wir folgendes Schreiben eines französischen Bischofs aus der Union Catholique mit.

„Wir haben in Ihrem trefflichen Journal einen Brief des edlen und würdigen Vicomte de la Boullaye gelesen, welcher die dringenden Bedürfnisse unserer armen spanischen Carlisten Uns wieder recht vergegenwärtigt hat, und für sie denjenigen Beistand verlangt, den man ihnen, wenigstens in der Eigenschaft als unglückliche Menschen, schuldig ist. Wäre es möglich, daß man sein Ohr dem Hülferuf von Leuten, die den Hungertod sterben, verschließen könnte? das geziemt weder dem Menschen, noch dem Christen, noch dem Franzosen! Oh, wenn auch ich sagen wollte, was ich weiß, was ich gesehen und noch sehe! — verstümmelte, mit Wunden bedeckte Menschen. Ach, es war ihr grausamer, niederträchtiger Feind, der sein Vergnügen darin fand, sie also zu verstümmeln; solche sah ich, denen kein Finger mehr blieb; die ohne Aussicht in diesem schrecklichen, schmerzhaften Zustande ihre Existenz fortschleppen; die, wie schwer es sie auch ankömmt, oft gezwungen sind, ihre Hand bittend nach einem Stück Brod auszustrecken, welches sie unter Thränen verzehren. Diese Schilderung ist weder Erdichtung, noch Uebertreibung. In Chalons ist ein Haus mit solchen braven Leuten angefüllt, man bedauert, daß es nicht mehr Raum hat, um alle darin aufnehmen zu können, die, in der Hoffnung eine Zuflucht zu finden, dahin kamen. Die ganze Stadt wird durch ihre Frömmigkeit, ihre Geduld, ihr einnehmendes Wesen und ihren Lebenswandel erbaut. Was könnte man erst sagen, wollte man von dem Elende reden, in welches so viele ausgezeichnete, nach Frankreich geflüchtete Familien versetzt sind. Die Wittwe und die Kinder eines sehr berühmten Generals sterben in Cahors fast vor Hunger; in Toulouse, in Pau, in Bordeaux sind andere im gleichen Elend. Man erhält darüber Briefe, die voll der traurigsten Berichte sind; sie begehren Hülfe, aber die beschränkten Mittel reichen nicht hin, alles zu bestreiten. Vereinzelter guter Wille vermag hier nicht zu helfen, es bedarf einer allgemeinen Anregung, und nur die von der Regierung unterstützte vereinte Barmherzigkeit kann zu einem genügenden Resultat gelangen. Wenn ich recht unterrichtet bin, so sind in unseren verschiedenen Provinzen noch fünfzehn- bis sechszehntausend solcher beklagenswerther Fremdlinge zerstreut. Wie leicht würde es so Manchem, der im Ueberflusse lebt, und nicht zu wissen scheint, daß in seiner Nähe, ja oft vor seiner Thür, Menschen den Hungertod sterben. Mir zerreißt dieser Gedanke das Herz, und ich vermag ihn nicht zu ertragen“.

XLV.

Die neuere Philosophie.

Siebenter Artikel

Der Versuch, in die atheistischen und pantheistischen Ansichten der Zeit christliche Ideen einzuführen, verdient allerdings Anerkennung. Dagegen aber ist es wohl höchste Pflicht jedes christlichen Denkers, die Wahrheiten des Glaubens, das höchste der Menschheit anvertraute Gut, vor Mißverständniß und Entstellung zu bewahren. Daß die Abhandlung eines berühmten Philosophen, über das Wesen der menschlichen Freiheit, gnostische Ansichten vorbringt, die den christlichen Ideen einen ganz andern Sinn unterschieben, glauben wir im letzten Artikel bewiesen zu haben. Wie die ersten gnostischen Systeme, alle logische Beweisführung verschmähend, blos auf Intuitionen sich beriefen, so auch hier, und wir werden Behauptungen rügen müssen, die nicht bloß dem Glauben, sondern auch dem logischen Denken selbst widersprechen. Die Gelegenheit, dies zu beweisen, bietet die hegelsche Logik in reicher Fülle dar, wovon wir nächstens zu sprechen haben.

Der Ausdruck und die Behauptung, den Anfang der Dinge in einen dunkeln Abgrund zu setzen, wie die ältern Gnostiker in ihrem Bythos, mag als bildlicher Ausdruck gelten, denn der Anfang der Dinge ist wahrhaft im Dunkel verhüllt. Aber so ist nicht hier die Meinung; der dunkle Grund wird im heutigen, wie im alten Gnosticismus hypostasirt als das erste Thätige, als das primum movens, als actives Princip der Erzeugung Gottes und aller Dinge. Der dunkle Grund ist Gott selbst, so wie Er war im Anfange; er ist,

wie der Verfasser sagt, „der uneigentliche Gott“. Der eigentliche Gott ist die freie, selbstbewüßte, die göttliche Intelligenz: das erste Princip ist die noch bewußtlose Natur Gottes. So wird Gott, der ewig Seyende, wie alle endliche Existenzen, einem Werden unterworfen; Er entwickelt sich; am Ende ist Er etwas anderes geworden, als was Er anfänglich war. Die Analogie dieser Meinung des Verfassers mit der im System des transcendentalen Idealismus gegebenen, von der Erzeugung des bewußten Ichs aus den bewußtlosen Kräften der Natur scheint uns unverkennbar.

Der dunkle Grund, die bewußtlose Natur in Gott, hat ihren eigenen Willen; der zweite ist der Wille des aus dem Grunde emanirten Gottes. „Hiernach gibt es zwei verschiedene Willen, den Willen der göttlichen Intelligenz oder Liebe, und den Willen des Grundes, deren jeder für sich ist“. Die letzten Worte müssen beachtet werden. Ist jeder der beiden Willen für sich, so sind in Gott zwei Willen; ein erster, bewußtloser, ein göttlicher Instinkt, ein zweiter bewußter und freier Wille. Zwar sind beide göttlicher Natur, und der instinktive Wille dem freien unterthan. Nun ist aber der Begriff des Willens der Begriff einer sich selbst bestimmenden Ursache; und die Behauptung zweier verschiedenen Willen in demselben Subjekt, deren jeder für sich wirkt, ist ein offenbarer Widerspruch. Wendet man etwa ein, daß die Kirche in Christo zwei Willen anerkennt, einen göttlichen und einen menschlichen, so folgen diese aus der mystischen Vereinigung zweier Naturen, einer göttlichen und einer menschlichen. Der Verfasser aber setzt in dem einen göttlichen Wesen selbst zwei verschiedene Willen, einen bewußtlosen und einen bewußten, und erklärt den christlichen Begriff der Zulassung als ein Fortwirken des Grundes des bewußtlosen göttlichen Willens, dem der bewußte göttliche Wille keinen Eintrag thut. Der christliche Begriff der Zulassung ist einfach und allgemein verständlich. Gott hat vernünftige, freie Wesen erschaffen, und fährt fort, ihnen mit seiner freien Gnade beizustehen, ohne

jedoch ihrer Freiheit Abbruch zu thun. Wie ein Freund seinem Freunde die Hand reicht, ohne sie ihm aufzudringen, so auch läßt Gott dem Menschen die Freiheit, seiner Gnade entgegenzuwirken. So der christliche Begriff. Was für eine Idee kann man sich aber von zwei Willen in demselben Subjekte machen, von dem der eine den andern wirken läßt. Ein Wille, den ich als von mir unabhängig wirken lasse, ist offenbar nicht mein Wille. Oder wofern er mein Wille ist, so wird er von mir bestimmt, und von Zulassung kann keine Rede seyn. Von beiden also Eines: entweder ist der Wille des Grundes der eigene göttliche Wille; dann aber ist, was wir Christen Zulassung nennen, ein göttlich Gewolltes, oder der Wille des Grundes ist vom eigentlichen göttlichen Willen unabhängig; dann aber ist in Gott ein von Ihm unabhängiges Subjekt, das seinen eigenen Willen hat, den Gott walten läßt. Nach der Theorie aber ist der dunkle, selbstwollende Grund die Geburtsstätte der göttlichen Intelligenz, und Gott wird als von einem Ihm fremdartigen, ungöttlichen Grunde als erzeugt und geboren gesetzt. Wie sehr eine solche Theorie allen christlichen Begriffen widerspricht, bedarf keiner Erwähnung.

Aus dem dunklen, bewußtlosen Grunde urständet alles nach dem Verfasser. Hinsichtlich der Entstehung ist zwischen Gott und der Welt vollkommene Parität. Wie Gott aus dem dunkeln Grunde geboren wird, so auch alle endlichen Dinge und Wesen. Von einer Schöpfung im christlichen Sinne ist keine Rede. Gott sprach: „Es werde Licht, und das Licht ward"; so die heil. Urkunde; das Sprechen aber ist der Act eines denkenden und wollenden Wesens. Nach der hier gegebenen Gnosis entspringt das Licht aus der Finsterniß, und dabei bleibt die Behauptung stehen. Daß dem allmächtigen Werde nichts widerstehen könne, begreifen wir; wie aber, fragen wir, ist die Entstehung des Lichts aus der Finsterniß denkbar? Entweder war das Licht schon in der Finsterniß denkbar; dann aber war keine Finsterniß. Oder die Fin-

sterniß erfüllte wahrhaft den Abgrund; wie geschah es dann, daß der dunkle Abgrund ein Licht erzeugte, das nicht in ihm war?

Der Verfasser bleibt aber bei dem ersten dunklen Abgrund nicht stehen; der erste Abgrund erzeugt einen zweiten, noch finstrern: abyssus abyssum invocat. Vernehmen wir seine eigenen Worte: „Wie in der anfänglichen Schöpfung, in der stufenweise geschehenden Entfaltung, welche nichts anderes als die Geburt des Lichtes ist, das finstere Princip zum Grunde liegen mußte, damit das Licht aus ihm, als aus dem bloßen Möglichseyn, zum Wirklichseyn erhoben werden konnte: ebenso muß es einen andern Grund der Geburt des Geistes, und daher ein zweites Princip der Finsterniß geben, welches zu jenem Princip sich verhält, wie der Geist zum Lichte". Da das Licht nirgends herkommen kann, als aus der Finsterniß, und da es zwei Lichter gibt: das sichtbare sinnenfällige, und das unsichtbare geistige, so muß es auch zwei Finsternisse geben, die beiden schwarzen Mütter der beiden weißen Kinder. Wie die Kinder, so die Mütter: „Das zweite Princip der Finsterniß verhält sich zum ersten, wie der Geist zum Lichte". In moralischer Hinsicht ist aber zwischen den beiden Finsternissen ein großer Unterschied; die erste Finsterniß ist eine materielle, die zweite eine moralische. „Das zweite finstere Princip ist der in der Schöpfung durch Erregung des finstern Naturgrundes erweckte Geist des Bösen, welchem der Geist der Liebe seine Wirksamkeit entgegensetzt".

Ueber die Idee des Bösen, als die in der Ichheit activirte Selbstsucht, wollen wir nicht mit dem Verfasser rechten; sie ist, wie uns scheint, eine ganz christliche. Desto bedeutendere Einwendungen haben wir gegen die Theorie ihrer Entstehung zu machen, weil sie den christlichen Ideen gerade entgegengesetzt ist. Nach dieser ist die Entstehung des Geistes des Bösen, oder vielmehr des bösen Geistes, der freie, bewußte Act des Geistes, der gegen Gott sich auflehnte. Nach dem Verfasser aber ist die Entstehung des Bösen die nothwendige

Bedingung der Wirksamkeit des guten Geistes, der Liebe. „Es muß“, sagt er, „ein zweites Princip der Finsterniß geben“. Das Böse aber, was nothwendig ist, und dem Guten selbst zum Gegenstande seiner Wirksamkeit dient, verdient keineswegs ein Böses genannt zu werden. Nach christlichen Begriffen ist das moralich Böse ein Act der freien Willkühr, der von der Schöpfung unabhängig, und dem göttlichen Willen entgegengesetzt ist. Hier aber wird es vorgestellt als „der in der Schöpfung durch Erregung des finstern Naturgrundes erweckte Geist des Bösen“. Wer ist es denn, der den finstern Naturgrund, die Wiege der Gottheit selbst, zur Erzeugung des Geistes des Bösen erregt? Die Erregung setzt, als seine Bedingung, ein erregendes Princip, oder eine erregende Ursache voraus; wo ist denn hier die causa mali. Liegt sie in der Schöpfung selbst, so kann sie nur vom Schöpfer kommen. Es ist ein Gedanke, den wir nicht auszusprechen wagen würden, wenn er nicht in den Worten des Verfassers zu liegen schien. Bedarf Gott etwa das Böse, damit seine Liebe wirksam werden könne; oder ist nicht die göttliche Liebe vielmehr auf das Gute gerichtet? Und wenn Er auch seine Liebe über die Bösen ausbreitet, so geschieht dieß, nach christlichen Begriffen, um sie gut zu machen, so daß die göttliche Liebe, in letzter Instanz, nur das Gute, und die Guten zum Gegenstande ihrer Wirksamkeit hat. Diese Stelle bedarf mehr als irgend eine andere der eigenen Auslegung des Verfassers.

„Die Selbßheit hat in dem Bösen das Wort sich eigen gemacht, und erscheint darum als ein höherer Grund der Finsterniß“. Wie dies zu verstehen, ist schwer zu sagen; was das für ein Wort ist, welches das Böse sich aneignet, und das anfänglich nicht sein eigenes war, darüber müssen wir die Erklärung des Verfassers erwarten. Die Stelle erinnert an die manichäischen Ansichten, wo gesagt wird, die Geister der Finsterniß bemächtigten sich des Lichtes jenes zur Wache der Welt hingestellten Sohnes der Sophiä. Dem bösen Worte aber wird ein gutes entgegengesetzt, das zu dem Ende Per-

wie der Verfasser sagt, „der uneigentliche Gott“. Der eigentliche Gott ist die freie, selbstbewüßte, die göttliche Intelligenz: das erste Princip ist die noch bewußtlose Natur Gottes. So wird Gott, der ewig Seyende, wie alle endliche Existenzen, einem Werden unterworfen; Er entwickelt sich; am Ende ist Er etwas anderes geworden, als was Er anfänglich war. Die Analogie dieser Meinung des Verfassers mit der im System des transcendentalen Idealismus gegebenen, von der Erzeugung des bewußten Ichs aus den bewußtlosen Kräften der Natur scheint uns unverkennbar.

Der dunkle Grund, die bewußtlose Natur in Gott, hat ihren eigenen Willen; der zweite ist der Wille des aus dem Grunde emanirten Gottes. „Hiernach gibt es zwei verschiedene Willen, den Willen der göttlichen Intelligenz oder Liebe, und den Willen des Grundes, deren jeder für sich ist“. Die letzten Worte müssen beachtet werden. Ist jeder der beiden Willen für sich, so sind in Gott zwei Willen; ein erster, bewußtloser, ein göttlicher Instinkt, ein zweiter bewußter und freier Wille. Zwar sind beide göttlicher Natur, und der instinktive Wille dem freien unterthan. Nun ist aber der Begriff des Willens der Begriff einer sich selbst bestimmenden Ursache; und die Behauptung zweier verschiedenen Willen in demselben Subjekt, deren jeder für sich wirkt, ist ein offenbarer Widerspruch. Wendet man etwa ein, daß die Kirche in Christo zwei Willen anerkennt, einen göttlichen und einen menschlichen, so folgen diese aus der mystischen Vereinigung zweier Naturen, einer göttlichen und einer menschlichen. Der Verfasser aber setzt in dem einen göttlichen Wesen selbst zwei verschiedene Willen, einen bewußtlosen und einen bewußten, und erklärt den christlichen Begriff der Zulassung als ein Fortwirken des Grundes des bewußtlosen göttlichen Willens, dem der bewußte göttliche Wille keinen Eintrag thut. Der christliche Begriff der Zulassung ist einfach und allgemein verständlich. Gott hat vernünftige, freie Wesen erschaffen, und fährt fort, ihnen mit seiner freien Gnade beizustehen, ohne

nen Grund von Gott Unabhängiges und Geschiedenes in Gott sey, worin dieser sich selbst habe und erkenne". Alles geht aus seinem Gegentheil hervor: das Licht aus der Finsterniß, das Gute aus dem Bösen. Gott selbst bedarf eines von Ihm unabhängigen Grundes, um sich selbst zu haben und zu erkennen, wie das Ich eines Nicht=Ichs bedarf, um zum Bewußtseyn zu gelangen.

Wir sind nunmehr bis zum Anfangspunkt der Geschichte vorgerückt, und der Verfasser eröffnet uns einen Blick in die so lange und sehnlichst erwartete Darstellung der Weltalter. „Hiernach unterscheiden sich auf folgende Weise die Hauptperioden oder die Weltalter im Reiche der Geschichte. Anfangs blieb das Böse im Grunde verborgen, und dem Zeitalter der Schuld und Sünde ging eine Zeit der Unschuld oder der Bewußtlosigkeit in Hinsicht des Moralischen voran." Das war eine schöne Zeit, man wußte von Gott und der Welt nichts; man lebte nach dem eigenen Belieben, und alles war sehr gut. „Der Geist der Liebe gab sich noch nicht kund". „Gott aber empfand — damals schon — den Willen des dunkeln Princips als den Willen zu seiner eigenen Offenbarung, und erkannte nach seiner Vorsehung, daß ein von ihm, als dem Geist, unabhängiger Grund seiner eigenen Existenz vorhanden seyn müsse". Gott entdeckte also durch die fortgesetzten Machinationen des dunkeln Princips, die Ihm empfindlich und fühlbar wurden, daß ein von ihm unabhängiger Grund seiner Existenz vorhanden seyn müsse, und wenn diese Empfindungen ausgeblieben wären, so ist wohl die Frage, ob Er vom dunkeln Grunde je etwas erfahren habe. Was that Er aber, als Er so vom dunkeln Princip empfindlich berührt wurde? Hat Er etwa demselben Ruhe geboten, um sich der gehabten Empfindung zu entledigen? Keinesweges. „Er ließ denselben in seiner Unabhängigkeit fortwirken, oder mit andern Worten, Gott äußerte sich nur nach seiner Natur, und nicht seinem Herzen oder seiner Liebe gemäß". Gott als Natur ist von Gott, als [illegible]

sönlichkeit annimmt, denn so heißt es: „Deshalb muß das im Gegensatze mit dem Bösen in die Welt gesprochene Wort die Menschheit oder Selbstheit annehmen und persönlich werden: dieß geschieht allein durch die Offenbarung im bestimmtesten Sinne des Wortes". Hier tritt also die Offenbarung zuerst ein, bisher war alles natürliche Entwickelung; es ist aber die Offenbarung des Geistes. „Die Offenbarung des Geistes erfolgt nun in den nämlichen Stufen, wie in der Natur die Manifestation des Lichtes, und demnach ist auch für sie der höchste Gipfel der Mensch, aber der urbildliche und göttliche Mensch, derjenige, der im Anfang bei Gott war, in welchem alle andere Dinge, und das Menschengeschlecht selbst, geschaffen sind". Dieser urbildliche Mensch ist offenbar der Adam Kadmon der Kabbalisten, dem dieselben Attribute zugeschrieben werden.

Mit der Offenbarung des Adam Kadmon beginnt die Geschichte; denn „die Geburt des Geistes ist das Reich der Geschichte, wie die Geburt des Lichtes das Reich der Natur; das eine ist des andern Gleichniß und Erklärung". Und weil Alles in der Einheit ist, so haben beide Welten, die sinnliche und die geistige, denselben Keim ihrer Entstehung: „Dasselbe Princip, welches bei der Schöpfung der sinnenfälligen Welt den Grund ausmachte, zeigt sich in der Geschichte als der Keim und Samen, aus dem eine höhere Welt entwickelt wird". Es ist ein vegetativer Proceß, wie die Pflanze aus ihrem Keime und ihrer Wurzel, geht die sinnliche und geistige Welt aus dem Samenkorn der Einheit hervor, mit dem Unterschiede, daß der Baum Erde, Wasser, Luft und Licht bedarf, das Samenkorn der Welt dagegen ist sich selbst alles, es ist Eines und ist Alles. Der Keim oder Same existirt jedoch selbst nicht, er ist nur der nicht existirende Grund; denn, „wie jener nur ewig Grund ist, ohne selbst zu existiren; so kann auch das Böse nie zur Verwirklichung gelangen, sondern dient blos als Grund, damit aus ihm das Gute durch eigene Kraft sich herausbilde, und damit ein durch sei-

nen Grund von Gott Unabhängiges und Geschiedenes in Gott sey, worin dieser sich selbst habe und erkenne". Alles geht aus seinem Gegentheil hervor: das Licht aus der Finsterniß, das Gute aus dem Bösen. Gott selbst bedarf eines von Ihm unabhängigen Grundes, um sich selbst zu haben und zu erkennen, wie das Ich eines Nicht-Ichs bedarf, um zum Bewußtseyn zu gelangen.

Wir sind nunmehr bis zum Anfangspunkt der Geschichte vorgerückt, und der Verfasser eröffnet uns einen Blick in die so lange und sehnlichst erwartete Darstellung der Weltalter. „Hiernach unterscheiden sich auf folgende Weise die Hauptperioden oder die Weltalter im Reiche der Geschichte. Anfangs blieb das Böse im Grunde verborgen, und dem Zeitalter der Schuld und Sünde ging eine Zeit der Unschuld oder der Bewußtlosigkeit in Hinsicht des Moralischen voran." Das war eine schöne Zeit, man wußte von Gott und der Welt nichts; man lebte nach dem eigenen Belieben, und alles war sehr gut. „Der Geist der Liebe gab sich noch nicht kund". „Gott aber empfand — damals schon — den Willen des dunkeln Princips als den Willen zu seiner eigenen Offenbarung, und erkannte nach seiner Vorsehung, daß ein von ihm, als dem Geist, unabhängiger Grund seiner eigenen Existenz vorhanden seyn müsse". Gott entdeckte also durch die fortgesetzten Machinationen des dunkeln Princips, die Ihm empfindlich und fühlbar wurden, daß ein von ihm unabhängiger Grund seiner Existenz vorhanden seyn müsse, und wenn diese Empfindungen ausgeblieben wären, so ist wohl die Frage, ob Er vom dunkeln Grunde je etwas erfahren habe. Was that Er aber, als Er so vom dunkeln Princip empfindlich berührt wurde? Hat Er etwa demselben Ruhe geboten, um sich der gehabten Empfindung zu entledigen? Keinesweges. „Er ließ denselben in seiner Unabhängigkeit fortwirken, oder mit andern Worten, Gott äußerte sich nur nach seiner Natur, und nicht seinem Herzen oder seiner Liebe gemäß". Gott als Natur ist von Gott, als Geist und Herz

und Liebe unabhängig, und diese Natur hat ihre eigene Wirkungsweise. Gott als Herz und Geist läßt nun Gott als Natur fortwirken, und was war die Folge davon? „In dem Grunde war das ganze göttliche Wesen, nur nicht als Einheit, enthalten, weshalb es nur einzelne göttliche Wesen seyn konnten, welche in diesem seinen Für-Sich-Wirken walteten“. Damals war Gott nicht als Einheit vorhanden, sondern als Vielheit. Es waren viele Götter da, die Anzahl wird nicht angegeben, und wenn ein Gott allein im Stande ist, eine ganze Welt zu beglücken; wie viel mehr dann eine ganze Menge und Gesellschaft von Göttern, die ohne Zweifel, als solche, unter sich einig waren. Wir wundern uns daher nicht, wenn der Verfasser hinzufügt: „Auf solche Weise begann das Reich der Geschichte mit dem goldenen Zeitalter, von welchem dem jetzigen Menschengeschlechte nur in der Sage eine schwache Erinnerung geblieben ist, einem Zeitalter der seligen Unentschiedenheit, da weder Gutes noch Böses ist“. Die Götter damaliger Zeit waren nicht böse, sie waren aber auch nicht gut, es war daher das goldene Zeitalter der seligen Unentschiedenheit. Von dieser Herrlichkeit ist uns aber nur eine dunkle und beinahe eine verwischte Erinnerung geblieben.

„Hierauf folgte die Zeit der waltenden Götter und Heroen, und der Allmacht der Natur, in welcher der Grund zeigte, was er für sich vermochte“. Im goldenen Zeitalter walteten die Götter noch nicht, sie lebten nur so miteinander, wie die Kinder, in großer Eintracht und Freude. Aber das Kind wird größer, es erstarkt zum Manne, und da sieht man wohl, was die Natur in ihm vermag. Er hat Wehr und Waffe angelegt und ist ein Heros geworden, aber die Weisheit ist noch nicht in ihm; sie war in der Tiefe geblieben. Denn sagt der Verfasser: „damals kam dem Menschen der Verstand und die Weisheit allein aus der Tiefe. Ungeschlacht und roh waren diese Heroen, aber durch die Macht von Orakeln, welche aus der Erde emporgestiegen

waren, ward ihr Leben geleitet und gebildet". So geschah es, „daß die göttlichen Kräfte des Grundes sämmtlich auf der Erde herrschten, und als mächtige Fürsten auf sichern Thronen saßen", was heutiges Tages nicht der Fall ist. Die göttliche Natur des Grundes zeigte sich damals nicht blos in ihrer Stärke, sondern auch in ihrer Schönheit; denn „die Natur verherrlichte sich auf das höchste in der sichtbaren Schönheit der Götter, und in dem Glanze der Künste und Wissenschaften". Während dieser Periode war es, etwa am Ende derselben, „wo das in dem Grunde waltende Princip als welterobernde s hervortrat, um sich Alles zu unterwerfen, und ein festes und dauerndes Weltreich zu gründen". Denn es existirte damals schon eine von den Göttern und Heroen unabhängige Welt, die, aller Vermuthung nach, auch aus dem dunklen Grunde, der magna mater rerum, aufgestiegen war.

Aber auf dieser Welt verändert sich Alles, und geht vom Bessern zum Schlimmern fort, wie es schon Horaz und Virgil bemerkt haben. „Denn einerseits konnte das Wesen des Grundes für sich allein die wahre und vollkommene Einheit nicht erzeugen". Nur eine Ausnahme findet hier statt, es ist die der göttlichen Einheit, von welcher der Verfasser ausdrücklich sagt: daß sie aus dem Grunde erzeugt worden. Nach diesem aber scheint sich der Grund, in Bezug auf die Einheit, erschöpft zu haben; und er kann von nun an nur Vielheiten zu Tage fördern. „Daher mußte die Zeit herbeikommen, wo diese ganze Herrlichkeit sich wieder auflöste und verfiel". Ja, was noch schlimmer war, und den baldigen Untergang alles Guten herbeiführen mußte, die göttlichen Kräfte legten selbst ihre gute Natur ab, und wurden böse; man weiß nicht warum, genug, daß es geschah. „Bevor noch der gänzliche Verfall eintrat, nahmen die bisher waltenden Mächte die Natur böser Geister an, auf gleiche Weise, wie die Kräfte, welche zur Zeit der Gesundheit wohlthätige Schutzgeister des leiblichen Lebens waren. Bei be-

Objekt seiner Wirksamkeit vor sich habe, etwa wie civilisirte Völker der Barbarei der Wilden entgegen arbeiten.

Alle diese ganz grundlosen Behauptungen fallen von selbst weg, sobald man die wahre christliche Idee der Schöpfung annimmt, und die Existenz wirklich von Gott verschiedener, endlicher, veränderlicher, geschaffener Naturen anerkennt. Diese vermögen allerdings, insofern sie Bewußtseyn und Freiheit besitzen, den Versuch einer Opposition gegen Gott zu wagen, die Gott zuläßt, weil er sie mit Freiheit ausgerüstet hat. Nach pantheistischen Ansichten geht das Alles anders zu; hier entspinnt sich Alles aus Gegensätzen und zwar mit absoluter Nothwendigkeit: Die Finsterniß muß seyn, damit das Licht werde; das Böse muß seyn, damit das Gute wirksam werde, Gott muß Mensch werden, damit der Mensch zu Gott gelange, als wenn der göttlichen Allmacht und Güte keine andere Erlösungsweise zu Gebote stehe.

Aus eben dieser vorgefaßten Idee des Pantheismus entspringen die andern Meinungen des Verfassers von den psychologischen und moralischen Verhältnissen des Menschen, welche alle Begriffe der Moralität und Imputabilität vernichten: „In der ursprünglichen Schöpfung ist der Mensch, wie gezeigt worden", (d. h. wie nicht gezeigt worden) „ein unentschiedenes Wesen". Wir Christen glauben aber, daß Gott den Menschen sogleich als ganz entschiedenes Wesen geschaffen habe. Wer entscheidet dann, was endlich aus dieser vorgegebenen Unentschiedenheit werden soll. Der Mensch selbst, bevor er noch als solcher existirt: „es ist eine menschliche und dennoch ewige That, denn so heißt es: „Nur er selbst, (der Mensch) kann sich entscheiden, aber diese Entscheidung liegt enseits aller Zeit, und fällt daher mit der ersten Schöpfung, wenn gleich als eine von ihr verschiedene That zusammen". So hatte denn der Mensch auch seine Hand mit in der Schöpfung, und Kraft dieser That reicht das Leben des Menschen bis an den Anfang der Schöpfung, und steht der

Mensch außerhalb der Reihe des Erschaffenen, als frei und selbst als ewiger Anfang da".

Von dem allen weiß der Mensch selbst nichts, denn „in dem Bewußtseyn, insofern es bloßes Selbsterfassen und nur idealisch ist, kann jene freie That, die zur Nothwendigkeit wird, freilich nicht vorkommen". Wie eine freie That, die zur Nothwendigkeit wird, noch eine freie und nicht eine nothwendige That seyn kann, ist schwer zu begreifen. Als Grund gibt der Verfasser an: „weil diese That ihm, wie dem Wesen vorangeht, und es erst macht". Er muthet hier der Vernunft des Lesers eine schwere Prüfung zu. Der Mensch liegt in der Wiege der Unentschiedenheit, er existirt noch nicht als dieser bestimmte Mensch, denn ein solcher wird er erst durch die bewußtlose That der Selbstentscheidung. Die That ist aber eine bestimmte, weil aus ihr ein zeitlich bestimmtes Wesen resultirt. Es ist bestimmte That eines bestimmten Wesens, das durch diese That sich selbst bestimmte. Der Mensch bestimmt sich also selbst, bevor er noch als bestimmtes Wesen erscheint. Möge sich der Verfasser und wer sonst mehr an diesem Räthsel weiden, wir dagegen wollen fortfahren zu glauben, daß es Gott ist, der jeden bestimmten Menschen ins Daseyn ruft.

Wir sind hierzu um so mehr bewogen, weil aus dieser Selbstbestimmung des Unbestimmten, die gänzliche Vernichtung aller Freiheit und Imputabilität, nach christlichen Begriffen, deduzirt wird; denn so heißt es weiter: „Diese selbstbestimmende That ist dennoch keine That, von welcher dem Menschen überhaupt kein Bewußtseyn geblieben wäre". Das Wörtchen Ueberhaupt ist hier charakteristisch, es wird also erklärt: daß: „derjenige, welcher etwa um eine ungerechte Handlung zu entschuldigen, sagt: so bin ich nun einmal. sich doch wohl bewußt ist, daß er durch seine Schuld so ist, so sehr er auch darin Recht hat, daß es ihm unmöglich gewesen, anders zu handeln".

Daß es Handlungen gibt, wo der sich selbst überlassene Mensch

von seinen Leidenschaften dermaaßen bewältiget ist, daß es ihm unmöglich wird, anders zu handeln, geben wir gerne zu; aber diese Leidenschaften selbst sind die Folgen vorangehender, bewußtvoller Selbstbestimmungen. Im Systeme des Verfassers aber sind diese Leidenschaften die nothwendigen Folgen der ersten bewußtlosen That der Selbstbestimmung, wodurch die ganze Reihe der bewußten und freien Handlungen bestimmt sind. Schuldig wäre demnach ein Mensch, der eine ungerechte Handlung begeht, nicht insofern er mit Bewußtseyn handelt, sondern die Schuld klebt ihm an wegen einer That, die allem Bewußtseyn vorangeht. Von Judas selbst behauptet er, daß er nicht anders habe thun können, als seinen Heiland zu verrathen, daß er aber ein Judas geworden, daß war die That seiner Individualitäts-Bestimmung. Wie die Strafbarkeit des Menschen und die Gerechtigkeit Gottes mit solchen Ideen vereinbar sind, bleibt dem Verfasser zu erklären vorbehalten.

In einem Systeme der All-Einheit ist Alles gleich alt, Alles ewig; Gott ist ewig und der Mensch ist ewig. Der individuelle Mensch hat sein Schicksal durch eine That bestimmt, die aller Zeit vorangeht. Durch diese bewußtlose That ist er von Ewigkeit her zum Guten oder zum Bösen bestimmt. „Die allgemeine (?) Beurtheilung, daß ein, seinem Ursprunge nach ganz bewußtloser, und sogar unwiderstehlicher Hang zum Bösen eine Wirkung der Freiheit ist, weiset auf eine That, und also auf ein Leben vor diesem Leben hin, nur daß es nicht in der Zeit ist, und vorangeht. Deshalb hat der Mensch, der hienieden entschieden und bestimmt erscheint, in der ersten Schöpfung sich in bestimmter Gestalt ergriffen". Und, indem er nicht seinen Nächsten, sondern sich selbst ergreift, „wird er als ein solcher geboren, wie er von Ewigkeit ist, indem durch jene That sogar die Art und Beschaffenheit seiner Korporisation bestimmt ist.

Und nicht der einzelne Mensch allein, sondern die ganze Menschheit hat von Ewigkeit her sich dem Bösen ergeben.

„Nachdem einmal in der Schöpfung, durch die Rückwirkung des Grundes der Offenbarung, das Böse allgemein erregt worden ist, so hat das Menschengeschlecht von Ewigkeit her zur Eigenheit und Selbstsucht sich gewandt“. Die Schuld daran hat also niemand, als der alte Grund, der nie aufhört, die Menschen zu versuchen. Auf diese Weise wird hier die ursprüngliche Sünde, die erste Sünde erklärt. Anders lautet der christliche Bericht. Nach diesem wurde die erste Sünde vom ersten Menschen, und zwar mit Bewußtseyn und Freiheit begangen; dieß geschah in der Zeit und nicht in der Ewigkeit. Er verlor dadurch für sich und alle seine Nachkommen das Recht auf den Himmel, das ihm von Gott als Preis des Gehorsams war zugesagt worden. Durch den Act des Ungehorsams erwachte in ihm die Neigung zum Bösen, aber kein unwiderstehlicher Hang, wie hier behauptet wird. Ist der Hang übermächtig geworden, so ist dieß die Schuld des Individuums.

Daß in seinem Systeme alle Sinnesänderung unmöglich wird, hat der Verfasser selbst eingesehen. „Als einziger Grund könnte gegen die aufgestellte Ansicht angeführt werden, daß sie jede Umwendung des Menschen vom Bösen zum Guten, und umgekehrt, für dieses Leben wenigstens, abschneide“. In der That ist durch den, allen pantheistischen Systemen anklebenden Fatalimus nicht allein jede Umkehrung vom Bösen zum Guten, sondern diese Begriffe selbst aufgehoben und vernichtet, und alles einer ewigen, eisernen Nothwendigkeit unterworfen. Die Möglichkeit einer Bekehrung muß jedoch eingeräumt werden, da deren Wirklichkeit unläugbar ist. „Möge nun diese Umwandlung zum Guten durch menschliche oder göttliche Hülfe geschehen, so liegt sie ebenfalls schon in jener anfänglichen Handlung, in Folge deren wir unsere Eigenthümlichkeit besitzen“. Die Umwandlung ist demnach vom Menschen selbst durch die ewige und bewußtlose That bestimmt. Die Sollicitation aber zum Guten kommt nicht von Gott, ist nicht ein Antrieb seiner Gnade, sondern es ist die innere

„Stimme seines eigenen, besseren Wesens, die nie aufhört, ihn zu der Sinnesänderung aufzufordern". Dessungeachtet wird sogleich darauf behauptet: „Im strengsten Sinne ist es wahr, daß nicht der Mensch selbst, sondern entweder der gute oder der böse Geist in ihm handelt". Nach christlichen Begriffen ist dieses Handelnlassen kein bloßes passives Zusehn, sondern activer Widerstand gegen den bösen, und thätiges Mitwirken mit dem guten Geiste. Eine andere ist aber des Verfassers Ansicht: „das in uns Handeln-Lassen des guten oder bösen Principes ist die Folge der intelligibelen That, durch welche unser Wesen und Leben bestimmt ist, und dieß, heißt es, thut unserer Freiheit keinen Eintrag". Die bewußtlose That der Selbstbestimmung hat uns in die Nothwendigkeit versetzt, den guten oder bösen Geist in uns handeln zu lassen, und so unsere eigene Thätigkeit zu vertreten.

Andere Lehren, daß die Erregung des Eigenwillens geschehe, damit die Liebe im Menschen einen Stoff oder Gegensatz erhalte, in welchem sie sich verwirkliche, da doch, nach christlichen Begriffen, die göttlichen Vollkommenheiten den wahren Stoff und Vorwurf unserer Liebe bilden; oder daß diese Erregung des Eigenwillens in Gott einen Ursprung nimmt, zwar nicht in seinem freien Willen, sondern sofern Er, gemäß der Nothwendigkeit seiner Eigenschaften, thätig ist; diese Lehren, sagen wir, sind der christlichen Lehre diametral entgegengesetzt. Dahin gehört auch die Behauptung, daß die erste Thätigkeit des seiner Selbst bewußtgewordenen Gottes dahin ginge, die ordentlichen Geburten des Chaos zur Ordnung zu bringen, um seine ewige Einheit in der Natur auszusprechen, und den regellosen Bewegungen des verstandlosen Princips Einhalt zu thun. Die christliche Philosophie kennt keine unordentliche Geburten des Chaos, sie weiß nichts von einem verstandlosen Princip, dessen Daseyn dem des intelligenten Gottes voranging, und allerlei Unheil anrichtete, bis das verständige Princip eintrat, um dem Unfuge ein Ende zu machen.

Endlich kann man nicht ohne Bedauern die Idee des Verfassers vom Leiden Christi lesen. Zuerst wird gelehrt: „daß die Endabsicht der Schöpfung sich nicht unmittelbar auf der Stelle erreiche, denn das Vollkommene konnte nicht gleich vom Anfange existiren". Nach christlichen Begriffen existirte das Vollkommene im Anfange: Gott selbst und seine Werke, die alle sehr gut waren, und das Unvollkommene begann, als die endlich geschaffenen Wesen ihre Freiheit mißbrauchten. Aber nun das Leiden Christi, wie erklärt es der Verfasser? „Gott ist ein Leben, und nicht bloß ein Seyn. Jedes Leben hat ein Schicksal, und ist dem Werden und Leiden unterthan. Diesem also hat auch Gott freiwillig sich unterworfen, und zwar schon damals, als Er zuerst, um persönlich zu werden, die Lichtwelt und die finstere Welt von einander absonderte. Diesem nach litt Christus nicht, weil Er leiden wollte, nicht, weil Er der ewigen Gerechtigkeit genugthun wollte, nicht, weil Er uns das Beispiel des höchsten Gehorsams und den Beweis einer unermeßlichen Liebe geben wollte. Alle diese Wunder der Allmacht und Güte, wo die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit sich begegnen und umarmen, verwandeln sich hier in eine kalte, griechische Schicksals-Tragödie. Sie erliegen unter dem Drucke des blinden Schicksals und der herben Nothwendigkeit. Und anstatt das Werk der höchsten Liebe anzubeten, stehen wir da als Zuschauer, um zu bedauern, daß derjenige, der die Schicksale so vieler Leidenden täglich mildert, nicht im Stande gewesen, seinem eigenen, unglücklichen Schicksale eine bessere Wendung zu geben.

Diese dürftige Ansicht vom Leiden Christi ist die Folge der Anhänglichkeit an ein falsches, jugendlich aufgefaßtes System, das der Verfasser noch immer festhält. Desungeachtet wollen wir nicht aufhören zu hoffen, daß ein so edler Geist, der von den Strahlen der Wahrheit schon so mächtig berührt worden, nicht auf halbem Wege werde stehen bleiben, sondern dahin gelangen, das System der starren Nothwendigkeit von

sich zu werfen, und sich endlich mit göttlicher Hülfe in die Sphäre der christlichen Freiheit zu erheben, und zu erkennen, daß Gott von keinem Schicksal abhange, sondern noch freier ist, als der Mensch, und daß Er als A und O derselbe unwandelbare Gott ist.

LXVI.

Bemerkungen über das Gespräch des königlich preußischen Ministers Eichhorn mit der evangelisch-theologischen Facultät in Breslau.

Die Worte, welche der preußische Cultusminister an die protestantische theologische Facultät in Breslau gerichtet, wie sie von mehreren öffentlichen Blättern mitgetheilt werden, dürften auch für die Leser dieser Zeitschrift von hohem Interesse seyn. Der Katholik kann es nur gern sehen, wenn protestantischer Seits darauf gedrungen wird, an die Stelle des bloßen Protestirens, das sich im Laufe der Zeit über immer mehrere Punkte ausgedehnt hat, etwas Positives zu setzen. Sey dessen auch noch so wenig, so kann doch immer, sobald nur ein oder einige Punkte feststehen, über das Maaß des zu setzenden Positiven gestritten werden, in gleicher Weise, wie der Kampf jetzt in der anglikanischen Kirche rege ist. Bis jetzt ist aber die Vorfrage: ob es überhaupt etwas Positives in der protestantischen Doctrin gebe, noch nicht entschieden, und daher entschlüpft der Gegner, wenn er über einen bestimmten Glaubenssatz Rede stehen soll, in der Regel hinter sein Dogma von der vollständigen Glaubensfreiheit, neben welcher er dann gar nichts Positives aufkommen lassen will.

Mögen die Protestanten unter sich zunächst diese Vorfrage entscheiden; wir wünschen ihnen Glück zu dem Kampfe,

und sie können versichert seyn, daß die katholische Kirche das Glaubensgut fortwährend treu und rein bewahrt, so daß, wenn sie über kurz oder lang Umsehen halten nach dem ganzen Schatze, von dem ihre Vorfahren sie abgeführt, sie ihn noch unversehrt unter heiliger Obhut erblicken.

Diejenigen Protestanten, welche auf Festsetzung des Positiven dringen, stehen freilich nicht auf rein protestantischem Standpunkte, denn wer soll auf diesem das Maaß des Positiven bestimmen, und wem gegenüber und mit welchen Gründen kann dieses geschehen? Ihre Kirche ist ja unsichtbar, und so hat sich ihre Einheit auch immer unsichtbarer gemacht.

Allein auf der andern Seite müssen doch auch die Protestanten anerkennen, daß sich ohne Fundament kein Gebäude errichten läßt. Archimedes wollte die Erde aus ihren Angeln heben, er verlangte aber einen einzigen festen Punkt außerhalb derselben, um seine Maschinen aufzustellen. So muß also auch für die protestantische Doctrin irgend etwas Festes, Positives da seyn oder gefunden werden, worauf sie basirt, sonst steht sie nothwendig in der Luft. Die oben als Dogma bezeichnete Lehre von der Glaubensfreiheit, welche allerdings so ziemlich allen Protestanten gemein ist, kann das hier desiderirte positive Fundament nicht seyn, weil dasselbe allein die Protestanten noch nicht einmal als eine kirchliche, geschweige denn christliche Gemeinschaft charakterisiren würde.

Mit diesen Vorbemerkungen theilen wir den Aufsatz aus einer preußischen Zeitung mit, indem wir einige Bemerkungen beifügen. Dieselbe beginnt wie folgt:

„Es wird unsern Lesern von hohem Interesse „seyn, aus sicherer Quelle zu erfahren, in welcher „Weise Se. Exc. der Herr Minister Eichhorn sich „bei der am 5. d. M. Statt gefundenen öffentli„chen Vorstellung der hiesigen Universität in der „Aula Leopoldina insbesondere gegen die Mit„glieder der evang.-theol. Facultät ausgespro„chen hat. Der Herr Minister äußerte nach allge-

„meiner Erinnerung an die große Bedeutsamkeit „der Universitäten überhaupt und besonders in „solchen Zeiten, wie die unsrige, daß es ihm sehr „erwünscht sey, sich bei dieser Gelegenheit gegen „die einzelnen Facultäten über seine Ansichten „und Wünsche, wie über die seines erhabenen „Monarchen aussprechen zu können, besonders da „durch Zeitschriften, wie im gewöhnlichen Verkehr „durch die Beflissenheit Mancher, sehr verschie- „dene, zum Theil so ganz falsche, Gerüchte ver- „breitet worden seyen. Dazu gehöre namentlich „die Behauptung, daß die Lehrfreiheit irgendwie „in willkürlicher Weise beschränkt werden solle“.

Das Gespräch nämlich steht in Verbindung mit der bekann- ten Angelegenheit des Docenten Bruno Bauer in Bonn. Daß in dessen Person die Lehrfreiheit factisch beschränkt worden, kann der Minister nicht in Abrede stellen wollen; er versichert aber, dieses sey nicht geschehen, oder solle nicht geschehen „in willkührlicher Weise“. Es muß demnach in der protestanti- schen Theologie irgend einen Maaßstab geben, wonach sich be- stimmen läßt, wo bei Beschränkung der Lehrfreiheit die Will- kühr beginnt. Der Minister fährt nun fort:

„Wie ihm selbst ein solcher Gedanke fremd „sey, so seyen derartige Maßregeln insbesondere „auch von Seiten Sr. Maj. des Königs nach dem, „wie er sich ausgesprochen und gehandelt habe, „und bei seinem Jedermann bekannten Charakter „ganz undenkbar. Freilich müsse er wünschen, „wie es auch der Wunsch Sr. Maj. des Königs „sey, daß die Lehrer christl.-theol. Wissenschaft „wirklich auch Christenthum lehren, in ihren Vor- „trägen an dem Positivem festhalten“.

Zeither ist es noch keinem Minister, keinem Professor und keiner Facultät gelungen, die Summe desjenigen Positiven zusammenzustellen, welche Jemand glauben oder lehren muß,

um noch den Namen eines protestantischen Christen in Anspruch nehmen zu können. Hier liegt auch in der That das große Geheimniß für die protestantische Theologie, welches zeither mit allgemeiner Anerkenntniß nicht gelöst ist, und dessen Lösung sich nicht ohne Collision mit der Lehre von der Glaubensfreiheit denken läßt.

Vor gar nicht langer Zeit erregte es ja großes Aufsehen, als ein Prediger, der die Gottheit Christi nicht glaubte und lehrte, der sogar das Gebet zu Christus für Aberglauben erklärte, seiner Stelle entsetzt werden sollte. Die Staats- und Kirchenbehörde wagte es nicht, die Amtsentsetzung auszusprechen, und er trägt seiner Gemeinde noch jetzt seine Ansichten vor. Dieses Factum beweist offenbar, daß Jemand protestantischer Christ und selbst Prediger seyn kann, ohne die Gottheit Christi zu glauben und zu lehren. Wenn aber dieses Dogma, dieser Grundpfeiler der christlichen Glaubens- und Sittenlehre hienach nicht mehr als ein positiver Glaubenssatz in der protestantischen Theologie angesehen werden darf, was bleibt dann übrig? Wir lassen den Minister weiter reden:

„und sich nicht in grundlose, vom schriftgemä-„ßen Christenthum“

Gegen die Worte: „schriftgemäßes Christenthum“, oder, wie der Redner bald darauf sagt, „das gegebene, in der Schrift gegründete Christenthum“ wird von keiner der theologischen Partheien unter den Protestanten etwas erinnert werden; im Gegentheil berufen sich alle gerade auf dieses schriftgemäße Christenthum. Allein mit demselben Rechte, mit welchem die Reformatoren Theile der Schrift verwarfen, oder Worte anders, als in ihrem wörtlichen Sinne auslegten, mit demselben Rechte thun dieses auch ihre Schüler, und wir vermögen wirklich nicht aufzufinden, wie ohne die Autorität der Kirche, auf dem Wege der Forschung, in der Schrift irgend positive Lehren allgemein gültig festgestellt werden können. Doch hören wir weiter:

„abführende, Theorien verlieren möchten, be-

„sonders da die evangelische Kirche bei der in ih-
„rer Mitte Statt findenden Gährung der ver-
„schiedensten Meinungen und Parteiungen un-
„verkennbar sich in einer bedenklichen Krisis be-
„fände, worauf die Gegner derselben nicht unter-
„ließen hinzuweisen. Die Aufgabe christlicher
„Theologen könne doch nur seyn, das gegebene,
„in der Schrift begründete, Christenthum zur wis-
„senschaftlichen Erkenntniß zu erheben. Er wün-
„sche nun insbesondere auch von den Mitgliedern
„der evangel.-theol. Facultät zu hören, wie sie
„in dieser Beziehung dächten, obwohl er schon
„Gelegenheit gehabt habe, einige derselben näher
„kennen zu lernen. — Darauf erklärte der gegen-
„wärtige Dekan, Herr Consistorialrath Dr. Schulz
„im Namen der Facultät: Es könne denselben
„nichts erwünschter seyn, als aus dem Munde Sr.
„Excellenz selbst gehört zu haben, daß die Lehr-
„freiheit unbeschränkt bleiben solle",

Der Decan acceptirt hier Zugeständnisse, die der Minister gar nicht gegeben hat. Der letztere hatte nur gesagt, die Lehrfreiheit solle nicht „in willkührlicher Weise" beschränkt werden, nicht aber, sie solle überhaupt unbeschränkt bleiben.

Uebrigens stellt sich der Decan in den nachfolgenden Worten richtig auf den protestantischen Standpunkt. Er will nur „an dem wirklich Gewesenen", also an Christus, als einer historischen Person festhalten, ohne die göttliche Natur Christi zu einem Dogma zu machen; er will, daß Jeder die christliche Wissenschaft „nach seiner Ueberzeugung" zu fördern suche; er scheint also in der That etwas Positives nicht gelten lassen zu wollen, da die eigene Ueberzeugung eines Jeden nur subjectiv, und folglich so mannichfach ist, wie die Personen selbst. In diesem Sinne fährt er fort:

„und er fühle sich Sr. Excellenz zu lebhaftem
„Dank für diese Erklärung verpflichtet, welche

„Freudigkeit zur Fortführung des Lehramtes „gebe; er könne auch seinerseits die Versicherung „geben, daß die Glieder der Facultät ohne alle „Ausnahme an dem Christenthume, wie es in der „Schrift enthalten sey, und an dem wirklich gewe„senen Christus festhalten, und daß ein jeder die „christliche Wissenschaft seiner Ueberzeugung ge„mäß zu fördern suche. — Der Herr Minister äu„ßerte darauf seine Freude über diese Erklärung, „die nach ihrem allgemeinen Sinne ihn vollkommen „befriedige, und bemerkte nur, daß eines Theils „in unsern Tagen Manche sehr subjective Vor„stellungen mit dem Christenthum verbänden, An„dere wiederum, die es sehr wohl meinten, nicht „den Muth hätten, ihre richtige Ueberzeugung „laut auszusprechen, weil sie das Geschrei und „den Gegenkampf der Menge scheueten. Was die „Lehrfreiheit betreffe, so gingen freilich die For„derungen Mancher gar weit; er wolle daher sei„ne Ansicht durch ein Beispiel näher bestimmen. „Hätte Jemand — dieß Beispiel stellte der Herr „Minister auf — ein Buch geschrieben, worin „Zweifel gegen das Daseyn Gottes aufgestellt „wären und andere christliche Lehren bekämpft „würden“.

Der Herr Minister scheint hier weniger auf den ersten Satz, als auf den zweiten „und andere christliche Lehren“ Gewicht zu legen, da es schwerlich Jemanden einfallen wird, sich als Lehrer der Theologie (deutsch: Gotteslehrer) anstellen zu lassen, der nicht an das Daseyn Gottes glaubt. Hierin wird auch der Decan mit ihm einig seyn. Die „andern christlichen Lehren“ sind aber gerade diejenigen, welche vorhin als das Positive bezeichnet wurden, und ehe der Decan in dieser Beziehung dem Minister beistimmt, wird er sich wohl Beleh-

rung darüber erbitten, welche denn diese christlichen Lehren seyen. Der Minister fährt fort:

„und wäre derselbe beflissen, sein Buch in mög: „lichster Weise — auf dem Markte, sagte der Herr „Minister — zu verbreiten, und kämen nun Manche „und forderten, das Buch sollte doch verboten „werden: so würde Er seinerseits, obwohl Einer „von den Censurministern, gegen ein solches Ver: „bot seyn und den Mann lehren und schreiben las: „sen, wie er wolle*). Wenn aber derselbe Mann

*) Bei diesen mehr als liberalen Grundsätzen des preußischen Cultusministers über Preß: und Lehrfreiheit, zu Gunsten der Atheisten, sehen wir uns veranlaßt, unser höchstes Befremden nochmal auszudrücken, daß unsere Blätter immer noch, auch seit Beilegung der Kölner Irrung und nach allen den Katholiken gemachten Aussichten, nach wie vor, im Umfange der königl. preuß. Staaten verboten sind: wir richten daher an den Minister des öffentlichen Unterrichts in Preußen das Gesuch, daß es ihm gefallen möge, uns und viele Tausende von Katholiken, die unser Befremden theilen, über diesen Widerspruch, im Interesse der Gerechtigkeit, aufzuklären. Der Minister weiß, daß wir niemal darauf Anspruch gemacht haben, in ein protestantisches Consistorium einzutreten, oder eine königl. preuß. Lehrkanzel der protestantischen Theologie zu besteigen. Ist aber das eure Toleranz, daß ihr glaubt, ein Recht zu haben, uns schlimmer zu behandeln als Atheisten. Gilt denn unsere bayerische Zensur in den Augen der so liberalen preußischen gar nichts? Wir sind Katholiken, und verlangen, daß man uns nicht verweigere, was man den Atheisten gewährt. Ist dieß zu viel? Dann wissen wir, woran wir sind, was wir von solchen Reden zu halten haben. Wann wird man mit gleicher Wage messen? Die historisch=politischen Blätter haben bisher, trotz jenem nun schon seit Jahren geübten Verbot, fortbestanden, und sie werden, so Gott will, auch noch fortbestehen; uns bedünkt aber, es wäre endlich einmal Zeit, daß man dieser Partheilichkeit in Berlin ein Ende machte, denn es sind nicht blos die Katholiken, es gibt auch, Gott sey Dank, unpartheiische Protestanten genug,

„dann kommen und den Wunsch dann aussprechen
„würde, Lehrer der Religion oder Professor der
„Theologie zu werden, so würde er zu ihm sagen
„müssen: Freund dazu eignen Sie sich nicht. —
„So gäbe es auch manche, sonst sehr ehrenwerthe,
„auch in manchen Zweigen der Wissenschaft recht
„tüchtige Männer, die aber zu allem Andern mehr
„sich eigneten, als zu Lehrern der Theologie. —
„Einen Unterschied, den ein anderes geehrtes
„Mitglied der Fakultät rücksichtlich der Lehrbe-
„fugniß noch machte zwischen Belassen und Zu-
„lassen",

Diese Worte bestärken uns in der Ansicht, daß die Angelegenheit Bruno Bauers zu diesem Gespräch Anlaß gegeben hat. Das nicht genannte Mitglied der Facultät scheint gesagt zu haben: man könne einen Mann, wie ihn der Minister bezeichnet hat, ohne Zweifel nicht zulassen; seye er aber einmal zugelassen, d. h., habe er die erforderlichen Prüfungen bestanden und seye zum Lehramte vollständig befähigt befunden, da werde man ihn belassen müssen.

Vom katholischen Standpunkte ist diese Unterscheidung sehr bald gehoben, wie man sie aber vom protestantischen aus, und so lange das Positive, dessen der Minister nur im Allgemeinen erwähnt, noch nicht speziell feststeht, behaben will, vermögen wir nicht einzusehen, denn wer soll Freiheit für seine Glaubensansichten ansprechen, wenn nicht der unter öffentlicher Autorität zugelassene Lehrer des göttlichen Wortes? Doch hören wir die Schlußworte:

„überwies der Herr Minister in freundlicher
„Erwiederung den Herren Juristen zur Entschei-

---

die diese Maaßregel, welche aus den Zeiten des Verfassers des Königsberger Briefes her datirt, mit dem gebührenden Namen bezeichnen.

Die Redaction der historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland.

„Stimme seines eigenen, besseren Wesens, die nie aufhört, ihn zu der Sinnesänderung aufzufordern". Desungeachtet wird sogleich darauf behauptet: „Im strengsten Sinne ist es wahr, daß nicht der Mensch selbst, sondern entweder der gute oder der böse Geist in ihm handelt". Nach christlichen Begriffen ist dieses Handelnlassen kein bloßes passives Zusehn, sondern activer Widerstand gegen den bösen, und thätiges Mitwirken mit dem guten Geiste. Eine andere ist aber des Verfassers Ansicht: „das in uns Handeln-Lassen des guten oder bösen Principes ist die Folge der intelligibelen That, durch welche unser Wesen und Leben bestimmt ist, und dieß, heißt es, thut unserer Freiheit keinen Eintrag". Die bewußtlose That der Selbstbestimmung hat uns in die Nothwendigkeit versetzt, den guten oder bösen Geist in uns handeln zu lassen, und so unsere eigene Thätigkeit zu vertreten.

Andere Lehren, daß die Erregung des Eigenwillens geschehe, damit die Liebe im Menschen einen Stoff oder Gegensatz erhalte, in welchem sie sich verwirkliche, da doch, nach christlichen Begriffen, die göttlichen Vollkommenheiten den wahren Stoff und Vorwurf unserer Liebe bilden; oder daß diese Erregung des Eigenwillens in Gott einen Ursprung nimmt, zwar nicht in seinem freien Willen, sondern sofern Er, gemäß der Nothwendigkeit seiner Eigenschaften, thätig ist; diese Lehren, sagen wir, sind der christlichen Lehre diametral entgegengesetzt. Dahin gehört auch die Behauptung, daß die erste Thätigkeit des seiner Selbst bewußtgewordenen Gottes dahin ginge, die ordentlichen Geburten des Chaos zur Ordnung zu bringen, um seine ewige Einheit in der Natur auszusprechen, und den regellosen Bewegungen des verstandlosen Princips Einhalt zu thun. Die christliche Philosophie kennt keine unordentliche Geburten des Chaos, sie weiß nichts von einem verstandlosen Princip, dessen Daseyn dem des intelligenten Gottes voranging, und allerlei Unheil anrichtete, bis das verständige Princip eintrat, um dem Unfuge ein Ende zu machen.

Endlich kann man nicht ohne Bedauern die Idee des Verfassers vom Leiden Christi lesen. Zuerst wird gelehrt: „daß die Endabsicht der Schöpfung sich nicht unmittelbar auf der Stelle erreiche, denn das Vollkommene konnte nicht gleich vom Anfange existiren". Nach christlichen Begriffen existirte das Vollkommene im Anfange: Gott selbst und seine Werke, die alle sehr gut waren, und das Unvollkommene begann, als die endlich geschaffenen Wesen ihre Freiheit mißbrauchten. Aber nun das Leiden Christi, wie erklärt es der Verfasser? „Gott ist ein Leben, und nicht bloß ein Seyn. Jedes Leben hat ein Schicksal, und ist dem Werden und Leiden unterthan. Diesem also hat auch Gott freiwillig sich unterworfen, und zwar schon damals, als Er zuerst, um persönlich zu werden, die Lichtwelt und die finstere Welt von einander absonderte. Diesem nach litt Christus nicht, weil Er leiden wollte, nicht, weil Er der ewigen Gerechtigkeit genugthun wollte, nicht, weil Er uns das Beispiel des höchsten Gehorsams und den Beweis einer unermeßlichen Liebe geben wollte. Alle diese Wunder der Allmacht und Güte, wo die Gerechtigkeit und Barmherzigkeit sich begegnen und umarmen, verwandeln sich hier in eine kalte, griechische Schicksals-Tragödie. Sie erliegen unter dem Drucke des blinden Schicksals und der herben Nothwendigkeit. Und anstatt das Werk der höchsten Liebe anzubeten, stehen wir da als Zuschauer, um zu bedauern, daß derjenige, der die Schicksale so vieler Leidenden täglich mildert, nicht im Stande gewesen, seinem eigenen, unglücklichen Schicksale eine bessere Wendung zu geben.

Diese dürftige Ansicht vom Leiden Christi ist die Folge der Anhänglichkeit an ein falsches, jugendlich aufgefaßtes System, das der Verfasser noch immer festhält. Desungeachtet wollen wir nicht aufhören zu hoffen, daß ein so edler Geist, der von den Strahlen der Wahrheit schon so mächtig berührt worden, nicht auf halbem Wege werde stehen bleiben, sondern dahin gelangen, das System der starren Nothwendigkeit von

sich zu werfen, und sich endlich mit göttlicher Hülfe in die Sphäre der christlichen Freiheit zu erheben, und zu erkennen, daß Gott von keinem Schicksal abhange, sondern noch freier ist, als der Mensch, und daß Er als A und O derselbe unwandelbare Gott ist.

LXVI.

Bemerkungen über das Gespräch des königlich preußischen Ministers Eichhorn mit der evangelisch-theologischen Facultät in Breslau.

Die Worte, welche der preußische Cultusminister an die protestantische theologische Facultät in Breslau gerichtet, wie sie von mehreren öffentlichen Blättern mitgetheilt werden, dürften auch für die Leser dieser Zeitschrift von hohem Interesse seyn. Der Katholik kann es nur gern sehen, wenn protestantischer Seits darauf gedrungen wird, an die Stelle des bloßen Protestirens, das sich im Laufe der Zeit über immer mehrere Punkte ausgedehnt hat, etwas Positives zu setzen. Sey dessen auch noch so wenig, so kann doch immer, sobald nur ein oder einige Punkte feststehen, über das Maaß des zu setzenden Positiven gestritten werden, in gleicher Weise, wie der Kampf jetzt in der anglikanischen Kirche rege ist. Bis jetzt ist aber die Vorfrage: ob es überhaupt etwas Positives in der protestantischen Doctrin gebe, noch nicht entschieden, und daher entschlüpft der Gegner, wenn er über einen bestimmten Glaubenssatz Rede stehen soll, in der Regel hinter sein Dogma von der vollständigen Glaubensfreiheit, neben welcher er dann gar nichts Positives aufkommen lassen will.

Mögen die Protestanten unter sich zunächst diese Vorfrage entscheiden; wir wünschen ihnen Glück zu dem Kampfe,

und sie können versichert seyn, daß die katholische Kirche das Glaubensgut fortwährend treu und rein bewahrt, so daß, wenn sie über kurz oder lang Umsehen halten nach dem ganzen Schatze, von dem ihre Vorfahren sie abgeführt, sie ihn noch unversehrt unter heiliger Obhut erblicken.

Diejenigen Protestanten, welche auf Festsetzung des Positiven dringen, stehen freilich nicht auf rein protestantischem Standpunkte, denn wer soll auf diesem das Maaß des Positiven bestimmen, und wem gegenüber und mit welchen Gründen kann dieses geschehen? Ihre Kirche ist ja unsichtbar, und so hat sich ihre Einheit auch immer unsichtbarer gemacht.

Allein auf der andern Seite müssen doch auch die Protestanten anerkennen, daß sich ohne Fundament kein Gebäude errichten läßt. Archimedes wollte die Erde aus ihren Angeln heben, er verlangte aber einen einzigen festen Punkt außerhalb derselben, um seine Maschinen aufzustellen. So muß also auch für die protestantische Doctrin irgend etwas Festes, Positives da seyn oder gefunden werden, worauf sie basirt, sonst steht sie nothwendig in der Luft. Die oben als Dogma bezeichnete Lehre von der Glaubensfreiheit, welche allerdings so ziemlich allen Protestanten gemein ist, kann das hier desiderirte positive Fundament nicht seyn, weil dasselbe allein die Protestanten noch nicht einmal als eine kirchliche, geschweige denn christliche Gemeinschaft charakterisiren würde.

Mit diesen Vorbemerkungen theilen wir den Aufsatz aus einer preußischen Zeitung mit, indem wir einige Bemerkungen beifügen. Dieselbe beginnt wie folgt:

„Es wird unsern Lesern von hohem Interesse „seyn, aus sicherer Quelle zu erfahren, in welcher „Weise Se. Exc. der Herr Minister Eichhorn sich „bei der am 5. d. M. Statt gefundenen öffentli„chen Vorstellung der hiesigen Universität in der „Aula Leopoldina insbesondere gegen die Mit„glieder der evang.-theol. Facultät ausgespro„chen hat. Der Herr Minister äußerte nach allge-

„meiner Erinnerung an die große Bedeutsamkeit „der Universitäten überhaupt und besonders in „solchen Zeiten, wie die unsrige, daß es ihm sehr „erwünscht sey, sich bei dieser Gelegenheit gegen „die einzelnen Facultäten über seine Ansichten „und Wünsche, wie über die seines erhabenen „Monarchen aussprechen zu können, besonders da „durch Zeitschriften, wie im gewöhnlichen Verkehr „durch die Beflissenheit Mancher, sehr verschie„dene, zum Theil so ganz falsche, Gerüchte ver„breitet worden seyen. Dazu gehöre namentlich „die Behauptung, daß die Lehrfreiheit irgendwie „in willkürlicher Weise beschränkt werden solle“.

Das Gespräch nämlich steht in Verbindung mit der bekannten Angelegenheit des Docenten Bruno Bauer in Bonn. Daß in dessen Person die Lehrfreiheit factisch beschränkt worden, kann der Minister nicht in Abrede stellen wollen; er versichert aber, dieses sey nicht geschehen, oder solle nicht geschehen „in willkührlicher Weise“. Es muß demnach in der protestantischen Theologie irgend einen Maaßstab geben, wonach sich bestimmen läßt, wo bei Beschränkung der Lehrfreiheit die Willkühr beginnt. Der Minister fährt nun fort:

„Wie ihm selbst ein solcher Gedanke fremd „sey, so seyen derartige Maßregeln insbesondere „auch von Seiten Sr. Maj. des Königs nach dem, „wie er sich ausgesprochen und gehandelt habe, „und bei seinem Jedermann bekannten Charakter „ganz undenkbar. Freilich müsse er wünschen, „wie es auch der Wunsch Sr. Maj. des Königs „sey, daß die Lehrer christl.-theol. Wissenschaft „wirklich auch Christenthum lehren, in ihren Vor„trägen an dem Positivem festhalten“.

Zeither ist es noch keinem Minister, keinem Professor und keiner Facultät gelungen, die Summe desjenigen Positiven zusammenzustellen, welche Jemand glauben oder lehren muß,

um noch den Namen eines protestantischen Christen in Anspruch nehmen zu können. Hier liegt auch in der That das große Geheimniß für die protestantische Theologie, welches zeither mit allgemeiner Anerkenntniß nicht gelöst ist, und dessen Lösung sich nicht ohne Collision mit der Lehre von der Glaubensfreiheit denken läßt.

Vor gar nicht langer Zeit erregte es ja großes Aufsehen, als ein Prediger, der die Gottheit Christi nicht glaubte und lehrte, der sogar das Gebet zu Christus für Aberglauben erklärte, seiner Stelle entsetzt werden sollte. Die Staats- und Kirchenbehörde wagte es nicht, die Amtsentsetzung auszusprechen, und er trägt seiner Gemeinde noch jetzt seine Ansichten vor. Dieses Factum beweist offenbar, daß Jemand protestantischer Christ und selbst Prediger seyn kann, ohne die Gottheit Christi zu glauben und zu lehren. Wenn aber dieses Dogma, dieser Grundpfeiler der christlichen Glaubens- und Sittenlehre hienach nicht mehr als ein positiver Glaubenssatz in der protestantischen Theologie angesehen werden darf, was bleibt dann übrig? Wir lassen den Minister weiter reden:

„und sich nicht in grundlose, vom schriftgemä-„ßen Christenthum“

Gegen die Worte: „schriftgemäßes Christenthum“, oder, wie der Redner bald darauf sagt, „das gegebene, in der Schrift gegründete Christenthum“ wird von keiner der theologischen Partheien unter den Protestanten etwas erinnert werden; im Gegentheil berufen sich alle gerade auf dieses schriftgemäße Christenthum. Allein mit demselben Rechte, mit welchem die Reformatoren Theile der Schrift verwarfen, oder Worte anders, als in ihrem wörtlichen Sinne auslegten, mit demselben Rechte thun dieses auch ihre Schüler, und wir vermögen wirklich nicht aufzufinden, wie ohne die Autorität der Kirche, auf dem Wege der Forschung, in der Schrift irgend positive Lehren allgemein gültig festgestellt werden können. Doch hören wir weiter:

„abführende, Theorien verlieren möchten, be-

„sonders da die evangelische Kirche bei der in ih=
„rer Mitte Statt findenden Gährung der ver=
„schiedensten Meinungen und Parteiungen un=
„verkennbar sich in einer bedenklichen Krisis be=
„fände, worauf die Gegner derselben nicht unter=
„ließen hinzuweisen. Die Aufgabe christlicher
„Theologen könne doch nur seyn, das gegebene,
„in der Schrift begründete, Christenthum zur wis=
„senschaftlichen Erkenntniß zu erheben. Er wün=
„sche nun insbesondere auch von den Mitgliedern
„der evangel.=theol. Facultät zu hören, wie sie
„in dieser Beziehung dächten, obwohl er schon
„Gelegenheit gehabt habe, einige derselben näher
„kennen zu lernen. — Darauf erklärte der gegen=
„wärtige Dekan, Herr Consistorialrath Dr. Schulz
„im Namen der Facultät: Es könne denselben
„nichts erwünschter seyn, als aus dem Munde Sr.
„Excellenz selbst gehört zu haben, daß die Lehr=
„freiheit unbeschränkt bleiben solle",

Der Decan acceptirt hier Zugeständnisse, die der Minister gar nicht gegeben hat. Der letztere hatte nur gesagt, die Lehrfreiheit solle nicht „in willkührlicher Weise" beschränkt werden, nicht aber, sie solle überhaupt unbeschränkt bleiben.

Uebrigens stellt sich der Decan in den nachfolgenden Worten richtig auf den protestantischen Standpunkt. Er will nur „an dem wirklich Gewesenen", also an Christus, als einer historischen Person festhalten, ohne die göttliche Natur Christi zu einem Dogma zu machen; er will, daß Jeder die christliche Wissenschaft „nach seiner Ueberzeugung" zu fördern suche; er scheint also in der That etwas Positives nicht gelten lassen zu wollen, da die eigene Ueberzeugung eines Jeden nur subjectiv, und folglich so mannichfach ist, wie die Personen selbst. In diesem Sinne fährt er fort:

„und er fühle sich Sr. Excellenz zu lebhaftem
„Dank für diese Erklärung verpflichtet, welche

„Freudigkeit zur Fortführung des Lehramtes „gebe; er könne auch seinerseits die Versicherung „geben, daß die Glieder der Facultät ohne alle „Ausnahme an dem Christenthume, wie es in der „Schrift enthalten sey, und an dem wirklich gewe„senen Christus festhalten, und daß ein jeder die „christliche Wissenschaft seiner Ueberzeugung ge„mäß zu fördern suche. — Der Herr Minister äu„ßerte darauf seine Freude über diese Erklärung, „die nach ihrem allgemeinen Sinne ihn vollkommen „befriedige, und bemerkte nur, daß eines Theils „in unsern Tagen Manche sehr subjective Vor„stellungen mit dem Christenthum verbänden, An„dere wiederum, die es sehr wohl meinten, nicht „den Muth hätten, ihre richtige Ueberzeugung „laut auszusprechen, weil sie das Geschrei und „den Gegenkampf der Menge scheueten. Was die „Lehrfreiheit betreffe, so gingen freilich die For„derungen Mancher gar weit; er wolle daher sei„ne Ansicht durch ein Beispiel näher bestimmen. „Hätte Jemand — dieß Beispiel stellte der Herr „Minister auf — ein Buch geschrieben, worin „Zweifel gegen das Daseyn Gottes aufgestellt „wären und andere christliche Lehren bekämpft „würden“.

Der Herr Minister scheint hier weniger auf den ersten Satz, als auf den zweiten „und andere christliche Lehren“ Gewicht zu legen, da es schwerlich Jemanden einfallen wird, sich als Lehrer der Theologie (deutsch: Gotteslehrer) anstellen zu lassen, der nicht an das Daseyn Gottes glaubt. Hierin wird auch der Decan mit ihm einig seyn. Die „andern christlichen Lehren“ sind aber gerade diejenigen, welche vorhin als das Positive bezeichnet wurden, und ehe der Decan in dieser Beziehung dem Minister beistimmt, wird er sich wohl Beleh-

rung darüber erbitten, welche denn diese christlichen Lehren seyen. Der Minister fährt fort:

„und wäre derselbe beflissen, sein Buch in mög„lichster Weise — auf dem Markte, sagte der Herr „Minister — zu verbreiten, und kämen nun Manche „und forderten, das Buch sollte doch verboten „werden: so würde Er seinerseits, obwohl Einer „von den Censurministern, gegen ein solches Ver„bot seyn und den Mann lehren und schreiben las„sen, wie er wolle*). Wenn aber derselbe Mann

*) Bei diesen mehr als liberalen Grundsätzen des preußischen Cultusministers über Preß- und Lehrfreiheit, zu Gunsten der Atheisten, sehen wir uns veranlaßt, unser höchstes Befremden nochmal auszudrücken, daß unsere Blätter immer noch, auch seit Beilegung der Kölner Irrung und nach allen den Katholiken gemachten Aussichten, nach wie vor, im Umfange der königl. preuß. Staaten verboten sind: wir richten daher an den Minister des öffentlichen Unterrichts in Preußen das Gesuch, daß es ihm gefallen möge, uns und viele Tausende von Katholiken, die unser Befremden theilen, über diesen Widerspruch, im Interesse der Gerechtigkeit, aufzuklären. Der Minister weiß, daß wir niemal darauf Anspruch gemacht haben, in ein protestantisches Consistorium einzutreten, oder eine königl. preuß. Lehrkanzel der protestantischen Theologie zu besteigen. Ist aber das eure Toleranz, daß ihr glaubt, ein Recht zu haben, uns schlimmer zu behandeln als Atheisten. Gilt denn unsere bayerische Zensur in den Augen der so liberalen preußischen gar nichts? Wir sind Katholiken, und verlangen, daß man uns nicht verweigere, was man den Atheisten gewährt. Ist dieß zu viel? Dann wissen wir, woran wir sind, was wir von solchen Reden zu halten haben. Wann wird man mit gleicher Wage messen? Die historisch-politischen Blätter haben bisher, trotz jenem nun schon seit Jahren geübten Verbot, fortbestanden, und sie werden, so Gott will, auch noch fortbestehen; uns bedünkt aber, es wäre endlich einmal Zeit, daß man dieser Partheilichkeit in Berlin ein Ende machte, denn es sind nicht blos die Katholiken, es gibt auch, Gott sey Dank, unpartheiische Protestanten genug,

„dann kommen und den Wunsch dann aussprechen
„würde, Lehrer der Religion oder Professor der
„Theologie zu werden, so würde er zu ihm sagen
„müssen: Freund dazu eignen Sie sich nicht. —
„So gäbe es auch manche, sonst sehr ehrenwerthe,
„auch in manchen Zweigen der Wissenschaft recht
„tüchtige Männer, die aber zu allem Andern mehr
„sich eigneten, als zu Lehrern der Theologie. —
„Einen Unterschied, den ein anderes geehrtes
„Mitglied der Fakultät rücksichtlich der Lehrbe-
„fugniß noch machte zwischen Belassen und Zu-
„lassen",

Diese Worte bestärken uns in der Ansicht, daß die Angelegenheit Bruno Bauers zu diesem Gespräch Anlaß gegeben hat. Das nicht genannte Mitglied der Facultät scheint gesagt zu haben: man könne einen Mann, wie ihn der Minister bezeichnet hat, ohne Zweifel nicht zulassen; seye er aber einmal zugelassen, d. h., habe er die erforderlichen Prüfungen bestanden und seye zum Lehramte vollständig befähigt befunden, da werde man ihn belassen müssen.

Vom katholischen Standpunkte ist diese Unterscheidung sehr bald gehoben, wie man sie aber vom protestantischen aus, und so lange das Positive, dessen der Minister nur im Allgemeinen erwähnt, noch nicht speziell feststeht, behaben will, vermögen wir nicht einzusehen, denn wer soll Freiheit für seine Glaubensansichten ansprechen, wenn nicht der unter öffentlicher Autorität zugelassene Lehrer des göttlichen Wortes? Doch hören wir die Schlußworte:

„überwies der Herr Minister in freundlicher
„Erwiederung den Herren Juristen zur Entschei-

---

die diese Maaßregel, welche aus den Zeiten des Verfassers des Königsberger Briefes her datirt, mit dem gebührenden Namen bezeichnen.

Die Redaction der historisch-politischen Blätter für das katholische Deutschland.

„dung, und auf eine von dem herrschenden Begriff „abweichende Bestimmung des Positiven, welche „noch von einem andern Mitglied gegeben wurde, „konnte er nicht eingehen, weil die Zeit ihn mahn„te, sich auch zu den übrigen Facultäten zu wen„den“. —

Es ist wirklich zu beklagen, daß gerade da die Zeit mahnte, zu den übrigen Facultäten zu gehen, als man endlich zur „Bestimmung des Positiven“ gelangte. Wäre das Ganze nicht zu ernsthaft gehalten, so könnte man versucht seyn, den Schluß für minder getreu zu halten: wenn man etwas Positives festsetzen will, darf man nicht bei der evangelisch-theologischen Facultät weilen.

XLVII.

Syrien, das Land und seine Völker.

Vorwort.

Die Herausgeber dieser Blätter haben zu wiederholtenmalen an die Mildthätigkeit und Frömmigkeit ihrer Leser sich gewendet; sie haben sie aufgefordert, Oel in die Lampen zu gießen, die, in Mitte der Ungläubigen, in der traurenden Stadt Jehova's, um das Grab unsers Erlösers brennen; sie haben ihre Barmherzigkeit für die armen, gastfreundlichen Hüter der heiligen Stätten, die Söhne St. Franzisci, in Anspruch genommen.

Ihre Stimme war nicht in die Wüste hinausgerufen; sie hat in vielen Herzen, über Erwarten, eine bereitwillige Theilnahme gefunden, und manche großmüthige Hand hat sich geöffnet, und von ihrer eigenen Nothdurft ein reichliches Almosen auf den Altar Gottes niedergelegt; nach Ausweis unserer jedesmal mitgetheilten Listen belaufen sich dermalen die für Jerusalem gespendeten milden Beiträge auf 11,142 fl. 39 kr., wofür das dankbare Gebet der Unterstützten an den

heiligen Stätten den göttlichen Segen tausendfacher Vergeltung für die Unterstützer herabrufen wird.

Die Aufmerksamkeit unserer Leser für jene Gegenden fortdauernd wach zu erhalten, haben wir ihnen von Zeit zu Zeit Mittheilungen darüber gemacht, und wir ergreifen daher auch gegenwärtig wieder bereitwillig die Gelegenheit, ihre Blicke jenem heiligen Oriente zuzuwenden, wo zuerst die Sonne der Gnade aufging. Das Erscheinen von fünf neueren Schriften, über Syrien und Palestina, veranlaßte einen französischen Schriftsteller, X. Raymond, ihren vorzüglichen Inhalt in einer Beurtheilung in dem Feuilleton des Journal des Debats mitzutheilen; da diese Beurtheilung eine anschauliche Uebersicht der gegenwärtigen Lage des Landes und seiner so gemischten Bevölkerung gewährt, so glauben wir, daß Niemand sie ohne Theilnahme lesen wird.

Wir haben bei einer früheren Gelegenheit darauf aufmerksam gemacht, daß die Franziskaner in dem heiligen Lande nicht nur die Wächter und Pfleger des Grabes Christi, sondern des Christenthums selbst sind, indem das katholische Priesterthum und Lehramt einzig und allein auf ihnen ruht. Aus der folgenden Darstellung nun werden unsere Leser ersehen, wie viel an der Stelle, wo die Wiege des Christenthums gestanden und einst die ehrwürdigen Kirchen des Orients geblüht, wo nun aber der Ungläubige herrscht und die Peitsche in der Vorhalle des Heiligthumes schwingt, für das Christenthum noch zu thun ist, nicht für den todten, sondern für den lebendigen Christus. Der Ruf so mancher Völkerschaft, die nur noch in geringen Ueberresten vorhanden, in den Schatten des Todes, fern von dem Lichte des Evangeliums dahin stirbt, wird ihr Mitleid aufs Neue wecken. Der Muhammedanism hat sichtbar seine Lebenskraft verloren, er hat auch die Lebenskraft seiner Bekenner getödtet, und die christlichen Völker, die unter den Nachfolgern des Propheten stehen, gleichen Lebenden, welche an Sterbende angekettet sind, die schon in Verwesung übergehen. Die orientalische Frage immer abgewiesen, kehrt immer wieder

zurück, und kann sie auch hinausgeschoben werden, so wird doch endlich einmal eine Krisis eintreten. Dieß wird allen Katholiken eine doppelte Aufforderung seyn, ihre Kirche dort und ihre dortigen Brüder zu unterstützen, und zu ihrer Ausbreitung alles, was in ihren Kräften steht, beizutragen, damit, wenn einst der Augenblick einer großen Katastrophe eintritt, und das zusammenbricht, was sich künstlich nicht mehr halten läßt, auch sie ein Recht haben, ihr Wort geltend zu machen und es ihnen nicht an Einfluß fehlt, ihm Nachdruck zu geben, sowohl dem moskovitischen Zaren mit seiner russischen Staatskirche, als der protestantischen Handels- und Meereskönigin mit ihrer Hochkirche gegenüber. Hören wir also die Stimme des französischen Schriftstellers.

Wenn man Syrien auch nur vom rein menschlichen Standpunkte aus betrachtet, ohne Rücksicht darauf, daß es die Wiege war, wo die christliche Religion geboren ward, und der Waffenplatz, worauf der Mohammedanism, aus den Wüsten Arabiens hervordringend, seine Schlachtreihen ordnete, um ins Weite zur Welteroberung hinauszubrechen: so hat vielleicht kein Land so viele Ansprüche auf die Forschungen des Gelehrten, die Träume des Dichters und die Speculationen des Philosophen, der die Gesetze studirt, und das Endziel des Menschengeschlechts auf dieser Erde enträthseln möchte. Wenn es wahr ist, wie so viele große Geister seit einem Jahrhundert zu glauben geneigt sind, daß alle Völker, und selbst ein Jeder von uns, mit unsern, unter die Geschlechter ausgestreuten Individualitäten, in Wahrheit die Glieder und Organe eines großen Gesammtwesens, der Menschheit nämlich, sind, wie sollten wir alsdann nicht unsere Blicke immer von neuem jenem bevorzugten Schauplatze zukehren, wo die erlauchtesten Gestalten der Geschichte guten Theiles erschienen sind, wo beinahe allen Völkern die Bestimmung zu Theil ward, in den feierlichsten Augenblicken ihrer Geschichte um ihre Güter zu kämpfen, ihre Ideen auszutauschen. Was die Erde Großes kennt, es hat Syrien berührt, und das vom ersten Anbeginne unserer Tage an. So macht in jenem heroischen Zeitalter die Civilisation in der Bewegung, welche sie von Morgen nach Abend verpflanzt, in Syrien Halt, um alsbald ihren Weg nach Griechenland hinüber zu nehmen, dem sie das Alphabet und die Wissenschaften und die Künste Phöniziens brachte, um dann nach Karthago sich zu wenden,

und dort ein Reich zu gründen, dessen Handelsgeist sich den Norden Afrikas unterwirft, die Säulen des Herkules überschreitet, und die römische Republik bis zum Rande des Unterganges hindrängt.

Das schöne Buch Heerens über den Handel der Völker des Alterthums ist bekannt, und somit bekannt auch, daß Syrien damals war, was es vielleicht noch einmal, in einer wenig entfernten Zukunft, werden wird, der Kreuzweg nämlich, wo alle Straßen des civilisirten Europas und Asiens zusammenliefen. Wir wissen aus Herodot, daß Sesostris, und nach ihm die Pharaonen das Land unterwarfen. Den Persern folgte Alexander und seine Griechen; durch den Gewinn der Schlacht von Issus, die sich an den Thoren Syriens, an den Pylae Syriae, schlug, ward für ihn die Eroberung Asiens entschieden. Nach den Griechen kommen die Römer, dann die Sassaniden und Araber, die Kreuzfahrer, die Horden des Zingis-Khan, die Mameluken Aegyptens, die Türken, Napoleon und die Franzosen, und endlich Mehemed Ali, der uns zur Gegenwart geleitet, zu jenen kaum vergessenen Tagen, wo Syrien beinahe die Ursache eines Weltkrieges geworden wäre, der alle Meere und alle Gebiete der Erde mit Blut zu beflecken drohte.

Welche Bewandtniß hat es darum mit diesem Lande, das während einer Folge von so vielen Jahrhunderten und unter so verschiedenen Vorwänden, bestimmt scheint, so viele Leidenschaften, so viele Interessen, eine solch bewegtes Leben über sich herabzurufen?

Kehre deine Blicke zu dem östlichen Ende des mittelländischen Meeres, zu jenem Gebiete, wo die beiden großen Ströme, die dieß Meer theilen, ihre Wasser vermischen und dahinsterben, fasse jene Bergkette ins Auge, die beinahe in gerader Linie von dem 37sten bis zum 31sten Grade nördlicher Breite hinabsteigt. Eng ist diese Kette, denn sie breitet sich nicht, wie die großen Gebirgssysteme, in eine Reihe von Seiten- oder Paralellketten aus, sie ist von geringer Höhe, denn der höchste Gipfel des Libanons erreicht nicht 7000 Fuß über der Meeresfläche, und eben diese Kette, die einen Fuß in das Meer, den andern in den Sand der Wüste setzt, sie beschließt das ganze Syrien. Nach Volney könnten vier Menschen, die sich auf ausgewählte Punkte des Libanons stellten, es in einem gegebenen Augenblicke mit ihren Blicken in seiner ganzen Länge umfassen, die nicht mehr als hundert fünfzig Stunden beträgt, und was seine Breite betrifft, so überschreitet diese nie dreißig Stunden, und gar oft ist sie noch minder.

Es ist also ein Land von geringem Umfange, allein wie es bei Gebirgen, und namentlich bei solchen der Fall zu seyn pflegt, die un-

ter wenig hohen Breitegraden gelegen sind, so bietet Syrien, in einen geringen Umkreis eingeengt, eine außerordentliche Mannigfaltigkeit von Klimaten dar. Ein arabischer Dichter sagte daher mit Recht, daß es auf seinem Haupte den ewigen Schnee des Winters trägt, den Herbst an seinem Busen, den Frühling auf seinen Knieen, während zu seinen Füßen die Gluthhitze ewigen Sommers herrscht, so zwar, daß der Reisende in wenig Stunden, oft in weniger als einem Tage, bei seinen Bergwanderungen den ganzen Kreis der Jahrzeiten durchlaufen kann. Diese fast unendliche Mannigfaltigkeit der Temperatur verleiht dieser Erde auch einen wunderbaren Reichthum von Producten. Auf dem Gipfel der Berge findet man Bauholz; an den Abhängen den Weinstock, den Maulbeerbaum und Tabakpflanzen, die im ganzen Orient geschätzt sind; zu seinen Füßen die Baumwollstaude, die Farbkräuter, die aromatischen Trauben der Levante, selbst das Zuckerrohr, und fast alle Fruchtbäume des Südens. Indessen darf man nicht glauben, daß es diese natürlichen Schätze des verheißenen Landes waren, die nach Syrien die Waffen so vieler Völkerschaften gerufen. Dieß mag vielleicht in Betreff der Araber der Fall seyn, die sich in ihren nackten Wüsten eingeengt finden, auch in Betreff der Hebräer mag es gelten, die vierzig Jahre in den Sandgebieten Idumäas irrten; allein unrichtig ist es in Bezug der übrigen Eroberer, die sich über dieß Land hergestürzt, das beinahe ewig den Schrecken des Krieges ausgesetzt war. Seit den Zeiten Jakobs wußte man, daß Syrien nicht Getraide genug zum Bedarf seiner Einwohner erzeugte, und andererseits gehört ihm keines seiner Producte ausschließlich an, noch vervielfältigt es sich in solchem Ueberfluße, daß es ihm den gefährlichen Ruf des Reichthumes zuziehen könnte. Die Weinrebe und der Oelbaum reifen auf allen Ufern des mittelländischen Meeres. Der Tabak, der Maulbeerbaum, die Baumwollstaude sind zwar glänzende, aber seltene Ausnahmen im dortigen allgemeinen Landbau. Syrien ist, im Vergleich mit Anatolien und Griechenland, arm an Eisen und Kupfer, und überdieß besitzt es keine jener Gold- und Silberminen, die seit so lange schon, und immer fort, in Asien die blinde Habgier der Völker reizen.

Andere Ursachen haben daher jene unaufhörlichen Fluthen von Angriffen und Einfällen gegen Syrien hingetrieben, die in seinen Thälern Ueberreste und Vertreter von fast allen Stämmen der menschlichen Familie zurückgelassen haben. In der That, obschon die Zahl der Einwohner Syriens nicht zwei Millionen und eine halbe erreicht, so bietet es doch hiemit das nachbarliche Nebeinanderwohnen, keineswegs je-

doch die Vermischung, von Stämmen, Religionen, Sitten und Gebräuchen in so außerordentlicher Weise dar, wie es sich vielleicht sonst nirgends auf dem Erdenrunde wieder findet. Es ist dieß ein charakteristischer Zug der Barbarei, daß sie in der Erhaltung der nationalen Eigenthümlichkeit eine Macht passiven Widerstandes zeigt, die ans Wunderbare gränzt. Während wir in unserem Europa alle Verschiedenheiten unmerklich verschwinden sehen, um einer, in gewisser Hinsicht fast bedauerlichen Einförmigkeit Platz zu machen, sieht man dagegen, wie sich in Syrien Stämme, Ueberreste von Völkern, und selbst Familien in unveränderlicher Reinheit erhalten, deren Ursprung sich in der Nacht der Zeiten verliert, und die nur dort noch heutiges Tages existiren, und die vielleicht nirgend anders je existirt haben. Diese Fortdauer der Vergangenheit, welche die Ueberlieferungen neu belebt, verführt und erschüttert alle Reisenden, welche die rührenden Erinnerungen herbeigezogen haben; man muß jedoch auch nicht verkennen, daß sie ihren vorzüglichsten Grund in den Gefühlen von Haß und Eifersucht hat, welche alle diese Stämme und Familien untereinander trennen. Man könnte vielleicht sagen, diese ungeselligen Gesinnungen bildeten das Grundprincip für den Nationalverkehr im gesammten Asien, allein nirgends haben sie sich so kräftig entwickelt, nirgends finden sie eine so strenge Anwendung, wie in Syrien. Wo könnte man ein schlagenderes Beispiel finden, als in der Geschichte der Juden? Mit solchen Gesinnungen wird jeder Staat, jede Gesellschaft unmöglich, ausgenommen der Patriarchen-Staat, das heißt, die Gesellschaft auf die Familie zurückgeführt. Daher sind auch alle großen politischen und religiösen Gedanken, die auf das Loos des Menschengeschlechts eingewirkt haben, über Syrien, fast ohne Ausnahme, hingegangen, ohne auch nur das Geringste, in Betreff des gesellschaftlichen Zustandes der Völkerschaften, hervorzubringen. Die christliche Religion ist dort geboren; aber was hat sie in diesem Boden, der ihre Wiege war, zurückgelassen? einige Tausend von armen, unwissenden Bergbewohnern. Der Mohammedanism machte dort seinen ersten Halt, er vertauschte diesen Boden aber bald mit Bagdad, Ispahan, Bohara, Dehli, Kairo, Konstantinopel oder Cordova, und wenn er bis zu unseren Tagen hin noch der That nach eine Obergewalt bewahrt hat, so geschah dieß einzig mit Hülfe aller jener mohammedanischen Völker, von denen Syrien umringt ist. Griechenlands glänzendes Genie herrschte dort; Rom verpflanzte seine bewundernswerthen politischen Einrichtungen dort hinüber, und was ist Anders davon übrig geblieben, als die Trümmer von

Balbek und Palmyra? Die Kreuzfahrer machen dort das Feudalwesen, welches die kräftige Kindheit Europas beherrschte, länger als ein Jahrhundert zum Gesetze, und kaum hat sich der Name der Kreuzfahrer in diesem Lande erhalten, wo das Ritterthum seinen Ursprung nahm.

Die Bevölkerung Syriens besteht daher aus den Ueberresten einer Masse von Völkern, die in verschiedenen Epochen kamen, und sich dort niedergelassen und ihre Sitten, ihre Gesetze, ihre Gebräuche bewahrt haben; ja einige, wie z. B. die Maroniten, besitzen noch eine Sprache, die sie selbst nicht mehr verstehen. Beinahe alle diese Stämme sind gleichsam eingepfercht in bestimmte Reviere, wo sie keines Fremden Niederlassung dulden, und dieser letztere Umstand macht die Uebersicht dieser Bevölkerung leicht. Wenn wir demnach von Nord nach Süd und vom West nach Ost gehen, so stellen sich uns die Völker Syriens in folgender Ordnung dar:

Im Norden des Paschaliks von Antiochien, in der Nähe des Meeres, begegnen wir den Winterlagern der Turkomannen-Stämme, die mit den Seltschukidischen Türken aus dem hinteren Khorassan nach Kleinasien kamen. Im Osten der Turkomannen sind die Weiden, welche die Hirten Chaldäas seit den Zeiten Abrahams besuchen, und wohin sie, gleich ihm, im Winter ihre Heerden hinführen. Gehen wir noch weiter nach Osten, so treffen wir an den Ufern des Euphrats die yezidischen Araber, oder die Anhänger des Chalifen Yezid, die beinahe die Expedition des Obersten Chesney vereitelt hätten.

Muselmänner, in Betreff der äußeren Uebungen, sind sie in der Lehre durchaus von ihnen verschieden. In dem Glauben: Gott habe, materiell genommen, nicht nöthig von den Menschen aufgefordert zu werden, ihnen Gutes zu thun, sparen sie den ganzen Tribut ihrer Verehrung dem Teufel auf, und bringen ihm mystische Opfer dar, von denen sie alle Profane fern halten.

Kehren wir zum Meerufer zurück, so finden wir auf den äußersten Höhen des Libanons die Nosairer oder Ansarier, eine heidnische Völkerschaft, welche bis zum Ende des verwichenen Jahrhunderts Europa unbekannt blieb, wo Volney zuerst auf ihre Existenz aufmerksam machte. Welches sind aber die religiösen Vorstellungen der Ansarier? Man weiß nur, daß sie an die Seelenwanderung glauben, daß nach einer unbestimmten Reihe von Prüfungen auf dieser Erde die gereinigten Seelen endlich unter der Gestalt von ewigstrahlenden Sternen ihren Platz im Himmel einnehmen werden. Man behauptet fer-

ner, daß sie Mysterien haben, zu denen nur gewisse Eingeweihte zugelassen werden, und daß diese Mysterien, welche sie am Tage des Neumondes in Grotten feieren sollen, vielleicht eine obscöne Ueberlieferung des Venusdienstes sind, der in Antiochien seine im Alterthume so berühmten Tempel besaß. Im Lande der Ansarier, mit ihnen jedoch unvermischt, wohnen auch die Kedameseer und die Ismaeliten (Ismaëliens), dieser letzte Stamm, der zum eilften Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinauf steigt, besteht aus vier- oder fünfhundert Familien, und seine religiösen Vorstellungen sind noch sonderbarerer Art, als die der Ansarier. Die Ismaeliten beten den Lingam an, dessen Bild ihre Frauen oft am Halse hangend tragen; auch ihnen schreibt man abscheuliche Dinge zu. Was die Kedameseer anlangt, so sind sie ein kleiner Stamm aus zwanzig Familien bestehend. Wie man sagt, beten sie die Sonne an, der sie Lämmer zum Opfer bringen; sie haben eine große Verehrung vor den schwarzen Schlangen, die sie oft in ihren Häusern unterhalten; denn es sind, ihrer Meinung nach, Thiere, die in der Gunst des bösen Geistes stehen. Von ihrem Ursprung, von ihrer Geschichte weiß man durchaus nichts.

Nach Osten hin stößt das Land der Ansarier fast an das Gebiet von Aleppo an, und hier leben in dem tiefsten Elende, und auf der untersten Stufe der Versunkenheit, einige tausend Glieder jenes außerordentlichen Stammes, der ausgegangen von den Ufern des Indus, sich über das ganze Erdenrund verbreitet hat, jene Wanderleute, die man Zingalis im Orient nennt, Aegyptier in einem großen Theile von Europa, und Böhmen in Frankreich.

Im Süden der Ansarier, auf der abendlichen Seite des Libanons, dehnt sich das Kesruan aus, ein Land, ausschließlich von Maroniten bewohnt, Christen, welche mit der lateinischen Kirche vereinigt sind, obschon sie unter einer Disciplin leben und ein Ritual befolgen, welche gänzlich von der römischen Kirche verschieden sind. Die Kreuzfahrer fanden die Maroniten schon im Libanon angesiedelt; woher aber sind sie gekommen, und welchem Stamme entsprossen? Man weiß es nicht, obschon der Gebrauch der syrischen Sprache bei ihren religiösen Ceremonien zu dem Schlusse zu berechtigen scheint, daß sie aus Chaldäa gekommen sind. Die Nothwendigkeit, sich gegen die Einfälle der Muselmänner zu schirmen, zwang sie, mit ihren südlichen Nachbarn, den Drusen, ein Bündniß zu schließen, das schon oftmal durch blutige Zwiste gestört ward, und gerade in dem gegenwärtigen Augenblicke gestört wird. Dieß Bündniß, welches kein anderes Unterpfand hat, als

den Gehorsam gegen denselben Fürsten, ist rein politischer Natur, denn im Uebrigen leben die beiden Stämme gänzlich geschieden von einander, und weichen, sowohl in physischer als in moralischer Hinsicht, völlig von einander ab. Der Ursprung der Drusen ist in noch tieferes Dunkel gehüllt, als der der Maroniten, und ihre religiösen Vorstellungen, welche das Gepräge eines tiefen Mysticismus tragen und sich unter Mysterien verbergen, deren Zutritt die Eingeweihten oder Ackal lange unzugänglich gemacht haben, wären uns noch unbekannt, besäßen wir nicht jenes Werk darüber, welches gleichsam die Krone des langen mühevollen Lebens von Sylvestre de Sacy bildet. Was ihre Geschichte anlangt, so verliert diese jeden Charakter von Sicherheit über das sechste Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinaus, als der berühmte Emir Fakr-ed-Din zum erstenmale diesem Stamme die Aufmerksamkeit des gelehrten Europas zukehrte.

Diese beiden Völkerschaften, die zusammengenommen ohngefähr dreimal hunderttausend Seelen zählen, bilden unbezweifelt den kräftigsten und achtungswerthesten Kern der syrischen Bevölkerung. Ihren gesellschaftlichen Zustand könnte man nicht besser, als mit dem der schottischen Klane vergleichen, wie Walter Scott sie in seinen lebendigen Schöpfungen dargestellt hat. Es ist dieselbe Liebe zur Arbeit und zum Felde, dieselbe Abhärtung gegen Mühseligkeit, dieselbe Gastlichkeit, derselbe Muth, dieselbe Treue gegen die Häuptlinge, dieselbe Aristokratie des schottischen Lairds und des Scheicks, derselbe Aufwand bei dem Baron des Hochlandes und dem Fürsten des Libanons. Man darf in dieser Beziehung nur die Scenen lesen, welche uns Ferdinand Perrier schildert:

„Der alte Emir Beschir war der einzige von seiner Familie und allen den höheren Würdeträgern der Staaten Mehemed Alis, der einen kriegerischen Hofhalt bewahrt hatte. Dennoch war er seit der Ankunft Ibrahims in Syrien auf 600 Reiter und 4 oder 500 Mann Fußvolk beschränkt. Der Glanz seiner Gastfreundschaft zu Beit-ed-Din, der Aufwand seiner Stallungen, seiner Jägerei bildete einen seltsamen Gegensatz zu Ibrahims Einfachheit. Jeder Fremde oder Eingeborne des Landes, der nach Beit-ed-Din kam, arm oder reich, fand dort die vollkommenste Gastfreundschaft, er sowohl als seine Leute und seine Thiere, alle die Zeit hindurch, als seine Geschäfte oder seine Neugierde ihn in der Residenz des Emirs zurückhielten. So fand täglich ein Zuströmen von zweihundert Personen und eben so vielen Pferden statt, die auf Kosten des Fürsten unterhalten wurden“.

„So war er es auch allein, der die Falkenjagd der Feudalzeit auf Rebhühner erhalten hatte, alljährlich im Januar und Februar hält er sie mit königlichem Luxus und zahlreichem Gefolge. Tausend oder zwölfhundert Bauern krönten die Höhen im Umfange von mehr als einer Stunde um die Stelle her, welche der Emir für das Zusamentreffen bestimmt hatte. Dort lag er, rauchend auf dem Divan, von seinen Verwandten und Freunden umgeben, die alle vor ihm standen. Zu seiner Seite hatte er ein Dutzend Falken mit ihren Kappen auf der Stange und einen auf dem Daumen. Sobald das Zeichen zur Jagd gegeben war, fingen die Bauern laut zu schreien an, indem sie den Kreis, welchen sie um den Emir schlossen, immer mehr einengten und auf das Gesträuch klopften, um die Rebhühner aufsteigen zu machen; sobald man eines bemerkte, wenn auch in weiter Entfernung, so ließ der Emir den Falken auf seinem Daumen los. Im selben Augenblick flogen auch mehr als fünfzig Reiter, und eben so viele Hunde, über Hügel und Thäler, um dem Falken das Rebhuhn zu entreißen, womit man ihn alsbald aus den hohen Lüften hinabsinken sah. Diese Jagd des Emirs, der dabei manchmal an einem Tage an zweihundert Rebhühner fing, gewährte ein großartiges Schauspiel wegen der Zahl der Reiter, der Schönheit der Pferde, der Pracht der Costüme, und des seltsamen Hallos wegen, der dabei statt fand, und den die Berge rings im Echo wiederholten“.

Nicht alle Drusen bewohnen dasselbe Gebiet. Während der traurigsten Unruhen, die um die Mitte des verflossenen Jahrhunderts das Gebirg heimsuchten, wanderten fünf- oder sechshundert drusische Familien nach Südost aus, und ließen sich südwärts von Damask nieder, in der fruchtbaren Ebene von Hauran, dem alten Auranitis. Dieser abgerissene Zweig des Hauptstammes wurde von dem Bergfürsten unabhängig, und zu Zeiten in der That unabhängig, wenn er Kraft genug hat, um den Pascha von Damask in Respekt zu erhalten, oder vielmehr, wenn dieser zu schwach ist, um den Stamm zur Entrichtung des Tributs zu zwingen. Das Land, welches diese Drusen gemeinschaftlich mit einigen halb nomandischen, halb landbautreibenden Araberstämmen bewohnen, ist von wunderbarer Fruchtbarkeit, und voll alter Trümmer und Denkmäler; unglücklicher Weise wurde es nur wenig besucht, und die wichtigen Entdeckungen, welche dort Hr. Robinson, gemeinschaftlich mit dem Obrist Chesney, machte, wären wohl der Art, den Eifer der Reisenden zu wecken, machte nicht die Gegenwart der Araber das Bereisen des Landes schwierig und sehr ge-

fährlich. Im Jahre 1838 brachten die Erpressungen und Grausamkeiten der ägyptischen Regierung die Drusen des Hauran zum Aufstande, und geraume Zeit boten sie einer Armee von einigen zwanzig tausend Mann regulärer Truppen die Spitze. Die Gesammtzahl ihrer Bevölkerung, mit Inbegriff der Frauen und Kinder, beträgt übrigens nicht über acht tausend Seelen. Und dennoch gelang es Ibrahim nicht, des Revoltes eher Meister zu werden, als nach Anrufung der Drusen und Maroniten des Libanons zu seinem Beistande.

Ohne jedoch so weit nach Süden hinabzusteigen, haben wir zwischen Damask und dem Gebiet der Maroniten, das Land der Metualis, schiitischer Muselmänner, arabischer Abstammung. Sie waren am Ende des verflossenen Jahrhunderts noch ein mächtiges Volk, fast so zahlreich, wie die Drusen, dessen Hauptmittelpunkt an den Ufern des Meeres bei den Mündungen der Kasmieh festgesetzt war. Sie zogen aber damals den Zorn des stolzen Djezzar auf sich, des Helden von St.-Jean-d'Acre, und in dem schrecklichen Krieg, den er gegen sie kehrte, wurden sie theils vernichtet, theils zerstreut und jenseits des Libanons gejagt, in das Thal von Bekam, das alte Coele-Syrien. Dort wohnen sie gegenwärtig elend und arm, und auf die Zahl von 42 oder 43,000 Seelen zusammengeschmolzen.

Ganz im Süden des Drusenlandes, dort, wo der Libanon allgemach abzufallen beginnt, um endlich in den Sandebenen der arabischen Wüste zu verschwinden, breitet sich eine Gegend aus von leichterem Zutritt im Vergleiche zu dem Norden Syriens. Kleine Hügel sind darüber ausgestreut, von unregelmäßigen Thälern ist dieß Land zerrissen, von unterirdischen Kräften wird es erschüttert, so daß noch oft Städte untergehen, wie einst Sodom und Gomorrha, und so gewährt dieß Gebiet keine jener von Natur festen Stellungen, welche es den Bergbewohnern des Libanons möglich machten, den Bemühungen der Eroberer Trotz zu bieten. Hier ist zuerst das alte Samaria, und noch weiter nach Süden Judäa, allen Einfällen, allen Eroberungen offen, die über dies dem Unglück geweihte Land dahingegangen sind. So ist demnach auch die Bevölkerung verhältnißmäßig verwischt und gemischt. Abkömmlinge der alten Besitzer des Landes, der Griechen oder der byzantinischen Römer, Söhne der arabischen Gefährten Osmars, oder jener, die im Gefolge der Ayubiten und der Mameluken kamen, sich dort niederzulassen, Christen, Juden oder Muselmänner, sie alle wurden hinabgedrückt zur Gleichheit gleicher Erniedrigung durch die Tyrannei, die abwechslend das gelobte Land geplün-

dert, verwüstet oder gesengt. Inzwischen findet man eben dort noch ein Volk, das uns ein Beispiel außerordentlicher Dauer, selbst in dem unbeweglichen Orient, gibt, und das man vergeblich anderwärts, als in Syrien, suchen würde. Ich meine die Samaritaner.

Ein wenig oberhalb Naplus, dem alten Sichem, auf dem Berge Garizim, an jenen Stätten selbst, wo eilf hundert Jahre vor Jesus Christus die zehn empörten Stämme ihren Tempel gegen den Tempel von Jerusalem erhoben, leben noch die gewissen Ueberreste dieser zehn Stämme. „Heutiges Tages“, sagt Ferdinand Perrier, „ist die Zahl dieser Bevölkerung auf 153 Individuen zusammengeschmolzen, welche drei und zwanzig Familien bilden, die ein einziges Dorf auf dem Gebirg bewohnen. Ohne Verbindung, abgeschieden von der ganzen Welt, zieht die Zeit, ziehen die Jahrhunderte über ihrem Haupte dahin, ohne in ihren Gewohnheiten und Sitten das Geringste zu ändern. Sie behaupten den Pentateuch, von Moises Hand geschrieben, zu besitzen; was gewiß zu seyn scheint, ist, daß sie gewissenhaft ein altes Buch bewahren, das keiner von ihnen lesen kann, geschrieben mit unentzifferbaren hebräischen Buchstaben, auf langen Bändern, die die Zeit gebräunt und die Würmer durchnagt haben. Nie gestatten sie einem Fremden dieß Buch zu sehen; sie versichern jedoch, daß es ihnen eines Tages wird entrissen werden, und daß es alsdann um den Letzten von ihnen geschehen seyn wird. Ihrem Vorgeben nach sind ihre beiden Opfer-Familien noch von dem Geschlechte Aarons. Bis in die jüngsten Jahren hatten sie sich rein von jeder fremden Beimischung erhalten. Unter der Regierung des Djezzar, Paschas von Akre, beschuldigte man einige Glieder dieser kleinen Gemeinde, daß sie den mohammedanischen Glauben gelästert hätten, durch ihr Vorgeben, daß sie allein, als im Besitz des wahren Glaubens, Anspruch auf das Paradies hätten. Djezzar berief sogleich ihre Häuptlinge, die zitternd vor dem furchtbaren Vesir erschienen. Zuerst maß er eine gute Weile, mit verächtlichem Blicke, die Samaritaner: „„Unreine, Ungläubige““, rief er dann, „„wie viele sind eurer in Allem““? — Hundert sechzig! Hundert sechzig! und das Paradies ist für euch allein! „„Nun wohl denn, ihr Hundesöhne, so laßt denn die Erde denen, welchen das Paradies verschlossen ist, und geht auf der Stelle in den Himmel““! Er gab hierauf ein schreckendes Zeichen mit der Hand, und die Elenden wurden zur Halle hinausgeschleppt. Indem Djezzar sich jedoch eines Bessern zu besinnen schien, sprach er: „„Man bringe dieses Hundegeschlecht zurück in seinen Zwinger, wenn aber je einer sich außen blicken läßt, so

tödte man ihn, wie ein unreines Thier"". Djezzar Pascha ist nun schon viele Jahre nicht mehr, die Samaritaner steigen aber doch nicht von ihrem Berge herab, sie fürchten sich vor den Unbilden des Volkes von Naplus, das in seinen Sitten roh und trotzig ist".

Welche traurige Geschichte! und was ihre Wirkung noch melancholischer machen muß, ist, daß diese Unglücklichen das Bewußtseyn ihres kläglichen Verhängnisses haben. Ihre Ueberlieferungen berichten, daß zur Zeit, als sie noch ein Volk ausmachten, in ihrer Mitte sich mehrere Auswanderungen bildeten, die auszogen, das Loos glücklicherer Länder zu erproben. Heutiges Tages, wo sie sich dem Untergange so nahe fühlen, denken sie daran, diese Abwesenden herbeizurufen, damit diese die Huth der Gräber ihrer Väter übernehmen. Mehr als einmal haben sie sich schriftlich an gelehrte Europäer gewendet, ob sie ihnen keine Kunde von diesen Ausgewanderten zu geben wüßten.

„Einmal", erzählt Hr. Farren, englischer Consul in Syrien, „ging ich beim Morgen des Tages über den Kirchhof von Sichem, am Fuße des Garizim: da gewahrte ich zwei samaritanische Frauen, die mit Schmerz die Gräber zu betrachten schienen, in denen die Ueberreste ihres alten Stammes Gefahr laufen, für immer zu verschwinden. Bei meinem Nahen brachen sie das Schweigen, und mit dem Ausdrucke tiefer Bekümmerniß fragten sie mich, ob ich keinen Ort der Erde kennte, wo sich Glieder ihres Stammes niedergelassen hätten, und ob ich diesen Verbannten nicht zu wissen thun könnte, daß Jene von ihren Brüdern, welche noch der Väter Erde bewohnten, sie bitten, heimzukehren, damit die Gräber der Vorfahren nicht ohne Hüter, und der heilige Berg nicht ohne Anbeter bleibe."

So lebt das Landvolk. Die Städte anlangend, so sind sie nicht wesentlich von den übrigen des Orients verschieden. Die Türken herrschen hier, wie gewöhnlich, und unter ihnen bewegt sich eine unterworfene Masse von Arabern, schismatischen Griechen, Armeniern und Juden, die einander verachten und verwünschen, aber alle besorgt sind, sich den Blicken des Herren zu entziehen und seine Aufmerksamkeit zu vermeiden. In Damaskus, der fanatischesten Stadt der muselmännischen Welt, hat inzwischen eine Art arabischen Adels oder Aristokratie, wovon mehrere Familien mit Leichtigkeit ihre Abkunft von den Gefährten des Propheten darthun können, lange Zeit die Macht der türkischen Paschas im Schach gehalten; die Christen und die Juden waren es, auf welche die Last der Tyrannei fiel. Ebenso war es in Jerusalem, wo die Lebhaftigkeit der religiösen Abneigungen, welche

die christlichen Sekten trennen, durch die Nähe der heiligen Stätten noch gesteigert schien, und den Türken beständig die Gelegenheit darbot, ein ihrem Stamme gewißermaaßen natürliches Talent zu entwickeln, nämlich das, von den menschlichen Leidenschaften-Nutzen zu ziehen. Um endlich die Aufzählung der Völkerschaften, welche sich in Syrien theilen, zu vervollständigen, müssen wir noch einige wenig zahlreiche Araberstämme mit hinzurechnen, die herumirrend auf der Ost- und Nordgränze leben.

Dieß ist das Land, dem die Ereignisse des Jahres 1840 nur eine neue Bahn von Anarchie und blutigen Unruhen eröffnet zu haben scheinen; dieß ist die Gesammtzahl der Thatsachen, welche sich hauptsächlich aus den Schriften ergiebt, die uns zu dieser Betrachtung veranlaßt. Sie alle haben ihr verschiedenes Verdienst. Wer vorzugsweise das heilige Land oder das Hauran kennen zu lernen wünscht, der nehme zum Führer Robinson's treffliches Buch; sind es dagegen die kurdischen oder arabischen Stämme, oder die Ruinen von Palmira: so wende man sich an B. Poujoulat; er hat Kurdistan durchgewandert, er hat unter dem Zelte der arabischen Anezeer gelebt, er ist lange genug unter den Ruinen verweilt, welche die Macht und Größe der Königin Zenobia bezeugen; wer jedoch die Völkerschaften kennen zu lernen wünscht, die sich heutigen Tages in Syrien theilen, der nehme die Schrift von Ferdinand Perrier zur Hand. Die Beschreibung, die er von ihren Sitten macht, von ihren Gebräuchen und Herkommen, ist die vollständigste, die ich kenne; doch möchte ich Niemanden rathen, sich von dem trügerischen Titel seines Buches zu dem Glauben verführen zu lassen, als finde er hier Details über die Verwaltung der ägyptischen Regierung in Syrien. Dem Generalstab des Soliman Pascha beigegeben, konnte Hr. Perrier von dieser Regierung nicht sprechen; denn man konnte es nicht mit Wahrheit thun, ohne ihr zu fluchen, und anderer Seits war er zu aufrichtig, um dem traurigen Beispiele zu folgen, das ihm einige Schmeichler des Paschas gegeben. Will man wissen, welche Bewandtniß es mit der Administration Mehemed Alis hatte, so lese man im zweiten Bande den vortrefflichen ausgezeichneten Brief von Hr. Farren. Dieß ist unbezweifelt eines der beredtetsten und poetischesten Zeugnisse, welches Syrien mit seiner ganzen wunderbaren Geschichte jemal gegeben hat, und zugleich ist es eines der verständigsten und wohlstudirtesten Dokumente, welches jemal über dieß Land niedergeschrieben ward. Das ganze Verdienst der von Lord Lindsey herausgegebenen

Bände ist in diesem Briefe befaßt, er genügt aber in meinen Augen, um den Erfolg zu rechtfertigen, welchen das Werk des jungen Lords in England gehabt hat.

XLVIII.

Briefliche Mittheilungen

aus Würtemberg zur Ergänzung der Censuren, und aus dem Badischen.

(Schluß.)

Wie es sich mit diesem Geist der Lehrbücher verhalte, das mag man zum Beispiel aus der Geschichte von Würtemberg für Schule und Volk von Dreher, Musterlehrer am katholischen Schullehrerseminar in Gmünd 1840 erkennen, die selbst von protestantischen Zeitschriften wegen ihres unkatholischen Charakters die entschiedendste Mißbilligung fand. Man denke auch nur an die Preisaufgabe, welche der würtembergische Volksschulverein, der, ohne Unterschied, katholische und protestantische Schullehrer unter seinen Mitgliedern zählt, über das Leben des würtembergischen Reformators stellte, und an die groben Verhöhnungen des katholischen Glaubens, welche die gekrönte Preisschrift sich erlaubte (s. theol. Quartalschrift 1842, 2tes Heft), oder an die Thatsache, welche Hurter in dem obengenannten Werke S. 127 über ein Mitglied des Kirchenraths mittheilt, oder an das für die katholischen Schullehrer berechnete Magazin für die Pädagogik und Didaktik, das neuerdings ein Motto Luthers an der Spitze trägt: so wird der Schluß auf den gegenwärtigen, und noch mehr den künftigen Geist leicht seyn.

Wir sagen nicht, daß dieser Geist von der Regierung als solcher genährt und gepflegt wird. Sie will ohne allen Zweifel aufrichtig Religiösität und Sittlichkeit. Aber das hindert nicht, daß Einzelne, welche eben zufällig mit jener gerügten Machtvollkommenheit bekleidet, am Ruder stehen und dem Unterrichte seine Richtung geben, dem Ty=

pus einer sogenannten zeitgemäßen Religiösität huldigen und dem Besondern, Bestimmten und Selbstständigen des confessionellen Gepräges, das sich ohnedieß dem System der durchgängigen Centralisation und Union entzieht, abhold sind. So konnte es kommen, daß die Staatsbehörde unter der Leitung des Mannes, der im Jahre 1830 als Director einer Kreisregierung sein Kind taufen zu lassen Bedenken trug, und erst nach Hinweisung auf das Staatsgebot nach vielen Wochen sich zu dieser, wie er meinte, für unsere Zeiten ganz unpassenden Handlung verstand, und unter dem Einfluß eines geistlichen Mitglieds, das Strauß mit offenen Armen empfangen wollte, einen katholischen Geistlichen, ungeachtet das Ordinariat remonstrirte, wegen Aberglaubens strafte, daß diese Staatsbehörde die Ordnung aller gottesdienstlichen Verhältnisse, ohne alle und jede Ausnahme, bis zum Ton des Predigers und der Orgel hinab in ihren allmächtigen Gesichtskreis zog und mit unermüdetem Eifer aufräumte, wegschnitt und Alles dem ebenen Boden gleichmachte, daß überhaupt im Unterricht, in Cult und Disciplin nur eine sogenannte freie religiöse Meinung, deren Name sich freilich mit ihrer ausschließlichen Geltung schlecht vertrug, für zulaßbar erkannt wurde. Hr. v. Schlayer bemerkte zwar, um die Beschwerden in Betreff der Eingriffe in den Gottesdienst zurückzuweisen, S. 249 der actenmäßigen Darstellung, es sey nicht mehr an der Zeit, jetzt nachträglich das anzubringen, was etwa die Ordinariate früher versäumt haben möchten, was sie aber, wie er überzeugt sey, nicht versäumt, weil sie überhaupt die Sache ganz anders angesehen hätten. Damit bezeichnet er aber eben den bisherigen Zustand als den normalen, und sanctionirt nun noch den Grundsatz, daß alle Anordnungen in Betreff des Cultus zum Wenigsten in primitiver Richtung schlechthin vom Staate ausgehen; und es ist hiernach lediglich ein Widerspruch, wenn er sofort bemerklich macht, daß in Beziehung auf die Gottesdienstordnung das Ordinariat sich im vollen Besitze seines Rechts befunden habe, was ohnedieß Jedermann in Abrede ziehen muß, der auch nur weiß, daß der Einführung dieser Ordnung ausdrücklich der weltliche Arm verheißen war. Im Uebrigen darf man nur die Instruction v. 13. September 1817, S. 530 ff. in Betreff der Kirchenvisitation zur Hand nehmen, um sich von der religiösen Anschauungsweise, die sofort den ganzen Kreis der untergeordneten Institute und Verhältnisse durchdringen mußte, einen Begriff zu machen. Hier ist z. B. von keiner Frage in Betreff der Reinerhaltung der kirchlichen Lehre, des Privatgebetes des Geistlichen, des häufigen Empfangs der heiligen Sakramente von Seite der

In gemischten Staaten, und namentlich in solchen, wo, wie in Preußen, der katholischen Minorität eine protestantische Majorität gegenüber steht, lauft jene Gefahr ganz übersehen zu werden, wenn sie nicht gleich dieser ihre Rechte öffentlich geltend macht, und ihre Gegner an ihre Existenz und ihren rechtlichen Bestand erinnert, und ihren Wünschen und Klagen mit männlicher Freimüthigkeit Worte leiht. Wer in unserer Zeit schweigt, der wird nicht mitgezählt. Einem König aber, der, wie Friedrich Wilhelm IV., jedem seiner Unterthanen Gerechtigkeit angedeihen lassen will, kann es nur willkommen seyn, wenn auf diese Weise seine katholischen Unterthanen ihr Heiligstes, ihren Glauben vertreten und seine Rechte geltend machen; denn in einer protestantischen Hauptstadt residirend, und von jener protestantischen Majorität stets umgeben, deren Glieder keineswegs alle seine gemäßigten und wohlwollenden Gesinnungen für die Katholiken theilen, kann es ihm nur erwünscht seyn, wenn er eine bornirte Intoleranz darauf hinweisen kann, daß seine katholischen Unterthanen ihre Rechte kennen, und Kraft und Muth besitzen, sie zu vertreten.

Dieß ist der Grund, warum wir dieß neue katholische Wochenblatt nicht nur in unserem Kreise mit brüderlichem Herzen willkommen heißen, sondern auch wünschen, daß es in so mancher anderen Provinz unseres Vaterlandes, die in trägem Schlafe verstummt scheint, Nachahmung finden möchte; denn Blätter, die eine allgemeine Bestimmung haben für das ganze katholische Deutschland, können, was die besonderen Bedürfnisse jeder einzelnen Provinz betrifft, diese unmöglich so genügend berücksichtigen. Darum wachet auf und legt Hand an das gemeinsame Werk, der Segen wird nicht ausbleiben.

L.

Neueste Literatur über die Verhältnisse der katholischen Kirche in Würtemberg:

1. Zur Abwehr und zur Verständigung von Martin Joseph Mack. Schaffhausen. Hurter'sche Buchhandlung 1842. 18 S. 8.

sagt, daß die niedern Convicte in ihrer ganzen Anlage und Einrichtung den Anordnungen und dem Geiste der katholischen Kirche nicht nur nicht entsprechen, sondern geradezu entgegen seyen, weil sie nach dem Muster der protestantischen niedern Seminare errichtet worden seyen (s. Abdruck der Actenstücke aus den Verhandlungen der Standesherrn S. 32). Man braucht hiezu nicht, wie Freiherr v. Mancler meint, vorauszusetzen, daß in den katholischen Convicten auch der protestantische Lehrbegriff zu Grunde gelegt werde. Die protestantischen Seminare mögen nach ihrer innern Einrichtung (den von dieser, nicht von der freien Verpflegung war von Seite der Commision die Rede) dem protestantischen Bedürfniß genügen, obwohl der vollendete kalte und nackte Unglaube, mit dem nahezu die Hälfte der Zöglinge das oberste Seminar zu Tübingen verläßt, das Gegentheil beweist; dem katholischen entsprechen sie darum noch keineswegs, und sie thun es um so weniger, als man den Zöglingen des katholischen geistlichen Standes in den niedern Convicten eine weit ungebundenere Lebensweise gestattet, als solche den Zöglingen des protestantischen Predigeramtes gestattet wird (s. S. 790 der Sion, Nro. 15 Beil. 84 Wesentliches, Bruchstück eines historisch-kritischen Commentars zu den Verhandlungen der Kammer der Abgeordneten mit dem Motto aus den Denkwürdigkeiten des protestantischen Prälaten Pahl S. 290: „Es lief die wohlbegründete Rede durch ganz Deutschland, daß unter allen Ländern, denen der Regensburger Congreß neue Herren gegeben, keinem das Loos so sehr aufs Unliebliche gefallen sey, als denen, welche Würtemberg zu Theil geworden", der auch mit seltenem Freimuth S. 210 sagt. „Mit verbissenem Schmerze gedachte das durch den Schrecken eingeschüchterte Volk seiner glücklichen Vergangenheit, die in der drückenden Gegenwart unwiederbringlich untergegangen war", und S. 211: „Ein neuer Keim der Zwietracht lag in den finstern unduldsamen Begriffen, welche die Ankömmlinge (altwürtembergische Beamte in den acquirirten Provinzen) von der katholischen Religion und ihren Bekennern aus dem alten Lande mitgebracht hatten, und sie nicht nur durch leicht bemerkbare Abneigung, sondern oft auch auf die kränkendste Weise durch Spott und Entweihung des Heiligen kundgaben" *). Wenn trotz dem nach der Bemerkung des Freiherrn v.

*) Diese gemäßigt geschriebene Abhandlung setzt manche bisher unbeachtet gelassene Behältnisse auf treffliche Weise aus einander und dient den Censuren zu einer wesentlichen Ergänzung.

Mancler besonders die jüngern Geistlichen, welche in diesen Anstalten erzogen worden, kirchlichen Ansichten und Grundsätzen huldigen; so ist letztere Erscheinung lediglich auf Rechnung der Männer zu schreiben, die seit Möhler die Frivolität und den Unglauben, welche die Zöglinge der niedern Convicte in das Wilhelmsstift und hier vom philosophischen Cursus zur Theologie hinüberbrachten, mit gründlicher Wissenschaftlichkeit und mit rastlosem Eifer bekämpften, weshalb übrigens die katholische theologische Facultät sich seit Langem keines besondern Vertrauens zu erfreuen hatte (a. a. O. 789. ff. Bekannt ist, daß, als nach der indirecten Entfernung Möhlers und Hirschers, dieser Zierden einer deutschen Facultät, der Geist der Tübinger Facultät derselbe blieb und deßhalb Mack von der Professur auf eine Landpfarrei versetzt wurde, die Regierung durch das Veto des academischen Senats alle Männer, welche dem letzten Decennium und damit der kirchlichen Richtung angehörten, ausschloß und letztlich die Wahl auf Gehringer lenkte, der, ein entschiedener Anhänger der pflanzischen Schule, von dieser wegen seiner angeblichen Gelehrsamkeit und wissenschaftlichen Tüchtigkeit von jeher angestaunt und gepriesen worden war. Wir können unmöglich glauben, daß die Regierung bei seiner Berufung jene Grundsätze bei ihm voraussetzte, welche sich nunmehr offen zu Tage legen; und deßhalb sind wir auch der Zuversicht, daß sie durch seine Entfernung seine Ansichten offen desavouire. Wenn wir hören, daß ein Professor der katholischen Theologie exegetische Erklärungen gibt, wie folgende: — Text: „und es war um die eilfte Stunde" ꝛc. Die Jünger konnten es nicht wissen, wie viel Uhr es war, denn sie hatten keine Uhren bei sich, denn damals gab es noch keine solche Uhren, wie wir haben. Text: „und die Rotte fragte Jesum, ob er der sey, den sie fangen wollten, und Jesus antwortete: Ich bin's. Darauf stürzten sie nieder". Dieß kann nicht anders erklärt werden, als so, der Weg war uneben und buckelicht. Die Soldaten sind nun etwas zurückgetreten, und dadurch auf dem unebenen Weg gefallen und gestolpert. Text: „Petrus hieb Einem das Ohr ab, Jesus aber heilte es ihm wieder hin". Petrus kann nicht das ganze Ohr abgehauen haben, sonst hätte ja Jesus das Ohr vom Boden aufheben und es ihm hinpappen müssen. Davon steht aber im Texte Nichts. Vielmehr muß die Sache so gedacht werden, daß Petrus dem Knecht nur in das Ohr hineingehauen, oder etwa das Ohrläppchen hinweggehauen habe: — so wissen wir nicht, ob wir mehr die religiöse oder wissenschaftliche Verkommenheit bedauern sollen, da selbst Strauß

mit Verachtung auf den seichten Rationalismus, der sich in solcher Richtung weiland in dem Heidelberger Paulus und Consorten zu erkennen gab, herniederblickt. Und wenn wir vollends Sätze behaupten und sie in öffentlichen Disputationen vertheidigen hören, wie der ist: „der Getaufte soll glauben, er besitze, in Folge der Taufe, alle natürlichen Anlagen, Fähigkeiten, Vermögen und Kräfte des Geistes, des Gemüthes, des Herzens, der Seele (welch' Tautologie!) und des Leibes so rein und vollkommen, wie sie ihm angeboren worden wären, wenn die Eltern und Voreltern nicht gesündigt hätten": so begreifen wir nicht, welches Verhältniß der Genannte zwischen dem würtembergischen Staate und der katholischen Kirche denkt, daß er derartige, ganz unkatholische, und von der Kirche feierlichst verworfene Lehrsätze offen aufzustellen wagt.

Indem wir diese Ergänzungen, die durch den Zweck dieser Blätter beschränkt sind, den Censuren anfügen zu müssen glaubten, und im Uebrigen auf diese selbst und die Schriften, welche über die würtembergischen Verhältnisse da und dort erschienen sind, verweisen, hätten wir eigentlich noch die Zeichnung, welche dort über die Abgeordnetenkammer gegeben ist, um einen guten Theil zu vermehren, und es würde unstreitig das Bild an Treue und Vollständigkeit sehr gewinnen, wenn wir all die von der Lectüre der aktenmäßigen Darstellung 2c. uns notirten Tiraden, Unwahrheiten, Verdrehungen, Umredungen, Verdächtigungen, Atrocitäten und Keckheiten, besonders gegenüber der edeln Mäßigung, ja übertriebenen Schonung und Rücksichtnahme der Katholiken auseinandersetzen wollten. Indessen verzichten wir lieber auf dieß widerliche und undankbare Geschäft, und erinnern deshalb z. B. blos an die Thatsache, daß ein Domdecan — wir sagen nicht öffentlich als Gegner seines Bischofs auftrat, denn das sind wir seit Langem gewöhnt, — daß gerade er, auch die gewöhnlichste urbane Rücksicht bei Seite setzend, vor allen Andern gegen seinen Bischof bei dessen Vertheidigung der kirchlichen Rechte einen Antrag stellte, oder daß ein Mitglied der Kammer, zugleich Mitglied des Kirchenraths, komischer Weise seine Entrüstung äußert, daß „der Bischof sich in die Stellung eines Wortführes der ganzen katholischen Bevölkerung des Landes begebe", und sich für die berechtigte Stimme des katholischen Volkes ausgibt (s. actenmäßige 2c. 238), oder, daß die Klage der Katholiken, „die Anschaffung der Bücher der Lesegesellschaften der katholischen Geistlichen, zu welchen letztere, ein Pfarrer 6 fl., unbedingt beitragen müssen, steht durch Verordnung (z. B. v. 9. Oct. 1821, L. S. 680) in der Willkühr der Decane, welche ihre

dießfallsigen Weisungen vom Kirchenrath erhalten; der Decan schafft also die Bücher an, und die übrigen Geistlichen zahlen sie", von einem Mitglied durch das Argument bekämpft wurde, „das ist einmal Vorschrift des Kirchenraths", von einem andern, „die Petitionen enthalten diese nähere Begründung nicht, man sollte daher keine Rücksicht darauf nehmen", von Hrn. v. Schlayer, „er finde die Sache ganz in der Ordnung" (s. actenm. S. 130, eine bloße Rücksprache ändert das ausschließliche Recht des Decans nicht). Selbst Freiherr v. Mancler, den wir außer aller Parallele mit Hrn. von Soden und Hrn. von Schlayer stellen, hat sich, weil er eine schlechte Sache zu vertheidigen hatte, nicht allen Winkelzügen entziehen können. Seine Rede konnte von den Censuren nicht mehr berücksichtigt werden, weshalb wir uns eine kurze Würdigung derselben von Punkt zu Punkt für eine folgende Mittheilung vorbehalten.

Aus dem **Badischen.** Der Fortschritt und die Emancipation von lästigen Formen machen sich bei manchen Geistlichen immer bemerklicher. Ein Reisender begegnete jüngst in dem Dorf G., auf dem nördlichen Abhang des Schwarzwaldes, dem Geistlichen des Orts auf den Gang zum Versehen eines Kranken. Der Meßner schritt mit Laterne und Klingel voran, der Geistliche folgte im Chorhemd, Stola und mit angehängter Burse, anbei ganz gemüthlich seine Pfeife rauchend. Irren wir nicht, so hatte er dazu auch noch seine Handwerksburschen-Kappe auf dem Kopf. Wir enthalten uns aller Bemerkungen über diesen Aufzug, und fragen nur: Was mögen sich die Leute denken, und welche Würdigung heiliger Handlungen muß sich bei ihnen festsetzen, wenn sie an dergleichen sich zu gewöhnen haben? — Im Unterland beten sie schon seit Ende Brachmonats für ihren (ja nicht bloß erwählten, sondern bereits anerkannten) Erzbischof Hermann, und wollen damit dem Oberhaupte der Kirche die Mühe der Präcanonisation ersparen. Daß sie den Papst aus dem Kirchengebet ausmerzen, mag im Allgemeinen wenig auffallen, ist aber für diejenigen, die es noch nicht haben dahin bringen können, den Begriff einer katholischen, mit dem einer bloß badenschen Kirche zu vertauschen, höchst schmerzlich. Kann auch das Oberhaupt der Kirche des Gebets jener Priester füglich entbehren, so dürfte es ihm doch nicht gleichgültig seyn, ob das Bewußtseyn einer katholischen, d. h. allgemeinen, unter einem selbstständigen Oberhaupte vereinigten Kirche allgemach völlig erlösche.

XLIX.

Literatur.

Katholisches Wochenblatt aus Ost- und Westpreußen für Leser aller Stände. Unter Mitwirkung mehrerer katholischer Geistlichen redigirt und herausgegeben von Ed. Herzog, Domcapitular von Culm und Direktor des bischöfl. Clerical-Seminars in Pelplin.

Unter diesem Titel wird uns seit dem 1. Oktober das Erscheinen einer neuen katholischen Zeitschrift angekündigt, die wir um so willkommener heißen, als die Nachrichten von dem Schicksale unserer Glaubensbrüder nur spärlich aus jenen fernen Gegenden der Ostsee zu uns gelangen, und als hiedurch wieder ein neues Band gewonnen wird, sowohl die deutschen Katholiken unter sich enger zu verbinden, als sie an dem Gesammtleben ihrer Kirche, die keine Länder und keine Völker kennt, theilnehmen zu lassen.

Diese Zeitschrift kündigt sich selbst als eine Frucht des durch die jüngsten Ereignisse auch dort wieder lebendiger gewordenen religiösen Bewußtseyns an. „Diesen Sinn nun mehr zu beleben, den Glauben zu befestigen, daß er vor den häufigen Angriffen und Entstellungen nicht mehr erbange, den Bürger und Landmann unseres Nordens mit seinen Brüdern im Süden in eine nähere Beziehung zu setzen: dieß gibt sie selbst in ihrem Probeblatt als ihre nächste Aufgabe an, und dabei wird sie noch den Verhältnissen und Interessen der beiden Diöcesen Culm und Ermeland als Provinzialblatt besondere Aufmerksamkeit widmen.

Mögen ihre Leiter mit jener Ruhe und Milde, aber auch mit jener festen Unerschrockenheit und Würde, wie sie den Vertretern einer guten Sache geziemen, zu Werke gehen.

Die Verhältnisse haben sich so gewendet, daß die Presse auch in Deutschland eine öffentliche, einflußreiche Macht des Staates geworden ist, und wenn nicht alle Zeichen trügen, es noch mehr werden wird.

In gemischten Staaten, und namentlich in solchen, wo, wie in Preußen, der katholischen Minorität eine protestantische Majorität gegenüber steht, lauft jene Gefahr ganz übersehen zu werden, wenn sie nicht gleich dieser ihre Rechte öffentlich geltend macht, und ihre Gegner an ihre Existenz und ihren rechtlichen Bestand erinnert, und ihren Wünschen und Klagen mit männlicher Freimüthigkeit Worte leiht. Wer in unserer Zeit schweigt, der wird nicht mitgezählt. Einem König aber, der, wie Friedrich Wilhelm IV., jedem seiner Unterthanen Gerechtigkeit angedeihen lassen will, kann es nur willkommen seyn, wenn auf diese Weise seine katholischen Unterthanen ihr Heiligstes, ihren Glauben vertreten und seine Rechte geltend machen; denn in einer protestantischen Hauptstadt residirend, und von jener protestantischen Majorität stets umgeben, deren Glieder keineswegs alle seine gemäßigten und wohlwollenden Gesinnungen für die Katholiken theilen, kann es ihm nur erwünscht seyn, wenn er eine bornirte Intoleranz darauf hinweisen kann, daß seine katholischen Unterthanen ihre Rechte kennen, und Kraft und Muth besitzen, sie zu vertreten.

Dieß ist der Grund, warum wir dieß neue katholische Wochenblatt nicht nur in unserem Kreise mit brüderlichem Herzen willkommen heißen, sondern auch wünschen, daß es in so mancher anderen Provinz unseres Vaterlandes, die in trägem Schlafe verstummt scheint, Nachahmung finden möchte; denn Blätter, die eine allgemeine Bestimmung haben für das ganze katholische Deutschland, können, was die besonderen Bedürfnisse jeder einzelnen Provinz betrifft, diese unmöglich so genügend berücksichtigen. Darum wachet auf und legt Hand an das gemeinsame Werk, der Segen wird nicht ausbleiben.

L.

Neueste Literatur über die Verhältnisse der katholischen Kirche in Würtemberg:

1. Zur Abwehr und zur Verständigung von Martin Joseph Mack. Schaffhausen. Hurter'sche Buchhandlung 1842. 18 S. 8.

2. Die Bestrafung des katholischen Pfarrers Zell in Würtemberg wegen Verdacht, die Benediction einer gemischten Ehe verweigert zu haben. Schaffhausen. Hurter'sche Buchhandlung 1842. 32 S. 8.
3. Neue weitere Beiträge zu dem Verfahren der katholischen Oberkirchenbehörden in Würtemberg gegen katholische Geistliche. Besonders in Anwendung gebracht gegen W. Lauter, Caplan in der Oberamtsstadt Gmünd. Schaffhausen. Hurter'sche Buchhandlung 1842. 92 S. 8.
4. Leichenrede, gehalten auf dem Grabhügel des fränkischen Couriers. 1842. 6 S. 8.
5. Censuren über die Abweisung des Bischofs von Rottenburg durch die würtembergische Abgeordnetenkammer. Schaffhausen, im Verlag der Hurter'schen Buchhandlung. 1842. 165 S. 8.

Wir haben die Bemerkung gelesen: es müsse eine mächtig bewegende Kraft in unserer Zeit liegen, da sogar dort, wo man seit Jahren an den tiefsten Schlaf und die fahrläßigste Indolenz gewöhnt gewesen, unerwartet das Leben erwache und in den Kampf trete. Dieser Bemerkung können wir, nach Durchlesung obiger Schriften, noch diese zum Troste unserer katholischen Leser hinzufügen, daß im Herzen der deutschen Völker ein wahrhaft unzerstörbarer Sinn für Wahrheit und Recht wohnen müsse, da ein so einmüthiges und thätiges Zusammenwirken geistlicher und weltlicher Autoritäten wider beide, wie es in Würtemberg stattgefunden, das Bewußtseyn derselben dort nicht zu vertilgen im Stande war. Dekane und Oberamtmänner, Ordinariat und Kirchenrath, Schule und Staatsgewalt haben sich die Hand gereicht von einem Ende des Landes zum anderen, um dem Volke seinen katholischen Glauben zu trüben, es seines katholischen Gottesdienstes zu entwöhnen, von seinen katholischen Sitten abzubringen und gegen jede katholische Anregung, auch von außen her, zu verwahren, und dennoch: — es hat sich ermannt, es hat sich aufgerafft, und angefangen, so nachdrücklich und beharrlich zu bitten um das, was dem lieben Gott und ihm gebührt, daß man es am Ende wohl wird erhören müssen. Demüthige, bescheidene Bitten, und sonst nichts, haben wir bisher (das bekannte Sendschreiben an Herrn von Schlayer ausgenommen) aus dem Munde und der Feder der Wütemberger Katholiken vernommen. Wir sind

In gemischten Staaten, und namentlich in solchen, wo, wie in Preußen, der katholischen Minorität eine protestantische Majorität gegenüber steht, lauft jene Gefahr ganz übersehen zu werden, wenn sie nicht gleich dieser ihre Rechte öffentlich geltend macht, und ihre Gegner an ihre Existenz und ihren rechtlichen Bestand erinnert, und ihren Wünschen und Klagen mit männlicher Freimüthigkeit Worte leiht. Wer in unserer Zeit schweigt, der wird nicht mitgezählt. Einem König aber, der, wie Friedrich Wilhelm IV., jedem seiner Unterthanen Gerechtigkeit angedeihen lassen will, kann es nur willkommen seyn, wenn auf diese Weise seine katholischen Unterthanen ihr Heiligstes, ihren Glauben vertreten und seine Rechte geltend machen; denn in einer protestantischen Hauptstadt residirend, und von jener protestantischen Majorität stets umgeben, deren Glieder keineswegs alle seine gemäßigten und wohlwollenden Gesinnungen für die Katholiken theilen, kann es ihm nur erwünscht seyn, wenn er eine bornirte Intoleranz darauf hinweisen kann, daß seine katholischen Unterthanen ihre Rechte kennen, und Kraft und Muth besitzen, sie zu vertreten.

Dieß ist der Grund, warum wir dieß neue katholische Wochenblatt nicht nur in unserem Kreise mit brüderlichem Herzen willkommen heißen, sondern auch wünschen, daß es in so mancher anderen Provinz unseres Vaterlandes, die in trägem Schlafe verstummt scheint, Nachahmung finden möchte; denn Blätter, die eine allgemeine Bestimmung haben für das ganze katholische Deutschland, können, was die besonderen Bedürfnisse jeder einzelnen Provinz betrifft, diese unmöglich so genügend berücksichtigen. Darum wachet auf und legt Hand an das gemeinsame Werk, der Segen wird nicht ausbleiben.

L.

Neueste Literatur über die Verhältnisse der katholischen Kirche in Würtemberg:

1. Zur Abwehr und zur Verständigung von Martin Joseph Mack. Schaffhausen. Hurter'sche Buchhandlung 1842. 18 S. 8.

2. Die Bestrafung des katholischen Pfarrers Zell in Würtemberg wegen Verdacht, die Benediction einer gemischten Ehe verweigert zu haben. Schaffhausen. Hurter'sche Buchhandlung 1842. 32 S. 8.
3. Neue weitere Beiträge zu dem Verfahren der katholischen Oberkirchenbehörden in Würtemberg gegen katholische Geistliche. Besonders in Anwendung gebracht gegen W. Lauter, Caplan in der Oberamtsstadt Gmünd. Schaffhausen. Hurter'sche Buchhandlung 1842. 92 S. 8.
4. Leichenrede, gehalten auf dem Grabhügel des fränkischen Couriers. 1842. 6 S. 8.
5. Censuren über die Abweisung des Bischofs von Rottenburg durch die würtembergische Abgeordnetenkammer. Schaffhausen, im Verlag der Hurter'schen Buchhandlung. 1842. 165 S. 8.

Wir haben die Bemerkung gelesen: es müsse eine mächtig bewegende Kraft in unserer Zeit liegen, da sogar dort, wo man seit Jahren an den tiefsten Schlaf und die fahrläßigste Indolenz gewöhnt gewesen, unerwartet das Leben erwache und in den Kampf trete. Dieser Bemerkung können wir, nach Durchlesung obiger Schriften, noch diese zum Troste unserer katholischen Leser hinzufügen, daß im Herzen der deutschen Völker ein wahrhaft unzerstörbarer Sinn für Wahrheit und Recht wohnen müsse, da ein so einmüthiges und thätiges Zusammenwirken geistlicher und weltlicher Autoritäten wider beide, wie es in Würtemberg stattgefunden, das Bewußtseyn derselben dort nicht zu vertilgen im Stande war. Dekane und Oberamtmänner, Ordinariat und Kirchenrath, Schule und Staatsgewalt haben sich die Hand gereicht von einem Ende des Landes zum anderen, um dem Volke seinen katholischen Glauben zu trüben, es seines katholischen Gottesdienstes zu entwöhnen, von seinen katholischen Sitten abzubringen und gegen jede katholische Anregung, auch von außen her, zu verwahren, und dennoch: — es hat sich ermannt, es hat sich aufgerafft, und angefangen, so nachdrücklich und beharrlich zu bitten um das, was dem lieben Gott und ihm gebührt, daß man es am Ende wohl wird erhören müssen. Demüthige, bescheidene Bitten, und sonst nichts, haben wir bisher (das bekannte Sendschreiben an Herrn von Schlayer ausgenommen) aus dem Munde und der Feder der Wütemberger Katholiken vernommen. Wir sind

weit entfernt, dieses an ihnen zu tadeln; wir gedenken vielmehr der schönen Worte des heiligen Ambrosius: Coactus repugnare non novi, potero dolere, potero flere, potero gemere: ad versus arma, milites gothos quoque, lacrymae meae arma sunt *); und sind überzeugt, daß der Weg der sicherste und beste zum Ziele ist; aber immerhin müssen wir bemerken, daß die außerordentliche Zurückhaltung ihrer Sprache, die unglaubliche Bescheidenheit ihrer Ansprüche nur allzudeutlich den großen Druck verräth, unter welchem sie bisher gelebt haben, und die Einschüchterung, der sie noch immer unterliegen.

Nehmen wir zuerst die Schrift Nro. 1 zur Hand, worin sich Professor Mack gegen die Mißdeutung verwahrt, als ob er, mit seiner Versetzung von Tübingen auf eine Pfarrei wohl gar zufrieden gewesen sey, blos aus dem Grunde, weil er dabei am Einkommen gewonnen habe; so sehen wir, nicht ohne Rührung, daß der gekränkte, vor den Augen der ganzen gebildeten Welt, mit schnöder Geringschätzung seiner wissenschaftlichen Bedeutung, auf eine Dorfkanzel verbannte Professor, in eben dem Augenblicke, wo er der wahrheitsscheuen Gewalt des Herrn von Schlayer weichen mußte, es noch als eine Rechts- und Ehrenpflicht erachte, „Seiner Exzellenz bei seinem Austritt aus der akademischen Laufbahn seinen ehrerbietigsten Dank darzubringen für die Beweise von Gewogenheit und Gnade, welche Sie ihm **während derselben** hochgeneigtest habe zu Theil werden lassen".

Die zweite Schrift zeigt aber auch nur allzudeutlich, wie sehr ein Würtemberger Katholik allerdings Ursache hat, alle seine Worte auf die Goldwage zu legen, wenn er sich nur von ferne in dem Falle sieht, mit den Organen der Staatsgewalt oder auch nur mit irgend einer Lieblingsidee dieser hochmögenden Herrn einigermaaßen in Widerspruch zu gerathen; denn der Pfarrer Zell wurde, wie die in dieser Schrift abgedruckten Aktenstücke zeigen, von dem katholischen Kirchenrathe mit schwerer Geldstrafe und von dem bischöflichen Ordinariat mit scharfem Tadel angesehen, weil er 1) nicht etwa die Einsegnung einer gemischten Ehe, um die er gar nicht angegangen worden, verweigert — sondern blos einem seiner Beichtkinder, das eine solche Ehe beabsichtigte, bei Gelegenheit der Beicht bemerkt hatte, daß er im Falle, wo nicht katholische Kindererziehung bedungen würde, die Ehe gar nicht würde ein-

*) C. 21, §. 2, C. XXIII. ep. 8. Gegen zwingende Gewalt kann ich nicht ankämpfen: Ich kann trauern, ich kann klagen, ich kann jammern: gegen Waffen, auch gegen gothische Soldaten, sind Thränen meine Waffen.

segnen können; weil er 2) bei der Verkündung dieser Ehe sich der Worte bedient haben sollte: „ich muß verkünden“; und weil er 3) das mit der Braut über diese Ehe bei Gelegenheit der Beicht Gesprochene als ein Beichtgeheimniß behandelt und deßhalb Anstand genommen hatte, den Behörden darüber Rede und Antwort zu geben. Letzteres von der geistlichen und weltlichen Behörde einmüthig als eine Anmaaßung, die zu den gefährlichsten Umtrieben mißbraucht werden könnte, bezeichnet zu sehen, gewährt gewiß jedem Leser die beruhigendste Ueberzeugung, daß durch die Eifersucht des Ordinariats in der Wahrung der Kirchen= und Gewissensfreiheit in Würtemberg der Landesfrieden nie werde gestört werden. Wenn man aber daneben liest, wie der Pfarrer Zell, der bei Amt erklärt hatte, sich von dem bischöflichen Ordinariate Verhaltungsbefehle erbitten zu wollen, wenn er zur Einsegnung einer gemischten Ehe, mit der Bestimmung künftiger protestantischer Kindererziehung aufgefordert würde, von dem katholischen Kirchenrathe belehrt wird: „daß ihm zwar (Gott Lob!!) nicht verwehrt werden könne, sich in jeder kirchlichen Angelegenheit und so auch in Sachen der gemischten Ehen an das vorgesetzte bischöfliche Ordinariat um Belehrung zu wenden; daß es aber durchaus unstatthaft sey, die Befolgung eines Staatsgesetzes, wie das Religionsedikt es sey, von dem Bescheid einer kirchlichen Behörde abhängig zu machen“; so kann man nicht umhin, eben so sehr um das Staatsgesetz und dessen Befolgung in Würtemberg, wie um die Gewissens= und politische Freiheit der Würtemberger besorgt zu werden. Denn offenbar gilt gegen das Gesetz eben das, was hier für dasselbe angeführt wird, und wenn demnach die katholischen Unterthanen Würtembergs es, wie weiland die Polen, dereinst mit ihrer Ueberzeugung, oder ihrem Interesse nicht mehr verträglich fänden, dem Staatsgesetze Folge zu leisten, so dürfte man sicherlich weder hoffen noch begehren, daß sie auf den Ausspruch ihrer, den Gehorsam einschärfenden geistlichen Vorgesetzten das mindeste Gewicht legten. Auf der anderen Seite muß man fragen, wo denn der Gehorsam seine vernünftige Gränze finden soll, wenn nicht wenigstens in den Bedenklichkeiten des Gewissens? Kann aber diese keine geistliche Behörde entscheiden, so kann es noch viel weniger geeignet scheinen, die Entscheidung darüber dem, oft leidenschaftlich getrübten Ermessen der einzelnen Betheiligten anheim zu geben; und so sähen wir uns denn zu der Behauptung eines absoluten Gehorsams gedrängt, wie ihn nicht die türkische, kaum die russische Staatsgewalt bisher in Anspruch zu nehmen wagte. Das ist das Dilemma, worin man durch

41 *

die Lehre des königlich würtembergischen katholischen Kirchenraths versetzt wird.

Die Schrift Nro. 3 beweiset aber überdieß, daß es auf Seite dieser verehrlichen Behörde weder nöthig noch klug ist, dies geistliche Instrument ihrer hohen Befehle mit solcher Eifersucht und schnöder Geringschätzung zugleich zu behandeln. Denn kommt es darauf an, einen Geistlichen, der Muth und Eifer hätte zur Vertheidigung der Kirche, durch Quälereien einzuschüchtern, durch Angebereien zu ängstigen; wer gibt sich lieber dazu her, als der Repräsentant des Ordinariats, der Herr Dekan? Ist die weltliche Behörde in Verlegenheit, einen Katechismus zu unterdrücken, der die staatsgefährliche Lehre von der alleinseligmachenden Kirche zu nachdrücklich einschärft; wer bietet bereitwilliger die Hände, als das Ordinariat? Sind Bedenklichkeiten über das Beichtsiegel zu überwinden oder supplirende Maaßregeln zu ergreifen, um, im Widerspruch mit den Vorschriften der Päpste und Concilien, die Einsegnung kirchlicher gemischter Ehen zu sichern; wer greift rascher und kräftiger durch, als wieder der vom Ordinariat zum Wächter der Ordnung bestellte Dekan? — Doch sind dieß nicht die einzigen Punkte, worüber die Schrift Nro. 3 interessante Aufschlüsse gibt. In einer Erwiderung auf einen Schmähartikel der Leipziger allgemeinen Zeitung gibt sie zuerst eine kleine Uebersicht der polemischen Literatur über die katholischen Zustände in Würtemberg, nebst Fingerzeigen über das Verhalten der unpartheiischen Staatscensur in Ansehung derselben, und über die verschiedenen, nicht immer sanften Mittel, die man angewendet, um das Lautwerden der katholischen Beschwerden, besonders beim Landtage zu verhindern. Dann zeigt sie aber (S. 27 ● E., S. 32, S. 34 vgl. S. 39 ffg.), daß der fragliche Artikel nur allzudeutlich den Stempel einer besonderen, aber nicht erbaulichen Vertraulichkeit zwischen der Leipziger allg. Zeitung und der amtlichen Quelle der beschwerenden Maaßregeln wider die katholische Kirche in Würtemberg an sich trage.

Ferner ist sie voll interessanter Belehrungen über diese Maaßregeln selbst, namentlich über die Unterdrückung der Wallfahrten, die Beschränkung der Altäre in den Kirchen u. dgl, worüber die früheren, im Wesentlichen richtigen Angaben der historisch-politischen Blätter mit so großem Geschrei waren widersprochen worden. Endlich deckt sie die Wege auf, die da eingeschlagen wurden zur allmähligen Unterjochung der katholischen Würtemberger.

Noch bedeutenderes, im höchsten Grade beachtenswerthes Material

liefert die Schrift Nro. 5. Sie ist zum Theile schon durch die brieflichen Mittheilungen aus Würtemberg in diesen Blättern zur Sprache gebracht worden: wir halten es aber für Pflicht, ihres wirklich sehr bedeutenden Inhalts wegen, wiederholt darauf aufmerksam zu machen. Sie bringt zu allen einzelnen Beschwerden, die der Herr Bischof von Rottenburg den Kammern vorgetragen: über Eingriffe in das Recht, den Gottesdienst zu ordnen; über Verkümmerung des bischöflichen Rechts, die Bildung der katholischen Theologen zu überwachen; über Vorenthaltung von bischöflichen Rechten hinsichtlich der Besetzung der Kirchenstellen und der Verwaltung des Kirchenvermögens; über staatspolizeiliche Suspension von katholischen Geistlichen und Hemmung der bischöflichen Jurisdiction; über ungesetzlichen Zwang zur Einsegnung gemischter Ehen, die aktenmäßigen Belege bei. Wir erfahren da z. B., wie ein Dekret der Staatsbehörde vom 2. August 1808 bestimmte, daß unter der Frühmesse an den Sonn- und Feiertagen das Evangelium deutsch, mit der Erklärung, declamatorisch vorgetragen, daß an den gewöhnlichen Sonn- und Feiertagen unter dem Amte deutsch gesungen, und die in der ersten Stadtpfarrkirche bisher um 11 Uhr gewöhnliche Messe um halb 11 Uhr gelesen werden, daß um 3 Uhr eine deutsche Vesper-Andacht folgen, die Nachmittagspredigt am Palmsonntag nach der Sonntagsschule statt der Katechese, und die Predigt am Charfreitag Morgens gehalten werden solle. Und damit man nicht glaube, daß man in jener Zeit etwa bloß dem Drange nachgegeben habe, in Ermanglung der gesetzlichen Thätigkeit rechtmäßiger Kirchenobern einige Ordnung in der verwaisten katholischen Kirche zu schaffen, so lesen wir, daß noch i. J. 1841 der katholische Kirchenrath sogar vorschrieb, welche Orgelstücke bei dem Gottesdienste zu Vor-, Zwischen- und Nachspielen zu wählen seyen. Wir lesen ferner: daß die Anstalten zur Bildung des Clerus, im merkwürdigsten Gegensatz mit den Bestimmungen des Conciliums von Trient, als reine Staatsanstalten behandelt werden, und bei den niederen Convicten dem Bischofe bloß ein Recht der Einsicht, bei den höheren bloß die Aussicht auf Zuziehung eines bischöflichen Commissärs zu Visitationen, und in Ansehung der zu ernennenden Vorsteher und Lehrer nur ein beschränktes Recht der Erinnerung eingeräumt ist, ja daß für den Unterricht der künftigen Priester in der Philosophie und Geschichte gar keine katholischen Lehrer vorhanden sind. Wir lesen da, wie sich die Staatsgewalt geradezu der Ernennung zu fast allen Kirchenämtern, ohne den Schein irgend eines rechtlichen Titels, bemächtigt, und wie sie eben so die Disciplinar- und Strafgerichtsbarkeit

über die Geistlichen bezüglich der Verletzung ihrer geistlichen Amtspflichten durch deren Subsumtion unter dem §. 47 der Verfassungsurkunde, welcher von der Entlassung der Staatsdiener spricht, an sich gerissen hat. Das sind Beispiele, die wir auf Gerathewohl aus dem vor uns liegenden Buche herausheben. Etwas mehr hierüber zu sagen, gestattet uns der Raum nicht; auch sprechen ja solche Thatsachen für sich selbst laut genug. Im Buche sind sie alle mit der größten Ruhe, mit einer oft sogar das unzweifelhafte Recht der Kirche gefährdenden Unpartheilichkeit besprochen. Darauf werden dann die Motive des Kammerbeschlusses untersucht, die Gegner der Kirche und die Bedeutung, im Gegensatze zu der sich immer entschiedener aussprechenden Gesinnung des katholischen Volkes geprüft, und die aus einem solchen Zustand der Dinge sich ergebenden Aussichten in die Zukunft mit Ernst, aber mit festem Vertrauen auf des Königs Gerechtigkeit erwogen. Wir müssen den Leser bezüglich aller dieser Punkte auf das Buch selbst verweisen. Nur Eins scheint dem Gebiete dieser historisch-politischen Zeitschrift zu unmittelbar anzugehören, als daß wir es übergehen könnten; es sind folgende Bemerkungen über die Stimmung des katholischen Volkes in Würtemberg. „Allgemein herrscht im Volke die Ansicht, daß der im Dienste und Solde der Staatsgewalt stehende Kirchenrath einen Theil der Kirchengewalt an sich gezogen habe und fortwährend ausübe. Es weiß recht gut, welches die richtige Stellung des Kirchenraths zur Kirche sey, vermag sie aber in der Praxis durchaus nicht zu finden. Und darüber ist es schon lange mißvergnügt gewesen, so wie es auch sonst mit der Art, wie es kirchlich regiert wurde, unzufrieden war. Diese Unzufriedenheit hat sich in neuester Zeit besonders aus Anlaß der neuen Gottesdienstordnung kund gegeben. Das Volk fühlte sich durch die schonungslose Weise, in welcher ihm dieß Werk eines übelberathenen Uniformirungseifers alte ehrwürdige Institute und Gewohnheiten nahm, tief verletzt, und schrieb die neue Agende dem Einfluß der protestantischen Regierung zu. In dieser Mißstimmung wurde von ihm die Ankündigung der Motion des Bischofs mit allgemeinem Jubel begrüßt...... Dem Verfasser dieser Schrift sind aus den verschiedensten Gegenden des Landes, vom Bodensee und von der Jaxt, von der Donau und vom Neckar, von der Alp und vom Schwarzwald, zuverlässige Nachrichten über die Stimmung des katholischen Würtemberg zugekommen. Alle treffen darin zusammen, daß das Volk in Beziehung auf seine kirchlichen Angelegenheiten in hohem Grade unzufrieden und beunruhigt sey, und daß seine Aufregung sich hie und da bereits unverkennbar als

Erbitterung äußere". So sehr letzteres natürlich, so sehr ist es zu beklagen. Uebrigens ist es unverkennbar, daß die Dinge immer mehr sich dahin neigen müssen, je mehr die katholischen Stimmen niedergehalten und den Reclamationen des Volkes die Wege, sich vernehmlich und geltend zu machen, abgeschnitten werden.

In dieser Beziehung verdient die Leichenrede auf dem Grabhügel des fränkischen Couriers (Schrift Nro. 4 oben), ihrer scherzhaften Einkleidung ungeachtet, ernste Beachtung. Es ist eine allgemeine Calamität, daß dieses Organ eben so ächt deutscher und loyaler, als katholischer Gesinnung untergegangen, und wenn sich die von dem Grabredner ausgesprochene Hoffnung seine Auferstehung nicht verwirklichen läßt, so bleibt nur zu wünschen, daß die, welche an der guten Sache warmen Antheil nehmen, sich vereinigen möchten, um ein anderes Blatt, z. B. die Augsburger Postzeitung zum Vertreter ihrer Bedürfnisse und Ueberzeugungen zu machen.

LI.

Papst Gregor XVI. und der Kaiser aller Reussen, Nikolaus Paulowitsch.

Vierte Betrachtung.

Ein flüchtiger Blick auf Form und Inhalt der von uns aus der päpstlichen Staatsschrift aufgeführten autokratischen Ordonnanzen kann uns keinen Augenblick in Zweifel lassen, wer in Rußland, in kirchlichen Dingen, Herr und wer Sklave ist. Während darin des Papstes auch nicht mit einer Sylbe gedacht wird, sehen wir, in welch bündiger Form dagegen der omnipotente Wille des Zaren sein Commando ausspricht, und wie allumfassend der Ressort dieser Ukase des Selbstherrschers circa, in und contra sacra ist.

Wir würden indessen noch einen ganz anderen Begriff von dieser Vielseitigkeit kirchlicher Thätigkeit erhalten, wäre

es nicht autokratisches Staatsprincip an der Newa, wie wir im Vorhergehenden schon bemerkt, dem rechtmäßigen Oberhaupte in der Tiberstadt keine Mittheilung der kirchlichen Ordonnanzen zu machen, und sollten sie auch die ganze kirchliche Ordnung umkehren oder vernichten. So war der heilige Stuhl bei seinen Mittheilungen einzig auf die wenigen Aktenstücke beschränkt, welche ihm die unglücklichen katholischen Gläubigen selbst machten, die, trotz aller Drohungen und Verfolgungen, ihr Gewissen und das Gesetz Gottes höher achteten, als das **Nous trouvons bon** des Zaren aller Reussen und seiner unterthänigen, sehr heiligen dirigirenden Synode russischer Schismatiker.

Einen grellen Beweis, wie wenig Umstände man in dieser Beziehung mit dem heiligen Stuhle zu machen pflegt, bietet das sogenannte organische Statut dar, wodurch nach der polnischen Revolution die Verhältnisse Polens, mit Nichtachtung der Wiener Verträge, auf einer ganz neuen Basis festgestellt wurden. Obschon dieß Statut auch über das künftige Schicksal der polnischen Kirche entscheidende Bestimmungen enthielt, und am 14. Februar 1832 schon erlassen war, so machte die russische Gesandtschaft doch erst unter dem 12. April dem päpstlichen Staatssekretariat, und zwar nur leihweise, zur Ansicht, eine Mittheilung davon, die der Fürst Gagarin mit folgenden, für die russische Diplomatie charakteristischen wenigen Worten begleitete: Il sera sans doute *agrèable* à Votre Eminence Révérendissime, de connaître les bases de la nouvelle organisation du Royaume de Pologne, dont les destinées ont été definitivement fixées par le statut organique du 14 février dernier, dont j'ai l'honneur de Vous communiquer ci-joint un exemplaire — *Veuillez, Monseigneur, après avoir pris lecture de cet intéressant document, me le restituer, attendu que je ne possède que cet exemplaire.* Ist es nicht, als ob die besondere Gefälligkeit des Ministers sich hier ein Vergnügen daraus machte, dem Staatssekretär auf einige Augenblicke irgend eine

interessante belletristische oder artistische Neuigkeit, die denselben sonst nicht weiter anginge, mitzutheilen; allein man hatte guten Grund, diese Mittheilung nicht zu beeilen und vor der Hand auf ein flüchtiges Durchlesen zu beschränken; denn jenes organische Statut enthielt für die Katholiken und den heiligen Stuhl doch nichts, als Versicherungen und Versprechungen, welche die moskowitische Politik nach gewohnter Weise im nächsten Augenblick mit Füßen trat, so daß sie unmöglich wünschen konnte, daß sich in Rom mehr als ein Exemplar, und in anderen Händen, als in denen des russischen Ministers, Fürsten Gagarin, befände, es hätte ja nur zu unangenehmen Berufungen und Erinnerungen Veranlassung geben können. Was wir bisher von kaiserlichen Ukasen berührt, mochten sie auch über das Gewissen, das Innere des Heiligthums und die heiligsten Güter des Menschen, oder über sein materielles Hab und Gut verfügen, so betrafen sie doch immer nur sterbliche Menschen; allein dem allumfassenden Ressort russischer Minister und autokratischer Ukase sind selbst die Heiligen des Himmels nicht entrückt; auch sie müssen die eiserne Ruthe des Zornes und der Rache empfinden; auch sie werden degradirt, und ihrer Ehren und Würden entsetzt.

Es ist wohl allgemein bekannt, daß in Rußland, als einem Soldatenstaat, der Kultus der Ordensdecorationen zu der Hierarchie der Dienst- und Adelsgrade in innigster Beziehung steht. Der russische Adel, nach despotischem Princip ganz ein Dienstadel, theilt sich bekanntlich in 14 Klassen; eine Decoration nun, die der Kaiser zuerkennt, verleiht nicht nur den Adel, sondern auch, nach ihrer höheren oder niederen Bedeutung, einen entsprechenden Dienstrang. Da man nun kein Mittel, selbst nicht die Decorationen, zur Proselytenmacherei verschmähte, so erschien nicht lange vor der Losreißung der Unirten ein Ukas des Inhalts, daß Militär- und Civilpersonen, die der russischen, oder unirten, oder protestantischen Confession angehören, durch die Verleihung eines russischen Or-

bens den erblichen Adel, sind sie aber Katholiken, nur den lebenslänglichen erlangen. Weiter verfügte der Zar in demselben Ukas, daß der polnische Orden des heiligen Stanislaus, des Schutzpatronen Polens, von der ihm früher zuerkannten höheren Stufe fortan herabgesetzt sey!

Wir haben angeführt, wie man den Namen des Papstes aus den Kirchengebeten vertilgte, und wie man sich bemühte, in den Kanon der Messe die Namen des Kaisers und aller Prinzen und Prinzessinnen des kaiserlichen Hauses einzudrängen; allein auch die heilige Jungfrau, die Muttergottes, die Polen als die Königin des Himmels und der Krone von Polen seit Jahrhunderten in seiner Liturgie verehrt, fand nicht mehr Gnade vor dem kleinlichen, armseligen Hasse dieser Verfolger; ihr Titel galt als eine Majestätsbeleidigung gegen die Würde des Imperators als einzigen Inhabers der Krone von Polen. So wurde denn die alte Liturgie mit den verbotenen Büchern auf Seite geschoben, und in einer editio purgata, nach russischer Weise, die Königin der Engel, der Apostel und Martyrer der Krone von Polen beraubt *).

*) Wir entlehnen diese beiden Thatsachen einer protestantischen englischen Zeitschrift: „The british and foreign Review; or, european quarterly journal". Vol. IX. 1839, S. 319. The Russo-Greek Church. Diese protestantische Zeitschrift fällt bei einer andern Gelegenheit folgendes Urtheil über die militärische Seele der russischen Politik, dessen Verantwortung wir von uns ablehnend, ihr selbst überlassen. Vol. VIII, S. 35 heißt es: „He draws grenadiers, thinks grenadiers, has a grenadier goverment and has created a grenadier society. Alexander's coachmanis pension ed off with the rank of colonel; the clerks in the government offices are ensigns, and the *employés* captains, colonels, generals, according to their grade. — It is easy to imagine how such a system as this will operate while it lasts; how much unity of purpose, and concentration of strenght, will result from it; how much bravery and loyalty it will inspire. These are the

Nach solchen Vorgängen darf es uns daher nicht Wunder nehmen, wenn dieselbe Gewalt nun auch ganz neuerlich, durch einen weiteren Ukas, den Katholiken ihren ganzen Kalender entrissen, und auch in diesem Stücke die Polen zu Russen gemacht, das heißt: sie gezwungen hat, losgerissen von der europäischen Civilisation, einem von der ganzen übrigen Welt als fehlerhaft anerkannten Systeme zu folgen, indem sie, wie die Denkschrift des heiligen Stuhles sich ausdrückte „zum größten Nachtheil des gesammten Kirchenwesens und der religiösen Rechte und Gebräuche in Polen dem gregorianischen Kalender den julianischen substituirte.“ Allein der gregorianische Kalender war ein katholischer, er war eine Wohlthat der Päpste, und eben weil seine Abschaffung dem katholischen Kirchenwesen den größten Nachtheil brachte und die Rechte der Polen kränkte, so genügte dieß einem verblendeten Hasse seine Verdammung zu verfügen. Den Polen das Ihrige zu lassen, oder wenn man durchaus Gleichförmigkeit wollte, die Russen des Besseren der Katholiken theilhaftig zu machen, dieß wäre der schismatischen Staatsorthodoxie zuviel zugemuthet gewesen.

So ist es denn erklärlich — und wir könnten davon Beispiele anführen — daß katholische Christen weinen und zittern müssen, wenn sie aus der Gewalt des türkischen Halbmondes in die des erobernden russischen Adlers fallen; während sie dort nur Gelderpressungen und Vexationen subalterner Beamten ausgesetzt sind, in ihrem Gewissen aber, im Innern ihres Heiligthums ungekränkt walten und beten können, wie sie wollen, tritt hier sogleich eine wohlberechnete systematische Verfolgung und Bedrückung ein, die sich über Alles erstreckt, und auch, wie wir gesehen, nicht einmal einen

---

grenadier virtues, and Nicholas a grenadier god for his time, the master of hope and fear, disgrace and honour, worshiped as many such a despotic divinity has been before him“.

freien Seufzer duldet, den sie nicht als Majestätsverbrechen auslegte, und im gelindesten Falle mit Güter-Confiscation bestrafte.

Führen wir aber dieß ganze Verfahren der Staatsgewalt auf seinen kürzesten Ausdruck zurück, so ist es dieselbe Staatsmaxime, die hier, wie weiland an dem Hofe König Nobels, des Löwen, galt, und die da lautet: Laßt mir das Meine und gebt mir das Euere". Als überall anwendbarer Rechtsgrundsatz wird das „*Nous trouvons bon*" unumschränkter Macht vorausgeschickt, und zur Execution folgen dann die Mittel, welche die Documente der päpstlichen Staatsschrift aufführen, nämlich: Nro. 47 Beraubung der Sacramente, Nro. 39 und 51 Branntwein und Knute, Nro. 40, 45, 50, 51, 64 Hunger, Durst, Kälte, hartes Gefängniß, Fortschleppung, grausame, unmenschliche Mißhandlungen.

Was den ersten Theil jenes Grundsatzes betrifft, nämlich: „Laßt mir das Meine", so ist es bekanntlich ein Princip des russischen Staatsrechtes, was da sagt: die Krone kann Nichts verlieren. Die sehr heilige Synode hat in ihren Jubelmanifesten über den Abfall der Unirten das gleiche Princip öffentlich und feierlich an verschiedenen Stellen proclamirt, wo sie nämlich von dem untheilbaren Rußland und dem unveräußerlichen russischen Erbe spricht; wir werden daher später auf diesen neuen völkerrechtlichen Grundsatz unersättlichen Ehr- und Eroberungsgeistes zurückkommen, wenn wir von seiner Anwendung auf jene Theile dieses unveräußerlichen Erbes des untheilbaren Rußlands sprechen, die dermalen noch im Besitze von Preußen und Oesterreich sind. Gibt die sehr heilige Synode uns damit auch nicht undeutlich zu verstehen, daß sie nicht ohne alle Hoffnung ist, mit uns und dem Völkerrechte zu verfahren, wie man bei ihr mit dem Staatsrechte gegen die Katholiken verfahren ist: so werden wir sie daran gelegentlich erinnern, daß wir noch nicht so weit sind, und so lange wir

noch ein Schwert heben können, auch die Allmacht ihrer Knute mit Gottes Hülfe bestreiten werden.

Was dann den zweiten Theil jener Maxime anlangt: „Gebt mir das Euere", so genügt ein Blick auf die Karte und auf das durch das Schwert des untheilbaren Rußlands unterjochte Völkergemisch zum Beweise, mit welchem Glück man ihn in Anwendung gebracht, und die übrigen Völker, ohne Gewissensbisse, theilbar gemacht hat. Einen seiner Fänge mit den scharfen Krallen hat der Adler von Kiew in das Herz von Persien eingesenkt und hält sich damit an der chinesischen Mauer angeklammert, während er den andern uns Deutschen längst der ganzen Ostgränze freundnachbarlich in die Seite gedrückt hat; ja er glaubt sich stark genug, uns sein Protectorat anzubieten, etwa in der Weise, wie die Khane der goldenen Horde im Kapschak dasselbe über die Großfürsten in Kiew und Nowgorod ausgeübt haben. Es ist sogar kaum zu zweifeln, würden wir recht demüthig bitten, man würde uns mit uneigennütziger Großmuth zu unserem Schutze eine Besatzung von Kalmuken und Kosaken unentgeldlich in unsere Rheinfestungen legen, einzig und allein, damit wir gute Deutsche ruhig schlafen könnten und nichts zu fürchten hätten von den ehrgeizigen Eroberungsplänen des revolutionären Frankreichs. Wie man denn moskowitischer Seits bereits für die Sicherheit der Donaumündungen und die Ruhe und Unabhängigkeit der Donaufürstenthümer so väterlich gesorgt hat.

Wenn Rußland daher die polnische Nationalität, die der Wiener Congreß als Scheidewand errichtete, über den Haufen geworfen hat; wenn es, wie es einen gleichen Kalender eingeführt hat, eben so rastlos bemüht ist, alles Uebrige zur gleichen Dienstbarkeit zu ebnen und zu uniformiren, und wenn es sich dabei durch kein Recht, durch keinen Vertrag, durch keinen Gewissensscrupel abschrecken läßt, damit alle seine Völker eine einzige Armee willenloser Soldaten seyen, die als Leibeigene und Seeleneigene des Zaren, ihres weltlichen und geistlichen Herrens, in jedem Augenblicke wie hungerige

Wölfe bereit sind, sich blindlings auf die Beute loszustürzen, die ihnen die Politik des Augenblickes mit dem leisesten Winke des Fingers zeigt: so können wir ihm auch hiefür nur zu Dank verpflichtet seyn; denn es geschieht ja einzig und allein zu unserm Besten, um das conservative Princip gegen den Ehrgeiz und das Eroberungsgelüste der Revolution zu stärken. Wenigstens muthet man uns zu, dieses zu glauben.

Sicher aber ist diese religiöse Einigung Rußlands zu einem Schwertstaate das wenig verhüllte Endziel aller jener kirchlichen Ordonnanzen, und dieß macht sie für das katholische Deutschland, wie für das protestantische, gleich gefährlich.

Allein man wird fragen, wie ist es der russischen Politik, die diese kirchenzerstörerischen Ukase eigenmächtig erließ, gelungen, Werkzeuge zu ihrer Ausführung zu finden? welche Verfassung hat sie der katholischen Kirche gegeben, um sie zur Selbstmörderin zu machen? Wir antworten hierauf: sie hat sie der Organisation der griechischen allmählich genähert, weil sie in der griechischen, ihrer unterthänigen Magd, ihr höchstes theologisches Ideal verwirklicht sieht. Dieß war das Mittel die Unirten zum Abfall zu bringen, und dieß ist noch immer das Mittel, welches in weiterem Fortschritt gegen das katholische Polen angewendet wird. Um daher die Tendenz aller Maaßregeln dieser Verfolgung und ihren systematischen Zusammenhang zu verstehen, müssen wir dieß ideale Vorbild russischer Politik, die griechische Kirche, und ihr Verhältniß zum absoluten Militärstaat ins Auge fassen. Dieß aber nöthigt uns, einen Rückblick in die russische Geschichte zu thun; denn das gegenwärtige demüthigende, herabwürdigende Verhältniß bestand nicht immer; die russische Kirche kniete nicht immer im Staube zu den Füßen der weltlichen Gewalt, um ihre Ukase in Empfang zu nehmen; es war eine Zeit, da war war auch sie katholisch, und hatte an ihrer Spitze einen Patriarchen von Konstantinopel, der sein Pallium durch die Bewilligung des Papstes in Rom empfing, und der ihre russischen

Metropoliten weihte und nach Kiew sandte; es war eine andere Zeit, da hatte sie ihren eigenen Patriarchen, dessen Maulthier am Palmsonntag ihr Kaiser in ehrerbietiger Demuth geleitete: jetzt aber hat sie nur noch einen Zaren, der durch seinen Oberprocurator, einen Offizier, ihrer heiligen Synode seinen Willen kund thut. Auch sie war einst an Gütern reich, und ihr Gut galt den Vorfahren der heutigen Zare heilig und unantastbar, und Wladimir, der sie reichlich beschenkte, belegte den seiner Nachfolger mit dem Fluche, der sich daran vergreifen würde; auch ihre Klöster waren einst eine Zuflucht der Armen, ein Sitz der Gelehrsamkeit; die Großen, die Fürsten und Fürstinnen verschmähten es nicht, innerhalb ihrer heiligen Mauern der Welt zu entsagen, dort die Jugend zu unterrichten, dort den Armen und Kranken zu dienen; auch ihre Bischöfe waren einst geachtet, und konnten frei und unerschrocken, Angesichts der Gewalthaber, ihre Stimme mahnend und warnend und strafend zu Gunsten des Schwachen, des Unterdrückten erheben, und die Gewalt in ihrem Uebermuthe an das Gesetz Gottes und die Gerechtigkeit erinnern; und so bildeten sie in einer Geschichte, die, wie die russische, so viele blutige Seiten voll entsetzlicher Gräuel enthält, eine, die Menschheit versöhnende Erscheinung. Allein was ist diese Kirche jetzt? verstummt und erstarrt, ihres Gutes trotz des Fluches beraubt, eine leibeigene Taglöhnerin, die für ihre Dienste von der Gnade unumschränkter Macht ein jährliches Almosen empfängt; die sich für ihre Schmach und Dienstbarkeit mit Ordensbändern und Ehrenzeichen trösten soll, welche ihren Bischöfen den Rang von Generalmajoren verleihen. Wie sollte sie, die nicht einmal mehr selbst eine Empfindung von ihrer Schmach hat, ihre Stimme für das an Anderen gekränkte Recht vor dem Throne weltlicher Allmacht zu erheben wagen; dienen ja ihre eigenen Klöster, einst die Zuflucht der Unglücklichen, nun zu Staatsgefängnissen, in denen die Politik ihre Opfer einsperrt.

Nicht zufällig ist daher auch mit ihr die Sclaverei von so

vielen Millionen Leibeigener verbunden, so daß man sie selbst eine slavisch-sclavische mit Recht nennen kann. Verachtung ist der Lohn ihrer Dienste und wer wollte noch, wie ehedem, aus den fürstlichen oder adelichen Häusern des Landes in ihre verachteten Reihen eintreten. Statt die Blüthen des menschlichen Lebens, Bildung, Wissenschaft und Kunst zu förderen, ist sie es, die in ihrer inneren Geisteserstarrung, ohne Freiheit, ohne Leben, ohne Entwickelung, am todten Buchstaben, an erstarrten, den Geist bannenden Formen und Ceremonien mit schismatischem Starrsinn festhaltend, Rußland von der Theilnahme an jenem geistigen Leben und jener Bildung zurückhält, die das Abendland unserer, die Menschheit umfassenden katholischen Kirche verdankt; sie ist es, die die Scheidewand zwischen Asien und Europa aufrichtet; sie ist es daher auch, von der uns die größte Gefahr droht, weil sie hinblickend nach Constantinopel, die, fast fünfzig Millionen ihrer Gläubigen zu willenlosen Werkzeugen, zu Hörigen an Leib und Seele herabgewürdigt, mit denen die Hand eines unumschränkten Sterblichen, in jedem Augenblick beliebig, nach der Eingebung seiner Leidenschaften und Launen, verfügen, und die Welt in Feuer und Flamme setzen können. Darum dürfte ein Rückblick auf die Geschichte ihrer Unterjochung, wodurch sie das geworden, was sie gegenwärtig ist, eine lehrreiche Warnung für die Zukunft seyn. Wie sie daher in diese Dienstbarkeit gesunken, das wird der Gegenstand unserer folgenden Betrachtung seyn.

LIII.

Die wunderbare Heilung einer Enkelin des Grafen de Maistre in Nizza.

Wir hatten eben das Heft mit der Betrachtung über die griechisch-russische Kirche geschlossen, als die Post uns das neueste Blatt der Union Catholique brachte, und damit den Bericht eines außerordentlichen Wunders, womit Gottes Gnade das heilige Andenken eines Priesters unserer römisch-katholischen Kirche verherrlicht hat. Geschah die Bekehrung von Ratisbonne in Mitte der großen Gottesstadt unter den Augen aller Nationen, so ist der Schauplatz dieses neuen Wunders Nizza, eine um ihrer herrlichen Lage und ihres ewig sommerlichen Klimas nicht minder vielbesuchte Stadt. Gehörten die, welche bei jener wunderbaren Bekehrung zunächst betheiligt waren, dem höchsten Range der Gesellschaft unserer Zeit an, und genügte es, ihren allbekannten Namen zu nennen, um ihrem Zeugniß Glauben zu verschaffen: so sind auch die Theilnehmer und nächsten Zeugen dieses zweiten Wunders, was gesellschaftliche Stellung, was ihren Namen und ihre Bildung betrifft, nicht minder vollgültig. Der Mann, dessen Fürbitte, in vertrauensvollem Gebete von Schmerz und Mitleid angerufen, die wunderbare Heilung von Gott erlangte, ist ein kürzlich in Rom verstorbener Priester, von dessen Wundern und Seligsprechungsprozeß man während meiner dortigen Anwesenheit allgemein sprach. Einige seiner Freunde und Söhne, Missionarien der von ihm gestifteten, segensreich wirkenden Priestercongregation vom heiligsten Blute, lernte ich dort als heiligmäßige Priester von unermüdetem Liebeseifer kennen. Die, welcher diese Gnade zu Theil ward, ist die Enkeltochter jenes de Maistre, dessen Name als eines frommen und geistreichen, erleuchteten Vertreters unserer heiligen Kirche auch in Deutschland allgemein gekannt und verehrt ist; der Vater der Genesenen ist der Gouverneur von Nizza, seine Familie eine der ausgezeichnetsten des Landes, und er einer der ersten Herren des Hofes von Sardinien. Die Freundin der so wunderbar von den entsetzlichsten Schmerzen und dem unvermeidlichen Tode Geretteten ist Fräulein Natalie von Komar, Schwester der Fürstin von Beauvau, eine in jedem Sinne ausgezeichnete junge Dame vom polnischen Adel, deren fester, unerschütterlicher, vertrauensvoller Glaube und hingebende Frömmigkeit allen denen bekannt ist, die sie persönlich kennen. Zwei Aerzte sind kurz vor dem Wunder Zeugen des rettungslosen Zustandes der von aller menschlichen Kunst aufgegebenen Unglücklichen gewesen. Die ganze Stadt hat mit der Geretteten ihr jubelndes Dankgebet zum Himmel geschickt. Eine Hand, die noch bewegt und erschüttert von dem, was sie eben gesehen, zittert, und kaum Kraft findet, es niederzuschreiben, stattet uns den Bericht darüber ab.

Allein man wird uns vielleicht einwenden: wie! sollen wir dieß Alles auf die Autorität eines anonymen Briefes einer französischen Zeitschrift hin glauben? Denen, die also zweifeln, diene zur Antwort, daß der Unterzeichnete auch seiner Seits im Besitze eines directen Schreibens von Nizza ist über dieß neue Wunder, das, wenn gleich kürzer gefaßt, gleichfalls in der vollen Empfindung des ersten Eindrucks geschrieben ist, und in allem Wesentlichen mit jenem Berichte übereinstimmt, und das von einer nahestehenden wohlunterrichteten Hand herrührt, die ihm an seiner vollen Wahrhaftigkeit nicht den geringsten Zweifel gestattet. Bei allen denen, die seinem eigenen Namen irgend eine Glaubwürdigkeit schenken, verbürgt er sich daher auf das bereitwilligste, in so weit es nur immer möglich ist, sich in menschlichen Dingen zu verbürgen, und fühlt sich von Freude durchdrungen, ein Unwürdiger gewürdigt zu seyn, sein Zeugniß zum Preise des in seinen Heiligen so wunderbaren, und sie auf wunderbare Weise der Welt kundgebenden Gottes vereinigen zu können. Uebrigens aber sieht er in dieser neuen Verherrlichung des katholischen Glaubens nichts, als ein anschauliches Beispiel von dem, was ein geweihter katholischer Mund erst unlängst in diesen Blättern von der wunderwirkenden Kraft der einzig wahren Kirche auf die Fürbitte ihrer Heiligen, und von dem Ausströmen der göttlichen Gnade durch die Heiligen und ihre Reliquien, und alles, was mit ihnen in Berührung steht, mit ernsten, Vertrauen weckenden Worten zum Herzen der Gläubigen gesprochen *). So hören wir also und preisen und loben wir Gottes barmherzige Güte mit ihnen.

München 12. November 1842.

Guido Görres.

Nizza 9. Oktober 1842.

Bevor ich diesen Brief begann, bat ich Gott, mir die nöthige Kraft zu verleihen, um Ihnen die wunderbaren Ereignisse, die ich gesehen, und die Empfindungen, die meine Seele bewegen, mitzutheilen; denn ohne Gottes Beistand wäre ich sicherlich zu schwach dazu. Meine Hand zittert, mein Herz ist in einer unaussprechlichen Bewegung, ich fühle mich erdrückt von dem Gewicht einer unbegränzten Dankschuld.

In meinem Briefe vom 28. September hatte ich Ihrem und dem Gebete Ihrer Freunde die Tochter des Gouverneurs von Nizza, die 21jährige junge Gräfin de Maistre empfohlen. Seit vier Monaten lebte sie fast unausgesetzt unter Schmerzen, Krämpfen und Zuckungen. Die Anstrengungen,

*) Siehe historisch-politische Blätter Bd. 10, Heft 7, S. 415.

welche sie sich im Kloster der Damen du Sacré-Coeur zu Turin, wo sie in das Noviziat eingetreten war, auferlegte, hatten ihr ein Anschwellen der Füße verursacht; übel angewendete Blutegel haben ihre Nerven verletzt, und ihr anfänglich leichtes Uebel verschlimmerte sich und nahm alsbald einen beunruhigenden Charakter an. Einer ihrer Füße zog sich zusammen, bog sich um, und diese außerordentliche Verkrümmung wurde dermaaßen bleibend, daß das Knie verdreht war, und der Fuß sich auf die Hüfte auflehnte, in vollkommener unveränderlicher Beweglosigkeit, und dieß Alles unter schrecklichen Schmerzen.

Also leidend, und außer Stande Gott zu dienen, beschloß sie zu ihren Eltern zurückzukehren. Ihre Mutter kam sie abholen, und so sahen wir sie in den ersten Tagen des Julius, in einem schon verzweifelten Zustande hier anlangen. Sie aß nicht, sie schlief nicht, litt unausgesetzt, konnte weder gehen, noch sitzen, noch liegen. Drei vortreffliche Aerzte, die Herrn Roubaud, Secchaux und Fornieri versuchten vergeblich alle Mittel ihr Linderung zu verschaffen, täglich ging es schlimmer und seit vier Wochen wuchs das Uebel. Außer den gewöhnlichen Schmerzen hatte sie krampfhafte Anfälle: sie fiel zur Erde, bedeckte sich mit schwarzen Flecken, ihre Augen verdrehten sich, und ihre Arme fiengen an zu schwellen. Mehr noch, der Krebs begann sich in den Wunden zu zeigen, und der Tod schien unvermeidlich (la mort ètait imminente.)

Am 6. Oktober erklärten die Aerzte, daß sie nichts mehr hier zu thun hätten, daß die Amputation, das einzige noch denkbare übrige Mittel, unmöglich sey..... Ich ging um Mittag hin und fand sie ein Opfer furchtbarer Schmerzen, das Gesicht in Convulsionen verdreht und verzogen. Ihre Eltern waren trostlos, die Mutter, selbst krank, betrachtete sie von ihrem Bette aus, ohne ihr die geringste Linderung verschaffen zu können, ihre Schwestern waren in Verzweiflung. Ich ging mit weinenden Augen weg. Noch am nämlichen Tage hatte sie bei Gele=

genheit einer nur ganz geringen Bewegung, die sie gemacht, einen so furchtbaren Anfall, daß eine der gegenwärtigen Personen beim Anblick so schrecklicher Schmerzen in Ohnmacht fiel.

Gestern noch, vier Stunden vor dem Wunder, war ihr Leiden so groß, daß die Kranke kein Geschrei, sondern ein bellendes Geheul von Schmerzen ausstieß. Durch die Zulassung Gottes, der sein Wunder beglaubigen wollte, kamen zwei Aerzte noch einmal den Fuß zu untersuchen. Er war zurückgebogen, verdreht, geschwollen und von einer außerordentlichen Röthe. Am selben Abend kam der Chirurg in das Haus und indem er sie anblickte, konnte er sich nicht enthalten Angesichts aller Gegenwärtigen zu sagen: Hier ist nichts zu hoffen, Wunder kann ich keine wirken. (Il n'y a rien à espérer, je ne sais pas faire de miracles.)

Seit Kurzem war unterdessen Gräfin Komar mit ihrer Tochter Natalia hier in Nizza eingetroffen; die Letztere von großer Frömmigkeit, hatte zu Rom zum Beichtvater Don Biagio gehabt, einen heiligen Priester, der der Freund und Hülfsgefährte des Kanonikus Kaspar del Bufalo gewesen. Dieser letztere ist im Rufe der Heiligkeit vor vier Jahren, den 28. Dezember 1838 gestorben. Er war von einem wunderbaren Glauben und Liebeseifer. Nachdem er der Gründer der Congregation vom kostbaren Blute geworden, predigte er und seine Mitbrüder lange Zeit in Italien und Piemont und dabei bewirkte er die größten und außerordentlichsten Bekehrungen, und Wunder, wodurch er, wie man sagt, seine Worte bekräftigte. Er hatte ebenfalls eine fromme Bruderschaft errichtet, deren Ausbreitung er seinen Freunden anempfahl, und die schon große Fortschritte gemacht hat. Fräulein Natalie von Komar sollte sie in Nizza bekannt machen, und sprach davon der armen Kranken. Der Anblick von Fräulein de Maistre hatte ihre mitleidvolle junge Freundin in die größte Trauer versetzt. Sie fühlte sich getrieben, ihre Zuflucht zu Gott zu nehmen und am Abend, ehe sie zur

Ruhe ging, betete sie mit großem Andachtseifer die kleine Krone von dem kostbaren Blut und den Rosenkranz.

Hier ist es wo sich zuerst die Wirkung der Allmacht und Barmherzigkeit Gottes zeigt; Fräulein von Komar war gewohnt ihrer kranken Freundin kleine Bilder, Bücher, oder andere fromme Gaben zu bringen. Da sie ihr nun nichts mehr zu geben hatte, so kam sie letzten Mitwoch auf den Gedanken, ihr ein Bild des ehrwürdigen Kanonikus del Bufalo zu bringen, nebst einer Reliquie seines Kleides und damit den Vorschlag einer neuntägigen Andacht für ihre Heilung zu verbinden. Gestern am 8. Oktober, einem Freitage, der dem Andenken des Leidens unsers Herrn geweiht ist, ging sie um Mittag die Kranke besuchen; die Gräfin de Maistre, die Mutter, benetzte vom Kopfkissen ihres Bettes die Tochter mit ihren überströmenden Thränen. Indem sie Fräulein Komar gewahrte, spricht sie mit dem Ausdruck des Schmerzes: „Es ist vorbei, ich habe keine Hoffnung mehr; wir dürfen nichts mehr erwarten. Sie hatte zwei Stunden eines schrecklichen Marterthums, bloß weil sie sich auf dem Bette aufgerichtet. Indessen ergriff sie einen Faden von dem Kleid, welches Sie ihr gestern brachten, und das beruhigte sie“.

Obschon diese Ruhe ebensowohl die Wirkung der Schwäche seyn konnte, welche ihre entsetzlichen Schmerzen ihr verursachten; so wurde Fräulein Komar doch dadurch höchst betroffen. Um sie zu zerstreuen, setzte sie sich neben ihr Bett und begann mit ihr zu arbeiten und zu sprechen. Von beidem ermüdet sagte sie ihr dann: Wir würden wohl thun, das Gebet von den sieben Opferungen des allerheiligsten Blutes zu beten; da wir die neuntägige Andacht begonnen, so wollen wir sie miteinander beendigen. Die Kranke willigte ein, nahm das Buch und das Bild des ehrwürdigen Dieners Gottes, legte das Bild auf ihr Knie, wo ihr Uebel seinen Sitz hatte, und mit einer Einfalt, die nur das jugend-

liche Alter und die Lauterkeit des Glaubens gewährt, sagte sie lächelnd und sich an den heiligen Priester richtend: „Wenn du mir diese Gnade, die ich begehre, nicht gewährst, so wird es dich sicherlich gar bald gereuen“. Trotz ihres tiefen Schmerzes mußte Fräulein Komar doch über diese vertrauungsvolle Einfalt lächeln.

Nachdem sie das Opfergebet des kostbaren Blutes gesprochen, richtete Fräulein de Maistre noch ein Gebet an die Heil. Katharina von Genua, und nahm dann das Bild von dem Knie. Fräulein Komar jedoch von einer innern Gewalt getrieben, nahm das Bild von Neuem und hält es an das kranke Knie, sprechend: O mein Vater, gewähre uns diese Gnade, um die wir dich bitten! Es verging kein Augenblick und sie befahl, stets von einer geheimen unwiderstehlichen Gewalt getrieben, mit lauter Stimme, im Namen Gottes und der Verdienste seines Dieners, der Kranken ihren Fuß durchaus auszustrecken. „Franziska“ sprach sie „strecke deinen Fuß aus, versuche es, versuche es. Fräulein de Maistre versucht es wirklich, bewegt den Fuß und indem sie aus dem Bett stürzt, wirft sie sich in die Arme ihrer Freundin und ruft: Natalie, ich bin geheilt! Beide blieben von Staunen ergriffen und in einem solchen Uebermaaß von Freude, daß es sich nicht ausdrücken läßt.

Unterdessen hatte man den Schrei der Kranken vernommen. Im Augenblick eilten Vater, Mutter, Schwestern, Tante, Diener, alle eilten unter Schluchzen und Thränen herbei und fallen durch eine unwillkürliche Empfindung nieder und das Gesicht gegen die Erde und die Stirne in den Staub gewandt, die Hände zum Himmel erhoben, stimmen sie das Tedeum an.

Man schickte nach Aerzten und Geistlichen. Die ersteren wurden von unaussprechlichem Erstaunen ergriffen; sie weinten und sprachen: ein Wunder! ein Wunder! Auch wir kamen dazu und konnten die allgemeine Rührung bei solch einem wundervollen Anblick nur theilen: dieß Knie, gestern

regungslos wie Stein, heute gesund und biegsam; dieß Gesicht blaß und eingefallen, nun frisch und lachend.

Hunderte von Personen kamen sie besuchen, man ließ das Volk eintreten und noch um sieben Uhr Abends stimmte man bei dem Krankenbett der Mutter Freudengesänge an, und es war rührend zu sehen, wie Jeder, der in das Zimmer trat, sein Gebet vereinigte. Fräulein de Maistre lief unterdessen umher, ging, kniete sich nieder, als ob sie nie krank gewesen. Die Aerzte besichtigten das Knie und fanden es gerade, glatt, weiß und vollkommen gesund; sie drückten es mehrmal, ohne ihr den geringsten Schmerz zu verursachen, da sie einen Augenblick früher die leiseste Berührung des Bettuches nicht vertragen konnte.

Dieß ist gestern geschehen um drei Uhr und ein halb Nachmittag. Seit dieser Zeit war Fräulein de Maistre immer auf den Füßen, um die angesehensten Personen der Stadt, die sie beglückwünschen kamen, zu empfangen. Heute Morgen ging sie von Fräulein von Komar, ihren Eltern und Freunden begleitet zur Kirche, wo der Pater Pellegrini ein feierliches Dankamt feierte; sie hat mit ihrer ganzen Familie die heilige Communion empfangen und drei Messen nach einander und zwar knieend beigewohnt.

In diesem Augenblick ist sie im Hospital, wo sie mit einem Eifer und einer unglaublichen Freude die Kranken bedient und auf und ab, und ab und auf läuft, ohne die geringste Ermüdung zu fühlen. Sie besucht der Reihe nach alle Bette, bietet den Kranken Wein und Biscuit dar, hält sie in ihren Armen, tröstet und ermuthigt sie. Der Arzt folgt ihr, blickt sie an und weint.

Ein gerichtliches Verhör hat man nach Rom gesendet; dieß ist das dritte Wunder seit dem Tod des Kanonikus. Man schreibt von allen Seiten nach Rom um Bücher und Bilder des Dieners Gottes zu erhalten. Die ganze Stadt ist dadurch wie von oben zu unterst gekehrt; selbst die Protestan-

ten und die Schismatiker sind in Erstaunen und Verwunderung . . . .

Am 12. Oktober.

Ich nehme nochmal die Feder zur Hand, Ihnen zu melden, daß seit ich meinen Brief anfieng, die Nachricht dieses Wunders sich nach Genua und Turin und über Piemont ausgebreitet. Ueberall weckte sie die gleiche Begeisterung, dieselben Gefühle der Andacht und der Dankbarkeit für den gottseligen Diener des Herrn, dasselbe Verlangen sich Reliquien zu verschaffen, und seinen Namen auf Erden verherrlicht zu sehen, wie er es schon im Himmel ist. Man hat die Aussage der Aerzte nach Rom geschickt und der heilige Stuhl wird, wir hoffen es, nicht säumen, dem Wunsche des Volkes zu entsprechen.

Gewiß, dieß ist ein Wunder, wohl geeignet, unseren Glauben und unsere Hoffnung neu zu beleben. Preisen wir Gott, der stets sichtbarlich seine Kirche beschützt und der durch diese außerordentlichen Zeugnisse seiner Macht und seiner Güte, die verirrten Schafe in die Hut seines Sohnes zurückführen will.

Ich verlasse Sie jetzt, denn die Kraft gebricht mir fortzufahren; meine Hand ist nicht gewohnt, Wunder zu berühren; sie zittert und wird noch lange zittern. Vergessen Sie mich nicht in Ihrem Gebete. Ich bin u. s. w.

LIV.

Deutsche Briefe.

V.

Preußens Verhältniß zur katholischen Kirche in der Vergangenheit und Gegenwart, mit besonderer Berücksichtigung des Landrechts.

In meinem letzten Briefe, mein werther Freund, habe ich meine Ansicht über den Protestantismus in Preußen, und Preußens Verhältniß zum Protestantismus niedergelegt. Zur nothwendigen Ergänzung des dort Gesagten erlaube ich mir heute einen prüfenden Blick auf die Lage der katholischen Sache in eben jenem Lande zu werfen. Fürchten Sie nicht, daß ich eben erst verharschte Wunden aufreißen oder unsanft berühren werde! — Im Gegentheil! meine Absicht ist eine durchweg irenische. — Nachdem unser Volk das namenlose Unglück gehabt hat, in seinem innersten Herzensheiligthume, dem religiösen Glauben, zerrissen und gespalten zu werden, ist es heute eine Lebensfrage für uns, wie wir — die in der Anbetung Gottes getrennten Glieder einer Familie — so erträglich als möglich mit einander leben, und in weltlichen Dingen verkehren können, ohne uns gegenseitig das Leben mehr als unvermeidlich, und nach der Natur der Sache nothwendig ist, zu verbittern.— An die Stelle eines großen, die Eintracht unsers Volkes in ihrer Wurzel bedrohenden Kampfes ist so eben eine, für die Kirche günstige und ehrenvolle Waffenruhe getreten. Untersuchen wir jetzt mit jener Unpartheilichkeit, die der Gegenstand fordert, wo die materia peccans liege, und wie der Wiederkehr ähnlicher Zerwürfnisse vorzubeugen sey. —

Preußen's Verhältniß zur katholischen Kirche hat mehrere, in Princip und Erscheinung völlig verschiedene Stufen der Entwickelung und Gestaltung gehabt. —

Die erste derselben ist die des offenen, bittern Hasses, der unbedingten und ungeschminkten Verfolgung und Ausschließung, die der alte, calvinisch gefärbte Protestantismus in dem neuen Königreiche, wie in allen Ländern, wo er alleiniger Sieger geblieben war, gegen die Kirche verhängte. Summe und Repräsentant dieses Geistes ist Friedrich's des Großen, von dem katholischen Deutschlande lange noch nicht genug gewürdigter Vater, derselbe, welcher den Hofmeistern seiner Söhne die schriftliche Weisung gab: „diesen Prinzen einen rechten Abscheu vor die katholische Religion zu machen". — Einzelne katholische Unterthanen waren ihm ein willkommener Gegenstand zur Auslassung seines übeln Humors, wie zur Bethätigung seines Bekehrungseifers. Gelegentlich benutzte er sie auch als Geißeln, um an ihnen Repressalien für etwaige verschuldete oder unverschuldete Beschränkungen auszuüben, wenn der Calvinismus in irgend einem Lande der Welt, seiner Meinung nach, dergleichen erlitten haben sollte. — Nur von einer Seite her war er, auf diesem Gebiete, der Stimme der Duldung und Menschlichkeit zugänglich. Der Dominikaner Pater Raimundus Bruns trat ihn einst mit der Bemerkung an: daß die vielen Desertionen aus seinem Heere ihren Grund zum großen Theile in dem Umstande hätten; daß die vielen (theils durch List, theils durch offenen Menschenraub aus allen Ländern Europa's nach Potsdam und Berlin geschleppten) Katholiken in diesen Garnisonen ihren katholischen Gottesdienst entbehren müßten. Die Gestattung einer sonntäglichen Messe für die katholischen Mitglieder der großen, königlichen Menagerie des „weltberühmten Leibregiments" würde ein besseres Sicherungsmittel seyn, als Wall und Spießruthen. Der auf flacher Hand ruhende Vortheil überwog in dem Geiste des Königs die Starrheit seiner calvinistischen Orthodoxie. Und als vollends der Missionär auf kö-

nigliches Befragen nach dem Preise solcher gottesdienstlichen Verrichtung hinzusetzte: daß er, ein unwürdiger Schüler des heil. Dominikus, aus seinem Kloster Kleidung und Lebensunterhalt beziehen könne, im Uebrigen aber zur Armuth verpflichtet sey, mithin den kirchlichen Dienst, würde anders selbiger gestattet, umsonst verrichten werde, schlug der König hocherfreut ein, und gestattete: daß „der Gräuel des antichristlichen Dienstes der Messe" jeden Sonntag in einer entlegenen Scheune Berlins gefeiert werde. — Dieß ist der erste Ursprung der heutigen, stattlichen St. Hedwigsgemeinde in der märkischen Königsstadt.

Friedrich's II. Regierungsantritt bezeichnet eine neue Epoche im Verhältnisse der preußischen Staatsgewalt zu ihren katholischen Unterthanen. — Der König schämte sich der altprotestantischen Intoleranz und wollte, theils weil er die Kirche, wie die protestantischen Confessionen, unpartheiisch verachtete, theils, weil sein politischer Vortheil es erheischte, aufrichtig Toleranz und kirchliche Gleichstellung. Einzelne Reste der alten Ausschließung oder Beeinträchtigung lagen, auch während der Dauer seiner Regierung, in den staatsrechtlichen Verhältnissen Deutschlands, wie der westphälische Friede sie festgestellt hatte. Zu andern Ausnahmen bewogen den König politische Motive, wie vorübergehende Conjuncturen in seiner Zeit sie an die Hand gaben. Im Ganzen kann man jedoch annehmen, daß, wenn eine umfassende, staatsrechtliche Festsetzung und Ordnung der katholischen Verhältnisse in diesem Lande unmittelbar vom Könige ausgegangen wäre, die Kirche vielleicht schon damals in Preußen die, ihr zu ihrem Bestehen und Gedeihen unentbehrliche, rechtliche Freiheit durch ausdrückliche Feststellung erhalten hätte. Kleinliche Eingriffe in das rein theologische und kirchliche Gebiet lagen eben so wenig im Geiste des Königs, wie engherzige Sucht des Vielregierens, wenn solches ihm keinen Nutzen; wohl aber Mühe und Verdruß in Fülle schuf. — Vor solchen Auswüchsen eines modernen, after-politischen Pedantis-

mus bewahrte den König sein klarer, auf das Praktische und Handgreifliche gerichteter Verstand, und noch gegen das Ende seiner Regierung ergoß er den vollen Strom seiner satyrischen Laune über seinen „Herrn Bruder, den Sakristan", der mit jansenistischer Genauigkeit die Zahl der Lichter vorschrieb, welche auf den katholischen Altären seines Landes anzuzünden erlaubt seyn sollten.

Unter diesen Umständen muß es als ein Unglück angesehen werden, daß die Vollendung der neuen, auch die kirchlichen Verhältnisse umfassenden, preußischen Gesetzgebung nicht in die Regierungsperiode Friedrichs fällt. Es erhellt wenigstens nicht, daß der klare Blick und das unläugbare, legislative Talent des Königs auf jene Theile des neuen Codex einen Einfluß geübt habe. Vielmehr fiel deren Redaction ausschließlich dem Manne anheim, der überhaupt durch seine Thätigkeit, seinen Eifer und sein Geschick für die preußische Legislation die Seele der letztern geworden war. Der geheime Oberjustizrath Suarez, ein schlesischer Protestant, hatte in seinem Vaterlande, kraft seiner ersten Jugendeindrücke, jenen bittern Katholikenhaß eingesogen, den seine Parthei unter österreichischer Herrschaft ausgegohren hatte. Im Geiste rationalistischer Aufklärung jener Zeit theilte er den Indifferentismus des Königs, und diese glaubenslose Gleichgültigkeit darf als der eigentliche, innerste Kern der neuen Gesetzgebung angesehen werden, insofern dieselbe sich mit Religion und Kirche beschäftigt. Suarez aber brachte aus dem Staatskirchenrechte des achtzehnten Jahrhunderts noch eine Zuthat in dieses System, welche der persönlichen Gesinnung Friedrich's fremd, oder wenigstens in seinem Ideenkreise nicht entwickelt war: den Anspruch auf Staatsomnipotenz in kirchlichen Dingen.

Gerade diese Zuthat ist es, welche dem kanonischen System des Landrechts eine eigenthümlich gehäßige Färbung der hinterlistigen Doppelheit gibt. — An der Spitze des von den kirchlichen Verhältnissen handelnden Abschnittes stehen Grund-

sätze, welche hervorgewachsen aus dem Boden des intolerantesten Unglaubens und der fanatischen Gleichgültigkeit gegen Alles, was Gott und göttliche Dinge betrifft, mit großer Kunst den trügerischen Schein der Religions- und Kirchenfreiheit über das preußische Landrecht zu verbreiten wissen. „Die Begriffe der Einwohner des Staats von Gott und göttlichen Dingen, der Glaube und der innere Gottesdienst können kein Gegenstand von Zwangsgesetzen seyn". — „Jedem Einwohner im Staate muß eine vollkommene Glaubens- und Gewissensfreiheit gestattet werden". — „Niemand ist schuldig über seine Privatmeinungen in Religionssachen Vorschriften vom Staate anzunehmen". — „Niemand soll wegen seiner Religionsmeinungen beunruhigt, zur Rechenschaft gezogen, verspottet oder gar verfolgt worden". — „Der Staat kann von einem einzelnen Unterthan die Angabe, zu welcher Religionsparthei sich derselbe bekenne, nur alsdann fordern, wenn die Kraft und Gültigkeit gewisser bürgerlicher Handlungen davon abhängt", — ein Fall, der sich, wie leicht zu ermessen, in der praktischen Wirklichkeit höchstens auf den Judeneid und die Ehen zwischen Christen und Nichtchristen beziehen kann. Man sieht: jenes Ding, welches der preußische Sprachgebrauch „den Staat" heißt, legt hier das unzweideutige, offene Bekenntniß ab; daß es ihm völlig und ohne alle Ausnahme gleichgültig sey, was seine „Einwohner" für wahr halten. Seine Zwecke berührt die Religion nicht. Was geht es ihn an, ob der preußische Staatsbürger an Gott glaubt? Er weiß es nicht, er bekümmert sich nicht darum; er will es nicht wissen, ja er spricht sich selbst das Recht ab: den Einzelnen nach diesem Bekenntnisse zu fragen. — Wer also Lust trägt, den Herrn der Welt auf Seinem himmlischen Throne zu läugnen, wer die Unsterblichkeit der Seele bestreitet, wer an Lohn und Strafe in einem zukünftigen Leben nicht glaubt, — darf darüber wenigstens nicht von Staatswegen zur Rede gesetzt werden, und dem Indifferentismus, der Religions- und Gottesvergessenheit der plattesten Art steht gesetzlich nicht

nur kein Hinderniß im Wege, sondern es ist ihnen durch feierlichen Gesetzesausspruch ein Recht zur unangefochtenen Existenz im Staate eingeräumt. Dieß ist sicher und steht gesetzlich fest. — Nun bin ich weit entfernt, mich in Hinsicht dieser Maxime in einen Disput mit etwaigen Vertheidigern des preußischen Landsrechts einzulassen, ja ich gebe zu, daß in unsern Zeiten und Verhältnissen der hier an den Tag gelegte Mangel an Controle der religiösen Ueberzeugungen weniger schädlich seyn mag, als sein Gegentheil. Nur wird jeder billig Denkende solchen Bestimmungen gegenüber verlangen, daß der „Staat", wenn er sich einmal als incompetent zum Urtheil über den Glauben bekannt, wenn er die Abwehr der Angriffe auf die christliche Kirche aufgegeben, diese also sich selbst überlassen hat, — daß ein solcher Staat nun auch ihrerseits die Kirche frei und ungehemmt gewähren und walten lasse. Nur unter dieser Bedingung gäbe es wahre religiöse Freiheit in diesem Lande. Gibt dagegen der „Staat" (wie wir gesehen) den Unglauben des Individuums frei, und hemmt er (wie wir sehen werden) die Thätigkeit und freie Bewegung der Kirche durch das Gewicht der modernen Staats- und Polizeicontrole, so kann der Erfolg einer solchen Stellung nicht zweifelhaft, gleichzeitig aber auch von Freiheit der Religion und Kirche unter eben diesem Systeme keine Rede seyn.

Die oben erwähnte Gewissensfreiheit des Individuums gilt nämlich mit nichten in Beziehung auf die Kirchengesellschaften. Es verdient bemerkt zu werden, daß das Landrecht zwar einen Unterschied zwischen öffentlich aufgenommenen und bloß geduldeten Religionsgesellschaften macht, nirgends aber ausdrücklich die aufgenommenen nennt, und noch weniger die Rechte einzeln aufzählt, welche durch die Reception ein für allemal der weltlichen Gewalt gegenüber gewonnen seyn sollen. Es bleibt in dieser Hinsicht Alles dem vagen und uneingeschränkten Ermessen des „Staats" überlassen, der dann seinerseits den Indifferentismus der Kirche gegenüber nach besten Kräften in Schutz

zu nehmen, für seine Lebensaufgabe hält. — Wenn das Landrecht bestimmt, daß jede Kirchengesellschaft verpflichtet sey, ihren Mitgliedern Ehrfurcht gegen die Gottheit, Gehorsam gegen die Gesetze, Treue gegen den Staat und sittlich gute Gesinnungen gegen ihre Mitbürger einzuflößen, und wenn es ferner befiehlt, daß Religions-Grundsätze, welche diesem zuwider sind, „im Staate nicht gelehrt, und weder mündlich noch in Volksschriften ausgebreitet werden sollen", — so läßt sich freilich hiergegen in so fern nichts einwenden, als man diese Bestimmungen für Kriterien nimmt, wovon die Zulassung oder Nichtzulassung neu entstehender Religionspartheien abhängen soll. — Allein das Landrecht setzt, ohne diese Einschränkung zu machen, und ohne auch nur mit einer Sylbe zu erwähnen, daß Fragen solcher Art in Hinsicht recipirter Religionsgesellschaften bereits juristisch entschieden sind, und mithin nicht immer von Neuem aufgeworfen werden können, folgende inhaltschwere Bestimmung hinzu: „Nur der Staat hat das Recht, dergleichen Grundsätze, nach angestellter Prüfung zu verwerfen und deren Ausbreitung zu untersagen". Es ist bei dieser Unbestimmtheit nicht schwer, hieraus erstens abzuleiten, daß der „Staat" aus dem Standpunkte seiner immer fortschreitenden Aufklärung, seiner sich immer folgerechter entwickelnden Intelligenz, die Religionsgrundsätze der Kirche in jedem Augenblicke und in jedem gegebenen Falle einer neuen, prüfenden Revision unterwerfen, und selbige je nach deren Ergebniß verbieten oder gestatten dürfte. Jedenfalls erhellt aber zweitens unwidersprechlich, daß, da „nur der Staat" über die Reinheit der Glaubenslehre wachen und entscheiden darf, die Kirche im Systeme des Landrechts einer ihrer wesentlichsten Functionen verlustig erklärt ist. In folgerechter Entwickelung dieses Grundsatzes verordnet daher auch der §. 55 des 11ten Titels im 2ten Theile: daß keine Kirchengesellschaft ein Mitglied „wegen bloßer, (!) von dem gemeinen Glaubensbekenntnisse abweichender Meinungen ausschließen darf", und setzt

hinzu, daß wenn über die Rechtmäßigkeit der Ausschließung Streit entstehen sollte, die Entscheidung dem Staate gebühre, — ein Satz, dessen eigentlicher Zweck erst durch die Verbindung mit dem vorhergehenden §. 45 erhellt, wonach (da „keine Kirchengesellschaft befugt ist, ihren Mitgliedern Glaubensgesetze wider ihre Ueberzeugung aufzudringen“) die Meinung der lehrbedürftigen Heerde Richterin über die Lehre der Kirche wird. Ist dieser einmal eine so klägliche Stellung angewiesen, so dürfen wir uns ferner nicht wundern, die Privat- und öffentliche Religionsübung einer jeden Kirchengesellschaft ohne Einschränkung der Oberaufsicht desselben „Staates“ unterworfen, und in Folge dessen die Anordnung öffentlicher Bet-, Dank- und anderer außerordentlicher Festtage allein dem Staate überwiesen zu sehen. — Ueberhaupt sind, wie das Landrecht mit raffinirter Unbestimmtheit verordnet, alle, auch die recipirten Religions- und Kirchengesellschaften, „in allen Angelegenheiten, die sie mit andern bürgerlichen Gesellschaften gemein haben, schuldig und verbunden, sich nach den Gesetzen des Staates zu richten, — und zwar die Obern, wie die Mitglieder, nicht bloß in diesen oder jenen Stücken, sondern in allen Vorfällen des bürgerlichen Lebens“. — Sind hierunter etwa bloß die äußern, das Gebiet des Glaubens nicht berührenden, das Mein und Dein betreffenden Rechtsverhältnisse verstanden? — Ich bin nicht im Stande, hierauf mit Sicherheit zu antworten; der §. 29 a. o. a. O. aber verordnet, daß wenn die Religions- und Kirchengesellschaften eine Ausnahme von gewissen Gesetzen in Anspruch nähmen, diese Ausnahme vom Staate ausdrücklich zugelassen seyn müsse. „Ist dieses“ (so heißt es wörtlich §. 30 und 31 a. a. O.) „nicht geschehen, so kann zwar der Anhänger einer solchen Religionsmeinung etwas gegen seine Ueberzeugung zu thun nicht gezwungen werden. Er muß aber die nachtheiligen Folgen, welche die Gesetze mit ihrer unterlassenen Beobachtung verbinden, sich gefallen lassen“. — Glücklicherweise haben die Gläu-

digen sich dieser Freiheit auch unter Diocletian zu erfreuen gehabt und sie ist ihnen, selbst heute noch gewährt, und nicht einmal in Rußland und Cochinchina entzogen. Jene Zusage freilich, wodurch eine recipirte Kirche erst wahre Religionsfreiheit erhält, und ohne welche jede Reception ein bitterer Hohn und eine Täuschung wäre: die Zusage nämlich, daß die Gesetze des Staats nichts befehlen sollen und dürfen, was der Lehre der einmal im Lande öffentlich recipirten Kirche widersprechen und dem Gewissen ihrer Mitglieder Gewalt anthun könnte, diese Zusage haben wir, obwohl sie ein unentbehrliches Gegengewicht gegen das Dogma von der Staatsomnipotenz und gegen die rastlosen Fortschritte der Gesetzgebung wäre, im Landrechte vergeblich gesucht. — Dagegen finden wir darin, in näherer Beziehung auf die Hierarchie und die Einheit der katholischen Kirche, den Grundsatz ausgesprochen: daß mehrere Kirchengesellschaften, wenn sie gleich zu einer Religionspartheі gehören, dennoch unter sich in keiner nothwendigen Verbindung stehen; wir finden als Consequenz dieses Satzes die Verordnung, daß kein auswärtiger Bischof oder anderer geistlicher Obere sich in Kirchensachen einer gesetzgebenden Macht anmaaßen, (sic) oder irgend eine andere Gewalt, Direction oder Gerichtsbarkeit in solchen Sachen ausüben dürfe. Hat ihm der „Staat" die letztere in Preußen zugestanden, so muß er zu deren Verwaltung einen „vom Staate" genehmigten Vicarius innerhalb Landes bestellen. „Ein solcher Vicarius" (Patriarch der preußischen Nationalkirche?) „muß nicht nur die den inländischen Bischöfen vorgeschriebenen Gränzen genau beobachten, sondern auch nicht gestatten, daß diese Gränzen von seinen auswärtigen Obern überschritten werden. Vielmehr muß er, wenn etwas dergleichen, so er nicht hintertreiben kann, vorgenommen wird, dem Staate davon in Zeiten getreue Anzeige machen". — Daß Kirchenversammlungen innerhalb Landes von der Geistlichkeit ohne Vorwissen und Mitwirkung „des Staates" nicht berufen, daß die Schlüsse solcher Versammlungen ohne Ge-

nehmigung desselben „Staates“ nicht in Ausübung gebracht werden, inländische Geistliche aber den Einladungen zu auswärtigen Kirchenversammlungen ohne besondere Erlaubniß des „Staats“ nicht Folge leisten dürfen, dieß Alles und vieles Andere bedarf, als sich von selbst verstehend, nach allem bisher Berührtem kaum einer besondern Erwähnung. Die Krone des, von Suarez entworfenen, kanonischen Rechts bildet jedenfalls die in gleichem Maaße empörende, als lächerliche Zumuthung: daß jeder Geistliche das Beichtsiegel brechen, und das ihm Anvertraute der Obrigkeit anzeigen solle, „wenn die Offenbarung eines solchen Geheimnisses nothwendig ist, um eine dem Staate drohende Gefahr abzuwenden, oder ein Verbrechen zu verhüten, oder den schädlichen Folgen eines schon begangenen Verbrechens abzuhelfen oder vorzubeugen“! —

Statt jedweder Polemik, die solchen Grundsätzen gegenüber nichts als eine überflüßige Vergeudung von Zeit und Mühe wäre, will ich mich lieber beeilen, einen für Preußen günstigen Gesichtspunkt hervorzuheben, aus welchem betrachtet ein bei weitem milderes Licht auf den Skandal solcher Gesetze fällt. Es darf nämlich zunächst nicht verschwiegen werden, daß Suarez und alle, die sonst noch in jenem Lande Hand an die Verfertigung des Landrechts gelegt, — mochten sie es auch sonst noch so ehrlich mit der Ausrottung des verjährten Vorurtheils einer christlichen Kirche meinen! — dennoch *dieses* Kirchenrecht nicht erfunden haben. Der Grundsatz: daß alle selbstständige, kirchliche Bewegung zu Gunsten des omnipotenten Staates confiscirt, daß der in der Kirche lebende Geist gebannt und ausgetrieben, in der leeren Stätte aber der politische Beamtenabsolutismus Wohnung nehmen müsse, unter dessen Antrieb, Leitung und Aufsicht dann die Kirche etwa noch als ein zur Gängelung des katholischen Pöbels dienliches Automat, nach dem Takte des Perpendikels, eine Zeitlang ihr Wesen forttreiben dürfe, — diese Lehre ist bei weitem älter, als die Gesetzgebung der rechtskundigen Diener des Weisen von Sanssouci. Suarez hat

bloß das System adoptirt, welches er als gallicanische und josephinische Gesetzgebung bereits fertig vorfand. Der Unterschied liegt lediglich darin, daß das, was als Usurpation einer katholischen Regierung ein Sacrilegium ist, im Munde eines protestantischen Gesetzgebers zur handgreiflichen Absurdität wird. In diesem Umstande ist aber auch der Grund zu suchen, warum die obersten kanonistischen Principien des preußischen Landrechts, so wie sie schwarz auf weiß vorliegen, niemals vollständig, und selbst weit weniger als in gewissen katholischen Ländern praktisch geworden sind. Es muß Preußen nachgerühmt werden, daß in der höchsten Sphäre der Regierung immer so viel Billigkeit und Mäßigung, in den besseren Elementen der Beamtenwelt so viel allgemeine Bildung, in der ganzen Nation so viel gesunder Verstand vorherrschte, daß der Buchstabe des Landrechts niemals vollständig Fleisch ward. Neben dem geschriebenen Rechte entstand eine, die Schwierigkeiten in den allermeisten Fällen glücklich umschiffende Praxis, kraft welcher bis zum Kölner Ereigniß die Lage der Kirche in Preußen im Ganzen, und troß der fehlerhaften Basis, immer noch leidlicher war, als z. B. in der oberrheinischen Kirchenprovinz. Die Staatsgewalt legte in der Behandlung der kirchlichen Verhältnisse keinen Hohn und keinen Uebermuth an den Tag, und mannichfache Gelegenheiten zum offenen Bruche konnten durch Klugheit und Nachgiebigkeit von beiden Seiten unschädlich vorübergehen. Nichts desto weniger blieb das Landrecht die gesetzliche, wenn gleich in der Anwendung gemilderte Grundlage des Zustandes der Kirche in Preußen, und der große Haufe der Beamten, an welchem auch dort, wie anderswo, die bessere Doctrin weder durch Lecture, noch durch Unterricht gedieh, blieb in den engen Gränzen der Theorie ihres Gesetzbuches befangen.

Unter diesen Umständen muß die, seit dem Jahre 1809 immer schärfer ausgebildete, zuletzt im Jahre 1817 festgestellte neue Organisation der Staatsbehörden als eine reine

Anwendung der obersten Grundsätze des Landrechts angesehen werden. Die Verwaltung und Regierung der kirchlichen Verhältnisse fiel dadurch zum großen Theile in die Hände des Ministeriums der geistlichen Angelegenheiten und seiner Commissarien in den Provinzen, der Oberpräsidenten. — Die Erziehung, auch die des Priesterstandes, ward immer mehr, unter dem Titel des Staatsschutzes und der freigebigen Protection, auf das Gebiet des vorbehaltenen Rechtes und ausschließlichen Regals der Staatsgewalt hinübergezogen. Am offensten wurde das hierbei zum Grunde liegende, stillschweigend vorausgesetzte Princip: daß die Kirche eine Staatsanstalt sey wie jede andere, durch die Einziehung aller liegenden geistlichen Güter im Jahre 1811 an den Tag gelegt. Ueber die rechtliche Natur dieser Maaßregel kann unter denen, welche es für die Hauptaufgabe aller weltlichen Gewalt halten, wohlerworbene Rechte gegen jeden willkührlichen Eingriff zu schützen, nur eine Stimme seyn. Ueber den politischen Nutzen des Schrittes könnte dagegen erst geurtheilt werden, wenn bekannt wäre, wie groß nach Abzug aller Pensionen und sonstigen Lasten, welche die Regierung übernehmen mußte, der Reinertrag aus der, unter so ungünstigen Umständen unternommenen Veräußerung der säcularisirten Güter gewesen ist. Wohlunterrichtete Personen wollen behaupten, daß die Geringfügigkeit des Vortheils schon damals in keinem Verhältniß zu der Gehäßigkeit einer großen, gewaltsamen Expropriation gestanden habe. Wie dem aber auch sey, — heute ist die Säcularisation von 1811 ein vollendetes Factum, und wir sind berechtigt, die günstige Seite derselben anzuerkennen. Durch die Wegnahme des irdischen Besitzes der Kirche ist ein Köder entfernt, der für manche, in unserm Zeitalter wieder rege gewordene Reformationsgelüste eine gefährliche Versuchung hätte werden können. Außerdem wurde die Rechtsverletzung, welche die Kirche in Preußen durch diese — Finanzoperation erlitten hatte, zehn Jahre später der wirksamste Hebel zum Abschluße jenes Ueberein-

kommens der Krone Preußen mit dem heil. Stuhle, welches wenigstens die äußere Ordnung in der Verfassung der Kirche wieder herstellte. Daß sich in den preußischen Staatsmännern, insbesondere in dem Fürsten Hardenberg, ein Gefühl der auf Preußen ruhenden, strengen Rechtsverpflichtung zu jener, wenigstens nothdürftigen Ausstattung regte, welche der beraubten Kirche durch den Vertrag von 1821 zugesagt wurde (wenn gleich zur Stunde die Ausantwortung der versprochenen Staatswaldungen noch nicht erfolgt ist), dieß muß ihnen in einer Zeit, wo der Begriff des Rechts häufig bis auf den Namen aus der Politik entschwunden ist, hoch angerechnet werden. — Fürst Hardenberg, dessen staatsrechtliche und politische Ansichten ich im Uebrigen keineswegs zu vertreten beabsichtige, hat hierdurch an den Tag gelegt, daß seine Regierungsgrundsätze eben so hoch über der absolutistischen Theorie des Landrechts, wie über der calvinistischen Orthodoxie Friedrich Wilhelm's I. standen. Es liegt in seinem Uebereinkommen mit dem heil. Stuhle eine Ahnung der Idee der Kirche, eine stillschweigende Anerkennung ihrer Einheit, der Anfang eines Respects vor der, zu ihrem Bestehen nothwendigen, rechtlichen Freiheit, und somit jedenfalls der erste Keim einer bessern Zukunft. Daher beginnt 1821 mit diesem Ereigniß (welchem von Seiten der deutschen Katholiken ein allmähliges, anfangs kaum bemerkbares Erwachen vom Scheintode des Indifferentismus entgegen kömmt!), eine neue (die dritte) Periode in der Geschichte der katholischen Verhältnisse in Preußen, und diese schließt mit Friedrich Wilhelms III. Hintritt aus diesem Leben.

Ich habe bereits in meinem vorigen Briefe den Standpunkt bezeichnet, den dieser Monarch auf dem kirchlichen Gebiete weniger freiwillig und mit voller Kenntniß der Sache genommen, als durch seine angebornen Fähigkeiten, seine Erziehung, seine ersten Jugendeindrücke und seine Umgebungen unbewußt erhalten hatte. — Durch die letzten zwanzig Jahre seines Lebens zieht sich eine stark ausgeprägte, instinktmäßige

Besorgniß vor einem nahen Siege der Kirche über den Protestantismus, ein immer wieder hervorbrechendes Gefühl der innern Schwäche des letztern, eine Ahnung, daß dessen Sache auch schon für die nächste Zukunft unhaltbar sey. — Aehnliche Vorgefühle haben vielen unsrer Zeitgenossen den ersten Anstoß zur Rückkehr in die Kirche gegeben; bei Friedrich Wilhelm III. bewirkten sie das Gegentheil: eine Abneigung gegen die katholische Sache, die von der Antipathie seines Urgroßvaters sich nur durch die Formen unterschied, in denen sie sich äußerte. Als gar die Conversionen wie ein, den König verfolgendes Gespenst in den Familienkreis seines Hauses hineindrangen, steigerte sich der Widerwille auf einen Punkt, welcher heftige Ausbrüche gegen seine katholischen Unterthanen im Geschmacke Friedrich Wilhelms I. hätte besorgen lassen, wenn nicht ein anderer Charakterzug des Monarchen: die sichtliche Scheu vor allem Aufsehen erregenden, persönlichen Hervortreten dem Unmuthe das Gleichgewicht gehalten hätte. Desto eifriger glaubte dagegen der König an der Befestigung des Protestantismus arbeiten zu müssen, dem er durch die, in meinem vorigen Briefe geschilderten Mittel unter die Arme griff. — Ueberhaupt erklärt diese Besorgniß vor dem Umsichgreifen der Conversionen viele seiner Entscheidungen, welche mit dem Indifferentismus des Landrechts (der ja unter Umständen auch der Kirche günstig seyn konnte) in grellem Widerspruche stehen. Hatte diese Gesetzgebung, wie ich oben erwähnte, die Nachfrage nach dem kirchlichen Bekenntnisse des Einzelnen für unzulässig erklärt, so ward jetzt umgekehrt genaue Angabe der Religion auf jedem Meldzettel verlangt, der selbst wegen der unschuldigsten Wohnungsveränderung bei dem Polizeicommissär des Reviers eingereicht werden mußte, und an die katholische Geistlichkeit erging die strenge Weisung, jedweden Uebertritt zu ihrer Kirche den Staatsbehörden gewissenhaft selbst zu denunciren. Daß noch in den letzten Jahren seines Lebens der König einem protestantischen Landrath im Posen'schen seine Ungnade durch eine

eigene Cabinetsordre zu erkennen gab, weil er, von der ihm gesetzlich zustehenden Freiheit Gebrauch machend, seine in gemischter Ehe erzeugten Kinder katholisch erziehen ließ, ist ein bekanntes Factum. Es beweist, wie der König sein persönliches Verhältniß zur Religionsfreiheit seiner Unterthanen faßte.

Neben diesem, durch die Person des verewigten Herrschers vertretenen, aus alt-protestantischer Zeit in die Gegenwart hineinspielenden Elemente, machte sich in der Beamtenwelt der Geist geltend, den Suarez, wie oben gezeigt, in die Paragraphen des Landrechts gebannt hatte. Nach dieser Lehre war der „Staat“ absoluter Herr der Kirche, und jeder Anspruch auf corporative Religionsfreiheit, jeder Versuch das, was des Geistes ist, den Eingriffen der omnipotenten Polizeigewalt zu entziehen, galt wenigstens als nächster Versuch zum Hochverrathe. — So mußte also, als die Vorsehung einen Hirten auf den Stuhl von Köln berief, der seine Pflicht und die Bedeutung der Kirche kannte, geschehen, was unter diesen Voraussetzungen nicht ausbleiben konnte. — Das Ereigniß vom 20. November konnte daher auch nur diejenigen überraschen, welchen der Entwickelungsgang der kirchlichen Verhältnisse in Preußen unbekannt geblieben war. Tieferblickende und wohlunterrichtete preußische Staatsmänner sahen bereits vor fünfzehn Jahren eine, in der einen oder andern Form hereinbrechende Katastrophe dieser Art als unabwendbar an.

Dennoch würde man sehr irren, wenn man verkennen wollte, daß auch in dem Zeitraume, von welchem hier die Rede ist, neben der wiedererwachten Sinnesart Friedrich Wilhelms I., und neben dem absolutistisch-machiavellistischen Territorialismus ein drittes Element sich mächtig geregt habe. — Dieß war der neue, bessere Geist der Zeit, der gebieterisch wahre, rechtliche Freiheit der Kirche fordert. So mächtig war sein Trieb, daß abgesehen von dem Echo, welches er im Herzen des Volkes fand, und abgesehen von der Zustimmung al-

ler bessern Elemente unter den Gebildeten, und selbst unter den Staatsdienern, auch die Regierung sich niemals ausdrücklich und durch offene Erklärung, weder zu den Principien der altprotestantischen, intoleranten Ausschließung, noch zu denen des spätern landrechtlichen Territorialismus zu bekennen gewagt, daß sie fortwährend, selbst in der Zeit des erbittertsten Kampfes, den Ruhm der Achtung vor der Kirchenfreiheit aufzugeben sich entschieden geweigert, und daß sie in ihren offiziellen Erklärungen, ihrer Behauptung nach, nur um Consequenzen gestritten hat. Schriftsteller, die freier mit der Sprache herausgingen, mußten ihr Erröthen unter der Maske der Anonymität verbergen. Die Regierung hat sie niemals als ihre Wortführer anzuerkennen gewagt, und sich z. B. geflissentlich gehütet, einen Antheil an dem Lohne, welcher dem berüchtigten, nunmehr schon verschollenen Verfasser der Wahrheit in der hermesischen Sache von der öffentlichen Meinung ausgezahlt wurde, für sich in Anspruch zu nehmen.

Friedrich Wilhelm IV. eröffnete eine neue Aera für die katholischen, wie überhaupt für die kirchlichen Verhältnisse seines Landes. — Daß er den Kölner Zwist durch eine Ehrenerklärung, welche die Regierung dem hochverdienten Clemens August schuldig war, so wie durch feierliche Zurücknahme der, die Rechte der Kirche verletzenden Verordnungen seines Vorgängers geendigt, daß er den freien Verkehr der Bischöfe mit dem Oberhaupte ihrer Kirche gestattet hat, berechtigt zu der Hoffnung, daß er die Wichtigkeit dieses Momentes in der Weltgeschichte erkannt, und den größten aller Irrthümer der falschen Staatsweisheit unserer Tage, wonach der Staat berufen seyn soll, die Kirche zu regieren, mit klarem Bewußtseyn von sich fern gehalten habe. Vertrauen wir daher: daß die vierte Periode in der Geschichte des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche, welche mit seinem Regierungsantritte beginnt, eine Zeit der rechtlichen Freiheit für seine katholischen Unterthanen, des Segens für sein Land und des

Wachsthums für die Macht seines Hauses seyn werde. Denn es hat noch niemals einen Fürsten gereut, sich mit dem Nachfolger des Apostelfürsten gut gestanden zu haben! —

LV.

Der heilige Ignatius von Loyola.

Offenbar nimmt in Frankreich die Liebe für historische Forschungen zu; als Beweis mögen sowohl die eigenen Erscheinungen auf diesem Gebiete dienen, so wie auch die Theilnahme, womit Uebersetzungen von Geschichtswerken anderer Nationen, namentlich deutscher, aufgenommen werden.

Ohne Zweifel ist das eine erfreuliche und beruhigende Erscheinung; denn sie beweist, daß man den hohlen, abstracten Theorien, die der Hochmuth geschaffen, entsagend, sich mit demüthiger Selbstverläugnung dem Positiven zuwendet.

Allein die Schwierigkeiten, die hierin namentlich der Franzose zu überwinden hat, sind keine geringen, und daher von einem billigen Beobachter wohl zu berücksichtigen. Der französische Geist hatte in seiner Selbstgefälligkeit ein solches Wohlgefallen an seinen Theorien gefunden, und da er durch keine gründlichen Studien der Vergangenheit, die er als Barbarei verachtete, gekräftigt und gezügelt ward, und sich somit vorzüglich auf die Declamation angewiesen sah, so hatte seine ganze Sprache und Darstellungsweise dermaaßen den Charakter rhetorischer Emphase und allgemeiner, die Unwissenheit des Thatsächlichen, Speciellen verbergender Floskeln und Hyperbeln angenommen, daß es nun gar Manchem schwer wird, nachdem der Geist eine andere gründlichere, positivere Richtung genommen, sich der mit der Muttermilch eingesogenen Redeweise zu entwöhnen.

Auf diese Weise sehen wir nicht selten selbst die ausgezeichnetsten Schriftsteller von Zeit zu Zeit den Anwandlungen des alten Versuchers unterliegen, und in jenen wortreichen Ton hyperbolischer Oberflächlichkeit mit ihren brillanten Antithesen fallen. Bei Anderen nehmen wir ein männliches Ringen wahr, dem Reize dieser schimmernden, cokettirenden Floskeln sich zu entziehen und dafür prunklose Einfalt und Gründlichkeit an die Stelle treten zu lassen.

Im Ganzen aber kann man mit Wahrheit behaupten, daß die Franzosen in dieser Beziehung ungeheure Fortschritte gemacht haben, deren Einfluß sich auf den ganzen Charakter der Sprache geltend gemacht hat. Und auch in dieser Beziehung, so wie in so mancher anderen, wäre es uns Deutschen räthlich, statt uns in den Weihrauch unseres Selbstlobes einzuhüllen, rüstig voranzuschreiten, um nicht von den Franzosen überholt zu werden.

Als ein Beispiel der neueren historischen Literatur theilen wir hier eine Betrachtung über den heiligen Ignatius von Loyola mit, und seine Stellung zu den Reformatoren. Sie mag dessen zum Belege dienen, was wir oben gesagt. Wie anders erscheint hier der Gründer des Jesuitenordens, als dieß noch vor einigen Jahrzehnten der Fall gewesen, da die Encyclopädisten noch als die Unfehlbaren in ihren Todtengerichten galten; eben so wird man aber auch auf der andern Seite, was die Form angeht, die Nachwirkung dieser nun in ihrem Untergange begriffenen Zeit historischer Rhetorik fühlen.

Eine andere Darstellung desselben Heiligen, die nicht, wie die hier folgende, aus einer katholischen, sondern aus der protestantischen, eines schottischen Presbyterianers geflossen ist, werden wir gelegentlich folgen lassen, als Beweis, wie man auch jenseits allgemach beginnt, den Heiligen und Reformatoren unserer Kirche, wenn auch spät, Gerechtigkeit angedeihen zu lassen.

Nachstehender Ueberblick über sein Wesen und Wirken

ist ein Bruchstück eines im vorigen Jahre erschienenen Werkes unter dem Titel: Les grandeurs du catholicisme, par Aug. Siguier, 2 Vol. Der Verfasser behandelt darin alle großen Erscheinungen in der katholischen Kirche von den apostolischen Vätern bis herab auf Bossuet. Er stellt sich dabei auf den Standpunkt ihres Einflusses auf die Menschheit, auf das, was die Franzosen Civilisation nennen, bei ihm häufig als sociabilité vorkömmt, jedoch nicht nach dem engherzigen Begriff der modernen Staatsrechtlehrer oder der jetzigen Utilitätsjäger. Er stellt die einzelnen Erscheinungen, die in dem Katholicismus ihre Wurzel haben, ob dieselben nun an Institutionen oder an Individualitäten sich knüpfen, dar, mit einer Lebendigkeit, mit einer Farbenglut, mit einer Beredsamkeit, zugleich mit einer oft das Innerste derselben erfassenden Schärfe, die diesen Theil seines Werkes zu einer anziehenden und lehrreichen Lectüre machen, um so mehr, da er stets Rückblicke einflicht auf jene anmaaßende Weisheit und Selbstverherrlichung unserer Tage, welche mit so vornehmem Dünkel auf diese Vergangenheit — und in der Fortdauer ihrer Wirknngen dennoch immerfort vollkräftige Gegenwart — herabsehen zu dürfen wähnt. Ob wir die Abschnitte: der heilige Justiuus, Cyprian, Lanfranc und Anselm, canonisches Recht, heiliger Thomas, oder welcher es sey, zur Hand nahmen, in allen begegneten wir der gleichen Originalität, der gleichen lebendigen Behandlung, der gleichen festen Ueberzeugung. Und merkwürdig, der Urheber dieses Werkes hat alle die Phasen durchgemacht, die in unsern Tagen dem Talent, dem Durst nach Wahrheit, dem Drang nach Wirksamkeit offen stehen, in keiner sich befriedigt gefunden, bis er endlich dahin gekommen ist, wo wir ihn mit seinem Buche beschäftigt finden, wo er als Resultat seiner Bestrebungen dasselbe an das Licht treten läßt. Pour devenir catholique j'ai cherché, sagt er selbst. Indem wir sein Werk als eine berücksichtigenswerthe Erscheinung unserer Zeit begrüßen, glauben wir den Lesern der historisch-politi-

schen Blätter, die wir durch dieses Bruchstück aufmerksam machen möchten, zugleich eine angenehme Nachricht mitzutheilen durch die Anzeige, daß zu Anfang künftigen Jahres in der Hurterschen Buchhandlung zu Schaffhausen eine Uebersetzung desselben erscheinen werde.

Pomponaccius, Machiavelli, Luther und Descartes.

Pomponaccius, Machiavelli, Luther und Descartes wurden und werden noch jetzt betrachtet, als die leuchtenden Sterne der wiederauflebenden Wissenschaft, der intellectuellen Bewegung der spätern Zeit, als die Hohenpriester einer neuen Welt. Und doch begingen sie Alle, jeder in seiner Weise, nur ein Plagiat, vollzogen sie ein Werk der Zerstörung in den hohen Kreisen, aus welchen die civilisirenden Wahrheiten herabsteigen.

Pomponaccius trennte die Moral von der religiösen Autorität, erniedrigte sie zum bildsamen Phantasma nach den Einfällen aller persönlichen Unwissenheiten, Vortheilsgelüste und Leidenschaften; er erniedrigte sie zum veralterten Thema, zur Zerstreuung einiger akademischer Schwätzer in ihrer Muße. — Machiavelli verweltlichte die Politik und lieferte den Menschen dem Menschen aus, den in der Armuth Gebornen dem Reichen, den Schwachgebornen der Willkühr der Mächtigen. — Luther, indem er den Glauben der individuellen Vernunft preisgab, lehrte in letzter Beziehung nur die Aufstellung einer Kaste für jede Geschlechtsfolge, eine Art Braminen-Collegium, ausschließlich von ihm abhängig, das heißt von einer ausschließlich menschlichen, daher wesentlich beweglichen, launenhaften, willkührlichen Gewalt, und wußte bloß zahllose Abweichungen in andauernder Ordnungslosigkeit zu erhalten. — Descartes emancipirte die Philosophie, und hatte als letzten Zweck im Auge, den Glauben der Vernunft, den Priester dem Theoretiker, den Altar der Professorskanzel, die Wahrheit den Einfällen oder der Kühnheit des Individuums unterzuordnen.

Sie Alle, Pomponaccius, Machiavelli, Luther und Descartes haben ihres Zweckes verfehlt.

Mögen oberflächliche Geister die Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften noch so hoch anpreisen; wir vermögen darin nur einen plastischen Fortschritt, d. h. einen für Grammatiker und Rhetoren höchst bedeutenden, für die gesellschaftliche Wissenschaft hingegen gar nicht vorhandenen Fortschritt zu erblicken; wir sehen in den vier, viel-

mehr in den drei letztern Personalitäten, die dessen Träger sind, nichts als die Vergötterung des menschlichen Geistes und Herzens, der politischen Schlauheit, des Hochmuths und eine unermeßliche, intellectuelle Abirrung, an die Stelle einer Tradition, die nur Nützliches und Ehrenwerthes in sich trug, an die Stelle der christlichen Vervollkommnung treten.

Das Wiederaufleben der Wissenschaften und ihre Ergebnisse war daher keineswegs die Signatur eines Zeitalters des Ruhms, der Freiheit, der gesellschaftlichen Erneuerung; sie war in ihrem Princip nichts als ein fieberhafter Zustand, einer der Zeitabschnitte, in welchem alle Geister in einem unermeßlichen Taumel sich drehen. Getäuscht durch einige Verbesserungen untergeordneten Ranges, kehrten die Sprößlinge der germanischen Stämme, einst so glücklich, ihre Götter und ihre Bilder für Christi Wort umgetauscht zu haben, mit wehenden Bannern in den Paganismus zurück. Sie verwarfen das Kreuz, dem sie die Civilisation verdankten, um sich der Eitelkeit, der Prahlerei einiger Individuen anzuvertrauen; sie verwarfen das Kreuz, welches sie gegen die Hydra der Feudalität geschirmt hatte, um eine speculative Feudalität, eine tausendfältig minder hochsinnige, tausendfältig abwürdigendere Feudalität, als diejenige ihrer alten Grafen und Barone, wieder aufzurichten; sie verwarfen das Kreuz und das römische Papstthum, um vor jeder Art philosophischer Päpstlichkeiten im Staube zu kriechen. — Nein, das Wiederaufleben der Wissenschaft und die Bewegung, welche demselben folgte, waren in ihrer Beziehung zu den größten Problemen der gesellschaftlichen Ordnung kein Fortschritt; sie waren für Europa nur ein Fall aus dem Absoluten in das Relative, aus dem Nothwendigen in das Zufällige, aus der göttlichen Autorität in die individuelle Nullität.

Aber, sagt man, es hatten sich Unordnungen in die Kirche eingeschlichen; Unordnungen, die man nie hart genug zu brandmalen vermag. Wir sind hiemit vollkommen einverstanden. Es bedurfte also einer Reform; — ja es bedurfte einer Reform. Wer denn soll diese so oft geforderte, von der Kirche selbst laut geforderte Reform bewerkstelligen? Oeffnen wir das Buch der Geschichte!

Zur Zeit, in welcher Luther allen seinen Muth und alle seine Thatkraft entfaltete, trat, um sich Gott zu weihen, ein junger Mann in die Kirche von Montferrat. Er war kein Bauernsohn, wie der Augustinermönch, er war der Sohn eines Mannes, der zu dem höchsten Adel seines Landes gehörte. Er war nicht, wie Luther, herangewach-

schen Blätter, die wir durch dieses Bruchstück aufmerksam machen möchten, zugleich eine angenehme Nachricht mitzutheilen durch die Anzeige, daß zu Anfang künftigen Jahres in der Hurterschen Buchhandlung zu Schaffhausen eine Uebersetzung desselben erscheinen werde.

Pomponaccius, Machiavelli, Luther und Descartes.

Pomponaccius, Machiavelli, Luther und Descartes wurden und werden noch jetzt betrachtet, als die leuchtenden Sterne der wiederauflebenden Wissenschaft, der intellectuellen Bewegung der spätern Zeit, als die Hohenpriester einer neuen Welt. Und doch begingen sie Alle, jeder in seiner Weise, nur ein Plagiat, vollzogen sie ein Werk der Zerstörung in den hohen Kreisen, aus welchen die civilisirenden Wahrheiten herabsteigen.

Pomponaccius trennte die Moral von der religiösen Autorität, erniedrigte sie zum bildsamen Phantasma nach den Einfällen aller persönlichen Unwissenheiten, Vortheilsgelüste und Leidenschaften; er erniedrigte sie zum veralterten Thema, zur Zerstreuung einiger akademischer Schwätzer in ihrer Muße. — Machiavelli verweltlichte die Politik und lieferte den Menschen dem Menschen aus, den in der Armuth Gebornen dem Reichen, den Schwachgebornen der Willkühr der Mächtigen. — Luther, indem er den Glauben der individuellen Vernunft preisgab, lehrte in letzter Beziehung nur die Aufstellung einer Kaste für jede Geschlechtsfolge, eine Art Braminen=Collegium, ausschließlich von ihm abhängig, das heißt von einer ausschließlich menschlichen, daher wesentlich beweglichen, launenhaften, willkührlichen Gewalt, und wußte bloß zahllose Abweichungen in andauernder Ordnungslosigkeit zu erhalten. — Descartes emancipirte die Philosophie, und hatte als letzten Zweck im Auge, den Glauben der Vernunft, den Priester dem Theoretiker, den Altar der Professorskanzel, die Wahrheit den Einfällen oder der Kühnheit des Individuums unterzuordnen.

Sie Alle, Pomponaccius, Machiavelli, Luther und Descartes haben ihres Zweckes verfehlt.

Mögen oberflächliche Geister die Zeit des Wiederauflebens der Wissenschaften noch so hoch anpreisen; wir vermögen darin nur einen plastischen Fortschritt, d. h. einen für Grammatiker und Rhetoren höchst bedeutenden, für die gesellschaftliche Wissenschaft hingegen gar nicht vorhandenen Fortschritt zu erblicken; wir sehen in den vier, viel-

mehr in den drei letztern Personalitäten, die dessen Träger sind, nichts als die Vergötterung des menschlichen Geistes und Herzens, der politischen Schlauheit, des Hochmuths und eine unermeßliche, intellectuelle Abirrung, an die Stelle einer Tradition, die nur Nützliches und Ehrenwerthes in sich trug, an die Stelle der christlichen Vervollkommnung treten.

Das Wiederaufleben der Wissenschaften und ihre Ergebnisse war daher keineswegs die Signatur eines Zeitalters des Ruhms, der Freiheit, der gesellschaftlichen Erneuerung; sie war in ihrem Princip nichts als ein fieberhafter Zustand, einer der Zeitabschnitte, in welchem alle Geister in einem unermeßlichen Taumel sich drehen. Getäuscht durch einige Verbesserungen untergeordneten Ranges, kehrten die Sprößlinge der germanischen Stämme, einst so glücklich, ihre Götter und ihre Bilder für Christi Wort umgetauscht zu haben, mit wehenden Bannern in den Paganismus zurück. Sie verwarfen das Kreuz, dem sie die Civilisation verdankten, um sich der Eitelkeit, der Prahlerei einiger Individuen anzuvertrauen; sie verwarfen das Kreuz, welches sie gegen die Hydra der Feudalität geschirmt hatte, um eine speculative Feudalität, eine tausendfältig minder hochsinnige, tausendfältig abwürdigendere Feudalität, als diejenige ihrer alten Grafen und Barone, wieder aufzurichten; sie verwarfen das Kreuz und das römische Papstthum, um vor jeder Art philosophischer Päpstlichkeiten im Staube zu kriechen. — Nein, das Wiederaufleben der Wissenschaft und die Bewegung, welche demselben folgte, waren in ihrer Beziehung zu den größten Problemen der gesellschaftlichen Ordnung kein Fortschritt; sie waren für Europa nur ein Fall aus dem Absoluten in das Relative, aus dem Nothwendigen in das Zufällige, aus der göttlichen Autorität in die individuelle Nullität.

Aber, sagt man, es hatten sich Unordnungen in die Kirche eingeschlichen; Unordnungen, die man nie hart genug zu brandmalen vermag. Wir sind hiemit vollkommen einverstanden. Es bedurfte also einer Reform; — ja es bedurfte einer Reform. Wer denn soll diese so oft geforderte, von der Kirche selbst laut geforderte Reform bewerkstelligen? Oeffnen wir das Buch der Geschichte!

Zur Zeit, in welcher Luther allen seinen Muth und alle seine Thatkraft entfaltete, trat, um sich Gott zu weihen, ein junger Mann in die Kirche von Montferrat. Er war kein Bauernsohn, wie der Augustinermönch, er war der Sohn eines Mannes, der zu dem höchsten Adel seines Landes gehörte. Er war nicht, wie Luther, herangewach-

sen unter der Demüthigung des öffentlichen Almosens, er war Page an einem Hofe, an einem sehr glänzenden Hofe gewesen. Er hatte nicht seine frühern Jahre dem Mysticismus eines Klosters und den theologischen Studien geweiht, er hatte sie den Waffen- und den Liebeskämpfen gewidmet. Wahrlich, hätte man damals diese beiden Individualitäten an ihrem Ausgangspunkt erfaßt, niemand würde geahnet haben, daß einst der Page für die Gesellschaft unendlich mehr würde werden, als der fromme Schulknabe von Eisenach; und doch wurde der ehevorige Page ein Wunder allgemeiner Erbauung in einem Zeitalter, in welchem die Unordnung, der Stolz, die Ueppigkeit, alles Elend und jedes Verbrechen, alles, was den Kopf und das Herz der Völker auf's tiefste zerfressen kann, jeden Damm durchbrochen hatte.

In der That, man hatte den Mönchen wie den Weltgeistlichen vorgeworfen, in der Hoffarth und dem Ueberfluß aller ihrer Pflichten vergessen zu haben, — der ehevorige Page unterzog sich freiwillig der bittersten Armuth; man hatte ihnen jede Art Unenthaltsamkeit vorgeworfen, — der ehevorige Page beschränkte seine Nahrung auf Brod und Wasser; man hatte ihnen Verweichlichung vorgeworfen, — der ehevorige Page kleidet sich in ein Linnengewand, gürtet eine Eisenkette um seine Lenden, zieht ein Cilicium an und legt sich die entsetzlichsten Entbehrungen auf; man hatte ihnen Stolz vorgeworfen, — der vormals glänzende Page verurtheilt sich zum Betteln von Thüre zu Thüre; man hatte ihnen vorgeworfen, nur in Pallästen, in glänzenden Landhäusern leben zu können, — der Page verzichtet in vollkommen *freiem* Willen auf die Palläste, auf die Landhäuser seiner Vorfahren, und wählt sich eine Höhle zur Wohnung; man hatte ihnen Mangel an Glaube vorgeworfen, — der Page versenkt sich ganz in den katholischen Glauben, er findet nicht Worte genug, um denselben zu segnen, nicht Zartgefühle genug, um ihn zu lieben. Der vormalige Page weint, als hätte er einzig alle Fehltritte des Abendlandes zu verantworten; man sollte glauben, er allein fände sich schuldig, vor Gott für das Unrecht von sechs Jahrhunderten, was über Europa ergangen war.

Aber in seiner Gluth und in seiner Begeisterung hat der ehemalige Page eine Stimme vom Himmel vernommen, die ihm zu handeln befiehlt. Da bricht er nach dem heiligen Lande auf; einsam, barhaupt und barfuß, einen Stab in der Hand, einen hölzernen Becher an der Seite, ohne alle Habe, als sein Gebet. Wollte er nochmals seinen Glauben läutern an den Stätten, an welchen so große Thaten geschehen waren, so viele Geheimnisse sich enthüllt hatten? Glaubte er sich

auserſehen, den Gedanken aufzufriſchen, der die Kreuzzüge gegen die Ungläubigen ins Leben gerufen hatte? Es iſt wahrſcheinlich, daß beide Beweggründe ihn zu dieſer Reiſe vermochten. Wie dem ſey, kaum in Paläſtina angekommen, erhält er in Gottes Namen den Befehl, nach Europa zurückzukehren, und dort den Eifer, der ihn beſeelt, in Anwendung zu bringen. Der ehevorige Page zaudert nicht, er langt wieder in Europa an; arm, wie zuvor, von Allem entblößt, wie zuvor.

Jedenfalls war es Zeit, an ein umfaſſendes, nützliches Werk ſich zu machen, denn immer mehr ſtürmten der Paganismus und der Hochmuth auf die einzige Autorität ein, welcher die Rettung des Menſchengeſchlechts möglich war. Im dreißigſten Lebensjahre lernte der ehemalige Page die Grammatik, und ſaß täglich unter Schülern des zarteſten Alters. Später tritt er überall da auf, wo Mißbräuche abzuſtellen ſind, den Beeinträchtigungen der Religion vorzubeugen iſt. Ob man gegen den geduldigen Pagen ſich aufreize, ob man allen Zorn, allen Rachedurſt der Mächtigen gegen ihn richte; ob ſelbſt die Inquiſition in Bewegung gerathe und ihn vor ihr Tribunal beſcheide; ob man ihn verläumde, in den Kerker werfe, neuerdings zum Betteln nöthige, um ſeine nur unvollkommenen Studien fortſetzen zu können: er unterwirft ſich dieſem Allen. Wo iſt der ſo hochgeprieſene Gerechte *) des ſatyriſchen Dichters Roms? Wo ſeyd ihr, ihr großen Männer der philoſophiſchen Schule? der ehevorige Page ſtellt euch Alle in den Schatten; ihr Alle ſeyd, ihm gegenüber, wie grobgearbeitete Gefäße gegen eine Granitſäule, welcher der große Gedanke eines Künſtlers Geſtaltung verliehen hat; ihr, ſelbſt die Rufreichſten unter euch, ſeyd ihm gegenüber wie das unbeſtimmtere und verworrene Abbild der Tugend gegen die Tugend ſelbſt.

Endlich hält der fromme Page den Augenblick herangekommen, in welchem er der Theorie, oder vielmehr dem Geiſt, der ſein ganzes Daſeyn durchhaucht, Wirklichkeit verleihen kann. Alsbald umgeben ihn einige junge Männer kräftiger Gelehrſamkeit, beredten Wortes. Da iſt Lefevre, die erwählte Seele, gequält wie der heilige Hieronymus, aber feſten Willens, wie Hieronymus, ein unfolgſames, ſtets aufwallendes Fleiſch in einer Wüſte zu begraben; da iſt ein glänzender Lehrer der Philoſophie, welcher Ruf und Ruhm liebt, wie einſt Abälard ſie liebte; da iſt ein anderer Jüngling, welcher, kaum einundzwanzig Jahre alt, bereits ankündigte, daß er bald zu einer der be-

*) Horazens Justum ac tenacem.

rühmtesten Personalitäten seines Jahrhunderts heranreifen werde; da ist noch ein anderer Studirender, welcher jetzt schon so viel griechisch und hebräisch versteht, als ein Gelehrter der alexandrinischen Schule; das sind Männer, sind Heroen, wie sie die alten Jahrbücher gerne an den Erfolg großer Begründungen knüpfen. Alleranfangs zwar stößt er auf Widerstand, um so hartnäckigeren Widerstand, als dieser in Bezug der Zukunft den ehrsüchtigsten Gedanken sich hingibt; die Philosophen zumal erklären sich gegen alle Entwürfe, die er hegt; sie höhnen ihn, verspotten ihn, sprechen von ihm, wie heutiges Tages ein Leroux, Lerminier, Cousin nur immer sprechen könnte; aber der ehevorige Page verdoppelt seinen Muth, seine Anstrengung, seine Aufforderungen, seine Ueberredungsgabe.

Einige Zeit nachher sah man auf Montmartre sieben Männer in Gemeinschaft leben; alle hatten völlige Armuth gelobt, sich verbunden, überall, wo ihre Gegenwart oder ihre Mitwirkung nothwendig wäre, unentgeltlich zu arbeiten. An ihren Eid, als an ein geheiligtes Wort gebunden, schwuren sie sich, fortan nur einen Gedanken, einen Wunsch zu hegen, zu leben, als hätten sie alle nur einen und denselben Körper, nur eine und dieselbe Seele; sich mit allen ihren Kräften der Vertilgung des Irrthums, des Sieges der Wahrheit zu widmen. Diese sieben Männer waren keine andern, als die jungen Gelehrten, die jungen Denker, welche der ehevorige Page entweder so ungläubig, oder gegen sein Vorhaben so eingenommen gefunden hatte. Bald erhielt die Gesellschaft einen Zuwachs von drei andern Gehülfen. Zehn Männer, zehn katholische Männer, sie reichten hin, um einer der staunenswerthesten, der riesenhaftesten Missionen der neuern Zeit sich zu unterziehen; sie reichten hin, um die Revolution Luthers zu umzingeln, um sie von allen Seiten zurückzudrängen, um sie in ihrer Blöße zu zeigen, um die wankende Grundlage des Abendlandes wieder zu festigen.

Und wirklich, kaum sie eingesetzt waren, fanden sich die zehn Bettler alsbald zu den schwierigsten Sendungen berufen. Der Eine wird beauftragt, nach Siena zu gehen, um ein Frauenkloster zu seiner Pflicht zurückzuführen; ein Anderer muß sich nach Ischia begeben, um die vornehmsten Bewohner der Insel auszusöhnen; ein Dritter, ein Vierter nehmen Theil an den wichtigsten diplomatischen Unterhandlungen; ein Fünfter und Sechster verlassen Europa, um Indien zu bekehren. Bald erhebt sich der gesammte Erdkreis in Ehrerbietung vor der Stimme einiger Armen, welche keine anderen Mittel, die Menschen zu gewin-

nen, keine andern Glücksgüter besitzen, als die unermeßliche Liebe der Selbstaufopferung.

Luther hatte sich vermessen, ein Reformator seyn zu wollen; und er hatte in sich und Andern die antisocialsten Leidenschaften aufgestachelt und erhitzt; er hatte sich vermessen, der Moral zu Hülfe kommen zu wollen, und hatte monströse Verbindungen legitimirt; schwach, wie er war, hatte er die schlüpfrige Begierlichkeit des Landgrafen von Hessen nur im Dunkeln zu autorisiren gewagt; er hatte sich vermessen, die Aergernisse des römischen Hofes abstellen zu wollen, und rechtfertigte selbst jedes Aergerniß durch seine Heirath mit Katharina von Bora. Wie anders der ehevorige Page! Anstatt in sich oder in seinen Schülern die Leidenschaft aufzuregen, erklärt er denselben den Krieg auf Tod und Leben, er zähmt, er bricht, löst sie auf; anstatt die Aufwallungen des Fleisches zu begünstigen, bringt er dieselben zu völliger Ruhe; anstatt Glücksgüter und Genüsse zu suchen, sucht er nur Leiden und Mühsale auf; er und seine Freunde kennen keine wesentlichere Verpflichtung, als alle die Tugenden, welche sie lehren, allerförderst selbst zu üben, mit ihrem Beispiel darin voranzugehen.

Anderseits hatte Luther den Stolz eines jeden Individuums hinangehoben; darin suchte er seinen Stützpunkt. Wie anders der ehevorige Page! Anstatt den menschlichen Hochmuth emporzuheben, tritt er denselben in den Staub; diesen so eitlen, so stolzen Schlamm, er wirft ihn wieder und wieder zurück und drückt ihm diejenige Form und diejenige Bewegung auf, die er will. Du, sagte er einem seiner Geistessöhne, du wirst heute nach China gehen, und heute noch reist der Sohn nach China ab; und du wachst bei diesem Kranken bis zu seinem Tod, und ists nothwendig, so wird der Sohn bei dem mit dem Tode Ringenden in Schlaflosigkeit selbst sterben; du gehst von Paris nach Rom, in zwanzig Tagen wirst du zurück gekehrt seyn, ich erwarte dich am zwanzigsten Tage um Mittag im Sprachzimmer und der Sohn wird von Paris aufbrechen und am zwanzigsten Tage zur Mittagstunde lebend oder todt im Sprachzimmer sich einfinden.

Luther endlich hatte nichts zu Stande gebracht ohne Mitwirkung der Fürsten, ihrer Habgier, ihrer Selbstsucht; der ehevorige Page dagegen brachte alles, was er wollte, zu Stande, einzig durch seine eigenen Kräfte, seinen eigenen Muth; ohne Fürsten, ohne Reiche, ohne wen immer um Beihülfe anzugehen.

Wer besaß daher zu einem Reformator die vorzüglicheren Eigenschaften? Welcher war der Mächtigere? Welcher wirkte wohlthätiger

auf die Gesellschaft, Luther oder der ehevorige Page? Wohl außer allem Zweifel der Letztere.

„Glauben“, sagt Lamenais, „ist unser erstes Bedürfniß; denn mit dem Glauben beginnt, erhält und verpflanzt sich das Leben; die Mehrzahl der Menschen, durch Handarbeit, Geschäfte, eitle Zerstreuungen und Vergnügungen von der Speculation abgewendet, kommen kaum aus dem einfältigen Glauben heraus. Geneigter zu fühlen, als um das Begreifen sich bekümmernd, bewegt sich ihr Gedanke innerhalb eines engen Kreises, den sie selten zu überschreiten versuchen. Das ist überall der Stand des Volkes, und in gewisser Hinsicht hat man es deßwegen nicht sehr zu beklagen. Was es an Entwicklung verliert, das gewinnt es an Ruhe; und am Ende beschränkt sich dasjenige, was man wissen kann, auf so Weniges, daß wir beinahe Alle hienieden verurtheilt sind, immer unwissend zu bleiben; darum dürfte es oftmal, ohne deßwegen den Geist in dumpfer und feiger Unwissenheit verdämmern zu lassen, Weisheit genannt werden, in dasjenige, was nach so manchen Beziehungen uns unerforschlich ist, nicht eindringen zu wollen“.

So befinden sich diesem Schriftsteller zufolge die Menschen niemals in einer mißlichern Lage, als wenn sie sich genöthigt sehen, die Formel oder die Formeln, nach welchen sich ihr Leben zu richten hat, selbst aufzusuchen. Der lutherische Independentismus war mithin dem Schein nach der Freiheit günstiger, eigentlich jedoch diente er nur dazu, die Massen den Individuen unterzuordnen. Der ehevorige Page trat in einer minder günstigen Außenseite auf; in Wahrheit aber war er es allein, welcher jede menschliche Würde schirmte, den Völkern Bürgschaften anbot, denn er lebte vom Glauben, vom Geist, vom Opfer, welches er lehrte. Luthers Losungswort war der Aufruhr, dasjenige des ehevorigen Pagen, Gehorsam. Wir stehen nicht einen Augenblick an zu erklären: Luther hatte Unrecht.

Mit dem Aufruhr weiß man nie, wo man endet; mit dem Gehorsam weiß man es immer; mit dem Aufruhr schmeichelt man den Völkern, aber man entehrt sie, täuscht sie noch öfters; mit dem Gehorsam, dem Gehorsam vornehmlich, welchen der Geist des Christenthums einflößt, kann man sie niemals entehren, will man sie niemals täuschen. Ohne Widerrede war der vormalige Page auch einsichtsvoller als Luther.

Der Gehorsam, wendet man uns ein, ist nur eine Sclavenmaxime. Unglückliche Menschen, unglückliche Völker, ihr lehnt den Gehorsam ab! Wie kömmt es denn, daß ihr dennoch dem Ersten Besten gehor-

chet, der die Peitsche oder das Schwert zu handhaben versteht? Wie kömmt es denn, daß Keiner unter euch ist, welcher nicht der ersten Autorität, die sich aufstellt, den Hals darböte? — daher kömmt es, weil Ihr selbst es fühlet, daß der Gehorsam das socialste aller Principien ist. Der Gehorsam der Kinder, sichert er nicht den Frieden in den Häusern? der Gehorsam in den Häusern, bedingt er nicht den Frieden in dem Staate? der allgemeine, Alle umfassende Gehorsam verhundertfacht er nicht die Macht der Reiche?

Aber, entgegnet man, kann man nicht den Gehorsam mißbrauchen? Kann man denn den Aufruhr, den herrschsüchtigen Geist nicht auch mißbrauchen? Nach diesem niedrigen Gesichtspunkt hält der Gehorsam der lutherischen Ungebundenheit allermindestens die Wage, sofern er dieselbe als sociale Tugend nicht überragen sollte. Die Logik gebietet daher immer noch den Freunden der Civilisation eher auf die Seite des Gehorsams, als auf die vernunftgemäßere, sich zu stellen; und aus gewichtigern Gründen noch müssen sie auf dieselbe sich stellen, sofern sie der Geschichte Rechnung tragen.

Gehorsam Namens des Schwertes, Namens der Knute, das ist bei wilden, bei minder geordneten Völkern das Mittel zur Ordnung; das ist der Gehorsam, wie ihn die Männer auferlegten, welche zuerst und in den fernsten Zeitaltern die großen Wanderungen aus Asien nach Europa leiteten. So legten ihn auch Chengiskhan und seine Horden auf. — Gehorsam im Namen der Vernunft war das Mittel zur Ordnung bei einigen heidnischen oder götzendienerischen Völkern, wie bei den Chinesen, Griechen, Römern. — Gehorsam Namens des mosaischen und christlichen Glaubens war das ehrenhafteste, das sicherste Mittel zur Ordnung, welches je den Völkern bekannt und von ihnen angenommen worden ist.

Ein wahrer Fortschritt hätte daher im sechszehnten Jahrhunderte nicht darin bestanden, mittelbar den Gehorsam der wilden Völkerschaften und unmittelbar denjenigen der heidnischen Völkerschaften ins Leben zurückzuführen; der Fortschritt konnte nur darin bestehen, den christlichen Gehorsam ins Licht zu stellen, Liebe zu ihm zu wecken; denn überall, wo der Hauch des Christenthums wehte, konnte der Mensch sich nichts vergeben, er konnte sich nur adeln.

Der ehevorige Page war daher mehr als der wahrhafte Reformator dieses Zeitalters, als der religiöse und sittliche Reformator. Er war es, der zuerst zu eigenem Gebrauch, hierauf für andere, jenen Gehorsam wieder aufnahm, welcher alle Beziehungen der Menschen und

der Völker umgewandelt hatte; er ists, welcher die Gewissen und die Geister auf die alleinige Bahn zurückführte, auf welcher die meiste Ordnung, die größte Würde, die größtmöglichste Freiheit sich verbinden; er ist der bedeutungsvollste Mann des sechszehnten Jahrhunderts, denn nirgends findet sich ein wahrhafterer, ein fester begründeter Ruhm als da, wo die unermeßlichsten Resultate beinahe ohne alle Hülfsmittel erzielt werden; da, wo man ohne allen andern Beistand als denjenigen der persönlichen Tugend und des persönlichen Muthes über unermeßliche Schwierigkeiten den Sieg davon trägt.

Städte einnehmen, Einwohnerschaften über die Klinge springen lassen, sie zermalmen, bis buchstäblich keine Menschenspur mehr innerhalb noch außerhalb der Mauern zu finden ist, Landschaft zu Landschaft fügen — das bringt nach angenommenen Begriffen Ruhm, das ist der Ruhm eines Alexanders, eines Cäsars. — Unter dem Schein des öffentlichen Wohls eine große Bewegung hervorrufen, auch das, zumal wenn es gelingt, führt zum Ruhm; das ist der Ruhm eines Pisistratus, Katilina, Rienzi, Luthers.

Ists denn nichts, die Menschen lehren, anstatt sie zu würgen? Ists nichts, ihnen den Frieden bringen, anstatt die reizendsten Gelüste in ihnen zu erregen? Heißt es nichts, ihre Liebe, ihre Ehrerbietung, ihre Begeisterung gewinnen, indem man alle ihre Leidenschaften bricht? Heißt es nichts, vom materiellen Nichts ausgehend, die riesenhaftesten Institutionen gründen, welche je menschliche Verbindungen gelenkt haben? Heißt es nichts, dem Haß von drei Jahrhunderten Trotz zu bieten? Heißt es nichts, immerwährend sich selbst gleich zu *bleiben*, immerwährend gleich schön, gleich groß, mitten unter allen *falschen* Menschengrößen, die, nachdem sie einen Ruf von wenigen Stunden an sich gerissen haben, fallen und verschwinden, als wären sie nie da gewesen?

In der That, der ehevorige Page hielt nicht allein den Lutheranismus im Schach überall, wo er mit demselben sich messen konnte, er drängte, er zerdrückte ihn, erinnernd an jene gewaltigen Thiere, die den unvorsichtigen Wanderer an den Baumstämmen zermalmen. Einzig nur durch sein Beispiel und seine Tugenden frischte er die geheiligtetsten Traditionen des evangelischen Geistes auf; allein protestirte er erfolgreich gegen die Unordnungen, die die Kirche zu beklagen hatte; er zog die Wage, welche schwankend zwischen dem Heidenthum und dem Katholicismus schwebte, entschieden auf diesen hinüber; er allein richtete mit seinem Princip des Gehorsams mehr aus, als Fürsten und Königen durch Schwert und Heere erreichbar gewesen wäre.

Entsteige darum, bekehrter Page, wackerer Krieger von Pampeluna, ehrwürdiger, dreifach ehrwürdiger Reformator der Neuzeit, entsteige deinem Dunkel, in welches die Unredlichkeit oder die Unwissenheit dich begraben wissen möchte! das Jahrhundert, in welchen wir leben, kann nur eine marklose Jugend gebähren, welche in aller Abgelebtheit der Ausschweifung hinsiecht; erscheine, damit einige Quellen lebendigen Wassers in unsern verdorrten Steppen wieder sprudeln. Ueber uns und unter uns sehen wir nur Menschen, die sich Erdengötter zu seyn wähnen, weil sie etwelche philosophische Sylben zu stammeln wissen; erscheine, um mit einigen Strahlen deiner Demuth alle diese Seelen zu erleuchten, in denen nur Finsterniß und Nichtigkeit ihren Wohnsitz haben. Ueberall sehen wir nur Elende, welche das Heiligste erbrechen würden, sofern dasselbe nur einige Goldklumpen bärge; erscheine, um uns etwas von deiner Selbstverläugnung beizubringen. Wir alle scheinen nur deswegen hienieden zu seyn, um dem Werk der Selbstsucht und den Genüßen zu fröhnen; erscheine, um uns zu lehren, wie wir einige Thränen vergießen müssen, die so oft deine von Mühsalen durchfurchten Wangen befeuchteten. Niemals, zu keiner Zeit war das Menschengeschlecht so verlassen, wie heutzutage; erscheine, damit wir endlich begreifen, es gebe wahren Frieden, wahres Wohlseyn nirgends anders als da, wo die Seele aller deiner Schüler ruht. Die Zeit ist gekommen, um erlauchten Todten Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, damit die Lebenden wieder Hoffnung schöpfen; komme, erlauchter Ignatius von Loyola, noch einmal die Welt zu reformiren, denn das Abendland schmachtet, es schmachtet in Ermattung und Erschöpfung.

LVI.

Lord Shrewsbury an die Puseyiten.

Ein Engländer, und zwar einer der ersten katholischen Paire von England, Lord Shrewsbury, der Vater der Fürstin Borghese, von welcher diese Blätter bei einer andern Gelegenheit gesprochen, hat eine Schrift herausgegeben, welche mehrere wunderbare Erscheinungen der Extase und Stig-

matisirung in Deutschland und Italien bespricht. Die Schrift führt den Titel: „Letter from the Earl of Shrewsbury to Ambrose Lisle Phillips, Esq. descriptive of the Estatica of Caldaro and the Addolorata of Capriana. Being a second edition, revised and enlarged; to which is added the relation of three successive visits to the Estatica of Monte Sansavino in May 1842. London Charles Dolman, 61, New Bond street. S. 146.

Der englische Charakter neigt bekanntlich zu nichts weniger hin als zu phantastischen Träumereien und luftigen Einbildungen und Selbsttäuschungen, es ist vielmehr in diesem Volke eine außerordentliche Nüchternheit und Schärfe des Verstandes; es pflegt sich die Dinge ruhig und fest ins Auge zu fassen; es liebt sicher zu gehen; seine größere Sch[illegible]ligkeit und bedächtigere Langsamkeit und Trockenheit im Gegensatz zur reizbareren, enthusiastischeren Leichtigkeit der Franzosen sind bekannt; dagegen zeichnete es sich in der Regel durch eine größere Solidität und nachhaltigeren Ernst in seinen Unternehmungen aus, und je umsichtiger es seinen Entschluß genommen, mit um so größerer Energie führt es ihn dann, ohne viel Worte zu verlieren, aus. Wo es daher auf die Beobachtung gegebener Thatsachen ankömmt, ist das Urtheil eines Engländers in der Regel aller Beachtung werth, und dieß verleiht dem Berichte Lord Shrewsburys über jene wunderbaren, die gewöhnlichen Gesetze der Natur überschreitenden Zustände einen eigenthümlichen Werth. Die Schrift enthält in dieser Beziehung hauptsächlich als Kern Factisches, sie beschreibt in ruhiger, klarer Fassung, was er selbst gesehen, oder was andere Landsleute ihm darüber mitgetheilt. Damit verbindet er Uebersetzungen von Augenzeugen anderer Nationen, wie z. B. den Bericht, den Cazales über seinen Besuch bei Maria von Mörl und Domenika Lazzari in Capriana in der Université Catholique bekannt gemacht, dann was ein italienischer Arzt über die letztere als Ergebniß seiner Beobachtungen herausgegeben, endlich die Notizen, welche die

Mystik von Görres enthält. Das, was die Schrift für Deutschland insbesondere interessant macht, ist der Bericht von drei Besuchen des Lords bei einer uns minder bekannten Ekstatischen in Toscana, einer Jungfrau von San Savino unfern von Arezzo, deren Körper in dem Zustande der Verzuckung dermaaßen die Schwere verloren hat, daß er sich buchstäblich, wenn er angehaucht wird, hin und her bewegt.

Allein Lord Shrewsbury hat diese, mit höheren Regionen verkehrenden Jungfrauen, die sich in so vieler Beziehung den Gesetzen des irdischen Lebens entrückt zeigen, nicht blos als ruhiger Engländer, er hat sie auch als gläubiger Katholik besucht; was er mit ruhig beobachtendem Auge gesehen, das hat sein Herz gerührt und erhoben, seinen Glauben gestärkt und das Verlangen genährt, ihn seinen irrenden Brüdern, die Gott durch seine Wunder zurückrufen will, mitzutheilen, und daher richtet er am Schluße seiner Schrift folgende Worte an die Puseyiten Englands, von denen wir wünschen, daß auch manche Deutsche sie sich zu Herzen nehmen möchten.

„Die schwierige Stellung, worin sich die Schreiber der Oxforder Abhandlungen befinden, und die Hindernisse, welche sie zu bekämpfen haben, fühle ich zu lebhaft, um irgend ein Wort schreiben zu wollen, dem man einen beleidigenden oder lieblosen Sinn unterlegen könnte; fern sey es von mir, ihre Bemühungen nicht anzuerkennen, im Lande „„den religiösen Ernst und die Frömmigkeit wieder herzustellen““, oder ihnen in Betreff der Schwierigkeiten, die sich ihnen in ihrem Streben nach der Wahrheit in den Weg stellen, jede mögliche Anerkennung zu versagen. Aber ich bin überzeugt, sie werden uns zugestehen: daß zwischen Wahrheit und Irrthum kein Vertrag abgeschlossen werden kann, und daß diejenigen, die die Wahrheit erkennen und bewahren, auf dem Wege des Vergleiches nicht ein Jota davon ablassen dürfen. Wie sehnlich wir auch nach der möglichen, wenn auch fernen Aussicht einer Versöhnung hinblicken, so muß sich doch Jeder wohl vorsehen, daß es nur einen Boden gibt, auf dem wir

uns begegnen können, nämlich die Autorität der Kirche, ihrer Lehre des ersten Alterthums, wie das Concilium von Trient sie bestimmte, und wie sie verkündet, und als solche angenommen ward; weil ohne Autorität keine Lehre seyn kann, und die durch Autorität verkündete Lehre entscheidend und unwiderruflich ist. In dieser Frage sind wir zu sehr betheiligt, um uns als stumme Zuschauer zu verhalten; unsere Stellung dabei einzunehmen, sind wir berufen, während es kindisch wäre anzunehmen, daß wir uns durch eine Kriegslist oder ein Manoeuver von dieser uns gebührenden Stellung verdrängen ließen, weil wir wissen, daß ein solcher Schritt uns nur verderblich wäre, ohne denen, womit wir so gerne einen geschlossenen Körper bilden möchten, einen Vortheil zu gewähren. Haben wir einmal unsere Grundsätze verlassen, so werden wir, gleich ihnen, in dieselben Verlegenheiten verwickelt, und die Verwirrung, die jetzt nur in der Minorität ist, würde alsdann allgemein werden. Deßwegen ist es unsere Pflicht, für die Wahrheit zu streiten, statt von Ferne stehend, den Anschein der Gleichgültigkeit bei den in Frage stehenden wichtigen Interessen zu haben; noch weniger ziemt es uns bei den Täuschungen, unter denen gegenwärtig so manche edlen Geister erliegen, sich ruhig zu verhalten, oder jemals aufzuhören Gott zu bitten, daß er den Sieg verleihe, indem Er Allen seinen Willen kund geben möge. Aber wenn die Beendigung dieses unseligen Zwiespaltes durch eine der Autorität gemäße Vereinigung der beiden Kirchen noch ferne seyn sollte, so ist es doch offenbar die Pflicht jedes Einzelnen, sobald er zur Ueberzeugung der Wahrheit gelangt, keine Zeit zu verlieren, und der Gnade zu folgen und zu bedenken daß der Glaube eine Gabe Gottes ist, die, wenn einmal angeboten und vernachläßigt, sich vielleicht ihm niemals wieder darbietet".

LVII.

Leben und Schule.

III.

Die schlimmen Ergebnisse der heutigen Erziehungsweise, am Geist sowohl als auch am Körper der Jugend, sind vielfach beklagt und nachgewiesen, und meistens vergeblich geläugnet worden. Wie viel davon der Schule, und wie viel dem Leben außerhalb derselben zur Last zu legen sey, ist freilich wegen der innigen Wechselwirkung beider nicht mit mathematischer Genauigkeit auszumitteln und festzustellen. Da die Jugend aber einen guten Theil des Tages in der Schule lebt, und diese vorzüglich als eine Stätte geistiger Bildung und Entwicklung betrachtet werden muß, so verräth es eine große Verblendung, wenn Schulmänner das Daseyn jener unerfreulichen Folgen zwar anerkennen, dieselben aber lediglich der Familienerziehung zurechnen wollen.

Es ist bekannt, daß jede geistige und organische Kraft geübt werden muß, wenn sie nicht verkümmern oder untergehen soll. Man weiß auch, daß jede Kraft durch ihre eigene Anstrengung vermindert oder auch erschöpft wird, in der Ruhe aber [illegible] und sich sammeln kann. Endlich ist nicht minder gewiß, [illegible] einem geistigen oder leiblichen Organismus die einseitige Entwicklung und vorherrschende Aeußerung einer einzelnen Kraft sich nur auf Kosten und Beeinträchtigung anderer vollbringt, mit welchen sie in stets lebendiger Verbindung steht. Diese Naturgesetze gelten auch für die Pädagogik, deren Aufgabe überhaupt ja keine andere ist, als Kräfte zu entwickeln und zu regeln, d. h. den Men-

schen zu bilden. Zu dieser Bildung ist eigentlich der ganze Mensch, und nicht bloß ein Theil desselben, oder eine einzelne Fähigkeit berechtigt, obgleich die durchaus harmonische und gleichmäßige Ausbildung aller Anlagen und Kräfte wegen der großen Verschiedenheit der individuellen und der Beschränktheit der äußern Umstände sich selten oder niemals erreichen läßt. Die unendliche Mannichfaltigkeit der Individuen hindert aber nicht, daß bei Allen die Grundverhältnisse des Menschen immer und überall dieselben sind. In allen Lagen und Zuständen bleibt der Mensch eine Einheit von Natur und Geist, und ohne gerechte Berücksichtigung seiner wesentlichen Vermögen und Functionen, sey es im geistigen oder im leiblichen Gebiet, muß jede Erziehung ihren Zweck verfehlen. Dieser besteht vornehmlich in der möglichst zweckmäßigen Entwicklung oder Herstellung eines rechten, mit sich einigen, vollen und unversehrten Bewußtseyns, als dessen Mittelpunkt wir nicht den Verstand, das Gedächtniß &c., sondern den Willen erkennen müssen. Geöffnet dem Einfluß aller Seiten des Bewußtseyns, und hinwiederum auf alle wirkend, erregt und erregend, ist der Wille beständig ein Centrum von ein= und ausströmenden Radien, die Grundlage und das Wesen von Gesinnung und Charakter, die Heimath des Gewissens, der Urquell von Gedanken und Handlungen, der Mensch (mens) im vorzüglichen Sinn, das wahre Mittel zu einer Verbindung mit Gott, und deshalb auch der eigentliche Gottessinn. Ist der Wille gut und gefestet, so stimmen leicht mit ihm Verstand und Fantasie in Gehorsam und Eintracht zusammen, so will er auch die Wahrheit erkennen und das Gute vollbringen; wogegen Verkehrtheit und Schwäche des Willens alsbald auch im Verstand und in der Fantasie sich reflectiren, dort den Irrthum, hier die Leidenschaft veranlassen, und anstatt der Harmonie und Einheit ein störendes Mißverhältniß, ja eine wahre Zerrissenheit hervorbringen. Das eigentliche Bildungsprincip für den Willen ist aber unstreitig die Religion, welche den Menschen dahin bringt, zu

wollen, was Gott will, das getheilte Bewußtseyn harmonisch vereint, und gleichsam durch Befestigung des Centralen das selbstische und gefährliche Abweichen und Vorherrschen des Peripherischen verhindert. Da aber dieses mit jenem immer ein Ganzes bildet, dessen Theile oder Functionen sich gegenseitig bedingen und ineinandergreifen, so wird natürlich das einseitige Abweichen eines Theiles nicht stattfinden können, ohne zugleich eine Verrückung und Störung der andern nach sich zu ziehen, dergestalt, daß, während jener ein excentrisches Uebergewicht erlangt, diese in ihrer Thätigkeit zurückbleiben, oder in falschen Richtungen sich verirren. Indem nun die moderne Erziehung, anstatt vor Allem auf den Mittelpunkt zu wirken und durch diesen das Peripherische zu regeln, umgekehrt das letztere für die Hauptsache gehalten, und in diesem wieder vorzugsweise den Verstand als die Grundlage ihres Werkes betrachtet hat, ist durch diesen Fehlgriff der bevorzugte Verstand in Wahrheit excentrisch geworden, und sofort auch auf andern Seiten des Bewußtseyns die Verrückung erfolgt und das Mißverhältniß nicht ausgeblieben.

Wo aber der Verstand ausschließlich oder einseitig beschäftigt, und besonders das Abstractionsvermögen zu früh oder zu anhaltend entwickelt in Thätigkeit erhalten wird, da pflegt zuvörderst die Fantasie zu ermatten, und ihrer wahren Bestimmung entfremdet zu werden. Erfahrene Schulmänner stimmen daher in der Behauptung überein: „daß das poetische und productive Geistesvermögen immer geringer wird, je mehr wir es für unsern Ruhm halten, dem Verstande schon auf der Schule seinen Thron zu erbauen, und daß die Jugend für wahrhaft poetische Eindrücke auffallend gleichgültiger ist, als sie nach der Erfahrung früherer Zeiten war". Und so verhält es sich in der That, wenn unter jenem Vermögen nicht etwa die ziemlich gewöhnlichen Fertigkeiten des Versemachens und Clavierspielens, sondern eine wahrhafte poetische Anschauung verstanden wird, die, aus der Tiefe quellend, die Jugend für das Hohe und Schöne begeistert, und nicht al-

schen zu bilden. Zu dieser Bildung ist eigentlich der ganze Mensch, und nicht bloß ein Theil desselben, oder eine einzelne Fähigkeit berechtigt, obgleich die durchaus harmonische und gleichmäßige Ausbildung aller Anlagen und Kräfte wegen der großen Verschiedenheit der individuellen und der Beschränktheit der äußern Umstände sich selten oder niemals erreichen läßt. Die unendliche Mannichfaltigkeit der Individuen hindert aber nicht, daß bei Allen die Grundverhältnisse des Menschen immer und überall dieselben sind. In allen Lagen und Zuständen bleibt der Mensch eine Einheit von Natur und Geist, und ohne gerechte Berücksichtigung seiner wesentlichen Vermögen und Functionen, sey es im geistigen oder im leiblichen Gebiet, muß jede Erziehung ihren Zweck verfehlen. Dieser besteht vornehmlich in der möglichst zweckmäßigen Entwicklung oder Herstellung eines rechten, mit sich einigen, vollen und unversehrten Bewußtseyns, als dessen Mittelpunkt wir nicht den Verstand, das Gedächtniß ꝛc., sondern den Willen erkennen müssen. Geöffnet dem Einfluß aller Seiten des Bewußtseyns, und hinwiederum auf alle wirkend, erregt und erregend, ist der Wille beständig ein Centrum von ein- und ausströmenden Radien, die Grundlage und das Wesen von Gesinnung und Charakter, die Heimath des Gewissens, der Urquell von Gedanken und Handlungen, der Mensch (mens) im vorzüglichen Sinn, das wahre Mittel zu einer Verbindung mit Gott, und deshalb auch der eigentliche Gottessinn. Ist der Wille gut und gefestet, so stimmen leicht mit ihm Verstand und Fantasie in Gehorsam und Eintracht zusammen, so will er auch die Wahrheit erkennen und das Gute vollbringen; wogegen Verkehrtheit und Schwäche des Willens alsbald auch im Verstand und in der Fantasie sich reflectiren, dort den Irrthum, hier die Leidenschaft veranlassen, und anstatt der Harmonie und Einheit ein störendes Mißverhältniß, ja eine wahre Zerrissenheit hervorbringen. Das eigentliche Bildungsprincip für den Willen ist aber unstreitig die Religion, welche den Menschen dahin bringt, zu

wollen, was Gott will, das getheilte Bewußtseyn harmonisch vereint, und gleichsam durch Befestigung des Centralen das selbstische und gefährliche Abweichen und Vorherrschen des Peripherischen verhindert. Da aber dieses mit jenem immer ein Ganzes bildet, dessen Theile oder Functionen sich gegenseitig bedingen und ineinandergreifen, so wird natürlich das einseitige Abweichen eines Theiles nicht stattfinden können, ohne zugleich eine Verrückung und Störung der andern nach sich zu ziehen, dergestalt, daß, während jener ein excentrisches Uebergewicht erlangt, diese in ihrer Thätigkeit zurückbleiben, oder in falschen Richtungen sich verirren. Indem nun die moderne Erziehung, anstatt vor Allem auf den Mittelpunkt zu wirken und durch diesen das Peripherische zu regeln, umgekehrt das letztere für die Hauptsache gehalten, und in diesem wieder vorzugsweise den Verstand als die Grundlage ihres Werkes betrachtet hat, ist durch diesen Fehlgriff der bevorzugte Verstand in Wahrheit excentrisch geworden, und sofort auch auf andern Seiten des Bewußtseyns die Verrückung erfolgt und das Mißverhältniß nicht ausgeblieben.

Wo aber der Verstand ausschließlich oder einseitig beschäftigt, und besonders das Abstractionsvermögen zu früh oder zu anhaltend entwickelt in Thätigkeit erhalten wird, da pflegt zuvörderst die Fantasie zu ermatten, und ihrer wahren Bestimmung entfremdet zu werden. Erfahrene Schulmänner stimmen daher in der Behauptung überein: „daß das poetische und productive Geistesvermögen immer geringer wird, je mehr wir es für unsern Ruhm halten, dem Verstande schon auf der Schule seinen Thron zu erbauen, und daß die Jugend für wahrhaft poetische Eindrücke auffallend gleichgültiger ist, als sie nach der Erfahrung früherer Zeiten war“. Und so verhält es sich in der That, wenn unter jenem Vermögen nicht etwa die ziemlich gewöhnlichen Fertigkeiten des Versemachens und Clavierspielens, sondern eine wahrhafte poetische Anschauung verstanden wird, die, aus der Tiefe quellend, die Jugend für das Hohe und Schöne begeistert, und nicht al-

lein den Lenz des Lebens schmücken, sondern selbst im spätesten Alter nicht völlig erlöschen soll. Ein solcher Mangel wird um so allgemeiner sich zeigen, je mehr man sich gewöhnt, die Fantasie nur in ihren Verirrungen zu betrachten, und sie gleichsam als Feindin des Verstandes und als Verführerin des Willens in's Exil zu schicken, ohne zu erwägen, daß Verstand und Fantasie im denkenden Menschen eben so wesentlich und nothwendig zu einander sich verhalten, wie der negative und positive Pol in der galvanischen Säule, und der Unterschied zwischen jenen hauptsächlich darin liegt, daß die Thätigkeit des Verstandes im Auffassen, Unterscheiden und Ordnen sich vorzugsweise als eine receptive und zerlegende erweist, während die sinnende Fantasie vielmehr producirend, bildend und befruchtend wirkt. Vermöge dieser productiven Wirksamkeit ist die Fantasie nicht nur die eigentliche Mutter aller Kunst und Erfindung, sondern auch die mächtigste Gehülfin zur Wissenschaft, die Hauptbedingung aller practischen Virtuosität, das wahre Organ der Andacht und Begeisterung, und somit auch die Himmelsleiter, auf welcher sich der Mensch zu Gott und zu der unsichtbaren Welt erhebt. Nehmet die Fantasie hinweg, so sind auch Liebe und Sehnsucht, Ehrfurcht und Bewunderung dahin, der Glanz des Lebens erbleicht, die zunehmende Gelehrsamkeit hält mit der Abnahme der Erfindung und des Selbstdenkens gleichen Schritt, und mit dem Genie hat es ein Ende, weil eben Genie nichts anderes, als die im hohen Grade thätige Einbildungskraft ist. Wo sie verkümmert ist, oder getödtet worden, da zeigt nach einer Bemerkung Franz Baaders die unter den Menschen immer sichtbarer werdende Unfähigkeit zur Bewunderung und Ehrfurcht — bei Darstellung des wahrhaft Bewunderungswürdigen und Hochachtungswerthen — sehr bestimmt den Grad ihrer Gebundenheit, Stumpfheit, und des Trachtens nach dem Niedrigen an, wenn nicht ein noch Schlimmeres, die Empörung gegen das Höhere, la haine déicide. Auf der untersten Stufe dieser Verdorbenheit tritt an die

Stelle der Bewunderung nur noch das blinde Staunen, an die der Ehrfurcht bloße knechtische Furcht. Beide wirken niederhaltend auf's Gemüth. Bringen daher Erziehungsweisen oder andere Verhältnisse einen Menschen so weit, daß sein Kopf nichts mehr zu bewundern, sein Herz nichts mehr zu ehren und zu achten hat, kann er das nicht achten, was er lieben, und nicht lieben, was er achten soll, so verdirbt und erkrankt sein geistiges Leben, wie jedes Leben verdirbt, dem seine eigentliche Nahrung fehlt.

Die einseitige Ausbildung des Verstandes rächt sich auch an diesem selbst, indem nicht nur durch vorzeitige und übertriebene Anstrengung desselben leicht ein Zustand von Schwäche und Erschöpfung herbeigeführt wird, sondern auch dann die niedergehaltene Fantasie mit jenem nicht mehr lebendig und regsam alternirend wirken, und im Wechsel der Functionen zu seiner Sammlung mit beitragen kann. Der Zweck des ganzen Bestrebens wird mehr oder weniger vereitelt, und wenn, wie in vielen Schulen geschieht, dem Verstande unaufhörlich eine große Masse von Stoff geboten wird, daß ihm zum Verarbeiten desselben die erforderliche Kraft und Ruhe gebricht, so werden Stumpfheit und Verwirrung die unausbleiblichen Folgen, und bei schwachen Köpfen selbst Verdummung und eine Art von Lähmung schwer zu vermeiden seyn. Deßhalb darf es auch nicht befremden, wenn dabei der natürliche Scharfsinn, und jene hochzuschätzende, unter dem Namen des gesunden Menschenverstandes (bon sens) bekannte Gewandtheit, über Vorfälle des Lebens ein richtiges und unbefangenes Urtheil zu fällen, oder mit wahrer Geistesgegenwart sich schnell zurecht zu finden, so oft in der Gelehrsamkeit verloren geht, und häufig auch darüber Klagen zu vernehmen sind, daß bei der frühen und vielfachen Beschäftigung des Verstandes das Gedächtniß nicht hinlänglich geübt, und später durch die Ueberlast des aufgedrungenen Stoffes geschwächt und abgestumpft wird. Gelingt es auch, auf jenem Wege die Urtheilskraft bis zu einem gewissen Grade zu schär-

fen, so fehlt ihr doch meistens die Tiefe und Energie, ohne welche sie gewöhnlich nur in der Fähigkeit zum Klügeln und zum flachen Raisonniren besteht. Wie aber unter solchen Mißverhältnissen die centrale Region des Bewußtseyns beschaffen seyn möge, ist unschwer einzusehen. Wenn nämlich selbst in dem Zustande, der sich am meisten dem normalen nähert, eine vollkommene und durchaus harmonische Uebereinstimmung des Willens mit dem Verstande und der Einbildungskraft wegen des allen Menschen gemeinsamen Erbübels sich nicht erreichen läßt, und zwischen Verstehen, Wollen und Vollbringen in diesem Leben immer ein nicht völlig aufzuhebender Zwiespalt und Widerspruch übrig bleibt, so wird dieß bei einem dürren Verstande und einer gelähmten oder irregeleiteten Fantasie in noch viel höherem Grade der Fall seyn, und der Wille, der jenen zu leiten, und diese zu zügeln hätte, wird geschwächt und verdorben seine legitime Gewalt über beide mehr und mehr verlieren, und zuletzt in sich selbst erstarrend, als Eigensinn, Starrsinn und Selbstsucht, mit einem Worte, als Egoismus sich abschließen, der unter allen Fehlern des Charakters heut zu Tage nicht nur der allgemeinste, sondern auch der tiefste und verderblichste ist. Und wo dieser Egoismus sich erst gründlich und unheilbar festsetzt, da sind auch den Irrthümern des Verstandes, und den Täuschungen der Fantasie die weitesten Pforten geöffnet; die Subjectivität überwiegt im Denken wie im Empfinden, die Sehnsucht nach dem Ewigen erstirbt, und „das Suchen Gottes, jene innere, stete Einwilligung mit kindlichen Glauben und geduldiger Liebe durch das ganze Leben in standhafter Hoffnung durchgeführt und treu bewahrt“, ist zur Unmöglichkeit geworden, wenn kein Wunder geschieht. — So kann durch die vorwaltend rationalistische Lehrweise schon in der Jugend der Funke des Genie's erstickt, die Einfalt und Unbefangenheit zu Grunde gerichtet, das frische, jungfräuliche Wesen des Geistes mit seinem verborgenen Reichthum von Anlagen und Gefühlen im Innersten verletzt und mißhandelt, und durch eine excentrische Verstan-

descultur die Entwicklung eines tüchtigen Charakters eben so erschwert und vereitelt werden, wie durch die falsche Ausbildung und überwiegende Herrschaft der Einbildungskraft und Sinnlichkeit.

Von ziemlich gleicher Beschaffenheit sind die Nachtheile, welche sich nicht sowohl aus einer einseitigen und schiefen, sondern vielmehr aus einer zu vielseitig, aber zu früh und übertrieben beförderten Entwickelung zu ergeben pflegen. In diesem Falle wird zwar das Uebergewicht einer einzelnen Seite des Bewußtseyns seltener beobachtet; desto häufiger aber tritt überhaupt eine vorzeitige Abstumpfung und Ermattung des Geistes ein, die wie ein Schaden an der Wurzel die kräftige Entfaltung und Reife des Menschen verhindert, und gewöhnlich um so auffallender erscheint, je umfassender und eiliger die Treibhausbildung gewesen, und je weniger sie in Uebereinstimmung mit dem Lebensalter ist. Das Resultat einer solchen Erziehung hat neuerlich Henrich Steffens geschildert, der es für die Entwicklung des eigenen Genius als das größte Glück zu betrachten scheint, daß diese nicht in unsere Zeit gefallen. Er sagt von seiner Jugend: „Die jetzige Gewohnheit, die Kinder den ganzen Tag hindurch mit Schreiben und Lesen zu beschäftigen, und dadurch für alles lebendige Lernen abzustumpfen, war noch nicht herrschend geworden, und glücklicherweise wurden auch damals die Schüler noch nicht so sehr mit Lehrgegenständen überhäuft, daß dem freien Triebe des Geistes und der Selbstbeschäftigung keine Stunde übrig geblieben wäre. Wie der Unterricht dürftig war, so waren es auch die Geschenke. Jetzt will man schon frühzeitig in allen Richtungen Alles erschöpfen, und man erzeugt einen Lebensüberdruß, einen wahren Ekel, der früh erregt eine Uebersättigung mit der andern vertauscht und die zwischenliegenden Epochen des wahren lebendigen und erzeugenden Genusses mit furchtbarer Eile abzukürzen sucht. So wenden der Knabe und das Mädchen sich mit Ekel vor dem unvernünftig angehäuften Spielzeug, der Jüngling sich

det: „Als Examinator erstaun ich vielfältig, was die jungen Leute in den vier Jahren ihrer akademischen Laufbahn genau und umfassend gelernt haben. Wie stand ich selbst und die besten meiner Zeitgenossen im vorigen Jahrhundert dagegen zurück! Die bessere Lehrweise und die angemesseneren Lehrbücher, so wie die Furcht vor den strengeren Prüfungen und die vier Jahre der Studienzeit haben das erwirkt. Aber das eigene Forschen, das tiefere Eindringen fehlt nicht selten auch bei den Vorzüglichsten, und gehen sie in die Praxis über, so zeichnen sie sich nicht aus. Die jüngern Generationen schöpfen nur aus den Heften ihrer Lehrer, nicht wie ehemals aus den besten Schriftstellern und eigenem Nachforschen. In allen Fächern sind die Vorträge zu ausgedehnt, und in mancherlei Abtheilungen zerspalten, die besondre unabweisliche Ansprüche machen. Das füllt alle Stunden des Tages aus und hat Erschlaffung und Ermüdung zur Folge, und hindert vor Allem die selbstständige Entwickelung des Geistes, welche doch die Grundlage aller höheren wahren Fortschritte ist. Die studierenden Theologen, Juristen und Aerzte haben nur im Auge, was die Anordnung unmittelbar, und vor Allem das künftige Examen erfordert. Daher wird Philosophie, Geschichte u. s. w. alles, was den Geist erfüllt und erhebt, von ihnen sämmtlich mehr wie sonst vernachlässigt“. Mit diesen Bemerkungen stimmt auch die bekannte Aeußerung eines preußischen Staatsmanns überein, wonach die mit den besten Zeugnissen vom Gymnasium Entlassenen nicht selten in der Praxis am untüchtigsten sich zeigen, und unter den Beamten, welche durch Universitätsstudien vorbereitet sind, die Fähigkeit sichtlich abnimmt, Geschäfte nach eigenem verständigen Ermessen zu vollziehn.

Ueberhaupt ist auf dem Gebiet der Wissenschaft die Theorie so selten mit der ihr entsprechenden Praxis verbunden, daß man sich schon gewöhnt hat, das Denken und seine Anwendung als völlig verschiedene und disparate Dinge zu betrachten. Nirgend jedoch ist der Widerspruch zwischen Denken

und Thun größer und älter, als in der Philosophie, obgleich das letzte Ziel derselben unstreitig ein practisches ist, in sofern sie nicht nur als selbstständige Wissenschaft, sondern auch als Grundlage und Einleitung jeder andern uns behülflich seyn soll, die Wahrheit zu erkennen und festzuhalten, den Irrthum aufzudecken und zu vermeiden, und somit auch bestimmt ist eine Richtschnur des Handelns zu werden. In Deutschland wäre dies bei dem zu speculativen Forschungen vorzüglich geneigten Geist und Charakter der Nation, und bei dem eigenthümlichen zur philosophischen Darstellung im hohen Grade geeigneten Genius unserer Sprache am ehesten zu erwarten gewesen; dennoch ist es hier der Philosophie nur selten gelungen, einen bedeutenden und tief gehenden Einfluß auf das Leben zu gewinnen, und aus den engen Kreisen der Schulen und Gelehrten auf die weiteren der Nation zu wirken; was in mancher Beziehung freilich als kein Schade zu betrachten ist. Der nächste Grund dieses abgeschlossenen Verhaltens liegt in dem Exceß der Abstraction in's Hohle und Leere, so wie in der herbeigeführten Sprachverwirrung und willkührlichen Terminologie, bei welcher sich die Redner unter einander selbst nicht mehr verstehen, und sogar bessere Leistungen ungeachtet alles Gedankenreichthums eben so ungenießbar als erfolglos bleiben. Nicht wenige Schriftsteller sind auch dergestalt im absoluten Egoismus befangen, daß sie durch die selbstgemachten todten Begriffe des Verstandes und blos subjective Auffassung der Gegenstände gänzlich verblendet, den grünen Baum des Lebens nicht mehr zu sehen vermögen. Ihre Bücher sind gewöhnlich ohne Geschmack, farblos und unklar geschrieben, niemals in correcter Form und wie aus einem Guß hervorgegangen. Wegen dieser Mängel, und weil sie zumeist auch unerträglich langweilig und unverständlich sind, werden solche Schriften wenig gelesen und nicht in fremde Sprachen übertragen. Wenn aber dergleichen Autoren in ihrer fast kleinstädtischen Selbstliebe sich festiglich einbilden, daß dereinst ein Tag noch kommen

müsse, da ihre Fackel die ganze Welt erleuchten werde, so darf man diese Hoffnung schon deßhalb als eine eitle bezeichnen, weil, wer Europa belehren will, auch europäisch schreiben, d. h. solche Werke ans Licht stellen muß, die übersetzbar und verständlich sind. Viel wirksamer und allgemeiner war und ist noch jetzt, im Guten wie im Schlimmen, der Einfluß der englischen und französischen Schriftsteller, deren Bücher selbst bei geringen, ja bei dem schlechtesten Gehalt schon wegen der mehr anziehenden Form und klareren Darstellung sich in größeren Kreisen verbreiten, und die Geister für sich einnehmen konnten. Diese Wahrheit scheint von denjenigen erkannt und benutzt zu werden, welche in unsern Tagen beflissen sind, auf populäre Art dem unfruchtbaren deutschen Stamm die üppigen Zweige des St. Simonismus und Socialismus einzupropfen.

Wenden wir uns zu dem Gebiet der Kunst, so begegnen wir auch hier einer vorherrschenden Neigung zum Theoretisiren, mit welchem der Mangel an wahrhaft schöpferischem Vermögen einen Gegensatz bildet. Auch hier ist der vielfach beklagte Verfall mit dem Verfolgen einer einseitig rationalistischen Richtung eingetreten; wobei zu gleicher Zeit die Energie des Willens, die Gediegenheit der Fantasie, die Sehnsucht nach dem Ewigen, die Reinheit und die Wärme des Gefühles immer mehr abgenommen haben. Niemals ist gelehrter und geistreicher über Kunst geredet und geschrieben worden, als heut zu Tag; gering aber ist die Zahl der ächten und großartigen Kunstwerke, welche unsre Zeit sich rühmen kann, hervorgebracht zu haben. Die meisten Producte der neuen Kunst sind mehr gemacht als erzeugt, und selbst aus der verständigen Berechnung blickt oft nur zu deutlich der Mangel an Kraft und an Begeisterung hervor. — Ehre den Künstlern und vorzüglich den Malern und Bildnern, die in der Gegenwart Treffliches geleistet und dadurch vielleicht den Grund zu einer glücklichen Epoche gelegt; sie haben sich am wenigsten als Theoretiker bekannt gemacht. Im Allge-

einen sind jedoch die Künste weit von der Höhe entfernt, welche sie nach den Versicherungen enthusiastischer Lobredner bereits wieder erreicht haben sollen. Und wenn in früheren Jahrhunderten nicht selten in einer Person von universellem Genie sich Malerei, Sculptur und Architectur vereinigten, und zuweilen diesem bewunderungswerthen Bunde sich noch Musik und Poesie hinzugesellten, so sehen wir jetzt, daß bei unbezweifelten Talenten das ganze menschliche Leben kaum hinreicht, in einem einzigen jener Fächer zur Meisterschaft zu kommen, und die Mehrzahl der Lernenden sogar sich nur auf den Theil eines Faches oder eine einzelne Art der Kunst, z. B. auf Landschaft, Marine, Thiere, Portraits, Bambocciaden rc. zu verlegen im Stande ist; glücklich, wenn nur in so beschränkter Sphäre ein gewisser Grad von Vollendung erreicht werden mag. Und wie Viele unter den heutigen Künstlern sind nur industrielle Nachahmer von Vorbildern, im Dienst und Lohn des Sinnenreizes und der Eitelkeit, höchstens geschickte Techniker, die wohl wissen, wie, aber nicht was sie eigentlich darstellen sollen. Aus dem jetzigen Vorwalten des Technischen und Mechanischen über das Schaffende und Geistige, erklärt sich auch, warum unter allen bildenden Künsten die mehr mechanisch nachahmende als geistig hervorbringende Kupferstecherei die einzige ist, welche seit drei Jahrhunderten mit ziemlicher Stetigkeit fortgeschritten, während die ursprungschaffende Kunst, je mehr sie dem Dienste Gottes und der Religion sich entzogen, und dem Eitlen und Irdischen sich zugewandt, auch immer mehr von ihrem göttlichen und schöpferischen (originalen und genialen) Charakter verloren hat, und bis heute noch die Wenigsten ahnen, daß eine wahrhafte Wiederbelebung nicht durch Akademien und Conservatorien, sondern nur durch himmlisches Feuer möglich ist. Mehr oder weniger gilt das Gesagte auch von unserer Musik und Poesie, über deren Ausartung und Ohnmacht, trotz aller Fertigkeit und Virtuosität, auch mildere Richter einverstanden sind. Wo das wahrhaft Schöne und Hohe nicht mehr im

Geiste empfangen und geboren werden kann, da läßt es sich auch nicht malen und bilden, nicht dichten und componiren.

Nirgend jedoch hat das Mißverhältniß zwischen Wissen und Wirken traurigere Folgen, als im Gebiet der Religion, und kaum ist jemals die alte Klage, daß der Mensch weiß, was er nicht thut, und vollbringt, was er nicht soll, gerechter als jetzt erhoben worden. Und doch handelt es sich hier um das Höchste, was Noth ist, um ein gottseliges und ewiges Leben, wohin die nur auf irdische Zwecke gerichteten Bestrebungen nicht führen können. Denn was hilft am Ende alles Wissen, aller Verstand, wenn der Mensch nicht einwilligt zu thun, und nicht in rechter Weise vollbringt, was ihm als das Wahre und Gute gelehrt, und von ihm selbst als solches anerkannt worden ist? — Religion ist wesentlich Praxis, fortwährend belebende Uebung; und Gott dienen, Gutes thun, Böses meiden, dazu die geeigneten Heilsmittel gebrauchen, und hiernach das ganze Leben regeln und einrichten, ist nicht denkbar ohne beständige, praktische Anwendung der göttlichen Lehre in der Wirklichkeit. Indessen besteht das Christenthum der meisten Menschen, die noch innerhalb desselben ihren Standpunkt behaupten, viel mehr in gewissen Kenntnissen und Angewöhnungen, als in einer thätigen, aus lebendigem Glauben entsprungenen Gottesliebe; überall wird zwar Religionsunterricht ertheilt, für die Erweckung aber, für die Kräftigung und Uebung des religiösen Sinnes im Ganzen zu wenig gethan, daher auch die Zahl der Christen so klein ist, deren Leben mit der Lehre sich in wirklicher Uebereinstimmung befindet — qui verbum retinent et fructum afferunt. Die Kinder lernen ihren Katechismus und wissen Manches aus der biblischen Geschichte zu erzählen; den Jünglingen wird eine ausführlichere Glaubens- und Sittenlehre, zuweilen auch eine sogenannte Religionsphilosophie vorgetragen, allein die Wenigsten werden zu praktischen Christen gebildet, weil der belebende Hauch des Geistes fehlt, die Religion nur als ein Fach der Sprachen, der Mathematik u. s. w.

gleichgestellt oder untergeordnet ist, und bei der Menge der übrigen Fächer nicht Zeit und Raum zur Entwickelung findend, entweder keine, oder nur kümmerliche Früchte hervorbringen kann. Doch nicht allein bei der Jugend; in allen Altern und Ständen liegt die religiöse Kraft und Praxis an einer großen Schwäche darnieder. Wie viele, übrigens rechtschaffene Leute gibt es nicht, die gut unterrichtete Christen sind, das Bedürfniß des Glaubens und sogar eine Zuneigung für die Kirche empfinden, und dennoch im Thun und Lassen sich so schwach bezeigen, als ob der Heiland niemals im Fleisch erschienen wäre, und niemals wiederkehren werde, um die Todten zu richten. Den Gipfel dieses Widerspruches kann man an Theologen sehen, denen es bei großer Gelehrsamkeit und Sagacität an der Wurzel aller christlichen Tugenden, an der Demuth fehlt. — Man wende nicht ein, daß die Fluth der religiösen Schriften und Erbauungsbücher, mit welcher jetzt, wie nie zuvor, der Erdkreis überschwemmt wird, unstreitig ein sicheres Zeichen des wiedererwachten religiösen Bewußtseyns und eines allgemein gefühlten Bedürfnisses sey. Dem sey, wie ihm wolle; für uns dient jene Thatsache noch mehr zur Bestätigung dessen, was wir hier behauptet: daß für den Unterricht reichlich gesorgt ist, das Wissen aber mit dem Thun nicht im Verhältniß steht.

Ein gutes Buch, zur rechten Zeit und gut gelesen, kann ohne Zweifel sehr heilsam und ersprießlich seyn; im Ganzen aber bringt der fabrikmäßige ins Ungeheure getriebene Debit von religiösen Schriften, unter welchen sich doch auch viel Mittelmäßiges und Schlechtes befindet, weit geringeren Nutzen, als man sich einzubilden pflegt. Wäre überhaupt die Welt durch Bücher zu bekehren, so würde Christus der Herr als Schriftsteller aufgetreten, und wenigstens in Europa kein Ungläubiger mehr zu finden seyn.

Leben und Schule haben die Zustände hervorgebracht, von welchen wir hier nur in schwachem Umriß eine Signatur gezeichnet; Leben und Schule können, wenn sie in Eintracht

zusammenwirkend heilsamere Richtungen nehmen, allmählich einen bessern Zustand wiederbringen. Wenn man indeß nur die Größe des Uebels und die seiner Heilung entgegenstehenden Hindernisse kennt und in's Auge faßt, so scheint allerdings zu einer glücklichen Wiederherstellung jede Aussicht verschwunden zu seyn. Dennoch hoffen wir Gutes gegen alle Wahrscheinlichkeit; unsre Hoffnung ist aber nicht auf den Sinn und die Klugheit der Menschen gestellt. Was bei der Erziehung die Gesammtheit verschuldet, was den vornehmsten Irreführern zur Last zu legen, maaßen wir uns nicht an, zu bestimmen und zu richten; darüber wird der höhere Richter die Waage halten, in dessen Macht und Gnade es auch steht, sogar das Unrecht und die Verkehrtheit zum Besten zu wenden. Wenn es aber Gott in Seinem Zorn gefiele, die jetzigen Generationen ihrer Verblendung dahinzugeben, und die heillosen Früchte einer verkehrten Erziehung fortwährend sich vervielfältigen und reifen zu lassen, so würde der Zeitpunkt nicht mehr ferne seyn, in welchem ein neuer Jesaias Veranlassung fände, unter Furcht und Schrecken das alte Strafwort zu wiederholen:

„Wo sind die Kanzler nun? so muß ich fragen:
Wo sind die Räthe? wo die Schriftgelehrten?
Sie, die mit eitler Weisheit sich belehrten,
Und wußte Keiner Tüchtiges zu sagen.

Das Volk das Euch vertraut, ist hart geschlagen,
Es sind die Künste, die sein Herz verkehrten,
Die Täuschereien, so den Zwiespalt mehrten,
Zu Schanden worden in des Schreckens Tagen.

Die ihr gebrütet Basilisken-Eier,
Spinnwebe wirktet, schwanger gingt mit Strohe,
Und Stoppeln ohne Halm an's Licht geboren:

Hört nun! Die Riesenflügel spreitzt der Geier,
Er facht im Lande der Verwüstung Lohn;
Und noch ruft Recht und Wahrheit tauben Ohren *).

*) A. W. Schlegel, an die Irreführer. Nach dem Propheten Jesaias.

LVIII.

Aus einer französischen Zuschrift an einen der Herausgeber der historisch-politischen Blätter.

Am Schlusse unserer Darstellung der Verbindung des heiligen Vincentius von Paula erwähnten wir des Empfanges ihres neuesten Rechenschaftsberichtes, und einer ihn begleitenden Zuschrift. Wir theilen letztere unseren Lesern hier im Auszuge mit, weil sie dem, was wir dort über den bei den Franzosen erwachten Missionsgeist gesagt, zur Bestätigung dienen kann. Sie möge zugleich als Zeugniß dienen von dem heilsamen Einfluß, den der wieder erwachte Glaube auf die politische Gesinnung der französischen Jugend übt, und wie dadurch für eine nähere oder fernere Zukunft eine innigere und aufrichtige Verbindung von Deutschland zum Schirm der höchsten Güter der Menschheit und zum Heile beider Völker möglich wird. Denn man glaube nicht, es sey dieß die Stimme eines Einzelnen, es sind Tausende, die diese Gesinnung theilen. Wir lassen also den wesentlichen Inhalt folgen:

„Werther Freund! Da ich weiß, wie sehr Sie wünschen, von dem Fortgange der Werke christlicher Barmherzigkeit in Frankreich in Kenntniß zu bleiben, so werden Sie gewiß mit Theilnahme den Rechenschaftsbericht lesen, welchen unsere Verbindung vom heiligen Vincentius von Paula so eben bekannt gemacht hat; es ist das Vollständigste, was bisher darüber erschienen ist. Sie werden daraus ersehen, wie unsere Verbindung, seit Sie Paris verlassen, so ausnehmend an Umfang gewonnen; seit Kurzem beginnt sie sogar, sich auch in Belgien zu verbreiten.

In diesem Unternehmen liegt wahrhaft etwas Providen-

tielles, und ich glaube, daß es noch zu einer umfangreichen Wirksamkeit für das Gute bestimmt ist. Es ist nicht daran zu zweifeln, daß es über kurz oder lang alle Städte von Frankreich umfassen wird, und ich verbinde damit die Hoffnung, es auch in andern Ländern einheimisch zu sehen.

Diese Verbindung katholischer Herzen zu Werken christlicher Barmherzigkeit hat einen unaussprechlichen Reiz. Es ist einer meiner Lieblingsgedanken, mir die Gesellschaft des heiligen Vincentius von Paula wie eine große, christliche Verbrüderung (Compagnonage) vorzustellen. Und warum sollten wir uns auch nicht verbinden, da Unglaube und Gottlosigkeit so geschäftig sind für ihre Zwecke unter dem Schatten der Freimaurerei und so vieler anderer verderblichen Verbindungen. Richten wir auch unsere Freimaurerei ein, aber nicht im Geheimen, nein, frank und frei, im Angesichte Gottes und der Menschen, und durch keinen Eid verbunden; zeigen wir vielmehr, daß die bloße Erfüllung unserer Taufgelübde hinreicht, um Werke barmherziger Hingebung zum Besten der Menschheit zu üben, und die segenreichste aller Verbindungen zu begründen.

Sie haben ohne Zweifel die Schrift „eines Unbekannten“ sur la Prusse gelesen. Das Buch enthält gar manche christliche und richtige Ansichten; allein von Ideen eines demokratisch-liberalen Constitutionalism, wie ich sie nicht theile, ausgehend, meint es, daß Frankreich in dieser Beziehung noch eine große Rolle vorbehalten sey. Hat aber Frankreich bei seinem Auftreten Europa nichts Anderes vorzuzeigen, als es auf die Vortheile seiner Constitution aufmerksam zu machen, so könnte es eben so gut, ohne großen Nachtheil, zu Hause bleiben. Ich begreife überhaupt diese Manie nicht, unsere politischen Ideen und Formen aller Welt aufdringen zu wollen. Lasse man doch die Völker der Erde ruhig und ungestört in ihren Gedanken, ihren Sitten und in ihren Gränzen. Um so mehr, da nichts weniger gewiß ist, als die größere Vortrefflichkeit unserer politischen Wohlfahrt vor der der

andern Völker. Ja, es scheint mir sogar, daß wir in unserer Politik wenig Fortschritte im guten Sinne machen.

Die einzige Rolle, die Frankreich zu ergreifen bleibt, ist die, seinen Dienst der katholischen Kirche zu weihen, und dieß einfach und aufrichtig, ohne irgend einen geheimen Vorbehalt von Ehrgeiz und besonderem Interesse. Ich glaube, es verhält sich in dieser Beziehung mit den Nationen, wie mit den Einzelnen; die Niederen und Geringen, denen das Loos gefallen, von dem Schweiß ihrer Stirne zu leben, haben sich nur vorzüglich um sich selbst zu kümmern, sie haben nur wenige Pflichten, ihren Nebenmenschen gegenüber, zu erfüllen; die dagegen, denen Gott Reichthum und Macht verliehen, sind verbunden, ihren Brüdern Hülfe und Schutz zu gewähren; alle Hülfsbedürftigen haben einen Anspruch auf ihren Beistand, so wie sie verpflichtet sind, den Nothleidenden mit ihrem Ueberfluße beizuspringen. Frankreich, das große, das reiche, das christliche, hat in dieser Beziehung Pflichten gegen alle katholische Völker, die in Verfolgung und Bedrückung seufzen; bei seiner wunderbar glücklichen Lage zwischen zwei Meeren, bei seiner geschlossenen Einheit, was würde da eine Vergrößerung von einigen Quadratmeilen in seinem Norden, mit einer Bevölkerung verschiedener Sprache, zu Mehrung seiner Macht und Stärke beitragen? Nur dann wird es wahrhaft groß seyn, wenn es durch eigennutzlose Hingabe an seinen heiligen Glauben das Vertrauen der Völker sich erobert hat. Sein ritterlicher Arm sey dem Dienst der katholischen Kirche geweiht, und wenn der gemeinsame Vater unserer Kirche hülfeflehend seine Hände zum Himmel emporhebt und die Verfolgungen der Gläubigen beweint, dann sey es das Schwert Frankreichs, das, die mißhandelte Gerechtigkeit in seinen Schirm nehmend, die Bedrücker entwaffne.

Ist Frankreichs Rolle in der orientalisch-russischen Frage gegenwärtig nicht eine höchst unehrenvolle? da es, trotz der Versäumniß eines halben Jahrhunderts, noch immer die einzige

Schutzmacht in jenen Gegenden ist, auf welche die Katholiken mit dem Auge der Hoffnung blicken können. Welche Schmach für Frankreich, müßte es sehen, wie ein Volk, das ihm so anhänglich, das in seinen Gesinnungen so hochherzig, das lange Zeit dem christlichen Norden mit seiner Brust zum schirmenden Walle mit hingebender Tapferkeit gedient, wie dieß Volk nicht nur aus der Reihe der Völker gestrichen, sondern um seines Glaubens willen verfolgt wird? Wenn ein unumschränkter Machthaber, der sich an keine Verträge bindet, Millionen von Christen gewaltsam zwingt, sich von der Gemeinschaft der Kirche loszureißen, soll Frankreich einem so vermessenen Frevel in stummer Unthätigkeit zusehen? Möchte es sich doch, im Interesse der beleidigten Menschheit und der mißhandelten Religion, im Süden Europas, seine Bundesgenossen suchen. Unsere Staatsmänner haben gegenwärtig die Ueberzeugung gewonnen, Frankreich bedürfe entweder einer österreichischen oder einer russischen Verbindung, um sein Gewicht in der europäischen Waagschaale wieder geltend machen zu können. Möchte Oesterreich, das wie Frankreich in dem gleichen Glauben verletzt ward, und das sich von politischen Umgriffen der gleichen Macht in seiner *wundesten* Stelle bedroht sieht, und mit Preußen vereint *Deutschlands* Sicherheit und die Heiligkeit gemeinsamer Verträge zu wehren hat, möchte dieses Oesterreich seine wahre Stellung vertrauungsvoll einnehmen, möchte es Frankreich die Hand bieten, Frankreich hat dann nicht nöthig, anderwärts seine Bundesgenossen zu suchen. Rußland würde es nicht wagen, die gerechten Forderungen dieser vereinigten Mächte zu verachten; seine Eroberungslust, sein ungemessener Ehrgeiz, sein Fanatism, alle Völker zu russifiziren, würde ein Ziel finden, und jenes Bollwerk, das Europa zum Schutz seiner Freiheit und seiner Bildung wider nordischen Despotism errichtet, würde nicht unter den Füßen eisener Militärgewalt fallen. Würde aber die russische Politik es mit diesen Forderungen halten, wie sie es so oft mit den Klagen des heiligen Stuh-

les, trotz aller Zusicherungen und Versprechungen, gehalten, würde sie auf der Bahn ihrer Ungerechtigkeit voranschreiten und den Verbündeten den Handschuh hinwerfen: so würde der Ausgang des Kampfes, nach dem, was Europa in dem polnischen, dem türkischen und tscherkessischen Kriege gesehen, kein zweifelhafter seyn. — Leben Sie wohl, lieber Freund; und entschuldigen Sie, daß ich Ihnen so viel von Politik geschrieben".

LIX.

Ueber die Nothwendigkeit einer Revision des preußischen Ehescheidungsgesetzes.

(Von einem Protestanten.)

Nachdem mit der Abstreifung der Sacramentalität die Reformation der Ehe, den in ihrem innersten Wesen begründeten Charakter der Unauflöslichkeit genommen, war es nur der Neigung der Juristen, bei bestrittenen Lehren sich immer an das canonische Recht zu halten, zuzuschreiben, wenn die Folgen, welche ein solcher Zustand des Ehewesens nothwendig herbeiführen mußte, nicht sogleich sich zeigten, sondern bei der Unvollständigkeit und Unbestimmtheit der Eheordnungen mit den festgehaltenen canonischen Bestimmungen die Ehe eine gewisse Würde und Heiligkeit behielt, und man es mit Luthers Aeußerung: — „Wie jetzt bei uns in Ehesachen zu handeln sey, habe ich gesagt, daß man es den Juristen soll befehlen und unter das weltliche Regiment geworfen, weil der Ehestand ein gar weltlich äußerlich Ding ist — so zur Obrigkeit Regiment gehört, als das gar der Vernunft unterworfen ist, darum, was darin die Obrigkeit und weisen Leute nach den Rechten und Vernunft schließen und ordnen, dabei soll man es lassen bleiben" —, eben so wenig genau nahm, als mit den bekannten Worten, welche das Heiligthum der Ehe ganz und gar vernichten müssen, wenn die Gesetzgebung sie zur Grundlage machen wollte, und worin der einseitige Mann die Ehe nur für „ein äußerlich leiblich Ding, wie andere Hand-

thierung erklärt, auch dafür hält, daß man mit dem Heiden, Juden, Türken eben so gut ehelich werden könne, wie man mit ihm essen, trinken, schlafen, gehen, reiten, kaufen, reden und handeln mag, weßhalb man sich dann an der Narren Gesetze, die solches verbieten, nicht zu kehren habe". Ein gesunder Instinkt und das Erbtheil christlicher Gesinnung, welches die neue Kirche als Ausstattung von der alten mit hinübergenommen hatte in ihre gepriesene Freiheit, widerstanden lange Zeit den widerchristlichen Theorien, welche auf den Abfall von der im Evangelio lauter und klar ausgesprochenen und anerkannten Heiligkeit und Unverletzlichkeit des ehelichen Bundes hinarbeiteten. Die Vorstellung, es sey eine grundlose und willkührliche Menschensatzung, daß, wo zwei geschieden werden, der unschuldige Theil nicht wieder heirathen solle, war zwar eine nothwendige Folge von der Verwerfung des Grundsatzes der Unauflösbarkeit des Ehebundes, hatte aber nicht das Glück, sofortigen Eingang in die Eheordnungen und in die bürgerliche Gesetzgebung zu finden. Die Praxis ließ lange Zeit, mit Ausnahme der Fälle des Ehebruches und der böslichen Verlassung, von welchen die erste durch die Schrift völlig, die zweite vel quasi gerechtfertigt werden konnte, keinen Scheidungsgrund zu. Die mit der Reformation sanctionirte Willkühr in Glaubenssachen bemächtigte sich aber doch auch nach und nach jener von Luther verkündeten Eherechtsprincipien, welche dem natürlichen Menschen, dem alten Adam, zu willkommen waren, um sie unbenutzt verschimmeln zu lassen, und nachdem man einmal das *heilige Bündniß* der Eheleute zu *einem gemeinen Vertrage degradirt, ihm* bis auf das inconsequente Erforderniß der priesterlichen *Trauung*, alle Kirchlichkeit ausgezogen hatte, und die Zulässigkeit der Wiederverheirathung nach erfolgter Scheidung ausgesprochen war, schritt die Entwickelung und Vermehrung der Ehescheidungsgründe in der protestantischen Kirche rüstig fort, und das Verhältniß der Ehe ward demzufolge in derselben Art auflöslich, als jeder andere Vertrag. Der alte, wahre und von der römischen Kirche mit unverbrüchlicher Strenge festgehaltene, von Christus selbst ausgesprochene Grundsatz von der Unauflöslichkeit der Ehe und das Verbot der Wiederverheirathung, während der andere Ehegatte noch lebt, hat sich bei den Evangelischen nur in England erhalten, wo der Ehebruch die einzige Ursache einer Trennung der Eheleute abgibt, welche aber von dem Richter nur als eine Sonderung von Tisch und Bett ausgesprochen werden kann, wobei jedoch durch eine Parlamentsacte dem unschuldigen Theile die Wiederverheirathung, selbst bei Lebzeiten des ersten Gatten, gestattet werden kann. In Dä-

nemark findet zwar eine wirkliche Scheidung Statt, jedoch sind Ehebruch und bösliche Verlassung die einzigen Ehescheidungsgründe.

Die geringe Meinung von der Würde des Ehestandes war aber zu keiner Zeit tiefer unter die hohe Stellung herabgesunken, welche ihr Christus und die alte Kirche angewiesen und bewahrt, als zur Zeit, da die Lehre der Encyclopädisten und anderer französischer Sophisten, welche auch Friedrichs des Großen Genie umgarnt hielten und vergiftet hatten, wie eine brütende Mofetta über Moral und Religion in Europa sich gelagert hatten. In diese Periode fiel die Redaction des preußischen Landrechts, dessen Principien man aus Friedrichs des Großen bekannter Schrift: „Essai sur les formes du gouvernement et sur les devoirs des Souverains“, entnehmen kann, in welcher unter andern die bekannt gewordene Floskel: „Le Roi est le premier serviteur de l'Etat“, die bei einem Monarchen befremden mußte, welcher bei nicht wenigen Regierungshandlungen nach dem Grundsatze Ludwigs XIV. l'Etat c'est moi zu handeln schien. Die alte Lehre, daß die Fürsten die von Gott zum Besten der Unterthanen eingesetzte Obrigkeit seyen, ist aber allerdings im preußischen allgemeinen Landrechte aufgegeben, und derselben in diesem Gesetzbuche die neue Theorie: wonach die Fürsten, die durch einen ursprünglich geschlossenen oder fingirten Gesellschaftsvertrag an die Spitze einer Volksgemeinde, des sogenannten Staates, gestellten Beamten sind, deren Pflichten durch die Aufgabe des Staates, welcher also eine zu gewissen Zwecken gestiftete Gesellschaft ist, dahin bestimmt werden, daß er diese Zwecke kraft des ihm gewordenen Auftrags mit den ihm dazu (gütigst) bewilligten Mitteln zu verwirklichen hat. Die Zwecke dieses durch Menschenwillkühr construirten Gemeinwesens sind die Sicherheit und Wohlfahrt der Landeseinwohner. Wie unhistorisch, platt und unchristlich die Principien sind, hat mit einfachen aber treffenden Worten, der im August vorigen Jahrs zu München während einer Reise verstorbene Oberlandesgerichtsrath Wilhelm von Klewitz, im Jahre 1828, in einer anonym*) herausgegebenen Schrift nachgewiesen. Allein er hatte deß schlechten Dank; denn nicht allein, daß sich deßhalb eine durch Verlöbniß bereits verabredete Mariage zerschlug, indem die liberale Braut, wie erzählt wurde, einem Menschen, der sich durch so abgeschmackte Grundsätze lächerlich gemacht, ihre Hand zu geben sich weigerte, so hatte Graf von Klewitz durch die Aufklärung, welche er dem unschuldigen Publikum über die

*) Der Verfasser war nur mit den Buchstaben W. v. K. angedeutet.

Grundsätze, auf welchen die preußische Gesetzgebung auferbauet ist, gegeben, die Ungnade der damaligen Minister des Innern und der Finanzen auf sich geladen. Der bekannte Friedrich Buchholz, welcher eine sehr matte Vertheidigung der Urheber des preußischen Landrechts (1828) drucken ließ, soll, wie damals die Sage ging, für sein erfolgreiches Bemühen von der Huld seines Monarchen eine goldene Tabatière erhalten haben. Bedenkt man, daß die Mitarbeiter des Landrechts, sämmtlich Schüler von Nettelbladt in Halle, mit diesem damals vergötterten Rechtslehrer von dem Wahne angesteckt waren, daß man bei der Gesetzgebung die Bahn der Geschichte verlassen müsse, da es nach den Grundsätzen der Vernunft und Billigkeit nur ein wahres, und unter allen Umständen giltiges Recht geben könnte, so erklärt man sich leicht, daß sie überall recht geflissentlich vom Grunde und der Entstehungsart der einzelnen Rechtsinstitute hinwegsahen, und dieselben vielmehr mit denjenigen Grundsätzen in Einklang zu bringen suchten, welche man als allgemein giltig aus der Vernunft und Natur des Menschen abstrahirt haben wollte. Dieses neue Recht sollte die Grundlage jeden menschlichen Zustandes seyn, und theils, wo das positive Recht nicht ausreichte, angewendet, theils aber auch in den Fällen, in denen das vorhandene Recht den Grundsätzen dieses sogenannten Natur- oder Vernunftrechtes zu widersprechen schien, an dessen Stelle treten. Erinnert man sich nun, was selbst Luther mit energischen Worten festhielt, daß Vernunft und Natur vom Christenthum nichts wissen, so wird man sich nicht wundern, wenn die gesetzlichen Bestimmungen des allgemeinen preußischen Landrechts über die Ehe einen durchaus profanen Charakter tragen. Dieses von Gott eingesetzte, von Christo geheiligte Institut ist in jenem Gesetzbuche von aller Kirchlichkeit, bis auf die ganz unerklärlich bleibende Trauung, so ganz und gar entkleidet, daß man sich nicht mehr wundern darf, wenn die Urheber des Landrechts recht gelehrig in die vorhin gedachten Ansichten der protestantischen Kirchenrechtslehrer und Theologen eingingen, denen die Auflösung dieses, nur natürlichen, Verhältnisses schon keine sonderliche Mühe mehr zu machen pflegte. Beim Eherechte hat das allgemeine preußische Landrecht seinen Brauch von den verschiedenen Rechtsinstituten eine Definition zu geben unterlassen. Diesen Mangel hat der Verfasser eines voluminösen Commentars zum preußischen Landrechte (Bielitz) ergänzt. Die Definition der Ehe ist eine Lichtstelle in diesem sonst schlechten Buche, insofern dieselbe genau der Gesammtanschauung dieses Institutes entspricht, wie man sich dieselbe aus den einzelnen, darüber im Landrechte gegebenen Bestimmungen bilden

muß. Die Ehe ist demnach „ein politisches Institut zur Verhinderung der Ausschweifungen des Geschlechtstriebes, zur Fortpflanzung des menschlichen Geschlechtes und zur Beförderung der gehörigen Erziehung der Kinder durch den Antheil, den beide Eltern daran nehmen. Mögen daher immerhin ein paar Personen aus andern Absichten sich ehelich verbinden, so bleibt doch der gedachte Staatszweck bei ihrer Verbindung die Hauptsache, und die Eheleute dürfen demselben nicht entgegen handeln". Diesem obersten Grundsatze entsprechen die im I. Titel des II. Theils des Landrechts gegebenen Vorschriften vortrefflich. Nach christlichen Momenten sieht man sich in diesem Eherechte ganz umsonst die Augen aus. Wie kann auch das Resultat philosophischer Erörterungen über bestehende Rechtsinstitute auf den kirchlichen Boden derselben führen, oder zur Erkenntniß der großen und alleinigen Aufgabe des Staates, seines Ortes das Reich Gottes zu fördern? Das Fundament aller Fundamente für die gesetzgebende Gewalt eines christlichen Staates kann und darf begreiflicher Weise einzig und allein nur das durch den heil. Geist offenbarte Wort Gottes, unter den Protestanten also mindestens die heilige Schrift seyn. Bei der Encyclopädistenbildung, deren die Urheber des allgemeinen Landrechts sich rühmten, war vor einem Aufbau ihres Werkes auf jenem alleinigen Fundamente natürlich keine Rede. Denn ihnen war mit der Schrift das Christenthum so gut wie völlig abhanden gekommen, und sie ignorirten von der Kirche Alles, was nicht lediglich ins Aeußerliche fiel. Diesem durchgängigen Ignoriren der Christlichkeit des Staates entspricht es dann völlig, wenn das preußische Eherecht mit dem Satze anhebt: Der Hauptzweck der Ehe ist die Erzeugung und Erziehung der Kinder. Dabei ist freilich nicht außer Acht zu lassen, daß auf diese Erklärung des Gesetzgebers auch die zu seiner Zeit gangbaren staatswirthschaftlichen Theorien Einfluß hatten, welche man aus dem systematischen Handbuch des Professors Weber zu Breslau (1805) kennen lernen kann. Von irgend einer christlichen Rücksicht ist auch in diesem Systeme, welches hauptsächlich ein materielles Wohlseyn hervorrufen möchte, nicht die Rede. Es betrachtet die Ehe daher nur rücksichtlich „der ungemeinen Vortheile für die Bevölkerung. Sie sichert den Staat, daß er auf eine jährliche gewisse Vermehrung der Volkszahl und einen Ersatz für die Gestorbenen durch die neu gebornen Kinder rechnen könne; sie garantirt ihm die Erhaltung und Auferziehung derselben:

sie hält durch die dem Menschen heiligen Bande der Liebe und Anhänglichkeit der Gatten gegeneinander, der Eltern zu den Kindern und der Kinder zu den Eltern diejenigen zurück, die ohne diese Bande leicht veranlaßt und verführt sind, aus dem Lande zu gehen. Es ist daher das Recht und die Pflicht des Staates, das Beste der Ehe zu besorgen, außer allem Zweifel".

Bei einer solchen Ansicht von der Ehe und der Beschützung derselben durch den Staat erheben sich dann freilich die Urheber des Landrechts nicht einmal zu dem, als nachglimmender Funke der ursprünglichen Offenbarung im Bewußtseyn eines alten Heiden zurückgebliebenen Gedanken, daß die Ehe ein consortium omnis vitae, eine divini et humani juris communicatio, eine individua vitae consuetudo sey. Weil diese Urheber preußischen Landrechtes von einer solchen Gemeinsamkeit keine Ahnung hatten, so konnte ihnen auch die Gestattung der Möglichkeit, die Herbeiführung einer totalen Lebensgemeinsamkeit durch Ehescheidungen zu hintertreiben, nicht als ein Frevel an dem heiligen Gesetze: was Gott zusammengefügt, soll der Mensch nicht scheiden, erscheinen. Sie zogen dieses Gotteswerk in die Herrschaft der Satzungen menschlicher Willkühr herunter, und verläugneten die erste Grundbedingung der Christlichkeit einer Staatsgesetzgebung in Ehesachen: die Unauflöslichkeit dieses Bündnisses. Indem man der subjectiven Willkühr der Ehegatten Thür und Thor öffnete und die Ehe nur als einen bürgerlichen Vertrag betrachtete, gestattete man es dem Ehegatten, welcher Unlust an der Fortsetzung des ehelichen Verhältnisses hatte, sich von dem bestehenden Ehebande frei zu machen, um ein ihm angenehmer dünkendes zu schließen. Das preußische Landrecht bevorwortet vergebens, Ehescheidungen sollten nicht anders als aus sehr erheblichen Ursachen Statt finden. Denn es verläßt selber diesen Grundsatz, indem es neben Ehebruch und böslicher Verlassung folgende Anlässe zur Entscheidung statuirt: Versagung der ehelichen Pflicht, Unvermögen zur Leistung derselben, Raserei und Wahnsinn, Nachstellungen nach dem Leben, grobe und widerrechtliche Kränkungen der Ehre oder Freiheit, welche die Ehegatten einander zufügen, Unverträglichkeit und Zanksucht, wenn dieselben zu solchem Grade der Bosheit steigen, daß dadurch des unschuldigen Theiles Leben oder Gesundheit in Gefahr gesetzt wird, grobe Verbrechen gegen Andere, wegen deren ein Ehegatte harte und schmähliche Zuchthaus- oder Festungsstrafe erlitten, oder den andern vor Gericht fälschlich beschuldigt hat, unerlaubte Handlungen, wodurch ein Ehegatte den andern in Ge-

fahr bringt, Leben, Ehre, Amt oder Gewerbe zu verlieren, schimpfliche Gewerbe, die ein Ehegatte ergreift, Trunkenheit, Verschwendung und unordentliche Wirthschaft, vor denen trotz richterlichen Veranstaltens ein Ehegatte nicht abläßt, Mangel an Unterhalt, welchen der Ehemann durch Verbrechen, Ausschweifungen und unordentliche Wirthschaft verschuldet, hartnäckige Versagung des Unterhaltes, Religionsveränderung, und bei kinderlosen Ehen die gegenseitige nicht leichtsinnige oder übereilte Einwilligung beider Theile. Bei einer bloß behaupteten aber mit gesetzlichen Gründen nicht unterstützten Abneigung soll die Trennung der Ehe zwar in der Regel keineswegs Statt finden; doch soll dem Richter erlaubt seyn, in besondern Fällen, wo nach dem Inhalte der Acten der Widerwille so heftig und tief eingewurzelt ist, daß zu einer Aussöhnung und Erreichung der Zwecke des Ehestandes gar keine Hoffnung mehr übrig bleibt, eine solche unglückliche Ehe zu trennen.

Um nicht befangen zu erscheinen, wenn ich mein eigenes Urtheil über diese im preußischen Landrechte aufgestellten Ehescheidungs-Principien ausspreche, will ich anführen, was der Regir.-Rath Klee, ein preußischer Staatsbeamter, welchem eine übertriebene Vorliebe zu katholischen Principien nicht vorgeworfen werden kann, im II. Bande seines Rechtes der einen allgemeinen Kirche Christi S. 432 darüber zu vernehmen gibt. „In der That, wo solche Grundsätze walten, und ein gleicher Sinn auch die erfasset, welche solche Bestimmungen handhaben, da kann es Jemand leicht dahin bringen, drei, vier und mehr Weiber im schnellen Wechsel nach einander zu haben, indem er sie jedes Mal in aller Form Rechtens wieder los wird, und so unter dem Deckmantel der Ehe, unter Billigung der Obrigkeit, Hurerei auf Hurerei treibt. Das ist die entsetzliche Frucht, wenn man nicht an der Strenge des Wortes Gottes fest hält, sondern menschliches Ermessen der Zweckmäßigkeit über den Bestand göttlicher Ordnung entscheiden läßt, und das offenkundige Gebot Gottes nach solchen Zweckbegriffen zu deuten sucht“ *). Noch schlagender ist das Zeugniß, welches der

*) Die nächstfolgenden Worte, welche im Munde eines Staatsbeamten höchst beachtungswerth sind, geben ein schönes Zeugniß von der Gesinnung des Verfassers und der Wahrheit der katholischen Kirche in Ehesachen. „Da ist es denn“, sagt Klee, „nothwendige Folge, daß ein gewissenhafter Geistlicher in Widerstreit kommt mit der Anerkennung solcher Rechtsordnung, und daß er kraft der Freiheit, welche ihn in der Leistung gottesdienstlicher Handlungen über menschlichen Willen erhaben stellt, seine kirchliche Mitwirkung da versagen muß, wo die Einsegnung einer Ehe begehrt wird, welcher das Daseyn

anonyme Verfasser der noch weiter zu besprechenden Broschüre: „die Sitte ist besser als das Gesetz“, — welcher sogar noch laxere Ehescheidungsprincipien als die Gesetzgebung darbietet, verlangt — für den Mißbrauch, welcher mit den jetzigen getrieben wird, abgibt. „Aber in den großen Städten“, sagt er S. 14, „unter den niedern Ständen, welche an den Pöbel gränzen, sieht es schlimm aus. Fast so schlimm als jene Lamentationen lauten. Klagen auf Trennung der Ehe werden hier so leichtfertig angebracht, als die Ehen leichtfertig geschlossen sind. Der Arbeitsmann, der Eckensteher, der keine Beschäftigung hat, und Winters auf den Straßen friert, gehet in die warmen Gerichtsstuben hinauf, um zu klagen. Er klagt wegen, um was es ist, weil er Zeit und Muße hat, um Ehrenkränkungen und auf Scheidung. Im schlimmsten Falle kostet es nichts, er hat das Armenrecht. Wird die Ehe nicht geschieden, so hilft man sich, wie man sich bis dahin geholfen. Man verträgt sich, man schlägt sich. Oder auch, man wird während des Processes andern Sinnes, man findet es vortheilhaft nun zusammenzubleiben. Auch das gehet an. Die Acten sind umsonst geschrieben; aber der Arme bezahlt weder das verschriebene Papier, noch die Mühe. Man läßt sie reponieren. Oder, wenn inzwischen der Spruch heraus

einer vor Gott bestehenden Ehe entgegensteht. Kömmt daraus Verwirrung in die Lebensordnung, so fällt die Schuld wenigstens nicht auf ihn, sondern allein auf die Nichtchristlichkeit solcher Gesetzgebung, — aber immer bleibt es doch dabei, daß man Gott mehr gehorchen muß, denn den Menschen, und daß man lieber leide, als sein Gewissen beflecke. Will man aus diesem Irrsal darin einen Ausweg finden, daß man irgendwo eine Gränze steckt, und den größeren Theil der aufgekommenen Scheidungsgründe beseitigt, so heißt das den Krebs nur halb schneiden. Denn so lange man aus irgend einem Grunde noch die Wiederheirath gestattet, bleibt man außerhalb der christlichen Wahrheit, die niemal die Unauflöslichkeit der Ehe will, und gibt damit immer der Unsittlichkeit Vorschub, des Bandes los zu werden“. — Hiermit erklärt also der Verfasser alle protestantischen Geistlichen seines Vaterlandes, deren so viel bekannt geworden, noch kein einziger die Trauung geschiedener Ehegatten mit andern als den Geschiedenen bei deren Lebzeiten abgelehnt, für außerhalb der christlichen Wahrheit. Denn wären alle in der christlichen Wahrheit, so müßte der König das unchristliche Scheidungsgesetz zurücknehmen, weil es nicht ausführbar wäre. Dieser Gesichtspunkt scheint in den Staatsrathsverhandlungen über das neue Ehescheidungsgesetz, so weit dieselben äußerlich bekannt geworden, noch nicht gehörig erwogen. Wenn man das Interesse der protestantischen Geistlichen in Preußen für christliche Wahrheit zu beleben verstände, so würden alle Schreier gegen die Strenge des neuen Gesetzes schweigen müssen.

ist, läßt man sich wieder trauen, oder, weil das Geld kostet, lebt man wie vorher zusammen, und läßt das Urtel Urtel seyn. Wer diesen Gerichtstagen beiwohnte, diese Acten durchlas, der mag freilich über den Leichtsinn der Menschen, die Ruchlosigkeit der Zeit und über die Ohnmacht der Gesetze klagen, welche diesem Uebel nicht zu steuern wissen, nein, ihm Vorschub thun. Ich könnte schreckenvolle Scenen malen. Einem Dichter und Maler würfe man Uebertreibung vor. Und doch sind es nur Portraits der Wirklichkeit". „Ich verarge es Niemand, wenn er, Zeuge dieser Ehescheidungsprocesse, wünscht, daß der Staat einen Damm entgegensetzte. Ich verarge es Niemand, der dazu mithilft. Auch der Unwille, welcher uns übermannt, hat sein Recht". — Jeder, wer das Ehescheidungswesen bei preußischen Gerichtshöfen kennt, wird zugestehen, daß der Anonymus durchaus nichts übertrieben hat. Es ist daher auch seit langer Zeit das Bedürfniß gefühlt, die preußische Gesetzgebung in Ehescheidungssachen einer Reform zu unterwerfen.

LX.

Die Mittheilungen aus Rußland betreffend.

Ueber den Fortgang der Verfolgung der Katholiken in Rußland sind neue Berichte eingegangen, welche eben so sehr den Höhepunkt derselben beweisen, als auch über die Urheber derselben keinen Zweifel mehr lassen. Man versichert, daß die Ursache, warum im vorigen Jahre der Minister des Innern, Graf Strogonoff, das Portfeuille verloren, vorzüglich in seiner Weigerung bestanden, die Confiscation der Kirchengüter zu verhängen. Der Graf Benkendorf entging gleichfalls der Ungnade nicht, als er sich für mehrere Personen verwandte, die die Geißel der Verfolgung getroffen. Der Graf von Nesselrode, von einer Dame, welcher er seine besondere Aufmerksamkeit schenkt, um seine Verwendung für eine katholische Mutter gebeten, welcher auf Befehl des Kaisers ihre Kinder entrissen worden waren, um in der Apostasie erzogen zu werden, wagte es nicht, bei seinem gefürchteten Gebieter

um Gnade zu bitten. Nur die Bitten der Kaiserin selbst sollen der Prinzessin Wolkonska die Erlaubniß verschafft haben, ihrem Vaterlande den Rücken kehren zu dürfen, um durch das Exil ihren Glauben zu bewahren.

Daneben hat sich bereits eine unausbleibliche Folge des, vielleicht zum Theile unfreiwilligen Verrathes der katholischen Bischöfe an der Sache ihrer Religion gezeigt. Der katholische Metropolit Paulofski, Erzbischof von Mohilew, der sich durch die russischen Ueberredungskünste hatte verleiten lassen, seine Zustimmung zur Uebersiedlung des katholischen Collegiums nach St. Petersburg zu geben, wo es gänzlich dem Schisma anheimfiel, hatte bald nachher erfahren, wie er dadurch zunächst seinen eigenen Rechten den Todesstoß versetzt. Seine Erlasse wurden nicht befolgt, seine Bitten nicht gehört, seine Thränen verlacht, und die Verführung der Katholiken ging unaufhaltsam weiter. In ihm selbst ward die Betrübniß über die Vorgänge, die er erlebt, über die Zugeständnisse, die er gemacht, immer größer; seine Gesundheit fing an darunter zu leiden, er wankte sichtbar dem Grabe zu. Man versichert, daß er, die Nähe des Todes fühlend, den heil. Stuhl von seiner Reue und Umwandlung zu benachrichtigen strebte. Ob es ihm, wie dem Bischof Hommer, gelang, ist unbekannt.

Wie es sich übrigens mit der Zuverläßigkeit dieser Berichte, welche das Journal historique de Liège mittheilt, verhalten möge, so viel ist gewiß: daß die Vorgänge in Rußland nach wie vor der Allocution in den gleichen Schleier des Geheimnisses oder der Verheimlichung gehüllt sind; wie schwer auch die Anklage sey, die seit jener Bekanntmachung auf dem Haupte der russischen Politik laste, russischer Seits ist zur Rechtfertigung seiner im Auge der Völker angeklagten Ehre noch nichts öffentlich geschehen. Es mag seyn, daß ihm an der moralischen Achtung der Völker und dem Urtheile der öffentlichen Meinung dermalen wenig gelegen ist; allein es könnte auch für Rußland einmal die Stunde verhängnißvoller Verwickelungen schlagen, wo es zu spät das hohe Spiel bereuen, und vergeblich das Mitgefühl der übrigen Völker zu seiner eigenen Rettung anrufen dürfte.

LXI.

Für Klee's Denkmal.

Der Kirchhof von München befaßt zwei Gräber, deren Name im Andenken des katholischen Deutschlands fortleben wird, zwei mit Ruhm genannte Lehrer deutscher Theologie ruhen hier unweit voneinander.

Allein der fromme Besucher, der an dem Gedächtnißtage Aller Seelen ihnen ein Gebet dankbarer Erinnerung weihen wollte, fand auf dem Grabe des einen ein Denkmal, das von der Liebe seiner Schüler und Freunde Zeugniß ablegte; die Ruhestätte des Anderen aber mußte er unter den Gräbern von jenen Tausenden aufsuchen, die, im engen Kreise wirkend, unbekannt lebten und unbekannt gestorben sind.

Darum scheint es uns an der Stunde, daß die deutsche katholische Kirche auch diesem die Schuld ihrer Dankbarkeit für alles das entrichte, was er für die heilige Wissenschaft und für die Heranbildung ihres aufblühenden Priesterstandes, in schwierigen Zeiten, mit treuem, unverdrossenen, muthigen, aufopfernden Geiste gethan.

Ist dieß eine Ehrenpflicht des gesammten katholischen Deutschlands, so sind doch diese Worte insbesondere an das katholische Rheinland gerichtet, zu dessen Zierden Klee gehört. Seine Heimath, wie seine ganze Natur, war eine wahrhaft rheinländische; Rheinländer und Westphalen sind die meisten seiner Schüler gewesen, am Rheine an der Rheinuniversität hat er am längsten gewirkt; dem Rheinlande gehörte sein Herz an, und als er dem Tode schon nahe auf seinem Krankenbette lag, da sprach er noch mit rührender Liebe und Sehnsucht von seinem Vaterhause am Rheine.

Möge darum auch das Rheinland und das ihm so nahe verwandte Westphalen, allen übrigen in der Ehre dieses Andenkens großmüthig vorangehen, und durch sein Beispiel die übrigen deutschen Stämme zur Nacheiferung ermuntern; möge es zeigen, daß es seine Söhne, die mit treuer Liebe an ihm gehangen und denen es durch die Bande einer heiligen Dankbarkeit verpflichtet ist, auch dann nicht vergißt, wenn sie, fern von den Ufern des geliebten Stromes, fern der Heimath ruhen. Möge es mit jener selbstsuchtlosen Herzlichkeit, mit jener frischen, gesunden Heiterkeit, die den Hingeschiedenen auch solchen, die seiner Wissenschaft ferner standen, theuer machten, freigebig seine Gaben zur Errichtung eines Denkmales auf sein Grab niederlegen.

Diese Worte werden nicht zu tauben Ohren gesagt seyn; wir hoffen vielmehr, daß das Fest Aller Seelen nicht oft mehr wird vorübergehen, wo seine Freunde und die priesterliche Jugend der Münchner Hochschule mühsam das Grab suchen müßte, das die Gebeine eines der verdientesten Vertreter der deutschen Kirche beschließt.

Wohl werden Männer, die groß und segensreich gewirkt, auch ohne Denkmal, von der Geschichte dankbar genannt werden; allein daß die Gegenwart ihrer werth war, das wird sie der Nachwelt vorzüglich dadurch beweisen, wenn ihre anerkennende Dankbarkeit ihnen einen Grabstein errichtet, zu dessen Füßen die Nachkommen ihr Gebet verrichten können, daß Gott sie zu gleichem Wirken stärken möge, und für die dahingeschiedenen Kämpfer gleich treue und fromme, gleich muthige, gleich uneigennützige und hochherzige Nachfolger seiner Kirche erwecke.

LXII.

Möhler's Denkmal.

Wir sind nun im Stande, Bericht zu erstatten über die Verwendung der zahlreichen Beiträge, welche für die Errichtung eines würdigen Denkmals über dem Grabe des sel. Möhler eingegangen sind. Sie erreichten die Summe von 1242 fl. 22 kr.; dazu der Betrag einer begonnenen Sammlung von 40 fl. von den Studirenden der Theologie an hiesiger Universität 1838, anfänglich zu einem Angedenken für den neuernannten Dombecan bestimmt, und endlich 60 fl., welche von den Erben Möhler's für ein Grabmal überwiesen wurden: — so waren zuletzt im Ganzen 1342 fl. 22 kr. verfügbar. — Nach einstimmigem Beschluß der theologischen Facultät ward, sobald eine beiläufige Uebersicht der Mittel vorlag, die Ausführung des Denkmals dem in der kirchlich-religiösen Bildhauerkunst ausgezeichneten Meister Joseph Entres dahier übertragen.

Gegen Ende des verwichenen Oktobers vollendet und aufgestellt, ward es in der Vigilie des Allerseelentages, wo Münchens Friedhof bekanntlich in einen Blumengarten verwandelt prangt, von Fremden und Heimischen umrungen, betrachtet, bewundert. — Es ist so breit angesetzt als die nebenstehenden Grabsteine erlaubten. Seine ganze Höhe beträgt, vom Sockel bis zum Kreuze, 13 Fuß, die Breite 4 Fuß 6 Zoll. Das Ganze in schwungvoller Haltung und in gothischem Style ausgeführt, besteht aus zwei Stücken. Der architektonische Theil, die Umkleidung bildend, ist von grauem Granitmarmor. Dieser windet nach Innen, in einem halberhabenen Spitzbogen, sich empor, dessen beide Seiten zwei Engel tragend, die in die Posaune stoßen, oben in einer Lilie sich verschlingen, ober welcher das Kreuz befestigt ist. Die innere Mitte davon füllt ein Bas-Relief von milchweißem Marmor, in die Vertiefung des genannten Spitzbogens eingefugt, 4 Fuß hoch und 3 Fuß

breit, mit fast rund herausgemeißelten Figuren. Es erscheint darauf Maria, thronend als Himmelskönigin nach Apokal. XII, 1 ff. „Das gekrönte Haupt umstrahlt vom Sternenkranz, auf der Brust die flammende Sonne, unter ihren Füßen den Mond“. Ihre Rechte hält ein goldenes Liliensceрter, ihre Linke umfaßt das auf ihrem Schoos sitzende göttliche Kind, auf welches sich ihr wachsames Mutterauge heftet. Dieses aber hält in der Linken das Symbol seiner Weltherrschaft, mit der erhobenen Rechte segnet es holden Blickes den Mann, welcher, wohl getroffen, im priesterlichen Schmucke, mit gefalteten Händen, in Anbetung hingesunken, vor Ihm kniet. Der lebhafte Ausdruck des Gesichtes erinnert unwillkührlich, als ob das Kindlein zu ihm wieder spräche, wie einst zu einem Andern: *Bene de me scripsisti.* — Links zur Seite, in halbknieender Stellung, ist Möhler's Schutzengel. Den Blick nach dem Jesuskinde gerichtet, hält er opfernd zwei Bücher hin, ober welchen eine Krone von Lilien liegt, zusammengebunden mit Dornen und durchflochten mit Rosen, deutend auf den Anfang und das Ende seiner literarischen Thätigkeit (seine Schrift über den Cölibat und über das Mönchthum), und die liebliche Erquickung, welche seine Schriften in der Kirche aushauchen. Gegen die beiden oberen Ecken hin zeigen sich in der Umgebung von reichen Arabesken zwei Medaillons, die Apostelfürsten Petrus und Paulus umfassend, welche auf die heilige Gruppe niederschauen. — Unmittelbar unter dem Bas-Relief befindet sich in dem grauen Marmor mit vertiefter, weiß ausgelassener, gothischer Schrift eingegraben, folgende Grabschrift:

Johannes. Adamus. Moehler.
Ss. Theologiae. Doctor. et. Professor. P: O: in. Universitate. Tuebingensi. et Monacensi. Capit: Cethedr: Wirceburg: Decanus. Design: Ordin: St: Michael: pro. Meritis. Eques.
Natus. Igershemii. in. Wuertemberga.
pridie. Non. Majas. 1796.
Defensor. Fidei.
Literarum. Decus. Ecclesiae Solamen,
Obiit. Monachii. pridie. Idus. April. 1838.

Wir übertreiben nicht, wenn wir behaupten, daß unsers Möhler's Grabmal in dem an Kunstproducten sonst reichen Münchener Friedhofe, als religiös-christliches Kunstwerk, eine ausgezeichnete Stelle einnehme. Wir können, um die Freude hierüber unter den Freunden des Seligen, nah und ferne, zu vervollständigen, endlich unserer Mittheilung noch hinzufügen, daß dieses Monument, welches die Liebe und Dankbarkeit der Priester und Priesteramtskandidaten Deutschlands und noch weiterhin beurkundet, diese auch der Zukunft noch lange in Erinnerung forterhalten werde. Der hochlöbliche Magistrat der Haupt- und Residenzstadt München hat nämlich der theologischen Facultät, auf ihr Ansuchen, den Grabplatz des hochverdienten Sohnes unserer Kirche mit freudigster Bereitwilligkeit für immer zum Geschenke gemacht, und dadurch die gewiß von Allen gewünschte Erhaltung des Denkmals sicher gestellt. In ihm ragt auch der Denkstein jenes Zeitmomentes fort und fort, wo die Kirche das unwürdige Kleid der Schmach- und Knechtschaft abgestreift, und in ihrer leuchtenden Huld und Herrlichkeit den Völkern der Erde wieder sich gezeigt hat. Möhler selbst hat diesen Tag des Triumphes mit einer Anstrengung, wie wenige Andere, mit vorbereitet; sein Auge brach, als dieser eben aufgegangen war. Sein Grabstein ist der Schlußstein einer Vergangenheit, die er mitbegraben, und das Denkmal der neuen Zeit, die mit ihm auferstanden ist.

Nicht ferne von ihm erhebt sich das Grab des anderen so würdigen und verdienten Lehrers und Priesters, dessen Namen jeder Mund mit Dank und Liebe segnend nennt, das von Heinrich Klee. Möge die Verehrung, welche das katholische Deutschland dem geliebten und gefeierten „Dogmatiker" zollt, in einem ähnlichen Denkmale sich verewigen, wie das, womit sie den „Symboliker" geehrt!

LXIII.

Deutsche Briefe.

VI.

Preußens Hegemonie, der Beamtenstaat, repräsentative und ständische Verfassung.

Sie wünschen, mein werthester Freund! meine Ansicht über die, in neuern Zeiten so vielfach besprochene, preußische Hegemonie in Deutschland zu erfahren. Ich gestehe Ihnen, daß ich in dieser Frage weder auf der Seite derer stehe, die eine solche behaupten, oder sie wenigstens herbeiwünschen, noch auch, daß ich die Gründe Jener theile, welche dieselbe bisher in den öffentlichen Blättern bestritten haben. — Setzen wir zunächst unsere etwaigen Wünsche, Sympathien oder Abneigungen an die Seite, und beschäftigen wir uns rein und lediglich mit dem Factum. — Uebt Preußen wirklich in Deutschland eine Hegemonie? Sie sind gewiß darin einverstanden mit mir, daß jeder Streit über diese Frage lächerlich wäre, wollte man ihn beginnen, ehe und bevor man sich über die möglichen Bedeutungen des Wortes geeinigt hat. — Hegemonie kann so viel heißen, als oberste und höchste Leitung im Kriege. In diesem Sinne kann von einer preußischen Hegemonie aus doppeltem Grunde keine Rede seyn, weil erstens Deutschland seit sieben und zwanzig Jahren in tiefem Frieden mit seinen Nachbarn lebt, und zweitens für den möglichen Fall eines Krieges, theils die Bundesverfassung über die Ordnung des Heerwesens der Deutschen bereits entschieden hat, theils über das, was noch daran festzustellen ist, z. B. die Wahl eines obersten Feldherrn, wenigstens in keinem Falle

der einseitige Wille Preußens entscheiden wird. Daß im Laufe eines dereinstigen Krieges ein deutscher Staat, durch die Verkettung der Umstände, eine überwiegende, entscheidende Macht, ein alle Andere beherrschendes Ansehen (mit einem Worte: Hegemonie), erwerben könnte, — ist ein möglicher Fall, in Hinsicht dessen aber der gescheuteste Rath: zuvörderst ruhig abzuwarten, nicht nur, ob er eintreten, sondern auch, dieß vorausgesetzt, welche deutsche Macht es seyn wird, die dann das Glück der Waffen, oder der Unterhandlungen, oder beider, an die Spitze unsers gemeinschaftlichen Vaterlandes stellt. Da die Wortredner einer preußischen Hegemonie eben so wenig Sitz und Stimme im Rathe der Vorsehung haben, als ihre Gegner, so ist es vorläufig überflüssig mit ihnen, wenn sie es läugnen sollten, darüber zu streiten, daß Niemand ohne Ausnahme voraus wissen kann, ob gerade er in dem eisernen Würfelspiele die höchsten Augen werfen wird. Abgesehen von dem eben angegebenen, notorisch unstatthaften Sinne, könnte aber auch eine preußische Hegemonie gleichbedeutend seyn mit einer, die innern Angelegenheiten Deutschlands beherrschenden, höchsten Macht und Autorität in Friedenszeiten. Auf eine solche ist von manchen öffentlichen Stimmen ziemlich unzweideutig, unter Berufung auf den Zollverein, hingewiesen worden. Allein dieser ist, unseres Wissens, ein auf Gegenseitigkeit, freier Vereinigung und gemeinsamer Berathung beruhendes Bündniß, in welchem nicht der Wille Preußens, sondern die Uebereinkunft aller Mitglieder entscheidet. Sollte aber auch thatsächlich die Stimme des mächtigsten derselben den Ausschlag geben, so wäre die hierdurch begründete Präponderanz nur eine die Angelegenheiten des Zollvereins betreffende. Sie könnte sich also nur in Verhältnissen äußern, welche sich auf den gemeinschaftlichen Tarif, und die mit diesem zusammenhängenden, staatswirthschaftlichen Fragen beziehen. Sollte sie je den Versuch machen, sich über das Gebiet dieser Specialität hinaus in den Bereich der souveränen Gewalt ihrer Bundesgenossen zu wagen, so

würde sie zu ihrem Schrecken die Erfahrung machen, daß eine Macht solcher Art zwar still und lautlos im Laufe der Jahrzehnte und Jahrhunderte hätte entstehen und hervorwachsen können, durch voreiliges Beschreien aber in ihrem ersten Keime zerstört und gebrochen worden ist. Jedenfalls ist zur Stunde auch von einer solchen Hegemonie noch nicht einmal entfernt die Rede.

In einer dritten Bedeutung könnte die Behauptung: daß Preußen die Hegemonie in Deutschland übe, sich auf den angeblich vorwiegenden, geistigen und moralischen Einfluß dieses Landes beziehen. Und in der That sehen wir, daß die klügern Vertheidiger jenes Ausspruches, den wahren Inhalt desselben auf dieses vage, und in feste Gränzen nicht einschließbare Gebiet beschränken. Jeder Unbefangene wird zugeben, daß es schwer, ja unmöglich sey, eine geistige Macht und Führerschaft solcher Art auf eine klare, den Widerspruch ausschließende Weise, aus objectiven Kennzeichen darzuthun. — Nirgends sind Irrthümer und Selbsttäuschungen leichter, als da, wo es sich um den geistigen Eindruck handelt, den ein einzelner Mensch, ein Staat, eine literarische Erscheinung auf Andere machen soll, und gar zu leicht verführt uns Eigennutz oder Vorurtheil, desfallsige sanguinische Hoffnungen, die sich auf nichts, als auf kecke Ansprüche gründen, für baare, fertige Wirklichkeit zu nehmen.

Handelt es sich gar um die Hegemonie, die ein von Widersprüchen so zerrissener Staat, wie Preußen, über ein von entgegenlaufenden Strömungen so aufgewühltes Land ausüben soll, wie das Deutschland des neunzehnten Jahrhunderts überhaupt, und absonderlich in diesem Augenblicke ist, so bedarf es vollends keines Beweises, daß dann, je nach dem Standpunkte des Urtheilenden, die entgegengesetztesten Ansichten mit gleicher Redlichkeit verfochten werden können. — Daher, wenn behauptet wird: daß Preußen's Genius das Banner von Deutschland führe, scheint es zuvörderst dringend Noth, besagtem

Geiste vorher unter der bekannten Erinnerung: daß alle guten Geister den Herrn loben, Parole und Feldgeschrei abzufordern. Denn leicht dürfte es scheinen, daß statt eines Genius, der fähig wäre eine Hegemonie über Deutschland zu üben, in jenem Lande eine Legion einander sich auf das grimmigste bekämpfender, verwirrter Genies auf Leben und Tod um die Vorhand ringen, und wir hören mit Verwunderung: daß jede dieser Partheien von sich behauptet, gerade an ihren Sieg sey die künftige, preußische Hegemonie in Deutschland geknüpft. — Wollen wir daher nicht lieber, ehe wir uns über diese letztere betrüben oder erfreuen, vorher in Geduld erwarten: in wessen Hände die Hegemonie innerhalb Preußen selbst fällt? Bis jetzt beschwert sich die wilde Demagogie, die in manchen rheinischen und ostpreußischen Blättern tobt, so bitter über die „Reaction", und diese selbst sucht mit allen ihr zu Gebot stehenden Mitteln den „Fortschritt" so kräftig aufzuhalten, daß Deutschland, selbst wenn es diesen Führern folgen wollte, nicht im Stande wäre, in dem Wirrwarr des Kampfes das Paßwort zu vernehmen, nach welchem es seinen künftigen Gang zu richten hätte. — Daß wer Andere leiten und geistig bevormunden will, zuvörderst mit und in sich selbst einig sey, scheint eine Zumuthung, die man vielleicht ohne Unbilligkeit an die Aspiranten der Hegemonie zu machen berechtigt wäre. Sie mögen sich zuvörderst unter sich einigen, ob jenes Preußen, welches dem Licentiaten Bruno Bauer in Bonn den Lehrstuhl verbot, und den Redacteur der Königsberger Zeitung seines Lehramtes entsetzte, oder jenes, welches die Tscherkessenlieder in der rheinischen Zeitung dichtet, und im Blute bis an die Knöchel zu waten verspricht, — Deutschlands künftiger Leitstern seyn werde.

Ist also Preußen in sich selbst noch gar nicht fertig, um irgend eine moralische Hegemonie, d. h. eine ihrer selbst bewußte Leitung, nach einem klar und bestimmt vorgezeichneten Ziele zu übernehmen, so darf dennoch nicht in Abrede gestellt werden, daß diese Monarchie in einer der wichtigsten Krisen

seit ihrer Entstehung begriffen ist, daß sich die Augen von ganz Europa voll Theilnahme und Besorgniß auf Preußen richten, und daß sich an den Sieg des „Fortschritts“ oder der „Reaction“ in Preußen, so wie an den Vergleich, den beide vielleicht mit einander schließen werden, die entscheidendsten Folgen für ganz Deutschland knüpfen. — Dieß Alles begründet aber so wenig eine moralische Hegemonie, als es eine solche genannt werden könnte, wenn Freunde und Verwandte um das Bett eines theuern Angehörigen versammelt wären, dessen Tod oder Leben in ernster Frage stünde.

Was ich so eben über die gegenwärtige Lage Preußen's bemerkte, soll und kann keinen Vorwurf, weder gegen dieses Land, noch gegen den erhabenen Monarchen enthalten, in dessen Hände die Vorsehung in einem der verhängnißvollsten Momente das königliche Scepter gelegt hat. — Jeder irdische Zustand muß von Zeit zu Zeit durch mehr oder weniger schwere Momente der Entscheidung gehen, in welchen sich ein Lebensalter von dem andern sondert. Ein solcher Wendepunkt ist heute für Preußen eingetreten. Was heute dort gährt und keimt, ist die Frucht und die Summe einer Jahrhunderte langen Kette von Antecedenzen, — ein Scheidungsproceß, den keine menschliche Macht länger ablehnen oder verhüten konnte. — Daher mag kein Tadel den Fürsten treffen, der kühnen Muthes der großen weltgeschichtlichen Frage entgegentritt, welche die Zeit an ihn stellt. Die Aufgabe, die sein königlicher Vater in seinem letzten Willen ihm als Zweck und Ziel seiner Regierung hinterließ: „das Neue zu fliehen und sich vor dem Alten zu hüten“, war eine unlösbare. — Ist die Zeit erfüllt, so drängt auch wider den Willen der Menschen die Geschichte zur Lösung ihrer Probleme; dann ist die bloße, negative Abwehr der Vergangenheit und der Zukunft unmöglich geworden. Der Strom der Ereignisse hat Herrscher und Unterthanen auch wider die Absicht und den Plan der Menschen in die Bewegung gerissen; es muß gewählt, entschieden und gehandelt werden. Von ei-

nem kräftigen, regen Geiste gesinnungsloses Schaukeln zu fordern, wäre aber eben so ungereimt, als es verkehrt gewesen wäre, von der blasirten Beschränktheit früherer Epochen eine kräftige Entscheidung zu verlangen. Jetzt sind die Schranken geöffnet, die Herolde haben ihr Laissez aller gerufen, das Turnier hat begonnen. Wer übrig bleibt, wird Recht behalten.

Unter allen Fragen, deren Lösung Europa heute von Preußen erwartet, ist die Ordnung seiner ständischen Verhältnisse die wichtigste, und nach allen Seiten hin die einflußreichste. Preußen theilt mit allen Ländern des Abendlandes das Bedürfniß nach Wiederbelebung der, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert fast gänzlich verschollenen landständischen Verfassung. Daß es sich diesem Bedürfniß hätte verschließen, der daraus hervorgehenden Bewegung sich hätte entziehen sollen, wird kein Verständiger verlangen. So ist es also eben so begreiflich, als nothwendig, daß es sich heute mit Lösung des großen Problems beschäftigt, welches seit 1789 noch in keinem einzigen Staate Europas gelöst ist; des Problems nämlich: die Interessen der monarchischen Gewalt mit den wohlbegründeten Ansprüchen auf ständische Freiheit in den rechten, für beide Theile ersprießlichen Einklang zu setzen. Der Stand der Frage aber, den ich in frühern Briefen bereits angedeutet habe, ist heute in Preußen folgender.

Mit Friedrich Wilhelm I., der in seinem ostwärts gelegenen Königreiche einen siegreichen Vernichtungskrieg gegen die ältern, ständischen Rechte bestand, ist die regierende Gewalt in Preußen rein und ausschließlich in den Händen des absoluten Herrschers concentrirt. Da aber kein Monarch auf Erden allein und ohne unterstützende Mitwirkung Anderer regieren kann, so bedurften auch die Könige Preußens der Hülfe und Unterstützung ihrer höhern und niedern Diener. Auch in diesem Lande konnte also eine Ordnung der Dinge nicht ausbleiben, welche sich auf dem ganzen übrigen Conti-

seit ihrer Entstehung begriffen ist, daß sich die Augen von ganz Europa voll Theilnahme und Besorgniß auf Preußen richten, und daß sich an den Sieg des „Fortschritts“ oder der „Reaction“ in Preußen, so wie an den Vergleich, den beide vielleicht mit einander schließen werden, die entscheidensten Folgen für ganz Deutschland knüpfen. — Dieß Alles begründet aber so wenig eine moralische Hegemonie, als es eine solche genannt werden könnte, wenn Freunde und Verwandte um das Bett eines theuern Angehörigen versammelt wären, dessen Tod oder Leben in ernster Frage stünde.

Was ich so eben über die gegenwärtige Lage Preußen's bemerkte, soll und kann keinen Vorwurf, weder gegen dieses Land, noch gegen den erhabenen Monarchen enthalten, in dessen Hände die Vorsehung in einem der verhängnißvollsten Momente das königliche Scepter gelegt hat. — Jeder irdische Zustand muß von Zeit zu Zeit durch mehr oder weniger schwere Momente der Entscheidung gehen, in welchen sich ein Lebensalter von dem andern sondert. Ein solcher Wendepunkt ist heute für Preußen eingetreten. Was heute dort gährt und keimt, ist die Frucht und die Summe einer Jahrhunderte langen Kette von Antecedenzen, — ein Scheidungsproceß, den keine menschliche Macht länger ablehnen oder verhüten konnte. — Daher mag kein Tadel den Fürsten treffen, der kühnen Muthes der großen weltgeschichtlichen Frage entgegentritt, welche die Zeit an ihn stellt. Die Aufgabe, die sein königlicher Vater in seinem letzten Willen ihm als Zweck und Ziel seiner Regierung hinterließ: „das Neue zu fliehen und sich vor dem Alten zu hüten“, war eine unlösbare. — Ist die Zeit erfüllt, so drängt auch wider den Willen der Menschen die Geschichte zur Lösung ihrer Probleme; dann ist die bloße, negative Abwehr der Vergangenheit und der Zukunft unmöglich geworden. Der Strom der Ereignisse hat Herrscher und Unterthanen auch wider die Absicht und den Plan der Menschen in die Bewegung gerissen; es muß gewählt, entschieden und gehandelt werden. Von ei-

nem kräftigen, regen Geiste gesinnungsloses Schaukeln zu fordern, wäre aber eben so ungereimt, als es verkehrt gewesen wäre, von der blasirten Beschränktheit früherer Epochen eine kräftige Entscheidung zu verlangen. Jetzt sind die Schranken geöffnet, die Herolde haben ihr Laissez aller gerufen, das Turnier hat begonnen. Wer übrig bleibt, wird Recht behalten.

Unter allen Fragen, deren Lösung Europa heute von Preußen erwartet, ist die Ordnung seiner ständischen Verhältnisse die wichtigste, und nach allen Seiten hin die einflußreichste. Preußen theilt mit allen Ländern des Abendlandes das Bedürfniß nach Wiederbelebung der, im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert fast gänzlich verschollenen landständischen Verfassung. Daß es sich diesem Bedürfniß hätte verschließen, der daraus hervorgehenden Bewegung sich hätte entziehen sollen, wird kein Verständiger verlangen. So ist es also eben so begreiflich, als nothwendig, daß es sich heute mit Lösung des großen Problems beschäftigt, welches seit 1789 noch in keinem einzigen Staate Europas gelöst ist; des Problems nämlich: die Interessen der monarchischen Gewalt mit den wohlbegründeten Ansprüchen auf ständische Freiheit in den rechten, für beide Theile ersprießlichen Einklang zu setzen. Der Stand der Frage aber, den ich in frühern Briefen bereits angedeutet habe, ist heute in Preußen folgender.

Mit Friedrich Wilhelm I., der in seinem ostwärts gelegenen Königreiche einen siegreichen Vernichtungskrieg gegen die ältern, ständischen Rechte bestand, ist die regierende Gewalt in Preußen rein und ausschließlich in den Händen des absoluten Herrschers concentrirt. Da aber kein Monarch auf Erden allein und ohne unterstützende Mitwirkung Anderer regieren kann, so bedurften auch die Könige Preußens der Hülfe und Unterstützung ihrer höhern und niedern Diener. Auch in diesem Lande konnte also eine Ordnung der Dinge nicht ausbleiben, welche sich auf dem ganzen übrigen Conti-

nent von Europa entwickelte. Mit der Unentbehrlichkeit der Beamten stieg nämlich ihre Berechtigung den Fürsten gegenüber. Aus willkührlich zu verabschiedenden, fürstlichen Bedienten wurden sie, mit mannigfachen Rechten und Privilegien ausgestattete „Staatsbeamte", und ihre Stellung wurde je mehr und mehr gegen die einseitige Gewalt und Willkühr ihres Herrn gesichert. So entstand in dem Augenblick, als auf dem Continent von Europa die alte Feudalität unterging, die fortan nur noch in ihren Titeln, Formen und ehrwürdigen Erinnerungen fortlebte, als ein neues Lehnsystem, der moderne Beamtenstaat. Bald wurde Preußen Muster und Vorbild desselben, und die preußische Staatsdienerschaft erwarb im Laufe der letzten hundert Jahre, kraft des Maaßes von geistiger Bildung, welche Literatur und Universitäten in die Nation geworfen hatten, einen Grad von Brauchbarkeit und Tüchtigkeit, der zu der Behauptung berechtigt, daß jener Staat den höchsten Gipfel der Entwickelung erreicht habe, der sich auf der Basis dieses Systems erwarten ließ.

In der That genügte zu Anfang dieses Jahrhunderts die eben bezeichnete Form der Regierung und Verwaltung den Bedürfnissen der Nation, und die Masse der Gebildeten beklagte sich höchstens darüber, daß aus der Zeit der ältern Verfassung einzelne Ruinen einer Aristokratie der Geburt in das System der Aristokratie des Talents hinüberragten, für welche letztere der Beamtenstaat zu gelten pflegte. Insbesondere erregte das, dem Adel ausschließlich vorbehaltene Recht auf Offizierstellen mannigfaches Mißbehagen. — Mit dem Anspruche auf Beseitigung dieser wirklichen oder vermeintlichen Uebelstände war auch das höchste Maaß der kühnsten Wünsche erschöpft, und an eine Schmälerung der Machtfülle des absoluten Monarchen, an eine Wiederbelebung ständischer Formen, oder gar an ein Repräsentativsystem im englischen Sinne (denn damals war dasselbe auf dem Continente noch schlechthin eine exotische Pflanze) dachte

dazumal in Preußen, wie in Deutschland überhaupt, schlechthin Niemand.

Erst als der, durch hoffärtige Selbstüberschätzung in der niedern, und charakterlose Unfähigkeit in der höhern Sphäre herbeigeführte Zusammenstoß mit dem größten Feldherrn des Jahrhunderts den preußischen Staat aus seinen Angeln geworfen hatte, empfand zuerst die Regierung das Bedürfniß, das Volk in ihr Interesse zu ziehen. Es sollte, ähnlich wie in England, ein Nationalgeist geschaffen, und dieser dann als die tüchtigste aller Waffen gegen den Nationalfeind gebraucht werden. — So wurde einerseits seit der Reconstruction der preußischen Monarchie, die im Jahre 1809 begann, der Beamtenstaat, mit Ausscheidung der verhaßten feudal-aristokratischen Erinnerungen, praktisch immer weiter entwickelt, andererseits begann die Regierung in ihren organischen Gesetzen vom Jahre 1811 die Keime der Theorie des Repräsentativsystems in die Gemüther zu streuen. — Den bald emporschießenden, vagen Gelüsten, Erwartungen und Doctrinen, gab endlich das im Mai 1815 gegebene, freiwillige und feierliche Versprechen einer allgemeinen Nationalrepräsentation ein juristisches Fundament und einen bestimmten Anhaltspunkt.

Ich würde hier nur Bekanntes und oft Gesagtes wiederholen müssen, wenn ich erzählen wollte, in welcher Weise das, in seiner tiefsten Wurzel, der Idee der Volkssouveränetät, aus dem Protestantismus hervorgewachsene, englische Repräsentativsystem seit dem allgemeinen Frieden und während der vermeintlichen Restauration die Reise um die Welt machte. — Das Streben nach Wiederbelebung der ständischen Verhältnisse schloß sich nicht an ältere, geschichtliche Erinnerungen an; im Gegentheil der Geist des Protestantismus, der die damalige Wissenschaft vom Staat durchsäuert hatte, wandte sich von diesen voll Ingrimm und Erbitterung ab. Statt des Anknüpfens an den christlich-germanischen Staat blieb nur die Berufung auf jene Theorien gestattet, die schon einmal in der

ersten französischen Revolution die Probe des Lebens schlecht bestanden haben. Als neue Auflage des längst verschollenen Jacobinismus trat der vermeintlich liberale Constitutionalismus an's Licht, dessen Doctrin in vielen modernen Verfassungsurkunden ganz oder theilweise einen Leib und praktisches Leben gewann. Mochten auch die meisten Regierungen, welche Constitutionen octroyirten, darauf bedacht seyn, den Stachel dieses Systems so viel als möglich abzustumpfen, die Consequenzen desselben, so weit es sich thun ließ, zu mildern, — dennoch standen die obersten Grundsätze desselben in zu entschiedenem Widerspruche mit der Natur der Dinge in jeder monarchischen Verfassung, als daß ein Ringen der alten geschichtlichen Thatsachen mit den neuen Lehren, auf Leben und Tod, hätte ausbleiben können, in Folge dessen eine unbehagliche, schwüle Spannung sich über ganz Europa verbreitete. Das Land, welches den unvereinbaren Gegensätzen den freiesten Spielraum, ihre Fehde auszufechten, eröffnet hatte, war Frankreich, dem dafür von allen Freunden der zeitgeistigen Staatsidee die Palme der moralischen Hegemonie zuerkannt ward. Hier entlud sich daher auch zuerst das Gewitter, welches längst drohend über Europa heraufgezogen war, und der Donner der Julitage fand seinen Wiederhall vom Tajo bis zum Niemen. — Als endlich die Resultate jener Krisis ohne Schwertstreich anerkannt, als aller Orten Diejenigen, welche der Bannstrahl des liberalen Zeitgeistes getroffen, von ihren Streitgenossen und ihren natürlichen Verbündeten preisgegeben werden mußten, da war der große, moralische Kampf, der die Restaurationsperiode bewegt hatte, thatsächlich geendigt. Fortan vertraute Niemand mehr auf das bloße gute Recht, wohl aber war der Credit der Gewalt auf eine für Ehre und wahre Freiheit keineswegs erfreuliche Weise gestiegen. — Den Siegel unter dieses Programm des künftigen Staats- und Völkerrechtes von Europa drückte die Capitulation von Bergara, deren nächste Folge das fait accompli der Gefangenschaft Karl's V. war, woran sich dann weiter, un-

beschrieen und ungehindert, der scheußlichste, militärische Terrorismus jener Faction schließen konnte, deren wehrlose Beute Spanien geworden war. — Die liberalen deutschen Zeitungen fanden hieran nichts auffallend, als daß die europäischen Regierungen es wagten, die Verkündigung jenes Ablasses zu gestatten, welchen der Papst allen denen zu ertheilen die Kühnheit hatte, welche für jenes unglückliche Land Herzen und Hände zu Gott erheben würden. Man könnte doch nicht wissen, meinten sie, ob Espartero die Gestattung einer so unerhörten Freiheit nicht nachtragen, und dereinst auf irgend eine Art zu rächen suchen werde. Ein Factum, welches, um es beiläufig zu bemerken, allein schon geeignet wäre: Jedwedem, der noch daran zweifeln sollte, den augenfälligen Beweis zu liefern, wie tief in diesem Augenblicke die Actien der Legitimität an der politischen Börse von Europa stehen.

Preußen hat während jenes ganzen, nunmehr abgelaufenen Zeitraumes der Restaurationspolitik, im Ganzen auf der Seite Jener gestanden, welche die leitenden Ideen des liberalen und constitutionellen Systems für unvereinbar mit der Basis einer monarchischen Regierung hielten. — Nicht nur, daß es sich den antirevolutionäreren Maaßregeln der übrigen Großmächte anschloß, es hat in seinem eigenen Lande verschiedene, negative Schritte gethan, welche den eben bezeichneten, politischen Standpunkt unzweideutig beurkundeten. — Die im Jahre 1815 und später noch in Aussicht gestellte, liberale Constitution ward nicht gegeben. Dagegen wurde, zum großen Verdruß der liberalen Parthei aller Zonen, Jenen der Proceß wegen Hochverraths gemacht, die nach dem Vorgange der Verschwörungen in Portugal, Spanien und Frankreich, auch in Deutschland durch verbrecherische Umtriebe zu erobern suchten, was von dem freien Entschlusse der Regierungen nicht zu erreichen stand. Durch diese, auf Abwehr und Vertheidigung berechnete Maaßregeln ward dann auch erreicht, was überhaupt auf negativem Wege erreicht werden kann; die gefährliche Krise wurde hinausgeschoben, nicht durch positive Mittel

abgewendet. — Das Letztere (denn die Geschichte ist den Räthen des verewigten Königs das Zeugniß schuldig, daß sie auch daran dachten!) sollte durch Provinzialstände bewirkt werden, deren Zusammenberufung den leicht erkennbaren Zweck hatte, die Ansprüche auf eine, die Rechte der Krone beeinträchtigende Repräsentativconstitution für die ganze Monarchie in ihrer Wiege zu ersticken. — Diesen Zweck hat Friedrich Wilhelm III. jedoch hauptsächlich deshalb nicht erreicht, weil es versäumt ward, der neuen Schöpfung eine wohlthätige, wahrhaft ersprießliche Wirksamkeit, neben der Beamtenhierarchie, zu geben, die ihre Machtfülle und ihren Einfluß eifersüchtig zu bewahren, und das Gegengewicht der vereinzelten, ständischen Körperschaften geschickt zu neutralisiren wußte. Die Folge davon war, daß die machtlosen Provinzialstände keine Wurzel in der öffentlichen Meinung schlugen, und daß sie dieser nur als ein überflüßiges, auf den bloßen Schein berechnetes Anhängsel an den Polizeistaat erschienen. Somit entbehrten sie jedweder Bedeutung und Autorität in den Augen der Nation, und diese sah das königliche Versprechen vom Jahre 1815 weder als ganz, noch als theilweise gelöst an. Der constitutionelle Liberalismus schwieg freilich, aber nur, weil er, durch Polizei und Censur niedergehalten, nicht reden durfte.

So war die Lage der Dinge, als die Thronbesteigung König Friedrich Wilhelm's IV. die Gemüther bewegte, und der Eindruck, den die Vorgänge bei der Huldigung in Berlin und Königsberg machten, die maaßlosesten Hoffnungen der Constitutionsliebhaber in's Leben rief. Es wäre irrig und ungerecht, wenn man verkennen wollte, daß in den Ansprüchen der Parthei, welche sich heute in Preußen als die freisinnige geltend macht, Elemente der Wahrheit dicht neben Bruchtheilen des Irrthums liegen. Gewiß ist zunächst so viel wahr und nicht zu läugnen, daß der preußische Beamtenstaat zu seinem eigenen, und zum Heile des Ganzen! eines ständischen Gegengewichtes bedarf, und dieß zwar, weil es eine unabweisbare Forderung der Zeit ist, daß neben dem Rathe

und Gutachten Derer, welche regieren und verwalten helfen, auch die Stimme Jener mit ihren Vorschlägen und Beschwerden gehört werde, welche die Regierten und Verwalteten sind. Ferner ist es nothwendig (und zwar nicht bloß deshalb, weil eine ausdrückliche, königliche Verheißung es versprochen, sondern fast mehr noch wegen der Natur der Sache!) — daß ein Organ vorhanden sey, von welchem die Regierung Verwilligungen begehren könnte, wenn einst in Zeiten außerordentlicher Noth dem guten Willen des Volkes außerordentliche Leistungen zugemuthet, und neue Steuern eingeführt, neue Schulden gemacht werden sollten. — Da König Friedrich Wilhelm IV. nicht geneigt ist, billige Ansprüche solcher Art von der Hand zu weisen, — da ihn vielmehr die reinste Absicht beseelt, in dieser Hinsicht Alles zu thun, was das Heil seines Volkes erfordert, so dürfte die Ergänzung des heutigen, preußischen Staatswesens, durch die Wirksamkeit ständischer Versammlungen oder Ausschüsse, an und für sich keine erheblichen Schwierigkeiten darbieten. Allein, wenn jener politische Protestantismus, der heute in gewissen ostpreußischen und rheinischen Blättern sein Wesen treibt, ein ganz anderes Ziel im Auge hat, wenn er in den bittersten und leidenschaftlichsten Formen unverholen die Absicht an den Tag legt, den Geist des Mißtrauens, der Unruhe, der Zwietracht und des Unglaubens, der ihn auf dem kirchlichen Felde beseelt, auch auf das Gebiet des Staates zu verpflanzen, wenn er das wüste Treiben dieses Geistes für das eigentliche Lebenselement einer freien Verfassung nimmt, wenn er mit einem Worte die ständische Wirksamkeit in Preußen auf das Niveau der badischen, zweiten Kammer und ihrer afterliberalen Wortführer stellen will, dann ist es nicht zu verwundern, daß dieser Liberalismus sich durch die jetzige Versammlung der ständischen Ausschüsse in Berlin in seinen Erwartungen bitter getäuscht sehen muß. Es ist aber auch klar, daß weder die preußische noch irgend eine andere Regierung auf Erden diesen Ansprüchen Genüge leisten könnte, ohne sich selbst dem

Untergange und das ihr anvertraute Volk der gränzenlosen Tyrannei einer Clique von Sophisten und schlechten Poeten Preis zu geben.

Die Schwierigkeiten der jetzigen Lage von Preußen scheint mir demnach nicht sowohl in einer unlösbaren staatsrechtlichen Verwickelung, auch nicht in einer über die Maaßen schwierigen, politischen Aufgabe, sondern allein darin zu liegen, daß die Regierung sich einer öffentlichen Meinung gegenüber befindet, welche zur Stunde noch der allerersten politischen Erziehung bedarf, während sie des unerläßlichen Fundaments einer, in sich geordneten, sittlich-religiösen Gesinnung entbehrt. Auch scheint mir nicht sowohl dieß das Bedrohlichste in solcher Lage, daß in der politischen Literatur des heutigen Preußens fast ausschließlich Beschränktheit und Dünkel, ungefüger Sinn und übler Wille um die Palme ringen, sondern darin liegt die Gefahr, daß bei der weit verbreiteten Popularitätssucht das Schlechte eine Schreckensherrschaft übt, welche gerade die talentvollern Vertreter der bessern Richtung verstummen macht. Zwar wird auch in Preußen, wie überall, das Uebermaaß des Uebels die Rückwirkung hervorrufen, aber es fragt sich: ob nicht, bis diese eintritt, das Werk der Zerstörung einen Fortgang genommen hat, den Jahrhunderte nicht wieder gut machen können.

LXIV.

Das Kirchenjahr in den Predigten eines katholischen Bischofs.

(Von einem Mitgliede der Diöcese Passau.)

Gern möchte ich Ihrem Wunsche entsprechen, und Ihnen von dem segensreichen Wirken unseres verehrten und geliebten Bischofs recht ausführliche Nachrichten mittheilen; allein Sie kennen ihn selbst und wissen daher auch, wie sehr sein bescheidenes, geräuschloses, demuthvolles Wesen jedem Lobe, jedem Aufsehen abgeneigt ist; und was Anderes könnte ich Ihnen berichten, als Lobenswerthes! Allein er, der seine ganze Persönlichkeit einem Höhern aufgeopfert, und nur für Diesen lebt, wünscht es am wenigsten, daß von seiner Person die Rede sey.

Doch es gibt eine Seite seiner bischöflichen Thätigkeit, wobei diese Rücksichten wegfallen; ich meine den Saamen, den er als Prediger, als Verkündiger des göttlichen Wortes von seinem Hirtenstuhle herab in die Herzen der Gläubigen ausstreut. Seine Bestimmung ist es nicht, daß er auf seinen nächsten Umkreis beschränkt sey, nein, er soll in hundert- und tausendfacher Vermehrung sich ausbreiten und vervielfältigen; so Viele als nur immer möglich sollen an seinem Segen Theil nehmen. Dieß bestimmt mich, in kurzen Zügen den Jahreskreis seiner Predigten Ihnen zu schildern; dadurch wird vielleicht auch in ferneren Kreisen das eine oder das andere Saamenkörnlein aufgehen und Früchte bringen.

Auf dem ganzen Erdboden zerstreut, und gleichwohl herzinnig alle mit einander vereinigt, wirken Tausende von seelen-

liebe, wie seine Anhänglichkeit an das Haus Wittelsbach, sprach er bei verschiedenen Anlässen auch öffentlich aus, z. B. in der Trauerrede auf die Königin Carolina. Diese seine Vaterlandsliebe hindert ihn aber nicht, an seiner Begeisterung für den schönsten, erhabensten Cosmopolitismus, denn es auf Erden geben kann, für die römisch-katholische Kirche mit ihrer Gemeinschaft der Heiligen. Dafür lebt und stirbt er. Von ihr und ihrem achtzehnhundertjährigen allein-consequenten Princip aus beurtheilt er Alles. Ihr Glaube und ihre Liebe ist seine Philosophie, mag ein Anderer die seinige in fremden oder in selbstgeschaffenen, ephemeren Systemen herumirrend suchen, wie er will. Den Sucher, der immerfort lernt, und gleichwohl nimmer zur Erkenntniß der Wahrheit kömmt, bedauert und betrauert unser Bischof. Vor dem irrthümlichen Funde aber, den man als neue oder neueste Weisheit und Allwissenschaft ausruft und anpreist, kann er nicht genug warnen. Die verderblichen Einflüsse des glaubenslosen und eben deshalb sittenlosen Zeitgeistes bekämpft er. Sie strebt er mit aller Macht von seinen geliebten Bisthumsangehörigen abzuhalten, oder wo sie leider schon hausen, wegzubannen. Mehr als einmal haben wir gehört, wie er das Zeitalter der Auflösung beklagte, in welchem wir leben. Der Grundcharakter seiner Vorträge ist aber nicht negativ-bestreitend, sondern positiv-erbauend, ermuthigend, anleitend, ergreifend, erschütternd. Praedicatio Ejus non est in persuabilibus humanae sapientiae verbis, sed in ostentione Spiritus et virtutis. Und wir wiederholen mit dem römischen Ponfificale: Qui maledixerit Ei, sit ille maledictus!

Jetzt will ich es versuchen, Ihnen eine möglichst kurze Uebersicht dessen zu geben, was der Herr Bischof in seinen Predigten während des abgelaufenen Kirchenjahres besprochen hat. Nachdem er am Allerheiligenfest 1841 bewiesen hatte, daß es natürlich sey, die lieben Heiligen zu verehren, bewies er am Feste der Empfängniß Marias, daß es auch nothwendig ist. Am Christfest handelte er von der Liebe zu Gott und am Ste-

phanstag von der Liebe zum Nächsten. Das Neujahr 1842 eröffnete er mit einer Aufforderung zur Selbstprüfung an den mancherlei größeren Zeitabschnitten. Am Erscheinungsfest erinnerte er daran, daß er heute vor einem Jahr mit uns die heiligmachende Gnade Gottes betrachtet habe, die uns zuvorkömmt und uns überall umfließt, wie den Vogel die Luft, wie den Fisch das Wasser ꝛc. ꝛc. Dießmal sprach er nun von der Nothwendigkeit, auch unsererseits der heiligmachenden Gnade Gottes entgegen zu kommen und sie zu ergreifen, wenn sie für uns nicht verloren gehen und nicht fruchtlos bleiben solle. Am Jesunamensfest (16ten Januar) legte er uns die Fest- und Sonntagsheiligung besonders an das Herz. Am Lichtmeßtag handelte er von dem Gebet, und ermahnte uns zur würdigen Feier der heiligen Fastenzeit. Am Feste des heiligen Nährvaters Joseph stellte uns der Bischof das Familienleben vor, wie es leider jetzt großentheils ist, und wie es dagegen seyn soll. Besonders pries und empfahl er die Zurückgezogenheit von der Welt. Herzerquickend hervor strahlte das liebliche Bild, welches er von der heiligen Familie zu Nazareth entwarf. Er malte uns ihre Demuth, ihren Gehorsam, ihr Gottvertrauen bei aller ihrer Armuth, und ihren ungetrübten Frohsinn, ob sie auch manchmal bittere Armuth leiden mußten. Am Palmsonntag Nachmittags erörterte er die Pflicht und den Nutzen des frommen Schweigens bei dem Urtheil und bei den Unbilden der Welt. Hierauf zeigte er uns am Charfreitag Abends den Weg des Kreuzes. „Je besser der Mensch, desto verfolgter und mühseliger und beladener mußte und muß er gewöhnlich seyn. Aber nur unablässig das Kreuz unsres Meisters und Vorgängers umfaßt, umklammert! Bis dahin folgt uns die verfolgende Welt nicht. Und würde sie uns auch bis an das Kreuz verfolgen: weiter kann sie nicht. Am Kreuz haben die Großen der Erde sich ihre Knochen, die Weisen der Welt sich ihre Köpfe, zerschlagen“... Jesu und unser Tod — Jesu und unsre Auferstehung war am Ostermorgen Stoff des herzvollen Redners. Aber

am Ostermontag führte er das Weltgericht uns zu Gemüthe. Am Fest Maria=Verkündigung stellte er Marias Bescheidenheit, Einfachheit, Anspruchlosigkeit und Genügsamkeit mit unserer Zeitgenossen Vergnügungssucht, Genußgier, Wollust und Hoffart, welche allenthalben über ihren Stand hinaus will, zusammen. Er schloß mit einer liebreich=ernsten Vermahnung an die Jugend und an die Eltern, besonders unter dem Landvolk. Der Mensch zwischen Himmel und Hölle war der Predigtstoff am Feste der Himmelfahrt unsers Herrn. Am Pfingstfest schilderte er das Glück, ein römisch=katholischer Christ zu seyn. Oft genug, sagte er, höre man die Redensarten „gute Zeiten — schlechte Zeit". Nun zeigte er, daß wir die Zeit sind. In der eben so väterlich liebevollen als überzeugend hinreißenden Predigt am Pfingstmontag stellte er die Heiligkeit der Ehe ins Licht. Er ging davon aus, die Verbindung der Kirche mit Christus sey eine so innige, daß der Apostel sie nur mit der Ehe vergleichen könne. Welche Heiligkeit müsse aber dann der Ehebund selbst haben! Welchen Fluch der Heiland auf den Ehebruch gelegt habe, zeige er in der Benennung „ehebrecherisches Geschlecht", womit er einen Theil der damaligen Juden bezeichnen mußte. Und welchen Segen, auch leiblicher Segen, er der Ehetreue zuwenden wolle, habe er bei der Hochzeit in Canaan bewiesen, wo er — auf die erste Fürbitte seiner heiligen Mutter — das Wasser in Wein verwandelte 2c. Die Ehe vor Christus gleiche dem Wasser: die Ehe der Christen solle dem reinen unverfälschten Wein gleichen. Wie wolle und wie werde derjenige irgend einen Bund, einen Vertrag, ein Pflichtversprechen im Geschäfts=, im Amts= oder im Staatsleben halten, welcher den sacramentalen Ehebund mit Füßen tritt?! Am Dreifaltigkeitsfest war der Inhalt seiner Predigt: Verkünde und fördre den christlichen Glauben durch dein Leben und Beispiel! Darum erwählte der Herr die zwölf Apostel nicht aus den Gelehrten, Belesenen, Studirten 2c. „Als Noah die Arche baute, lachten ihn die Anderen aus: als aber die Sündfluth hereinbrach, wären sie

froh gewesen, wenn auch sie ein „Schifflein gehabt hätten". Schöner, herrlicher, deutlicher, eindringlicher läßt sich dieser Gegenstand nicht sagen, als der Bischof ihn beleuchtete und einschärfte. Am Frohnleichnamsfest Nachmittags war Gottes Gegenwart im heiligsten Altarsacramente der Erbauungsgegenstand. Auf seiner Visitationsreise predigte der Herr Bischof am Sanct-Bennofeste zu Altötting, wie er auch wohl überall anderwärts, wohin er kam, öffentliche Ansprachen gehalten hat. Nun folgte das Fürbittjubiläum für das mißhandelte Spanien. In dieser Zeit predigte der Bischof an vier Fest- und Sonntagen selbst, und Nachmittags hat er die angeordneten öffentlichen Kirchengebete von der kleinen Chorkanzel, den Rosenkranz in der Hand, selbst vorgebetet. Denn die Predigten hält er auf der großen Kanzel im Schiff des Domes. Die erste Predigt fand am fünften Sonntag nach Pfingsten Statt. Zuerst gab der Prediger ein Bild von dem vormaligen und jetzigen Spanien, von seinen überaus vielen und großen Heiligen — Dominicus, Ignaz von Loyola, Xaverius, Johannes vom Kreuz, Theresia und mehrern andern besonders gerade in dem sechszehnten Jahrhundert, wo die Heiligen im größten Theil des nördlichen Europas aufgehört haben, — ferner von Spaniens berühmten Rittern, den Enkeln deutscher Einwanderer, von seinem vielhundertjährigen unermüdeten, endlich mit vollkommenem Siege gekrönten Kampf gegen die Saracenen, wodurch Spaniens Heldensinn vorzugsweise der Damm wurde, welcher den Islam, der bis diese Stunde im südöstlichen Europa sitzen geblieben ist, aus dem südwestlichen Europa wieder verdrängte, ferner von Spaniens ehemaliger Macht und Größe, daß einer seiner Herrscher sagen konnte, „in meinem Reiche geht die Sonne nie unter", endlich von Spaniens Festigkeit gegen die Eroberungsgier Napoleons. „Gegen die Gewalt stand es: gegen die neueste satanische List erlag es. Freimaurer, Tractätchenverbreiter u. s. w. schlichen sich auch in Spanien ein. Sehet nun schon die Früchte davon; die Priester und Bischöfe

werden eingekerkert und sonst gemißhandelt. Das Kloster- und Kirchen-Gut hat man weggenommen, vorgeblich, um dem Staat und dem Volk zu nützen. Aber die Angestellten bekommen ihren Gehalt nicht; das Volk, die Klosterfrauen, die Geistlichen müssen verhungern. Wo ist denn das Geld und Gut hingekommen?? In die Taschen der Weltverbesserer und Aufklärer und Freiheitsausrufer ꝛc. Daher des heiligen Vaters Aufruf zum Gebet für das unglückliche edle Volk. Wir sind fern von Spanien: aber nicht Flüsse, nicht Gebirge, nicht Meere trennen die Eine katholische Kirche. Wir leben im Frieden: wir wissen aber nicht, wann auch wir die Fürbitte unserer Brüder bedürfen können". Die zweite Predigt am Johannesfest war eine Fortsetzung der vorigen. Der Bischof kam noch einmal auf die Gräuel in Spanien zurück. „Satans Unkrautsaat und Giftgeburten sind erst unscheinbar und nicht furchtbar. Sie gleichen dem Schlangen-Ei, das man ohne Grausen ansehen kann. Aber bald kriecht eine Schlange aus und schwillt auf und wächst ꝛc. ꝛc. Auch in unserer Nähe und selbst unter uns ist es ähnlicherweise gegangen. Wenn die Urgroßältern des heutigen Geschlechts, jene tugendsame, ehrenveste Bürger und Landleute jetzt wieder kämen, sie würden ihr ehemaliges Haus kaum wieder erkennen, so glaubenslos und entsittlicht würden sie es meist finden. Da würden sie sich erinnern und sagen: „„Ja, freilich schon in unseren letzten Tagen fingen die Freigeister, Illuminaten und Romanmacher an, ihr Gift auszusäen; wir beachteten es wenig; wir hielten es für unbedeutend oder wenigstens nicht für so folgenschwer — aber siehe nun"". — — Daher wachet und wehret bei Zeiten. Widerstehet gleich dem Anfang der Seuche*). Folget gläubig den Warnungen der wahren Kirche. Thut Buße, wie Johannes der Täufer mahnt. Hätten die Juden seinen Mahnungen gefolgt, ihr Schicksal wäre ein milderes geworden seyn". Die dritte Predigt am sechsten Sonn-

*) Principiis obsta: sero medicina paratur.

tag nach Pfingsten, vorzüglich über und gegen die Namenkatholiken und Sacramentsverächter, war in doppelter Hinsicht eine Casualpredigt. „Jesum jammerte des Volkes. Er speiste es mit sieben Broden, durch welche die sieben Sacramente vorgebildet werden. Gott ist barmherzig: aber wir müssen auch das Unserige thun. Thun wir Dies nicht, so hilft uns der Name Katholik und Christ, welcher äußerlich beibehalten wird, nicht nur nichts, sondern jene wahrheitsuchende Heiden (wie ein Sokrates) werden am Tage des Weltgerichtes gegen uns auftreten. Wir haben uns dann selbst verdammt". Die vierte Predigt, am Feste der Apostel Petrus und Paulus, handelte vom Amte der Schlüssel. Eine fünfte, welche der Bischof noch angekündigt hatte, blieb weg, weil er, zur Assistenz bei der Einsegnung des Herrn Dr. Weis, als Bischof zu Speyer, nach München abreisen mußte. Es waren gerade drei Jahre verflossen, seit unser Bischof dort für seine jetzige Würde ernannt worden war. Dort hat er, wie wir vernehmen, in dem Gotteshaus der Franciscaner, bei denen er während seines Aufenthaltes zu München wohnte, ebenfalls gepredigt. Nach seiner Wiederkunft hielt er vier Predigten von dem Sacramente der Buße, dann drei Predigten über die Taufe. Erlaube mir noch, aus jeder dieser sieben Reden wenigstens einen Gedanken zur Erinnerung dir mitzutheilen. Am Domkirchweihfeste: Zachäus, das Vorbild eines Beichtenden und Büßenden (er sehnte sich nach Gnade, er hatte sein Gewissen erforscht, er bereute, er bekannte und er leistete Genugthuung). Das Erdenleben ist nur der Heimweg zum Himmelreich. Die Philosophen können sich unzählig Vieles nicht erklären. So stritten sie auch von jeher über die Bestimmung des Menschen, ohne unser Ziel zu erkennen *). Die christkatholische Offenbarungslehre von dem Sün-

*) Unter den heidnischen Griechen scheint Platon die Philosophie am schönsten, am christenthum-ähnlichsten, zu definiren, wo er sie eine „Vorbereitung auf den Tod" μελετη θανατου nennt.

denfall und von der Buße, erklärt uns alle Dunkelheiten hierin und in den Schicksalen des Menschenlebens. Nicht Vergnügen, nicht Reichthum, nicht Ehre sind unsere Bestimmung hienieden, sondern Trübsal und Buße sind es. Erfüllen wir diese Bestimmung hienieden, so gelangen wir zum höhern Ziel der ewigen Seligkeit. Wie glücklich sind wir indessen auch schon hier auf Erden — glücklicher als die Engel! Denn wir haben den Bußweg noch. Für die gefallenen Engel ist er auf ewig abgeschnitten. Das katholische Christenthum, das uns auf diesem Weg allein recht führt, ist aber nicht wie ein Kleid, welches man, wenn's Einem zu kurz ist, länger machen, oder, wenn's Einem zu lang ist, kürzer machen kann 2c. 2c. Portiunculafest (17. August): Der halb todtgeschlagene hülflose (Sünder) gibt sich dem barmherzigen Samariter (Heiland) ganz hin. Die Räuber bedeuten die Welt, der aaronische Priester aber das mosaische Gesetz, und der Levite die natürliche eigene Kraft, welche beide nicht helfen können. Die Wunde muß in ihrer Tiefe aufgedeckt und ausgewaschen werden, wie sehr dieß auch schmerze. Die Oberfläche der Erde ist überkleidet mit schönem Grün, mit Blumen u. s. w. Grab aber tiefer in ihr Inneres hinein: da findest du Verwesung, lichtscheues, unfläthiges Gewürm, Sand, allerlei Gestein. So dein Herz. Einst erschien Jesus auch in der unansehnlichen, verachteten Person des heiligen Franz von Assisi als barmherziger Samaritan. Warnung vor Hochmuth; Ermahnung zur Demuth, ohne welche freilich keine Buße möglich ist. „Wer sich selber die Augen ausstach und nun sagt, es gibt keine Sonne, den können wir nur bedauern". Am dreizehnten Sonntag nach Pfingsten: „Zeiget euch den Priestern", befahl Jesus den zehn Aussätzigen — Beichte. Jedes Wort unsers Heilands ist ein Samenkörnlein, welches in seinen Beziehungen und Bedeutungen sich zu einem großen Baum entwickelt 2c. Mystisch-allegorische Auslegung einiger Punkte des Evangeliums, z. B. Galiläa (Gläubige), Samaria (Irr- und Ungläubige). Durch beide geht unseres

Heilandes Weg nach Jerusalem (Himmel, Reiseziel). Nur Gott kann helfen und hilft wahrhaft nur durch seine einzige Kirche. Von der Kirche losgetrennte Menschen, die einander sittlich oder glücklich machen wollen, sind wie zwei Mohren, die einander weiß waschen wollen ꝛc. Am Fest Maria Himmelfahrt: Zu dem vollständigen Bild von der Familie zu Bethania gehört auch Martha. Letztes Erforderniß der wahren Buße — Genugthuung, Ersatzleistung, Wiedergutmachung, anhaltende Besserung, Liebeswerke, That.

Denn Glaube ohne Liebe
Ist Weinstock ohne Trauben:
Und Liebe ohne Glauben
Ist Wasser in dem Siebe. —

„Von dem Herrn (durch die Absolution und Communion) eine unschätzbare Wohlthat empfangen und nun sogleich ihn verrathen, ist Ischcariotismus. Ein Teufel ist ausgetrieben. Sieben andere Teufel nimmt ein solcher Mensch wieder in sich auf. Wehe, verloren, ewig verloren". — Das herrliche Wetter war eben so schön wie diese göttliche Predigt. Der vierte Theil des Innviertels und etwa der halbe Wald war dazu herein geströmt. Am Schutzengelfest (4. September): Ueber die Gleichgültigkeit gegen das heilige Taufsacrament bei unseren Taufen und über den Mangel an Kindererziehung im Geiste Gottes. Unsere Altvordern und wir! Am Feste der Geburt Mariens: Wie die Taufe der Grund ist, auf welchen das ganze Gebäude der Christenseele gebaut werden muß — wie allgemein aber dieser Grund in unserem Zeitalter von den Erwachsenen verlassen und vergessen wird. Am Erntedankfest und Maria-Namensfest (11. Sept.): Nach unserer Taufe, die uns von der Erbsünde befreite, und vor unserer ersten Thatsünde waren wir engelgleich. Gehen wir in unserer Lebenserinnerung zurück bis auf den Anlaß zu unserer ersten Sünde: wie klein und scheinbar unbedeutend war er, und welche große und immer größere Uebel erwuchsen aus dem winzigen Anfang! Welche Züchtigungen hätten wir ver-

dient gehabt! Gleichwohl segnete Gott unser Niederbayern wieder durch eine gute Ernte. Blicket auf manche Länder und Orte in der Ferne, die durch Mißwachs, durch Feuersbrünste heimgesucht worden sind. Gott kann und wird aber auch uns züchtigen, wenn wir nicht gottesfürchtiger werden. Seyd also insonderheit auch mildherzig und wohlthätig. Dadurch beweiset euern Dank. So machet euch würdig der Fürbitte Marias... Am Rosenkranzfeste 1841 hatte der Bischof das Rosenkranzgebet so schön erklärt und gerechtfertigt, wie ich's noch nirgends gehört oder gelesen habe. Am dießjährigen gleichen Fest ging er von den Evangeliumsworten: „Selig ist der Leib, der dich getragen hat, selig sind die Brüste, an denen du gesogen hast", aus, und fügte Marias eigenen Ausruf in dem berühmten Lobgesang bei, „von jetzt an werden mich selig preisen alle Geschlechter". Die Verehrung gegen die heilige Mutter Gottes, sagte er, habe mithin schon vor der Geburt unseres Herrn, und noch während seines Lebens auf Erden angefangen und ihren Rechtfertigungsgrund gefunden. Und keiner ihrer Verehrer, der sie um ihre Fürbitte angerufen, und auch seinerseits den Willen Gottes befolgt habe, sey je verlassen oder zu Schanden geworden. Und unter diesen ihren Verehrern seyen alle Heilige, alle größte Kirchenväter und Kirchenlichter gewesen. (Und unser ehrwürdigster Seelenhirt befindet sich ebenfalls unter ihnen, wie er bei jeder Gelegenheit öffentlich und unöffentlich bekennt, unbekümmert um einige Millionen Akatholiken, folglich auch unbekümmert um einige Pseudokatholiken.) Hierauf ging unser Bischof auf eine Betrachtung der vielen gebetlosen Unternehmungen und Lebensverhältnisse in unserer Zeit über. Darein flocht er die schönen Gleichnisse von dem Kind, welches am Kleid seiner Mutter sich anhält, von dem Gewebe, in das Gold- und Silberfäden eingewirkt sind, welche noch bleiben und Werth behalten, wann der übrige Gewebstoff längst vermorscht ist, und von dem babylonischen, ohne Gott angefangenen Thurmbau, im Kleinen, wie im Großen, der sich leider stets im Le-

den der Menschen wiederholt. Endlich beschloß der Bischof seine Festpredigten für dieses Kirchenjahr am Allerheiligenfest mit einem herzlichen Vortrag über das Vertrauen, welches wir zu der helfenden Fürbitte der lieben Heiligen haben sollen. Im Hinblick auf das Festevangelium von den acht Seligkeiten machte er uns auf den tiefern Sinn aufmerksam, welcher in der Bergbesteigung (als Erhebung zu Gott), in dem Niedersetzen (Ruhe in Gott), in der Beifügung, daß Jesus Jünger ihn zunächst umgaben (Bedeutung der Priester zwischen ihm und dem Volk) verborgen liege. Dann hob er hervor, daß der Heiland nicht (abstract) sage, selig die geistige Armuth u. s. w., sondern (concret), „selig, die arm im Geist sind", u. s. f. Da das Uebersinnliche seinen Wiederstrahl in der sichtbaren Welt und Natur hat, so sind unserem Bischofe die Gleichnisse, deren er sich zur Verdeutlichung seiner Lehren und Ansprachen bedient, sehr oft mehr als zufällig ergriffene, oder absichtlich gewählte Vergleichungen. So schilderte er die Lage Derer, welche in der Fremde, fern von ihren Eltern, Geschwistern, Freunden dastehen und Hülfe bedürfen. Ein solcher Verlassener denkt, wenn die Meinigen meine Noth wüßten, sie würden mir gewiß helfen. Er thut ihnen seine Lage zu wissen und vertraut auf ihre Theilnahme, auf ihren Beistand, auf ihr Gebet. Sind sie aber nicht mehr unter den Lebenden auf Erden, so seufzt er ihnen tief athmend nach, und ist überzeugt, sie würden sich seiner annehmen, wenn sie könnten. Wie viel mehr dürfen wir auf die lieben Heiligen vertrauen! Sie, besonders unsere Namens-, Lebensberufs- und andere Schutzheilige, vor Allen die heiligste Maria, können es und werden es thun. Zuletzt — mit einer Stimme, in der sich seine eigene Rührung bis zu Thränen ausdrückte — ging er noch auf das morgende Allerseelenfest über. Wie wir unsere Hände nach der Fürbitte der Heiligen vertrauensvoll ausstrecken, so strecken die armen Seelen im Reinigungsort ihre Arme nach unserer Fürbitte, nach unserem Gebete für sie, nach unserem gottgefälligen Almosen

Großen vor sich. Und nicht etwa eine Darstellung dessen, was der Nationaleitelkeit der Bayern zu schmeicheln vermöchte, die oftmals etwas zweideutigen Großthaten der alten Bojoaren, des Königs Autharis und dergleichen, sondern eine auf Erforschung der näheren und entfernteren Ursachen beruhende, tiefgedachte, wahrhafte pragmatische Geschichte. In dem doppelten Lichte des Zusammenhanges der bayerischen Geschichte mit der deutschen und einer höheren Weltordnung, welche den verschiedenen Völkern ihre Aufgabe stellte, erscheint hier auch das dem Anscheine nach Unbedeutende bedeutend, das Zerstreute und Unzusammenhängende reiht sich natürlich an einander, Alles gewinnt Leben, Ordnung und inneren Gehalt. So sehen wir zuerst das römische Reich Wurzeln in unsern Gefilden schlagen: „es hat sich der Herr der Welt gerade der völkerunterjochenden Römer, die überall so begierig waren, neben ihren Adlern auch ihre Götzen aufzustellen, bedient, um unter dem Schatten ihrer Herrschaft die stillen Anfänge des Christenthums zu begründen.“ — „Wenn jedoch gleich im Laufe der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts die meisten der erst begründeten Kirchen bei den Einfällen der Alemannen, Thüringer, Sueven und anderer Heeresfahrer zerstört, die Christengemeinden wieder zerstreut wurden, und gegen Ende des bezeichneten Jahrhunderts das entvölkerte Land der Besitznahme vermischter, von Osten her eindringender Völkerschaaren preisgegeben worden ist, so war der Weinberg des Herrn in jenen Gegenden doch schon bebaut, und mit dem Blute heiliger Bekenner getränkt; die Pflanze des Lebens hatte ihre Wurzeln eingesenkt in den geheiligten Boden“. Die höhere Nothwendigkeit der Völkerwanderung zur Fortführung der wahren Zwecke der Geschichte der Menschheit wird dann gezeigt, der Grund des schnellen Vergehens der einen, des Bestandes der andern Nationen hervorgehoben, und hierauf zur Beschreibung der Völkerstellung geschritten, unter welcher das erste geschichtliche Auftreten der Bojoarier fällt. In der Geschichte dieser wird nach demselben Plane fortgefahren, so daß die Entwickelung der Franken, Ostgothen, Longobarden, als steter Maaßstab der Entwickelung des bayerischen Volkes fortläuft, und dadurch die Aufgabe, welche diesem die Vorsehung gestellt, wie seine Thätigkeit, die Art und Weise, wie es dieselbe erfüllte, klar dem Auge des Lesers sich darstellt. „Werfen wir einen Rückblick“ — so beginnt der Verfasser eine Schlußbetrachtung über die von ihm beschriebene Periode, „auf die Rolle, die dem Volke der Bojoarier und seinen Fürsten im Laufe der Ereignisse zugetheilt gewesen, deren große Bestimmung die Gründung und der Aufbau des christlich-germanischen Staates, die Herstellung des

abendländischen Kaiserthums, und die Einigung desselben mit der römischen Kirche war, so wird unser Gemüth neben dem Gefühle des Dankes und der Ehrfurcht gegen den Lenker der Welten, wohl auch von ernster Wehmuth bei Betrachtung der Prüfungen ergriffen, welche dieses Volk und diese Fürsten in dem langen und schweren Kampfe um die Freiheit zu bestehen hatten. Von einer unbestimmten Sehnsucht nach dem Süden getrieben, und gleichsam nachziehend einem Lichte, in dem es die Befriedigung dieser Sehnsucht erahndete, sahen wir auch die Bajoarier in das Land hereintreten, welches durch sie unser theures Vaterland geworden ist. Noch war ihr Geist und Sinn in dem heidnischen Naturglauben und Götterdienste befangen, der seine fürchtende und hoffende Verehrung den Kräften des Himmels und der Erde zuwendend, wenn gleich von der Ahndung eines einigen, gerechten und gnädigen Gottes durchschauert, doch noch von den furchtbarsten Irrthümern entstellt war. Aber schneller als bei vielen andern Völkern öffneten sich die Herzen unserer Stammältern jenem sanfteren Lichte eines die Sehnsucht stillenden, die Seele mit Friede erfüllenden Glaubens, an dem wir ja gerade die kräftigsten Heldenseelen oft so plötzlich dahinschmelzen sahen. — In der so frühen und entschiedenen gläubigen Richtung des bayerischen Volkes, in seinem so gewissenhaften und eifrigen Beharren bei einer Ueberzeugung, aus der es seine Ruhe und seine Kraft geschöpft, ist aber auch zugleich der Schlüssel zu dem tiefern Verständnisse seiner inneren und äußeren politischen Entwicklung, und die Stellung zu finden, die es im Laufe seiner Geschichte zu den übrigen Staaten eingenommen und behauptet hat. Nach innen tritt schon gleich Anfangs ein vorgreifendes Sich-, Aus- und Festgestalten, eines auch durch Grundbesitz schnell zu hoher, politischer Bedeutung gelangenden geistlichen Standes hervor, der zugleich auf die Volkserziehung den mächtigsten Einfluß übt. Nach außen aber ist es die „„Furcht des Herrn““ und die Stimme des Gewissens, die den Schritten der bayerischen Fürsten zur Richtschnur dient, und in ihren Unternehmungen den Ausschlag gibt. Nicht als ob sie den Krieg gescheut, wo es dem Rechte und der Freiheit galt — wie oft haben sie nicht ihre Waffen rühmlich mit jenen der übermächtigen Franken gemessen. Aber wie viel freudiger hätten sie nicht gegen die Feinde, als gegen die Freunde des Kreuzes gefochten“.

„In der Reihe der Fürsten des agilolfingischen Stammes zeigt sich uns keiner, der nicht mit Eifer der großen Aufgabe seines Berufes sich hingegeben hätte, die keine andere war, als die Erhebung und Entwicklung des bayerischen Volkes zu einem freien christlich-germani-

schen Staate. — Aber darin liegt das Unerforschliche, ja Tragische in dem Verhängnisse unseres ersten Fürstenhauses, daß es bei der Erfüllung seines großen Berufes der Christianisirung und Bildung des Volkes und des Aufbaues der Kirche, mit jenen großen fränkischen Heerschaaren nicht gleichen Schrittes gehen konnte, vielmehr mit ihnen in einen Kampf auf Leben und Tod sich verwickelt sah. Denn es war die Pflicht der agilolfingischen Fürsten, Bajoarien nicht bloß zu einem christlich-germanischen Reich zu erheben, sondern zugleich auch als einen freien und selbstständigen Staat zu behaupten; und hierin lag der Grund jenes traurigen Kampfes. Müssen wir uns auch immerhin in den großen Gang der Weltgeschichte resigniren, in dessen Folge das Reich Karls des Großen sich so viele Völker unterwerfen sollte, so können wir doch, wie schon gesagt, die schweren Prüfungen, die unsere Fürsten, und besonders der letzte Tassilo hiebei zu bestehen hatten, nicht ohne die tiefste Wehmuth betrachten. Schon unsern Garibald I. sehen wir von den fränkischen Königen angefeindet, und gezwungen, bei den Langobarden Hülfe zu suchen, von welchen er sich gerade im kritischen Momente verlassen findet. — Nur der Gedanke kann uns bei der Betrachtung dieser Schicksale versöhnen, daß die Verbreitung des karolingischen Reiches über so viele Völker zur Herstellung des römischen Kaiser- und des deutschen Königthums geführt hat, durch welches alle diese Völker in eine innige Einigung der Staaten mit der Kirche verbunden werden sollten. Und noch trostreicher wird es für uns seyn, wenn wir sehen werden, wie das Volk der Bajoarier, — welches als Vorwache der Christenheit und Grundsäule der Kirche sich gleich Anbeginns bewährt hat — aus dem schweren und langen Kampfe, und gleichsam zum Lohne für seine Tugend, Tapferkeit und Glaubenstreue, als eine der fünf Nationen hervortritt, welche die Grundvesten des deutschen Reiches bilden, das als die herrlichste Erscheinung in der Weltgeschichte vor uns steht“.

In gleicher Weise sind auch die Rechtsverhältnisse behandelt, deren Besprechung beinahe die Hälfte des ersten Bändchens füllt. Dieß mag Manchem zu viel erscheinen. Wir sind dem Verfasser hiefür dankbar. Es hat einen besondern Reiz, in die Ideen unserer Vorfahren über Recht und Freiheit sich zu versetzen, und an der Einfachheit und und Wahrheit derselben die complicirte Lüge unserer Tage zu bemessen. Ein eigener Geist der Frische und des Lebens weht daraus hervor, und erfüllt Jedweden, der sich ihm hingibt, mit jenem kräftigen Gefühle, das den Blick über die beengende Außenwelt auf das Ewige und Un-

vergängliche richten lehrt. So schön die vorhergehende Abtheilung dieser Erzählungen ist, so scheint doch diese letztere mit besonderer Wärme geschrieben zu seyn; der schwer zu behandelnde Gegenstand ist mit einer Klarheit dargestellt, welche von der tiefen Durchdringung des Verfassers das schönste Zeugniß gibt. Und wie im ersten (historischen) Theile der Ton stets dem Gegenstande angemessen, populär und edel zugleich ist, so verliert auch die schwungvollere Diction des zweiten nie seine Leser und deren Bedürfnisse aus dem Auge. Klar muß jedem die hohe Bedeutung der in der Geschichte so lange gesparten Germanen vor die Seele treten, die von Gottes Vorsehung zu einer Aufgabe auserlesen wurden, zu der Römer und Griechen, Perser und Inder zu schwach befunden worden waren. Die Fülle von Ideen, welche der Germane in seinen Rechtsalterthümern besaß, dieser Reichthum von Anschauung, den er in sich trug, bewirkte auch vor Allem, daß er gleichsam die Brücke des Verständnisses zwischen der alten und der neuen Zeit in seinem eigenen Busen trug. Er allein konnte in dem Maaße an die Tradition, die ihm der Römer reichte, anknüpfen, daß ein völlig gegliederter Bau, ein organisches Ganze, das seine vollen üppigen Zweige nach allen Seiten hin ausbreitete, daraus zu entstehen vermochte.

Wenn irgend einem Volke das Studium seiner Geschichte zu empfehlen ist, so ist es dem bayerischen. Wohl bei keinem ist, was die Vorsehung von ihm verlangte, die Aufgabe, die ihm gestellt ward, und die es zu erfüllen hat, wenn es nicht untergehen soll, so klar auf jeder Seite geschrieben, als bei ihm. Die Stimme der Geschichte mißhören, heißt bei ihm nichts anderes, als gegen die Zwecke seines Daseyns freveln. Und es haben diejenigen schwer gesündigt, welche der laut ausgesprochenen Mission dieses Volkes entgegen, ihm aus seinen Geschichtsbüchern heraus eine andere aufbürden, in seine Annalen hinein ihre eigenen, garstigen Träume einkritzeln wollten. Man darf es glauben, es war nichts Geringes, wie es die Bajoaren gethan, die Fundamente des tausendjährigen deutschen Reiches zu legen. Das Volk, welches hiezu erwählt war, mußte von eiserner Dauer und Tüchtigkeit seyn. Mit Recht legt deßhalb der Verfasser der Erzählungen so großen Nachdruck auf die Rechtsinstitutionen. Man erblickt auch im bayerischen Volke von je her eine besondere Vorliebe für die Sache des Rechtes, der Wahrheit und germanischer Freiheit; einen eingebornen, unvertilgbaren Rechtssinn, der sich in die Dauer durch nichts irre machen läßt, den geraden Weg wandelt, und so viel an ihm ist, die

künstlichen Lockungen verschmäht, durch die sich andere Völker gewinnen lassen.

Möchte sich daher doch in der ernsten Zeit, in welcher wir leben, wo ein einziger Tag alle Weisheit beschämen, alle Berechnungen über den Haufen zu werfen vermag, der Sinn unseres Volkes doppelt und zehnfach dem ernstesten Studium vaterländischer Geschichte zuwenden. Möchten die Erzählungen das wörtlich werden, was sie nach Anlage, Inhalt und Form seyn können und seyn sollen, ein Lesebuch, das in aller Gebildeten Hände übergehe, und, wie es der Verwirrung der Begriffe zu steuern vermag, so auch den Sinn für Recht und Pflicht, für Vaterlands Größe und Vaterlands Wohl erwecke, belebe und entflamme.

Als König Ludwig am 12. October 1842 dem Churfürsten Maximilian I., Seinem großen Vorgänger, die Reiterstatue errichtet, die, eine der schönsten Bildwerke dießseits der Alpen, ihren Begründer eben so ehrt, wie den, dessen wohlgetroffenes Bild sie ist, mochte wohl mancher fühlen, wie nothwendig es sey, daß in Schrift und Wort dem deutschen Volke ein anderes Bild geboten werde, als bis dahin in Umlauf gesetzt worden war. Der große Churfürst war bisher meist nur von solchen beurtheilt, sein Leben in neuerer Zeit nur von Männern beschrieben worden, welche die Abneigung gegen die von ihm verfochtenen Grundsätze theils nur mühsam bedeckten, theils offen zur Schau trugen. Das Schicksal, dem Max I. während des langen Krieges entgangen, ereilte ihn nach seinem Tode: der hohe Fürst fiel in die Hände seiner Gegner und die Fabel vom sterbenden Löwen erneute sich. Eine autentische, quellenmäßige Geschichte Maximilians war somit wesentliches Bedürfniß geworden, als Herr C. M. Frhr. von Aretin, welcher seinen Beruf hiezu durch seine Darstellung von Bayerns auswärtigen Verhältnissen erprobt hatte, sich der Mühe unterzog, diese Lücke in unserer Literatur auszufüllen. Wie es geschah, haben unsere Leser bereits aus den Bruchstücken ersehen, welche über Maximilians Jugendleben in diesen Blättern bekannt worden sind. Gewiß ist noch jedem, der sie las, die einfache aber auch eindringende Darstellungsweise, die bei jedem Schritte sich den Boden durch Quellen und Acten sichert, erinnerlich. Der Verfasser hat aber hiebei auch noch einem anderen Bedürfnisse abgeholfen, welches sich kaum minder dringend aussprach. Die Geschichte des Eindringens der Reformation in Bayern, ihr Einfluß auf dieses Land war bisher nur aus den Darstellungen Zschokke's, Winter's, Ranke's bekannt, welche den wahren Sinn mehr umhüllten,

als aufdeckten und unter vorgefaßten Meinungen entstanden, die Spuren derselben überall an sich trugen. Die lange Einleitung, welche der Verfasser der Geschichte Maximilians voraussandte, enthält einen vollständigen Abriß der Reformationsgeschichte in Bayern und der damit verbundenen politischen Verhältnisse. Diese höchst interessante Epoche der deutschen Geschichte ist nicht blos von dem ernstesten Standpunkt aus behandelt, sondern auch durch Benutzung ungedruckter Quellen eigentlich erst historisch geworden. Es ist hier nicht der Ort, auf alle diese Bereicherungen der Geschichte im Einzelnen aufmerksam zu machen. Das Werk hat sich durch den Reichthum derselben bereits zu einer solchen Nothwendigkeit erhoben, daß man füglich sagen kann, es stehe Niemanden über die Verhältnisse dieser denkwürdigen Epoche ein Urtheil zu, wenn er nicht von der Geschichte Maximilians eine tiefe Kenntniß genommen.

Es ist ein großartiges Schauspiel, welches sich nicht in der Geschichte jedes Volkes erneut, Großvater, Sohn und Enkel, ja selbst vom Urgroßvater an die Grundlagen eines Gebäudes legen zu sehen, welches viel weniger die eigene Macht und Größe, als die Aufrechthaltung des Friedens, der Reichsfreiheit, und die Beschützung jener Religion zum Zwecke hatte, von der man wenigstens so viel zugestehen muß, daß sie 1500 Jahre lang die Welt getragen und erhalten hat. Man sieht zwar in dem vorliegenden ersten Bande — er reicht nur bis 1598 — nur allein die Fundamente; allein diese sind bedeutend genug, um so die Kraftentwicklung erklären zu können, welche in der Zeit Maximilians daraus statt fand. Die conservative Stellung, welche bereits Wilhelm IV. angenommen, war ein heiliges Vermächtniß, das jeder Herzog so wie er sie übernommen, treu, auch seinem Nachfolger zu überantworten sich gedrungen fühlte. Dieser Ernst, der aller Lockung widerstand, diese Treue gegen die dem Volke in seiner ganzen Geschichte angewiesene Aufgabe, hat etwas ungemein ehrwürdiges, etwas rührendes, dessen Eindrücken sich nur die rohesten Gemüther entschlagen können, und im Vergleiche zu dem bunten Wechsel der spätern Zeit, etwas fast Unbegreifliches.

War die Gründung eines Baues, dessen großes Verdienst es ist, die katholische Religion unter Stürmen, wie sie die deutsche Geschichte in dem Grade noch nie gesehen, erhalten zu haben, ein Ereigniß, das sich ohne den besonderen Schutz und Schirm Gottes und seiner himmlischen Heerschaaren nicht denken läßt, so konnte das Aufgeben dieser Richtung seit den Tagen des Churfürsten Max II. (Emanuel) ebenso

wenig ohne die fühlbarste Rückwirkung auf das bayerische Volk und dessen Fürstenhaus statt finden. Die successive Verkleinerung Bayerns im vorigen Jahrhunderte, der reißende Fortschritt der Armuth und des Elendes, der Mangel an entsprechender Bildung des Volkes, der Verlust des von den Vätern erlangten moralischen Vorzugs unter den deutschen Völkern, und so viele andere Dinge, worunter die Bedeutung, welche der innerlich so hohle Illuminatismus erlangen konnte, nicht das Mindeste ist, beweisen die unheilvolle, aber auch unvermeidliche Rückwirkung der eingeschlagenen falschen Richtung auf das bayerische Volk. In Betreff der alten wilhelminischen Linie gestaltete es sich noch tragischer. Seit Wilhelm V., noch mehr unter Max I., war der Fortbestand der Dynastie aus Mangel an Descendenz nichts weniger als gesichert, und die Sorge, welche Maximilian in dieser Beziehung hatte, ist nicht weniger bekannt, als die erfreuliche Thatsache, wie sich dieselbe verzog, um einer anderen, nämlich der, um die angemessene Erziehung der beiden Söhne Platz zu machen. Niemals schien aber die Furcht vor dem Aussterben der Dynastie weniger begründet zu seyn, als unter jenem Max II., der den Namen seines Großvaters nur deßhalb erhalten zu haben scheint, um der Mit- und Nachwelt seine völlige Unähnlichkeit mit demselben desto auffallender an den Tag zu legen. Max hatte von seiner ersten Gemahlin nicht weniger als 3 Prinzen, welche sämmtlich in einem Zeitraume von 10 Jahren (1689 bis 1699) geboren wurden und in das frühe Grab hinabsanken. Von den 8 Söhnen (9 Kinder) seiner zweiten Gemahlin hat nur ein einziger das siebente Jahrzehent des achtzehnten Jahrhunderts erblickt; zwei, Karl Albert und Ferdinand Maria, hatten Nachkommen. Allein die männliche Linie des letztern erlosch bereits mit Herzog Clemens, der den Tod eines Prinzen und 3 Prinzessinnen zu beklagen hatte. Karl Albert aber hatte unter 6 Kindern nur 2 Söhne, wovon der eine, Herzog Joseph Ludwig, schon 1733 starb. Der Erbprinz und nachherige Churfürst Maximilian III. starb kinderlos nach 28jähriger Regierung, der letzte seines alten, ehemals so kraftvollen Stammes.

Noch sollte eine andere Beziehung des Geschichtsbuches des Freiherrn von Aretin hervorgehoben werden. Es ist dasselbe nicht nur eine glänzende Bereicherung der historischen Literatur im Allgemeinen, sondern der katholischen insbesondere. Wenn auch nicht unmittelbar daraus, daß die katholische Kirche der Inbegriff der Wahrheit ist, hervorgeht, daß jedwede Anschauung eines Katholiken die wahre sey, so hat eine ächt katholische Behandlungsweise der Wissenschaft wenigstens so viel

für sich, daß sie nichts auszuschließen, nichts zu ignoriren, nichts zu läugnen, gegen nichts zu protestiren hat, sondern auch die verschiedensten, einander ausschließenden Gegensätze, hier noch Raum, die ihnen eigenthümliche Stelle finden. Oportet haereses esse, gilt auch hier. Damit die Wahrheit leuchte, darf auch die Lüge nicht fehlen. Nicht als wenn die Wahrheit ihrer bedürfte; die Lüge ist an und für sich nichtig, wie die Häresie nur negativ, und verliert in dem Maaße ihren Bestand, als die Wahrheit durchzudringen vermag. Aber in wie fern sie unwillkührlich der Wahrheit zum Zeugniß dient, ist auch sie ein weltgeschichtliches Moment, während die entgegengesetzte Anschauung das Ganze zum Theile macht, indem sie die Wahrheit nur in der Beziehung aufzufassen vermag, als sie die Grundlage dieser Anschauung selbst zu vernichten im Stande war. Fast jedes historische Buch, das die norddeutsche Literatur uns bringt, ist sprechender Beweis hiefür. Je gründlicher es ist, desto mehr zerstört es die bisher gangbare protestantische Ueberzeugung, und setzt an die Stelle derselben eine neue, subjective, welche wieder demselben Processe unterworfen wird, bis durch das unablässige Schütteln und Rütteln die Gährung den Punkt erreicht hat, daß der Niederschlag statt finden kann. Um so dankbarer ist jedes Buch aufzunehmen, welches auf fester, katholischer Grundlage an Restauration der Wissenschaft arbeitet. Mag man wollen oder nicht, die Tüchtigkeit der Forschung wird zuletzt doch Bahn zu brechen vermögen; die elenden Insinuationen von niedrigen Nebenzwecken, dem Siege des Ultramontanismus, der Verfinsterung der Geister ꝛc. werden vor dem offenen, wissenschaftlichen Bestreben redlicher Männer zuletzt verstummen müssen; die albernen Schmähungen, welche vielleicht mehr aus Unverstand, als aus Bosheit mit einer gewissen Regelmäßigkeit wiederkehren, werden an der besonnenen Ruhe abprallen, die das Bewußtseyn einer reinen, unsträflichen Absicht verleiht, und was das widerstrebende England seinem rüstigen Peel nicht versagen konnte, a fair trial, ein offenes Messen der jeder Parthei zu Grunde liegenden Wahrheit, einen redlichen Kampf, der nun einmal weder abzuläugnenden, noch auf irgend eine andere Weise zu beseitigenden Gegensätze, wird und kann das intelligente Deutschland sich nie und nimmermehr versagen, ohne gegen seine eigene Natur zu freveln.

LXVI.

Das Verhältniß der russischen Kirche zu Konstantinopel und ihre Unterjochung durch die Autokratie der Zare.

Wenn wir die verflossenen zehn Jahrhunderte russischer Kirchengeschichte überblicken, so begegnen wir einer Erscheinung, die sich uns als charakteristisch immer wieder von Neuem und von Neuem unwillkührlich aufdrängt: Wir meinen das für unser gesammtes christliches Abendland so verhängnißvolle Hinüberneigen des russischen Lebens, im Kirchlichen, wie im Politischen, nach der constantinischen Zarenstadt am Bosporus. Es ist, als ob das blendende Herrscherdiadem der Städtekönigin des Orientes mit der Kraft eines geheimnißvollen Zaubers nach Kiew, nach Moskau, nach St. Petersburg hinüberscheine, und Herz und Sinn mit unwiderstehlichem Reize gefangen halte.

Wohl sind die Oberhirten der katholischen Christenheit, die Nachfolger der Apostel, die den Stuhl der allgemeinen, die Menschheit umfassenden Kirche auf den Trümmern der römischen Kaiserstadt im Abendlande, auf den heiligen Gräbern der Blutzeugen aufgerichtet haben, wohl sind die Statthalter Christi nicht müßig geblieben; ihres allgemeinen Hirtenamtes eingedenk, haben sie sich wieder und wieder mit unverdrossenem Liebeseifer bemüht, jenen zahlreichen Volksstamm, der in so unermeßlicher Ausdehnung die Gränzmarken zwischen Europa und Asien einnimmt, und mit seinen Eroberungen in beide Welttheile so weit hineinragt, in den geistigen Lebensstrom des christlichen Abendlandes hinein zu ziehen; unermü-

det haben sie die so oft unterbrochenen Verhandlungen immer wieder aufgenommen, und nicht leicht eine Gelegenheit ungenützt gelassen, ihr Wort flehend und mahnend dort hinüber zu richten, und ihre Legaten nach dem fernen rauhen Norden zu senden, daß er aus seiner todeskalten, lieblosen Erstarrung und Abgeschlossenheit heraustreten, und sich in Liebe mit der großen, alle Völker brüderlich umschließenden heiligen Familie vereinigen möge.

In Augenblicken der höchsten Gefahr, oder wenn ein großer Gewinn sie lockte, scheinen die Großfürsten von Kiew und Moskau auch diesen mahnenden Bitten in der That ein williges Ohr zu leihen; allein ist die Gefahr vorüber, hat die Eigensucht schlau ihren Zweck erreicht: so lösen sich alle Versprechungen, alle vorgespiegelten Hoffnungen wie höhnische Trugbilder in Dunst auf, und der Blick der schismatischen Machthaber kehrt sich wieder nach der alten, griechischen Kathedrale St. Sophien im türkischen Stambul.

Diesem geheimnißvollen Zuge in seiner Geschichte folgend, hat Rußland sich gänzlich von dem geistigen Entwicklungsgange des abendländischen Lebens ausgeschlossen; es hat kein Mittelalter, es hat keine Zeit des begeisterten, aufopfernden Ritterthums durchlebt; es hat Jerusalem nicht befreit und Constantinopel mit seinem Patriarchen in türkische Knechtschaft fallen lassen; es kann sich keiner ihm eigenthümlichen Kunst oder Wissenschaft rühmen; es hat keine Entdeckungen gemacht, ja die Entdeckungen des katholischen Abendlandes, wie die Druckerei, erst nach einem Jahrhundert ihrer Verbreitung mit lebloser Saumseligkeit eingeführt; seine Kirche, eine Nachahmung der byzantinischen, hat frühe ihr fortschreitendes, inneres Leben verloren, und daher auch eigentlich keine Geschichte; und so ist es gekommen, daß die Autokraten aller Reussen bis auf diese Stunde, trotz ihrer europäischen Besitzungen, Fremdlinge in Europa sind. Nicht als Europäer, sondern als Orientalen, als Repräsentanten des griechischen Orients mit seiner starren Isolirung, seinem geistigen Tode,

seiner unumschränkten Autokratie, seiner Leibeigenschaft und Dienstbarkeit, nehmen sie ihren Sitz ein in dem pentarchischen Rathe abendländischer Fürsten. Denn hat auch die Schichten der höheren Gesellschaft ein Firniß moderner europäischer Civilisation überlaufen, so steht diesem bloß äußeren Anfluge doch, das Volksleben durchdringend und beherrschend, jenes griechische Kirchenthum gegenüber. In ihm glauben die Zare ihre universalhistorische Bedeutung, ihre eigentliche Lebenskraft zu erkennen; als seine priesterlichen Schwertführer sich geltend machend, sehen wir sie seit einer Reihe von Generationen bemüht, alle Völker, die das Eisen ihnen unterworfen, in die gleiche geistliche Dienstbarkeit ihrer Kirche zu bringen; die Manifeste ihrer heiligen Synode verkünden es laut und ungescheut: daß nur Jene wahre Unterthanen sind und den Namen Russen verdienen, die dieser russischen Nationalkirche angehören, und damit in dem Autokraten nicht nur ihre weltliche Obrigkeit, sondern auch ihren geistlichen Vater, ihren obersten kirchlichen Stellvertreter Gottes verehren, und ihm mit unbedingtem blinden Gehorsam zu Willen sind. Und um diese Abschließung von dem Leben des Abendlandes aufrecht zu erhalten, um allen, die dieser politischen und theologischen Dienstbarkeit entrinnen möchten, den Ausgang zu versperren, und jedem fremden Elemente von Seiten des europäischen Abendlandes den Eingang zu wehren: sehen sich die Lenker dieser Politik gerade in unserer Zeit genöthigt, eine andere lebendige chinesische Mauer auf ihren Marken zu erbauen, indem sie jenen Kosakenkordon anordnen, wo die Knute des einen dieser Gränzhüter beinahe bis zur Tragweite der anderen hintrifft*). Wie denn auch das russische kirchliche Staatsgesetz

*) Da diesem Systeme gemäß das katholische Polen dermalen noch wie insizirtes Ausland erscheint, so erhält ein russischer Unterthan, der z. B. in Volhynien, dicht an der polnischen Gränze, wohnt, viel leichter einen Paß nach England oder Italien, als nach Polen; und einem Polen, der ins Ausland geht, wird

schon in früherer Zeit den merkwürdigen Grundsatz geltend gemacht, daß wer zur russischen Kirche übergetreten sey, das russische Gebiet nicht mehr verlassen dürfe. Seit jedoch in der russischen Kirche der Zar, den einst von dem byzantinischen Patriarchen erwählten und geweihten Oberpriester, zu Vermehrung seiner weltlichen Macht verschlungen hat, umschwebt der beutespähende russische Adler in immer engeren und engeren Kreisen die alte heilige Kaiserstadt, um sich auf dem kaiserlichen Patriarchen-Stuhle in St. Sophien niederzulassen; denn eingedenk dessen, daß sie mehr denn einmal die Schwäger oder die Schwiegersöhne der griechischen Kaiser gewesen, hegen sie von einer näheren oder ferneren Zukunft die Hoffnung, auch ihre Erben zu werden.

Dieß Endziel aller dortigen Bestrebungen kann uns nicht befremden, wenn wir einen kurzen Rückblick auf den ganzen Entwickelungsgang werfen.

Rußland empfing das Christenthum von Konstantinopel, seine Bekehrung, zwischen Photius und Cärularius fallend, fällt mithin in eine Zeit, da die orientalische Kirche selbst noch in Ehrfurcht sich vor der alten römischen Mutterkirche neigte, und mithin katholisch war; allein sie fällt doch auch zugleich in eine Zeit, wo die Lebensblüthe dieser orientalischen Kirche schon dahin war, wo der Orient sich mehr und mehr von der Universalkirche abschloß, im Innern erstarrte, nach außen aber von der Staatsgewalt abhängig, mehr und mehr

ausdrücklich auf seinem Passe von der russischen Polizeibehörde bemerkt, daß er auf seiner Hin- und Herreise, mag er sonst hingehen, wohin er will, die russische Gränze nicht berühren dürfe, natürlich, um die orthodoxen Staatsgläubigen nicht irre zu machen. Aus solchen Maaßregeln, nothwendiger oder überflüßiger Vorsicht, gegen die eigenen Unterthanen, kann man sich übrigens jedenfalls einen Maaßstab machen, welches Vertrauen man dort in die Festigkeit seiner eigenen Autorität setzt.

ein Werkzeug egoistischer Interessen, ein Spielball der täglich wechslenden Intriguen und Ränke des Hofes und der Emeuten des Marktes ward, und zuletzt, um weltlichen Stolzes willen, die Einheit der christlichen Kirche zerriß. Selbst schon dahinwelkend, konnte daher die Kirche von Byzanz ihrer russischen Tochter nur ein schwaches Leben einhauchen. Aber dennoch waren diese ersten katholischen Jahrhunderte, da der Orient noch in freundschaftlicher Verbindung mit der Kirche des Occidents lebte, die besten Jahre der russischen Kirche, wo sie sich noch am freiesten und lebendigsten bewegte. Auch da noch, als die griechische Kirche sich schon entschieden von dem gemeinsamen Oberhaupte der Christenheit getrennt hatte, blieb die russische noch lange in einer gewissen schwebenden Unbestimmtheit; es fanden noch immer gar manche freundschaftliche Berührungen statt, wenn sie auch nicht in unmittelbarem, lebendigen Verbande mit Rom stand. Erst durch die ihr von Konstantinopel aus gesendeten Metropoliten, geborne Griechen, sog auch sie allmählig den schismatischen Haß ein und schloß sich feindseliger ab.

Konstantinopel und seine Kirche erfüllte unterdessen ihr Geschick; sie fiel dergestalt in die Gewalt weltlicher, politischer Leidenschaft und blinden Hasses, daß auch selbst da, als ihre anerkannten Oberhäupter, der Patriarch und der Kaiser, auf dem Conzil von Florenz die große Aussöhnung in der Wiedervereinigung vollzogen, der Volksaufruhr in Konstantinopel das Friedenswerk selbstmörderisch vernichtete, und wenige Jahre darauf der Türke das Strafgericht Gottes an dem schismatischen Starrsinne vollzog.

Die russische Kirche folgte dem Beispiele ihrer Mutter; auch ihr Metropolit reichte an jenem Tage von Florenz der katholischen die Hand zur Aussöhnung dar; aber auch in ihr war die weltliche Gewalt so übermächtig geworden, daß der Großfürst vernichtete, was der Priester gethan, und dieser seiner Würde entsetzt, seine Tage in der Verbannung beschloß.

Und seit nun St. Sophia eine Moschee geworden, errichten diese weltlichen Machthaber, dem von Konstantinopel gegenüber, ihr eigenes unabhängiges russisches Patriarchat, und indem das Werk der Unterjochung fortschreitet, maaßen sie sich das Recht der Erhebung und der willkührlichen Entsetzung dieser ihrer Patriarchen an, und anstatt daß diese, wie früher, nach Konstantinopel gehen, um dort von der Hand des Oberpriesters die kirchliche Weihe zu empfangen, sind es die Zare, die ihre Patriarchen, die Geschöpfe ihrer Eigenmacht, investiren, aber auch hiermit nicht zufrieden, erreicht die Knechtschaft alles kirchlichen Lebens erst damit ihre Vollendung, daß durch die Allmacht derer, die diese Patriarchenwürde in nationaler Eigensucht geschaffen, dieselbe im Interesse unumschränkter Despotie auch wieder verschwindet. Peter der Große ist es, der sie mit barbarischem Hohne in jenem Maskenzuge zu Grab getragen, und der an ihre Stelle die sogenannte sehr heilige dirigirende Synode gesetzt, die nun in ihm und in seinen Nachfolgern ihr geistliches wie weltliches Oberhaupt verehrt, dem sie zum willenlosen Werkzeug dient, um aus allen Völkern, so weit das Erorberungsschwert und die Ränke der Diplomatie reichen, gläubige und gehorsame Söhne der orthodoxen Kirche des Orients, das heißt, R u s s e n zu machen.

Nach diesen übersichtlichen allgemeinen Betrachtungen wollen wir zu ihrer Bewährung das Einzelne etwas näher ins Auge fassen, damit man uns nicht den Vorwurf vager, unbegründeter Allgemeinheit mache.

Zwar spricht das Manifest der heiligen Synode von St. Petersburg in dem politischen Mystizism seines Zaropapismus, wie wir bereits bemerkt, von einem u n t h e i l b a r e n R u ß l a n d, und mithin also auch von einem r e i n e n R u s s e n t h u m; allein wenn wir die Geschichte befragen, so finden wir, daß, wie die Russen die Völkertheilungskunst meisterhaft erlernt haben, sie selber, nach dem Wechsel alles Irdischen, nicht minder das Geschick der Theilbarkeit an sich erfahren

mußten; und namentlich waren es nicht Russen, es waren Fremde, es waren Germanen, die den russischen Staat, so wie wir ihn in der Geschichte kennen, gegründet haben. Denn die Reihe ihrer Fürsten beginnt bekanntlich mit den Warägischen Herzogen, welche die Nowgoroder Slaven 862 sich zu Herrschern herbeiriefen. Ja es ist sogar noch eine zweifelhafte historische Frage, ob der Name der Russen selbst ein slavischer oder ein germanischer sey.

Offenbar haben die Slavenstämme einen Bezug zu Konstantinopel, wie die germanischen zu Rom; allein wie weit ist der russisch-griechische Orient hinter dem romanisch-germanischen Occident zurückgeblieben! Bedeutsam jedoch ist es jedenfalls, daß selbst jener Slavenstamm, der die Gebiete seiner Macht unter den Brüderstämmen am weitesten ausgedehnt, und seine Ansprüche auf Hegemonie unter ihnen seit Jahrhunderten ununterbrochen geltend macht, dennoch unter germanischen Fürsten zuerst in die Geschichte eintritt; so sehr scheint es in den Planen der Vorsehung gelegen zu haben, daß die christliche Wiedergeburt der Menschheit an die Germanen geknüpft seyn sollte. Und auf diese Weise besteht noch bis zur gegenwärtigen Stunde kein Glied jener weltbeherrschenden Pentarchie, an dessen erster Begründung das Germanische nicht als ein wesentliches Element Theil genommen.

Die ersten Waräger mit ihrem Heergefolge gründeten einen Schwertstaat; in diesen Nordmännern lebte der wilde, blutige Kriegsgeist des untergehenden, germanischen Heidenthums, der sich an den Leichen der Schlachtfelder und den Flammen der Verwüstung weidete, und von einem lechzenden Verlangen nach Abentheuern und Gefahren getrieben, die Länder und Meere Europas sengend und brennend durchirrte. Durch sie kam der Dienst des germanischen Odins zu dem des slavischen Peruns; allein zum Beweise, daß auch hier, wie bei Gründung so manchen anderen europäischen Reiches, die herrschenden Germanen verhältnißmäßig nur wenig zahlreich waren, tritt Odin vor Perun gänzlich in den Hintergrund;

sowie auch alsbald in den Namen der Fürsten die germanische Sprache von der slavischen gänzlich verdrängt wird.

Die Kaiser von Byzanz, mehr in Hofintriguen und in theologischen Streitigkeiten, als im Waffenwerke erfahren, mußten vor diesem neuen, slavisch=germanischen Kriegsstaate in ihrem Norden zittern; während die aufgehäuften Schätze der prachtvollen Kaiserstadt den beutelustigen, thatendurstigen Sinn jener Herzoge stets nur reizen konnten. Das waren damals die Beziehungen zwischen Konstantinopel und Rußland, und heute, nach einem Jahrtausend, sind sie nicht so wesentlich verändert.

Es währte auch nicht lange, so kamen zwei jener nordmännischen sogenannten Seekönige, Askold und Dir, mit ihrem abentheuerlustigen Heergefolge herabgezogen, und schloßen, Kiew nehmend und das Gestade des Bosporus verwüstend, den Hafen von Konstantinopel ein. Nicht bei dem Kaiser und dem Schwerte, sondern bei dem Patriarchen und dem Kreuze suchte nun die muthlose Stadt der Byzantiner ihre Rettung. In priesterlichem, feierlichen Zuge trug der Patriarch das gnadenwirkende, verehrte Muttergottesbild zum Ufer, und tauchte es hülfeflehend in die stillen Fluthen des Meeres. Ein Sturm zerstreute die Flotte der raublustigen Feinde, sie kehrten heim und baten um Priester, die sie in der Lehre und dem Dienste des sturmgebietenden Gottes der Christen unterweisen möchten.

Die Geschichte dieser Fahrt ist gewiß eine vorbedeutungsvolle; Konstantinopel mußte fühlen, daß wider jene todesmuthigen Heiden, die das Schwert als ihren Gott verehrten, dem sie durch den Krieg dienten, und dem die Scheiterhaufen der erschlagenen Feinde hoch aufloderten, nur in dem Kreuze Heil und Rettung für jetzt und für die Zukunft zu finden sey; nur wenn diese Barbaren ihm durch das Band des gleichen Glaubens verbrüdert seyen, nur wenn sie ihren ungebändigten Sinn, jene bluttrunkene Berserkerwuth unter das Joch der Liebe und Demuth zu den Füßen des gekreuzigten Gottes gebeugt hätten, nur dann

durften sie hoffen, statt erbarmungslose Feinde und unersättliche Räuber, in ihnen liebende Brüder und treue Bundesgenossen und Schirmer zu finden. So sandte der Patriarch den ersten Bischof nach dem Lande der Russen, und der Kaiser fügte als Zeichen des Friedens und der Freundschaft seine Geschenke bei, und so knüpfte sich zuerst zwischen der russischen Kirche und dem Patriarchenstuhl von Byzanz jener hierarchische Verband, welcher bis zur Einnahme Konstantinopels durch die Türken sechs Jahrhunderte hindurch fortbestand; in den ersten Jahren des zehnten Jahrhunderts wird Rußland daher als das sechszigste der von den Patriarchen in Byzanz abhängigen Bisthümer genannt, in der Verordnung Kaiser Leos ist es das siebenzigste.

Allein der Saame, den die gesendeten Glaubensboten ausstreuten, faßte nur langsam und verborgen, in den kriegerischen, an blutigen Dienst und blutige Kriegswerke gewohnten Herzen Wurzel; und obschon der Reichsverweser Oleg (879 bis 912) die Christen duldete, und obschon der Friedensschluß zwischen Kaiser Romanus Lekapenus und dem Großfürsten Igor, indem er alle Russen „getauft oder ungetauft“ verpflichtet, ihre Existenz offiziell anerkennt, so beschränkte sich der christliche Glaube doch nur auf Einzelne; die Fürsten, die Großen und die Masse des Volkes blieb ihm noch immer fremd.

Ein besserer Stern aber ging ihm mit der Großfürstin Olga auf, die 945 für ihren unmündigen Sohn Swätoslaw die Zügel der Herrschaft übernahm. Sie begrüßt daher der alte russische Chronist Nestor: „als die Vorläuferin des christlichen Landes gleich dem Morgensterne, der der Sonne vorhergeht, gleich der Morgenröthe, die den Anfang des hellen Gestirnes verkündet; sie leuchtete wie der volle Mond in der Nacht und glänzte wie die Perle aus dem Schlamme“. Die heilige Taufe begehrend, zog sie 955 nach der byzantinischen Kaiserstadt, und wie derselbe Vater der russischen

Geschichte sich ausdrückte: „dort chrstinete (taufte) sie der Zar mit dem Patriarchen“. So haben also die Byzantiner Pathenstelle bei dem russichen Christenthum vertreten, ein Verwandtschaftsverhältniß, welches die Zare stets wohl im Gedächtniß behalten haben.

Hatte die christliche Religion jetzt auch mit Olga den Fürstenstuhl bestiegen, so sträubte sich dennoch ihr Kriegervolk die Religion des Friedens und der Liebe von der Hand eines Weibes zu empfangen, und ihr eigener Sohn sprach, taub gegen ihre Bitten und Ermahnungen: „soll ich allein den neuen Glauben annehmen, daß mein Gefolge mich verlache“.

Dürfen wir den Nachrichten deutscher Chronisten Glauben beimessen, und findet kein Mißverständniß im Namen der Völker statt, so richtete diese erste christliche Großfürstin ihren Blick nicht ausschließlich nach der Kirche des Orients, sie wollte auch ein Band mit der alten Mutterkirche im Abendlande knüpfen, und schickte darum ihre Boten an den großen König der Deutschen, Otto I. 959 oder 960, also kurze Zeit vor seiner Krönung, um einen Bischof und Priester für ihre junge Kirche zu erhalten; er wollte den Mönch Libutius von Mainz senden, der aber 961 starb; statt seiner ging Adalbert 962 aus St. Maximin in Trier, allein er mußte heimkehren, nachdem die Russen seine Gefährten erschlagen, und ward alsdann Erzbischof in Magdeburg.

Wie es sich übrigens mit dieser sehr bezweifelten Gesandtschaft verhalten mag, so viel ist gewiß, daß auch unter Olga, welche die Kirche als eine Heilige verehrt, das Christenthum sich noch in stiller Verborgenheit zurückgezogen halten mußte, wie denn auch die Fürstin selbst, als eine Fremdgläubige, unter stiller Feier in geweihter Erde bestattet wurde.

Olgas Sohn blieb ein Heide; ihre Enkel bekriegten und ermordeten einander; unter ihnen aber schwang sich Wladimir auf den großfürstlichen Stuhl empor. In ihm lebte ganz der alte, waffenmuthige Kriegsgeist des Warägerstam-

mes; die Leichen bedeckten die Schlachtfelder seiner Siege, und die Erde rauchte von dem Blute seiner Opfer; er dachte das Heidenthum in seinem alten, blutigen Glanze wieder herzustellen; mit silbernem Kopfe erhob sich auf dem heiligen Hügel zu Kiew neugeschaffen Peruns Bild, und in Nowgorod, an den Ufern des Wolchow, glänzte der slavische Götze, und das Volk strömte zu seinen Opferfesten. Wladimirs Name war geehrt und sein Schwert gefürchtet, und die Völker, die ihn rings umwohnten, wünschten den siegreichen Kriegsfürsten sich durch das heilige Band des gleichen Glaubens zu verbinden. Da kamen muhammedanische Bulgaren von der Kama, und malten ihm mit reizenden Farben die sinnlichen Freuden des Himmels der Moslemim; allein er sprach: meine Russen lieben den Wein auf Erden; es kamen Chasaren, die sich zum mosaischen Gesetze bekannt hatten, sie sprachen ihm von dem künftigen Messias; er aber erwiederte: wir wollen unser Vaterland nicht verlieren, eure heilige Stadt ist eine traurende Wüste, eure Brüder hat der Fluch in die Welt zerstreut, wie wollt ihr Vaterlandslose den Völkern die Lehre des Heiles verkünden? Es kamen auch Deutsche, römisch-katholische, die dem heiligen Stuhle von Rom gehorchten, wahrscheinlich Böhmen, denen eine Gemahlin Wladimirs angehörte, zu diesen sprach der Fürst, nach russischer Ueberlieferung, die merkwürdigen Worte: „Ziehet heim, unsere Voreltern nahmen nicht den Glauben vom Papst an“, so sehr galt schon in Nestors Zeit, der noch mit Zeitgenossen Wladimirs verkehrte, und uns diese Ueberlieferung aufbehalten hat, die Straße nach Konstantinopel den Russen als die einzig gangbare des Glaubens. Endlich erschien auch ein griechischer Philosoph vor dem gefürchteten Alleinherrscher, der ihm die Lehre von der Schöpfung, von dem Falle und der Erlösung mit beredtem Munde verkündete, und als er ihm zuletzt ein Bild von dem jüngsten Gericht zeigte, da seufzte Wladimir, der Brudermörder, und sprach mit bewegtem Herzen beim Anblick der Seligen und der Verdamm-

ten: **Wohl dem Gerechten, und wehe dem Verruchten!** Zweiflend und nachdenkend geworden, berieth er sich nun mit seinen Bojaren, und auf ihren Rath sandte auch er seine Boten, zehn weise Männer seines Reiches, hinaus zu den Völkern, ihren Glauben und ihren Gottesdienst zu erspähen, damit er sich nach ihrem Urtheil entscheide. Da fanden die Gesandten bei den **Bulgaren** ärmliche Metschebs und traurigen Gottesdienst, und grämliche Gesichter; auch bei den Katholiken, wahrscheinlich in den armen, noch uncultivirten Slavenländern, mit ihren unansehnlichen Kirchen, erschien ihren Augen der Gottesdienst weder erhaben noch schön. Als sie aber nach Konstantinopel kamen, und der Kaiser sie in die Sophienkirche führen ließ: da wurden sie von der Herrlichkeit und der Größe des wunderbaren Baues mit seinen Bildwerken alter Kunst, von der Pracht und dem Reichthum der Gewänder, dem Glanze der Lichter, der feierlichen Erhabenheit des Gottesdienstes, den die zahlreichen Priester, in Weihrauchduft gehüllt und von harmonischem Gesange verborgener Chöre begleitet, begingen, zu staunender Bewunderung hingerissen, und so kehrten sie heim, ihrem Fürsten den Zauber und die Wunder des griechischen Gottesdienstes zu verkünden.

Daß es in solcher Weise die äußere Pracht von St. Sophien und die impornirende Feierlichkeit ihrer Liturgie war, die nach alter Ueberlieferung das Urtheil der Russen für Konstantinopel entschied, ist für die russische Kirche nicht bedeutungslos; denn schon frühe eine innerliche, lebendige Auffassung des geistigen Gehaltes des Christenthums vernachlässigend und dann absichtlich unterdrückend, hat sie das Aeußere, Ceremonielle, Liturgische zur Hauptsache gemacht, und in der ängstlichen, starren Beobachtung äußerlicher Uebungen und Bußwerke die höchste Vollkommenheit gesucht, und daher auch minder um des Dogmas, als um des äußeren Ritus wegen, sich von der Einheit der Kirche losgerissen.

Wladimir beschloß nun Christ zu werden; aber seinem

kriegerischen Stolz widerstrebte es, knieend zu den Füßen eines Byzantiners, die er als unkriegerisch verachtete und deren treulosen Ränken er mißtraute, diese Gnade zu erflehen: er wollte sich die Taufe erobern, und seine Priester erbeuten.

So rückte er mit seinen Schaaren nach Taurien, vor Cherson, das mit republikanischer Verfassung unter byzantinischer Oberhoheit stand. Durch Verrath fiel die Stadt in seine Gewalt, und nun drohte er auch Konstantinopel seinem Erorberungsschwerte zu unterwerfen, wenn der Kaiser ihm nicht die Hand seiner Schwester als Lösegeld gewähre.

Jetzt schien den Byzantinern der Augenblick gekommen, den gefürchteten Alleinherrscher der Russen und sein Volk sich durch geistliche Bande für immer zu verbinden. Basilius versprach die Schwester Anna, wenn Wladimir dem Heidenthume entsage und durch die Taufe in die Gemeinschaft des christlichen Glaubens eintrete.

So ward der erste Großfürst der Russen in dem gleichen Augenblick ein Sohn der griechischen Kirche und ein Schwager des griechischen Kaisers, und also geistlich und leiblich mit Konstantinopel vermählt.

Als fünf Jahrhunderte später die siegreichen Türken den Halbmond auf St. Sophien aufpflanzten, und der Thron der griechischen Kaiser zusammenstürzte, war es ebenfalls wieder ein russischer Zar, Iwan III., der sich mit der Erbtochter des letzten griechischen Kaisers vermählte, ohne daß sie ihm jedoch Konstantinopel als Heirathsgut mitgebracht hätte.

Der ungetaufte Fürst baute dankbar in Cherson zwei Kirchen, er gab die Stadt den Griechen zurück, und fortan ihr Bundesgenosse, kehrte er mit seiner griechischen Gemahlin und griechischen Priestern und heiligen Reliquien, Bildern und Kirchengefäßen nach Kiew zurück. Allein stets das Schwert zur Seite führend, und des kriegerischen Machtgebotes gewohnt, ließ er alsbald Peruns Bild von Pferden schleifen, mit Keulen zerschlagen, und in den Dnieper stürzen, und dann erging sein Aufgebot an sein Volk zur Taufe: „Jeder

erscheine Morgen am Tage am Dnieper und lasse sich taufen, arm und reich, Herr und Knecht, das ganze Volk, will er nicht als mein Feind gelten". Sie gehorchten und strömten zum Fluße, und in ihrer Mitte erschien Wladimir mit seiner Gemahlin und den Priestern, und es begann die Taufe des Volkes der Russen: „die Großen, also erzählt Nestor, standen bis an den Hals, andere bis an die Brust, die Knaben nahe am Ufer im Wasser; Väter und Mütter hatten ihre Kinder auf den Armen; die Priester standen auf Flößen und lasen die Taufgebete ab: Wladimir aber lag am Ufer auf den Knieen, betete und dankte Gott und sprach: Großer Gott, Schöpfer des Himmels und der Erde, blicke auf dein Volk, segne deine neuen Kinder, verleihe ihnen, daß sie dich erkennen, dich, den wahren Gott, wie ihn die Christen anbeten, befestige in ihnen den wahren Glauben und stehe mir bei gegen die Versuchungen des Bösen, so wie ich auf dich vertraue, um seine Ränke zu Nichte zu machen". So betete der Fürst bei der Taufe seines Volkes „und Himmel und Erde feierten an dem großen Tage".

Mit dem Lichte des Evangeliums verbreitete sich nun auch christliche Gesittung in Rußland, auf dem Hügel, wo Peruns Bild gethront, erhob sich bald die Basiliuskirche, und rings um im Lande erstanden Städte und Kirchen und Schulen. Auch Nowgorod erhielt von Kiew einen Bischof, und baute sich gleichnamig mit der verehrten Kathedrale von Konstantinopel aus Holz seine Sophienkirche mit dreizehn Kuppeln. Und Baumeister von Konstantinopel waren es, die in sieben Jahren zu Kiew die steinerne Kirche zu Ehren der heiligen Jungfrau erbauten, in der Wladimir 996 zum erstenmal betete. Er schenkte ihr die heiligen Bilder und Gefäße, die er mitgebracht und sprach: dieser Kirche zur heiligen Muttergottes überlasse ich den Zehnten von meinen fürstlichen Einkünften und meinen Städten; wehe dem meiner Nachfolger aber, der dieses Gesetz, wozu ich ihn durch diese eidliche Urkunde, die ich hier am Altare niederlege, verpflichte, bricht und nicht hält.

Wenn daher der Ukas, der in unseren Tagen die Beraubung der nicht unirten Kirche sowohl, als der unirten Kirche, der Griechen wie der Katholiken, vollendet hat, indem er das gesammte Kirchengut mit dem Krongute vereinigte, sich auf das Beispiel der großen Vorfahren beruft, mit den Worten beginnend: *Poursuivant l'exemple de* **nos grands prédécesseurs**, so ist es wenigstens nicht Wladimir, dessen Segen die Vollbringer jener Ungerechtigkeit zu gewärtigen haben, und dessen Beispiel sie anführen könnten; die, welche die Hand erst viele Jahrhunderte später nach dem Gute des Altares ausstreckten, das die Frömmigkeit „der großen Vorfahren" geopfert, sind vielmehr Iwan IV., zugenannt der Schreckliche, und Katharina, die vertraute Freundin der Patriarchen der französischen Revolution.

Wladimir hatte vielmehr die Lehre Christi mit ganzer Seele aufgenommen, und nach dem Berichte der Chronisten erschien er wie umgewandelt; der reißende Wolf, der gefürchtete Kriegsfürst blutigen Ruhmes, war ein sanftmüthiges Lamm, ein liebreicher Friedensfürst geworden, treu und keusch, mitleidvoll und wohlthätig und gottesfürchtig; ja der frühere Brudermörder scheute sich nun, das Blut der verurtheilten Verbrecher zu vergießen, und die Priester mußten ihn an diese seine fürstliche Pflicht erinnern, damit das Land nicht unter der Hand ungestrafter Frevler zu Grunde gehe.

Wladimir, der Taufpathe der Russen, der Erbauer und Wohlthäter der Kirchen, der die christliche Religion auf den Thron gehoben, und sie in seinem Herzen und in Worten und Werken bekannt, wird darum auch von den Slaven beider Riten als Heiliger verehrt, † 1015.

Dieß war die Weise, wie der Herrscher der Russen sich das Christenthum von Konstantinopel nahm, und auch in Kiew erbaute sich der Großfürst Jaroslaw 1037, nach dem Siege über die Petschenegger, seine Sophienkirche, und nannte sie die Metropole, und setzte, nach Nestors Bericht, 1035 zum ersten Metropoliten der Russen, den in Konstanti-

nopel geweihten Griechen Theopempt ein. So sind die ältesten Kirchen Rußlands von griechischen Meistern erbaut, ja noch heutigen Tages besitzt Rußland vielleicht mehr Denkmäler ältester byzantinischer Architektur, als Griechenland selbst. Griechisch war der Schmuck dieser Kirchen an Kreuzen, Reliquien, Bildern, Gewändern und Gefäßen, und griechisch der Gesang und das hierarchische Verhältniß und das kanonische Recht, und Griechen die ersten kaiserlichen Priester, und griechisch das Verhältniß dieser Priester zu den Laien.

Fragen wir nun aber nach ihrem Verhältniß zu dem heiligen Stuhl in Rom: so gilt von St. Sophien in Kiew dasselbe, was von ihrer Mutterkirche in Konstantinopel gilt; noch war das Band katholischer Einheit nicht zerrissen, und standen sie auch nicht in inniger Verbindung mit dem gemeinsamen Oberhirten, so fanden doch noch viele freundschaftliche Beziehungen und Berührungen statt. Ja die Stellung der russischen Kirche war insofern eine noch unbefangenere, als die der griechischen; da hier die Eifersucht des orientalischen Kaiserthums gegen das lateinische des Abendlandes die kirchlichen Verhältnisse nicht vergiftete, während in Konstantinopel der Patriarch der Politik des Kaisers dienen mußte.

Die russische Kirche war damals noch so weit entfernt von jenem Hasse, der später die Wiedertaufe der zu ihr übertretenden Katholiken verlangte, oder der heutigen Tages bei ehelichen Verbindungen des Fürstenhauses Abschwörung des katholischen Glaubensbekenntnisses zum allgemeinen Staatsgesetz machen möchte, daß sie mehrere ihrer heiligsten liturgischen Kirchenbücher aus den geweihten Händen abendländischer Priester und Heidenbekehrer empfing. „Das große Menäum der russischen Kirche, eines der Hauptbücher des öffentlichen Gottesdienstes, welches die Ceremonien, Gebete und Gesänge für alle Sonn- und Festtage des Jahres enthält, ist vom heiligen Cyrill, dem Bruder des heiligen Methodius, die beide in Rom starben, und die Apostel der Slaven und Bulgaren waren, verfaßt worden. Der heil. Cyrill

hat eben so den Octoïch, jene berühmte Hymnensammlung der russischen Kirche ins Slavonische übersetzt. Die slavonische Bibelübersetzung, die beide Brüder gleichfalls zu Verfassern hat, ward eben so von der russischen Kirche angenommen" *). Diese Aufnahme der heiligsten Ritualbücher konnte aber sicherlich nicht anders geschehen, als daß auch Priester aus jenen katholischen Slavenländern als Glaubensprediger kamen, und an dem Bekehrungswerke der Russen Theil nahmen. Sie waren es ohne Zweifel vorzüglich, die das Volk, welches die Sprache der Griechen nicht verstand, in der Lehre des Heiles unterwiesen, und ihnen verdankt daher zum Theil die russische Kirche ihre heilige Kirchensprache, auf die sie so stolz ist. Und dieß ist das große Verdienst des katholischen Roms, das jene Boten zum Theil unmittelbar in die westlichen Slavenländer aussandte, das ihre apostolischen Arbeiten durch sein geheiligtes Ansehen bekräftigte, und dadurch dem griechischen Konstantinopel in jenen fernen Donaugegenden mit der Bekehrung der Ungarn, der Croaten, Serben, Bulgaren, Böhmen und Polen so sehr zuvorkam, daß es auch die Russen an dem Segen seiner Erndte theilnehmen lassen konnte, wofür es jetzt in den Ukasen des Kaisers und den Manifesten seiner Synode den bitteren Lohn schwarzen Undankes empfängt.

Nicht minder fanden in jener Zeit gar häufige Vermählungen zwischen russischen und katholischen Fürsten und Fürstinnen statt, ohne daß wir von einen Glaubenswechsel das Mindeste erfahren, ohne daß die russischen Prinzessinnen in katholischen Ländern jemal einen Anspruch geltend gemacht hätten, ihre griechische Kapelle und griechische Priester zu haben, wie dieß gegenwärtig geschieht. Wladimirs Sohn Swätopolk nahm sich eine Tochter des Polenherzogs Boleslav I., genannt Chrobry, zur Braut. Casimir

*) Siehe: „Die neuesten Zustände der katholischen Kirche beider Ritus in Polen und Rußland. Augsburg 1841. S. 14 u. ff."

von Polen vermählte sich mit des Großfürsten Jaroslaws Tochter, und gab dafür seine Schwester dem Sohne dieses Jaroslaw, der seiner Seits mit der Tochter Olafs von Norwegen vermählt war, und seine Töchter, die Enkelinnen Wladimirs des Heiligen und der griechischen Kaiser-Tochter Anna, den Königen von Ungarn, Norwegen und Frankreich zu Gemahlinnen gab. Auch des deutschen Königs Heinrichs IV. Gemahlin, Agnes, war eine Tochter Wsewolods I. (von 1078 bis 1093). Auf so vielen Thronen waren damals noch beide Kirchen mit einander vermählt, ohne daß ein Ukas die Erziehung der Kinder in der russischen Religion vorgeschrieben hätte. In gleichem Sinne zeigt uns die Geschichte, wie diese Fürstinnen sowohl in ihren katholischen Königreichen, wie in ihrer russischen Heimath Klöster stifteten, dort den Schleier nahmen, und sich der Unterweisung der Jugend und den Liebeswerken christlicher Barmherzigkeit widmeten. Ein anderes Beispiel dieser Gemeinschaft ist das Antoniuskloster bei Nowgorod, von dem heil. Antonius, dem Römer, 1117 gestiftet.

Ja es scheint sogar, als habe Wladimirs Sohn, Jaroslaw, sey es nun in katholischem oder autokratischem Sinne, seine Kirche von dem Patriarchenstuhl in Konstantinopel unabhängig zu machen gesucht; 1036 ernannte er einen Bischof von Nowgorod, und 1051 berief er, ohne Rücksicht auf Konstantinopel, die Bischöfe Rußlands, den Metropolitenstuhl zu besetzen, und sie mußten einen Russen, Hilarion, erwählen. Allein nach dessen Tod machte der Patriarch seine Autorität wieder geltend, und Rußland ließ bis zum Falle Konstantinopels seine Metropoliten durch die Patriarchen weihen.

Wie wenig es ursprünglich in der Absicht der russischen Fürsten und Priester lag, das byzantinische Schisma zu theilen, geht auch daraus hervor, daß, als 1054 Papst Stephan X., den Urheber der Trennung, den Patriarchen Cerularius in den Bann that, die päpstlichen Legaten dem Kaiser auf sein Gesuch eine Abschrift dieses Bannspruches aus der

Stadt der Russen übersandten, denn auf diesem Weg kehrten sie zurück, als sie von Byzanz fliehen mußten. Desgleichen nahm auch unter dem Metropoliten Ephraim (1090 bis 1096) die russische Kirche für sich allein, unabhängig von der griechischen, die am 9. Mai 1087 erfolgte Translation des heiligen Nikolaus von Myra in ihren Festcyclus auf.

Ein Ereigniß jedoch, das mehr als jedes andere zeigt, wie auch noch nach dem griechischen Schisma in Rußland der Stellvertreter Christi in Rom als das Haupt der gesammten Christenheit und die Zuflucht der Bedrängten angesehen wurde, zeigt die Geschichte des Fürsten Isäslaw. Aus seiner Herrschaft Nowgorod vertrieben, kehrte er zuerst mit der Hülfe des katholischen Polenkönigs Boleslaw zurück; zum zweitenmal vertrieben, wendet er sich an den König des katholischen Deutschlands, Heinrich IV., in Mainz, der den Trierer Propsten Burchard, 1075, zum Großfürsten Swätoslaw nach Kiew mit drohenden Worten sendet. Der Russe zeigte ihnen prunkend seine Schätze: Gold und Silber und reiche Stoffe; sie sprachen aber, ohne sich blenden zu lassen: Herr, was ist todter Reichthum gegen Tapferkeit und Großmuth. Als sie aber dennoch unverrichteter Sache, wenn auch reich beschenkt, heimkehren mußten, sandte Isäslaw seinen Sohn nach Rom, und rief die Hülfe Gregors VII. an, sich bereit erklärend, nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Autorität des heiligen Stuhles in seiner Herrschaft anzuerkennen. Gregor willfahrte dem Bittgesuche des vertriebenen Fürsten; er übergab seinem Sohne ein väterliches Mahnungsschreiben an ihn selbst, und schickte seine Legaten als Gesandte des heil. Petrus an den Großfürsten und den Polenkönig ab, auf daß im Namen des heil. Petrus der Vertriebene in seinem Fürstenthume wieder eingesetzt werde und das Seine zurückerhalte. War auch dießmal die Gesandtschaft ohne Erfolg, so söhnten sich doch zwei Jahre später die Brüder aus, und Isäslaw kehrte in sein Land zurück; allein von jener Anerkennung der Autorität des heiligen Stuhles,

die er in der Stunde der Noth versprochen hatte, war nicht ferner die Rede mehr.

Daß aber diese Berührungen mit Rom, statt häufiger und inniger zu werden, vielmehr sich in das Gegentheil umkehrten, und zuerst in gänzliche Theilnahmlosigkeit und dann in entschiedenen Haß sich umwandelten, daran haben ohne Zweifel jene Metropoliten, welche die russische Kirche von Konstantinopel erhielt, den vorzüglichsten Antheil. Es ist wahr, sie leisteten Rußland große Dienste, indem es durch sie an den Wohlthaten und Schätzen altgriechischer und altchristlicher Bildung Theil nahm; sie verpflanzten griechische Künste und Wissenschaften in den rauhen barbarischen Norden; durch sie ward es daher auch den Klöstern, und vor allem dem berühmten Höhlenkloster bei Kiew möglich, die Bildner und heilig verehrten Erzieher des russischen Volkes zu werden. Auf der andern Seite fügten sie aber auch Rußland den unermeßlichen Schaden bei, daß sie ihm allgemach den Geist der griechischen Abgeschlossenheit und jenen leidenschaftlichen, schismatischen Haß einflößten.

Zwar boten die Kreuzzüge den Päpsten manche Gelegenheit dar, die Stimme ihres Oberhirtenamtes auch an die Slavenstämme des griechischen Ritus zu richten; waren ja sie zunächst von Tartaren und Türken bedroht, und galt es, so manche Stätte ihrer orientalischen Kirche zu befreien oder vor Untergang zu bewahren; allein unglücklicher Weise trugen die Kreuzzüge mehr dazu bei, den Zwiespalt tiefer und bewußter zu machen, als die getrennten Kirchen einander zu nähern. Die mißtrauischen Griechen argwöhnten hinter der religiösen Begeisterung des Abendlandes nur politische Zwecke ehrgeiziger weltlicher Eigensucht; so erwachte die alte Eifersucht mehr als je, und verwandelte sich in tiefen, verbissenen Grimm, der beim Anblick so mancher Ausschweifungen und Ausgelassenheit jener zahllosen, undisciplinirten Schaaren, die den Orient überströmten, sich immer steigerte. Allein zuschwach, dem fremden Uebermuth in würdiger, ernster Haltung offen

entgegenzutreten, und zu mißtrauisch, um den fremden Brüdern in allem Guten und Löblichen ehrlichen Beistand zu leisten, und ihre Begeisternng für den gemeinsamen heiligen Glauben zu theilen, nahmen die Byzantiner zur Hinterlist und zu treulosem Verrath, der Waffen des Meuchelmordes längst gewohnt, ihre Zuflucht.

Wenn nun auch Rußland, minder unmittelbar berührt, diesen Ingrimm nicht theilte: so war doch der Einfluß seiner griechischen Metropoliten und seiner Verbindung mit Byzanz groß genug, um keine Begeisterung für die Kreuzfahrer aufkommen zu lassen. War ja des Großfürsten Swätopolks zweite Gemahlin selbst eine Tochter des Comnenen Alexis, der die Kreuzfahrer so treulos behandelt hatte.

So zeigten die Fürsten sich kalt gegen die wiederholten Aufrufe der Päpste, und gewiß zum großen, unersetzlichen Schaden ihres eigenen Landes, das dadurch aus dem Sonnenlicht der Geschichte in den Schatten einer erstarrenden, lebentödtenden Abgeschiedenheit zurücktrat, die noch bis auf den heutigen Tag ihre verderblichen Nachwirkungen geltend macht. Denn während das Land sich also in theilnahmloser Selbstsucht in sich beschloß, wozu wurden seine müßigen Kräfte verwendet? welches Bild bietet uns seine Geschichte dar? sicherlich kein erfreuliches.

Wladimir war nicht blos äußerlich, er war auch innerlich ein Christ geworden; das Gleiche kann man aber keineswegs von seinen Nachfolgern im Allgemeinen sagen. Auch sie bauten Kirchen und stifteten Klöster und beobachteten die Fasten und gingen wallfahrten, erfüllten alle Ceremonien und Bußübungen des griechischen Ritus mit ängstlicher Genauigkeit, ja seit dem Jahre 1146 bis zum 17ten Jahrhundert sind fast alle russischen Fürsten in der Mönchskutte, die sie beim Herannahen des Todes oder im Augenblicke des Verscheidens anlegten, gestorben. Und doch wie viele von ihnen haben durch ihre Thaten, die Lehre, die sie äußerlich bekannten, geschändet, und ein Leben, wie das ihrer alten, blutigen, heidnischen

Vorfahren geführt. Wladimir selbst starb noch zur rechten Stunde, um nicht das Herzleid zu erleben, das Schwert gegen seinen Sohn führen zu müssen, und nach ihm sind fast alle Seiten der russischen Geschichte, mit wenig Ausnahme, voll von Brudermord und Bürgerkrieg. Die Fürsten, die nächsten Verwandten wüthen fast ununterbrochen wider einander, einer will den anderen von seinem Fürstenstuhl stoßen und die Alleinherrschaft an sich zu reißen. Wir begegnen manchem, der zu den Feinden des Reiches, zu den Heiden flieht, der im Staube kriechend ihre Gunst sich erschmeichelt und erbettelt, um die Verwüster gegen sein unglückliches Vaterland zur Erfüllung seiner ehrgeizigen Selbstsucht zu führen. Die heiligsten Orte, Kirchen und Klöster, und die blühendsten Städte werden, wie z. B. Kiew, von Heiden und Russen gemeinsam geplündert und verwüstet und gehen in Flammen auf.

Was aber bei diesem Anblick jedes Gemüth mit Schmerz und Abscheu zugleich erfüllen muß, das ist jener Zug ehrloser Untreue, der sich durch dieß dunkle Gewebe hindurchzieht; wir sehen, wie diese Fürsten und ihre Großen wetteifernd mit den heiligsten Eiden spielen, wie sie ihre Hände mit blutigem, meuchelmörderischen Verrath beflecken, der dann wieder grausam und erbarmungslos gerochen wird. So bietet Rußland gar oft ein weites, schreckenvolles Kriegslager der traurigsten Verwüstung dar, und wenn das unglückliche Volk einen Augenblick aus seinem Jammer und seiner Barbarei auftaucht, so mähen Feuer und Schwert, im Dienste wilder Leidenschaften, alsbald die aufsprossende Saat wieder nieder.

Wohl übte die christliche Religion auch hier ihr heiliges Amt, die mächtigen Frevler schreckend, und die Wunden ihrer Opfer heilend; die russische Geschichte dieser Zeiten ihrer größeren kirchlichen Freiheit, ist reich an Beispielen, wo ihre Bischöfe mit festem, unerschrockenen Heldenmuthe und hochherziger Vaterlandsliebe vor die Fürsten und unter die rasenden Großen traten, und drohende Worte gerechten Zor-

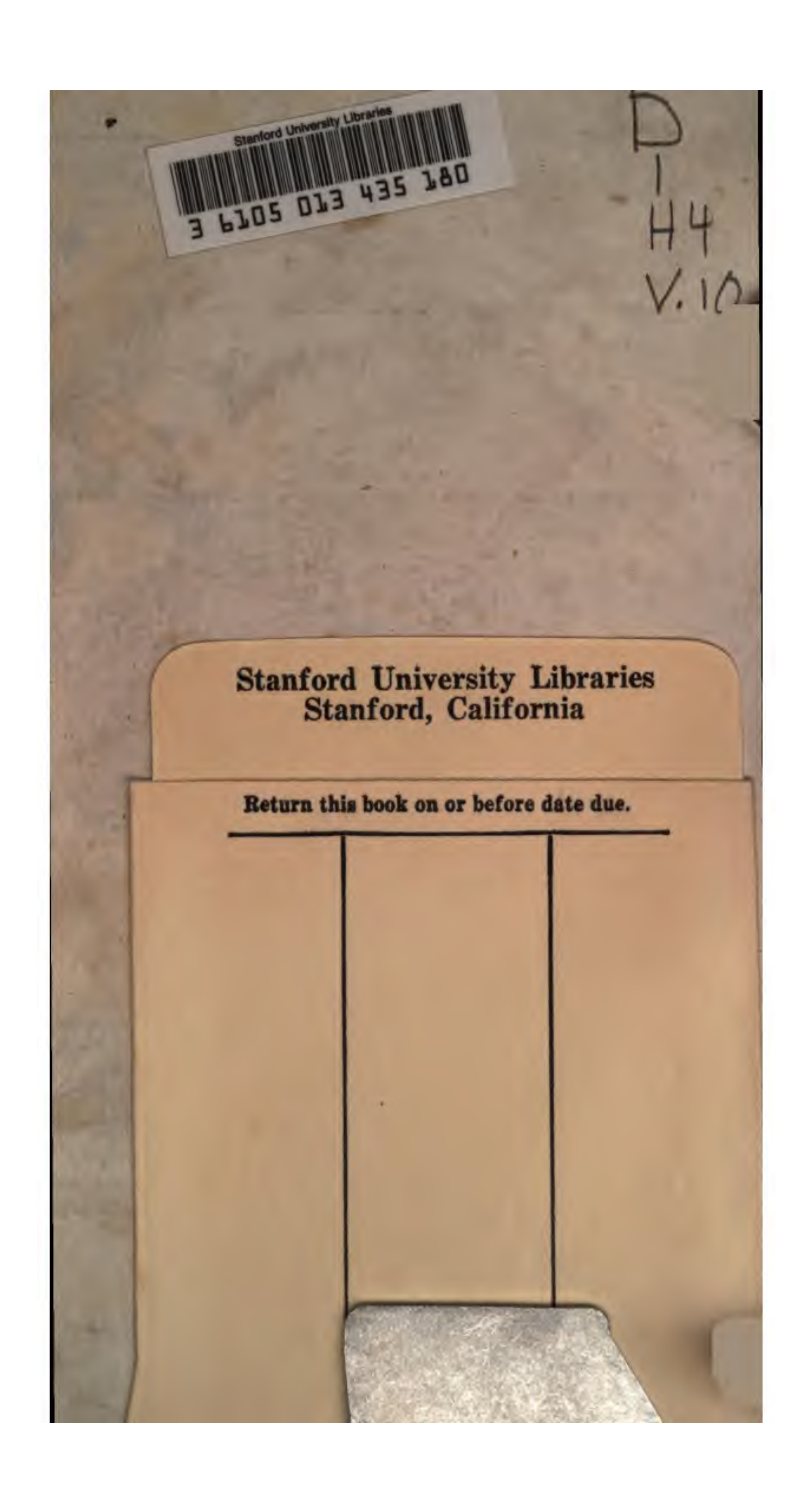
nes und flehender Milde sprachen, und so das gezückte Schwert abwandten, und die Herzen zu Milde und Erbarmen stimmten. Allein in dem Charakter, den diese Geschichte im Ganzen trägt, suchen wir vergeblich, jenen fleckenlosen Seelenadel, jene gemüthvolle Wärme und hoheitvolle Würde einer von der Religion innig und lebendig durchdrungenen und begeisterten Gesinnung. Es ist die geistige Freiheit und Bewegung, die dieser vom Hauptstamme getrennten Kirche im Fortgange der Jahrhunderte immer mehr fehlt, und wenn die Metropoliten von Byzanz auch den Russen griechische Civilisation brachten, so vernichteten sie zu gleicher Zeit alles originelle Leben; die russische Theologie erhob sich nie zu einer Wissenschaft; sie blieb stets eine dürftige, slavische Uebersetzung der griechischen; es erging hier der Wissenschaft wie der byzantinischen Kunst selbst, die sich auch nie zu jener, aus geistiger Freiheit und lebendiger Begeisterung entsprossenen, duft- und farbenreichen Blüthe abendländischer Kunst erhob. Ueberall zeigt sich das Aeußere mit seiner erstarrenden Gewalt vorherrschend; kein Wunder aber, wenn sich jene wilden Gemüther nicht durch bloße Fastengebote im Zaume halten ließen, und dann von Gewissensbissen über die begangenen Frevel losgelassener Leidenschaft beunruhigt, im Schrecken vor den drohenden Strafen, am Ende ihres Lebens, in der letzten Stunde, Beruhigung und Heil in der Mönchskutte suchten.

Bei diesem Zustande des religiösen Bewußtseyns mußte die nothwendige Folge seyn, daß in dem Maaße, wie die russische Kirche sich mehr von der allgemeinen abschloß, die weltliche Gewalt sich auch jener, den Leidenschaften so unbequemen geistlichen Autorität zu entledigen und sie zu ihrem dienstbaren Werkzeug zu machen suchte. Wurde die russische Kirche daher im Laufe der Jahrhunderte griechischer durch ihren zunehmenden Haß gegen die katholische, so wurde sie russischer durch die langsam und geräuschlos übergreifende Macht der Großfürsten. So sprach schon Fürst Oleg von Tschernigow

1096, als ihn der Großfürst zu einer Berathung mit der vornehmsten Geistlichkeit über das gemeine Beste nach Kiew berief: „Ich bin Fürst und mag weder mit den Mönchen noch mit dem Pöbel mich berathen". Selbst das kaiserliche Konstantinopel mußte sich herablassen, diesem wachsenden Stolze zu schmeichlen. Als der Sohn Wladimir Monomachs gegen Adrianopel vorrückte, erkaufte der Comnene Alexis den Frieden mit Geschenken und Reliquien, und ließ den gefürchteten Großfürsten 1116 zu Kiew in der Sophien-Kirche als Kaiser krönen. Kein Wunder daher, wenn nun auch Isäslaw, nach dem Tode des Metropoliten Michael 1145, das Episcopat seines Reiches von dem Stuhl in Konstantinopel unabhängig machen wollte: durch seinen Versuch entstanden große Spaltungen und Irrungen in der Kirche, doch damals war in der Geistlichkeit der kirchliche Geist noch so sehr über den nationalen, weltlichen vorherrschend, daß das Andenken dieses Fürsten 1156, wegen seiner Eingriffe in die Hierarchie, von der zu Kiew versammelten Geistlichkeit verflucht ward. Auch als der Fürst Andreas Bogolubski 1159 von Konstantinopel für seine Stadt Wladimir einen eigenen Metropoliten verlangte, schlug der Patriarch in einem darüber berufenen Conzil dieß Gesuch, das die russische Hierarchie mit einer Spaltung bedrohte, ab. Als jedoch der Patriarch Lukas Chrysobergas, ohne großfürstliche Zustimmung, 1164 Johann III. als Metropoliten nach Rußland sandte, und dieser dem russischen Bojaren Georg Tussemkowitsch, den der Großfürst als seinen Erwählten nach Konstantinopel zur Weihe gesendet, zuvorkam, willigte der Großfürst Rostislaw nur unter der Bedingung in die Annahme des Griechen, daß Kaiser und Patriarch in Zukunft keinen Metropoliten für Rußland ohne Zustimmung der russischen Regenten erwählen sollten. Mit diesem Rechte aber war der Weg angebahnt, der zur gänzlichen Unterjochung der Hierarchie führte, wie sie heute in Rußland besteht.

Daß bei diesem Bestreben nach unumschränkter, willkührlicher Macht die Großfürsten noch weniger Neigung fühlten, das Band, welches sie von dem nahen, ihnen so vielfach verwandten Byzanz ablösten, an Rom anzuknüpfen, leuchtet von selbst ein. Vergeblich forderte daher Clemens III. sie zur Theilnahme am Kreuzzuge auf; im Gegentheil, der Riß zwischen beiden Kirchen ward tiefer und unheilbarer denn je, als 1204 das griechische Kaiserthum, nicht so wohl durch das Schwert der Franken, als durch innere Zerrüttung, beständigen Thronwechsel, gränzenlose Verworfenheit und treulosen Verrath fiel, und die Kreuzfahrer ein lateinisches Kaiserthum auch in Konstantinopel errichteten. Damals fluchten die Russen, die nun ihre Metropoliten zu Nicäa von den geflüchteten Patriarchen weihen lassen mußten, den Franken, und sie haben noch bis heute diesen Fluch nicht vergessen. Allein jene Abgeschlossenheit, die sie, im Geiste des schismatischen Konstantinopels, von den Kreuzzügen als theilnahmlose Zuschauer fern gehalten, sollten sie selbst bald büßen; denn nur wenige Jahre nach der Eroberung Konstantinopels erschienen die Tartaren an der Kalcha, um die Großfürsten und Metropoliten Rußlands und ihre, in ewigen Bürgerkriegen zerrissene Großen, in ein gemeinsames heidnisches Joch zu schlagen, das, dem türkischen Konstantinopels vorangehend, 250 Jahre auf ihnen lastete.

(Schluß folgt.)


Stanford University Libraries
3 6105 013 435 180
D
1
H4
V.10
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.

